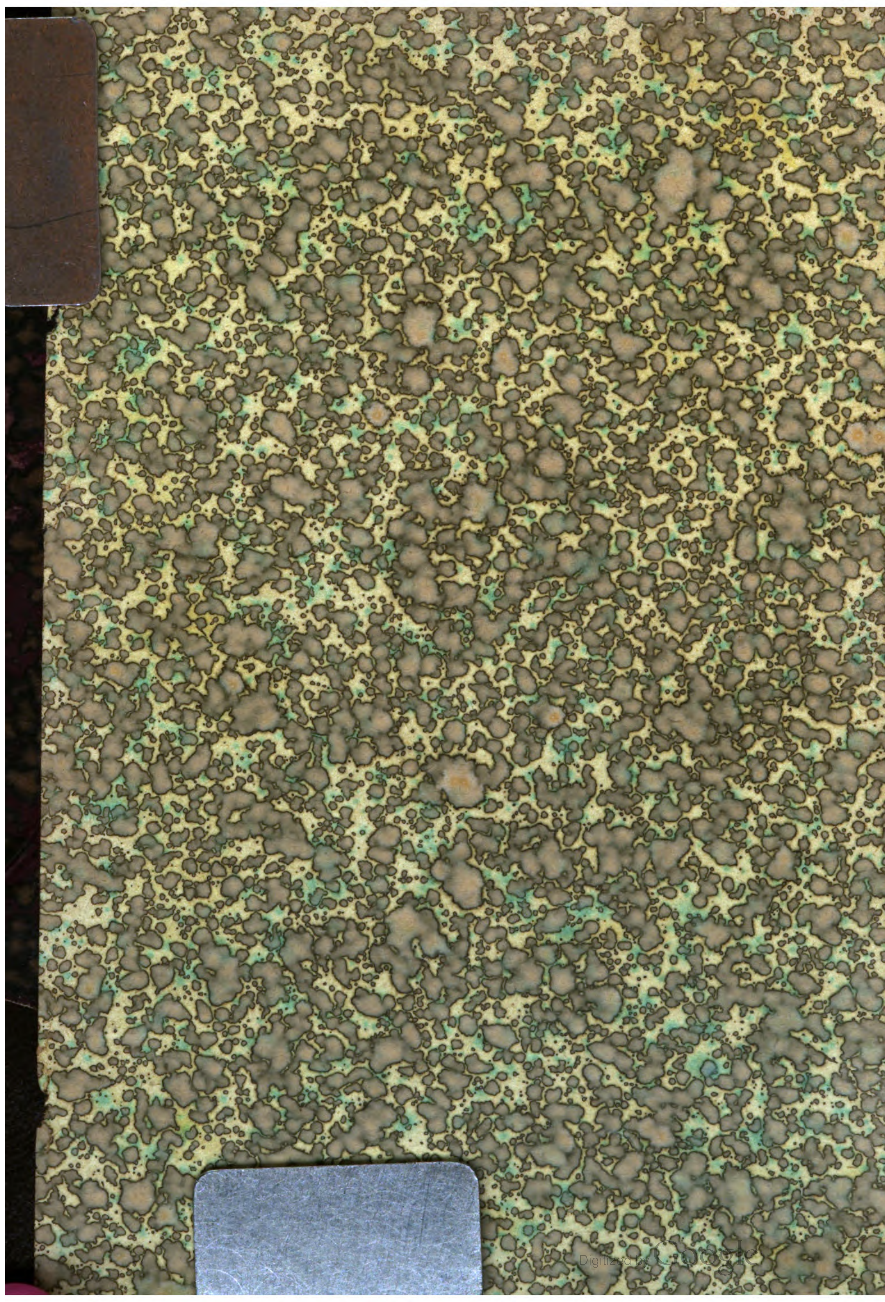
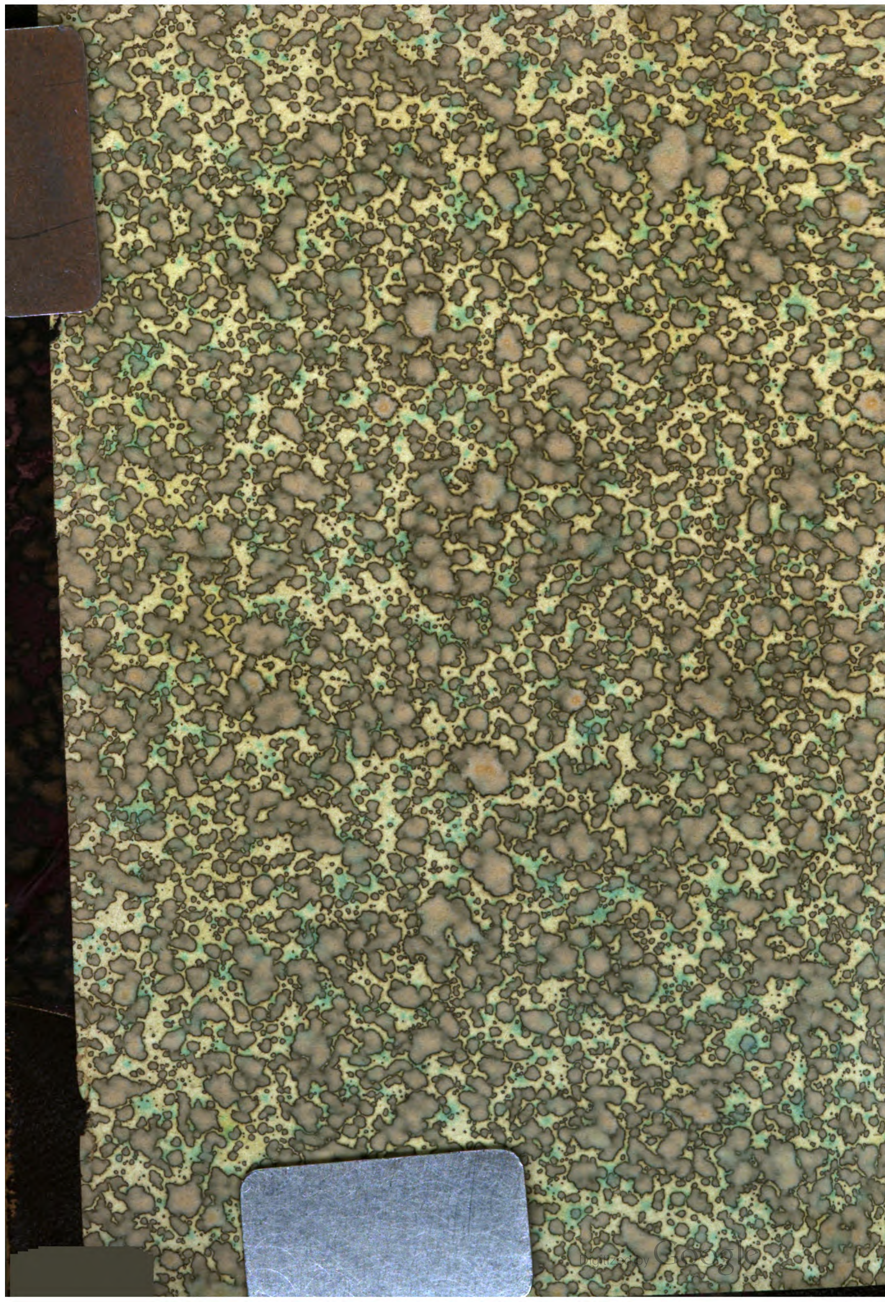

HN 3R3D 0









E. Fairchild

Leiden und Freuden

eines Schulmeisters.

Von

Jeremias Gotthelf.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Julius Springer.
1877.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Inhaltsverzeichniß.

sich schämte und sein strohloses Dach mit allerlei Pflanzen und Trümmern bedeckt hielt, halb versteckt in den Bäumen und im Schatten des Waldes — meinten sie: das sei hier doch gar zu romantisch. Ich verstund den Ausdruck nicht, hielt es aber für ein Spott- und Hohnwort und hetzte hinter dem Tennsthor hervor unsern Spitz auf sie.

Daß Alles nicht besser aussah, hatte seine zwei guten Gründe. Mein Vater hatte das Gütlein nicht schuldenfrei, sondern er mußte alle Jahre fünfzig Thaler Zins auf demselben bezahlen. Sein Vater war schon schuldig gewesen. Und er wurde noch mehr schuldig, weil er seinen Schwestern herausgeben mußte. So häufte sich von Geschlecht zu Geschlecht die Schuldenlast an. Gewiß ist aber auch Niemand gedrückter, als der Besitzer eines kleinen verschuldeten Heimwesens, er mag ein Handwerk haben oder keins; der hängt sein Lebenlang zwischen Tod und Leben, kann nicht leben, kann nicht sterben, wenn er auch noch so fleißig ist. Die gemeinen Lasten sind im Verhältniß größer als bei größern Gütern, Verbesserungen lassen sich weniger anbringen, auch hat man nicht die Mittel dazu; was gepflanzt wird, muß im Hause gebraucht werden; man bleibt hungrig dabei und muß noch dazu kaufen. Hat man kein Handwerk, so giebt es keinen Nebenverdienst, und der Zins kann nicht aufgebracht werden; hat man ein Handwerk und ist nicht sehr gescheut, so pfuscht man auf dem Gut und im Handwerk, treibt keines recht und kommt auch nirgends hin. So mußte auch bei uns alles aufgeboten werden, um den jährlichen Zins aufzubringen; auf Verbesserungen oder gar Verschönerungen hatte man nichts zu verwenden, nicht einmal auf die nöthigen Reparaturen. Und weil man kleinen Schaden nicht ausbesserte zur rechten Zeit, so wurde er groß, und um ihn zu heilen, mußte man neue Schulden machen. Wer für sein Dach z. B. zur rechten Zeit zehn Kreuzer scheut, der kann später zehn Gulden rüsten. Aber das bedenken Wenige; sie fühlen nur den Geldklamm, in welchem sie sind. Mein Vater hielt sein Handwerk für die Hauptsache, und es war ihm in der Seele zuwider, wenn er außer seinem Webkeller etwas thun sollte; dann konnte ihm Niemand etwas recht machen. Die Frau und später die Kinder sollten Alles besorgen, und das ist der zweite Grund, warum es nicht besser aussah. Man kann sich denken, wie es zugeht, wenn eine Frau, die entweder Kindbetterin oder guter Hoffnung ist, Alles in Allem thun muß: Kinder säugen oder

hüten, Schweine mästen, Kühe füttern, für Menschen kochen, pflanzen, begießen, jäten, mähen, dreschen, spinnen soll, und wie es ihr sein muß, wenn sie mit nichts ausreicht, weder mit der Arbeit noch mit dem Gelde, wenn sie manchmal in die Erde sinken möchte vor Mattigkeit und Müdigkeit mit ihren geschwollenen Beinen, und dazu ein Kind hier schreit, das andere dort, und der Mann mit sauern Augen sie fragt, warum das noch nicht gemacht sei und jenes nicht, und wann man doch einmal essen könne, und warum sie die Kinder brüllen lasse?

Und wenn sie zu diesem Allem nichts brauchen soll, nichts anschaffen darf und über jeden Kreuzer ein endloses Gefrägel ist und der Mann keinen Verstand hat von einem Hausbedarf, sondern nur den jährlichen Zins von fünfzig Thalern im Sinn und Kopfe hat, so kann man denken, wie bös es eine solche Frau hat.

Das ist wahr: mein Vater selbst arbeitete auch brav. Allein entweder war er nicht besonders geschickt oder unglücklicher Art — er kam nicht weit. Früher hatte er Garn gekauft und auf eigene Rechnung gewoben für die Händler, allein das wollte nicht gehen. Und wenn er auf dieses Kapitel kam, so konnte er nicht aufhören zu schimpfen über die Ungerechtigkeit in der Welt.

Je ärmer man sei, meinte er, desto mehr hätte man nöthig zu lösen, aber das sei gerade umgekehrt, die Reichsten lösen aus ihren Sachen am meisten. So ein Händler oder Handelsherr sehe es Einem auf hundert Schritte an, ob man Geld nöthig habe, und gebe Einem sicher einen halben oder einen ganzen Pfennig weniger für die Elle, als wenn man kein Geld nöthig habe. Da werde man gedreht, daß Einem die Augen übergehen und man nur noch sehen könne, wie sie einem, der es nicht so nöthig habe, mehr geben für sein Tuch, das doch nicht so gut sei. Doch das sei noch nicht Alles. Wenn man glaube fertig zu sein und sein geringes Profitchen geschirmt zu haben, so müßte es gar nicht zu machen sein, wenn sie Einem nicht noch einen Abzug zu machen wüßten, entweder für die Fehler im Weben oder für Bleifäden oder für irgend etwas, woran das arme Weberchen nicht gedacht, das er sich aber mit blutendem Herzen müsse gefallen lassen, weil er halt nichts Anderes zu machen wüßte und mit solchen Großköpfen nicht prozediren könne.

Wenn diese wüßten, wie manchmal das arme Weberlein in seinem feuchten Keller bei seiner mühseligen Arbeit bei Kreuzer und

Pfennig ausrechnet, was es lösen sollte, und wie es eben so oft seinen Gewinn gegen seine Schulden oder seine Bedürfnisse hält, und das Schifflein emsiger fliegt, weil ihm angst wird, es möge es nicht geben, und wie das ein wichtiger Tag ist, wenn der Vater ein Stück abnimmt und damit auf Burgdorf oder Langenthal zu wandert, und wie auf einen Pfennig mehr oder weniger unendlich viel ankommt, und wie Weib und Kind bang auf die Heimkunft harren und auf das, was der Handelsherr gesagt und gegeben, und wie die ganze Haushaltung entweder seufzt, wohl oder übel schläft, je nachdem der Handelsherr bei guter oder böser Laune gewesen — wenn sie das Alles wüßten, sie würden sicher eine Flasche weniger zum Ueberfluß trinken und einen Pfennig mehr zur Nothdurft geben, oder sie müßten dann steinern sein durch und durch und um und um.

So mußte endlich mein Vater seine Selbstständigkeit auf- und sich einem der Herren als Weber zu eigen geben. Nur was man selbst pflanzte, verwob er auf seine Rechnung, und wenn er einmal ein eigenes Stück wegtragen konnte, so hatte er einen ganz andern Schritt und trug den Kopf ganz anders, und wenn er dann dieses Stück keinem Händler zu geben brauchte, sondern irgend einer Frau in der Stadt anhängen konnte, dann kam er wohl auch mit dem Hütchen auf der Seite und einem kleinen Stecher heim.

Einmal hatte er einen großen, da hatten wir Kinder Spaß und Freude. Er hatte einer Frau Tuch verkauft, und die hatte ihm, weil eben ihr alter Weber gestorben, zu weben gegeben. Der Vater hatte sich Anfangs geweigert es zu nehmen, weil sein Herr verdammt aufbegehrisch war und keinen Tag auf die Arbeit warten wollte und seine Arbeiter beim geringsten Verzug auspudelte, ärger als ein Pascha mit drei Roßschweifen. Endlich nahm er doch eine Partie Garn, weil er mehr Verdienst dabei sah und durch früheres und späteres Arbeiten den Andern nicht aufzuhalten hoffte. Als er der Stadtfrau das Tuch brachte und vormessen wollte nach Webersitte, machte die gar ein schlaues Gesicht und sagte: „Ja Weber, ich bin auch nicht dumm. Wenn die Weber schon schlimme Vögel sind, so können sie mich doch nicht mehr überlisten. Ich will darum absolut nicht, daß Du mir den Daumen missest zu der Elle und mich so an Ellen verkürzest.“ „Ja, Frau, das mache ich Euch, wie Ihr befehlet,“ hatte mein Vater gesagt ohne zu lachen. Beide schieden zufrieden mit einander; die Batzen aber, die der

ausgelassene Daumen an vermehrtem Weberlohn ihm eingetragen, hatte mein Vater vertrunken und darum den tüchtigen Säbel heimgebracht.

Mein Vater bildete sich ein, sein Verdienst solle den Zins machen und der Rest verwendet werden zu Abbezahlung der Schulden; der ganze Hausbrauch und alle Ausgaben sollten vom Ertrag des Gütchens bestritten werden. Er behauptete, Andere seien keine Weber, hätten überhaupt keinen Nebenverdienst, aber Schulden wie er und nicht mehr oder besseres Land — die müßten also auch gelebt haben und Zins bezahlen. Und woher müßten diese Beides nehmen als aus dem Lande? Er rechnete daher alle Jahre mit der Kreide und im Kopf, wie es nun anders gehen müsse, welches Pöstchen er ablösen wolle und wie er dann das andere Jahr ein noch größeres abzahlen werde. Aber er rechnete alle Jahre falsch und mußte froh sein, wenn er durchschlüpfen konnte ohne neue Schulden.

Der gute Weber hatte nur das Einnehmen im Kopf, aber nicht die Ausgaben, — die schneite es ihm unerwartet zu beliebigem Nachtrag. Es mußte z. B. der Zimmermann ein neues Jauche-Loch machen, weil das alte einfiel. Das kostete Geld, und deswegen gab er der Frau manchen Tag kein gutes Wort. Die Kuh wollte nicht mehr trächtig werden, sie mußte vertauscht, Geld zugeschossen werden. Er sagte: Frau! jetzt kannst sehen, daß es mit dieser nicht eben so geht wie mit der alten — sonst geht es dir nicht gut! — Es kamen Krankheiten über die Kinder, die machten Auslagen, Krankheiten in den Flachs, die verminderten die Einnahmen, und die Frau mußte alle Tage ihre Brummelsuppe schlucken. Und wenn dann noch ein Kindbett dazu kam, dann mußte sie alle Tage hören, sie könne nichts anders als Kinder haben, und wenn sie, wie es auf dem Lande der Brauch ist, zu Ader lassen wollte, so mußte sie alle ihre Schliche anwenden, um zu den vier oder fünf Batzen zu kommen, welche zu der üblichen Kur nöthig sind.

Die Weiber bilden sich nämlich ein, wenn man Blut auslasse, so sei oben darauf wenigstens ein Schoppen rother Wein nöthig und ein Stück Fleisch, und der Doktor, welcher diese Kur am besten zu verordnen weiß, bei dem lassen die Weiber am liebsten zu Ader. So sah man vor einiger Zeit an bestimmten Tagen eine Menge stattlicher Weiber an einem gewissen Orte stattlich einherschreiten, und keine ging ohne ein gefülltes Säcklein heim, und

eine Menge minder stattlicher Weiber tranken wenigstens den genannten Schoppen Rothen. Es war nicht Sonntag, nicht Markt, aber es war Aderlaßtag, und der Doktor an selbem Orte verstund das Aderlassen besser als alle. Er verordnete nämlich den Vermöglichern nicht blos einen Schoppen, sondern eine förmliche Kur, die mehrere Tage dauern sollte und darin bestand, daß die Weiber während dieser Zeit frisches Fleisch und ein Glas guten Wein brauchen sollten. Das war den Weibern das Rechte, und sogar die Kinder, denen ein gutes Mutterli immer einen Theil von dem, was es ißt und trinkt, zukommen läßt, freuten sich auf diese Tage und fragten oft: „Mutter, willst nicht bald wieder zu Ader lassen?“ Der Doktor, der Schalk, vergaß sich aber auch nicht, zum Aderlaß gab er mit bedeutsamer Miene ein klein Tränklein, welches nothwendig mit den andern Sachen zu gebrauchen sei, und so zog er über den gewohnten Aderlaßbatzen noch drei Batzen für unschuldige Kräuter und verschaffte sich so nicht nur stattliche Weiber zum Aderlassen, sondern auch eine stattliche Einnahme, daß er auch für sich die Kur brauchen, frisches Fleisch essen und guten Wein trinken konnte, so viel er wollte.

Die Behandlung des Vaters nahm die Mutter so hin, ohne daß es oft Streit gegeben hätte. Zuweilen stichelte sie wieder, sagte z. B., es sei kommod am Schatten zu sitzen und zu befehlen, klagte bei einer Nachbarin, ihr Mann sei der Unverständigste, Wüsteste, den es geben könne, und nie wüster, als wenn sie guter Hoffnung sei. Später mußten dann die Kinder hören, was sie gegen den Vater auf dem Herzen hatte.

So war unsere Haushaltung nicht bekannt als eine störrige, zweispältige, sie war nur, was tausend andere auch waren. Diese täglichen Reibungen, dieses freudlose Ringen mit des Lebens Mühen und Nöthen hatten die Gemüther versäuert durch und durch, so daß Alles im schlimmsten Lichte angesehen, bitter aufgenommen wurde, am bittersten das Glück des Nächsten. Wenn Einer ein Erbe gemacht oder einen guten Handel, so ergoß sich die Galle der Eltern auf alle erdenkliche Weise, und der Vater hustete noch einmal so viel als sonst. Unglück mochten sie aber Jedem gönnen, und es nahm sie immer Wunder, daß es nicht schon früher eingetroffen oder nicht ärger gekommen sei. Aus diesem kann man schließen, daß Beide nicht besonders viel eigentliche Religion hatten. Sie schimpften zwar oft über die Welt, und wenn sie Jemand

recht herunter machen wollten, so sagten sie, er glaube an keinen Gott und an keinen Teufel. Sie ließen uns Kinder beten, und mitten drin sagte die Mutter: „Dort geht der D . . . Schelm, der uns unsere Aepfel gestohlen hat!" Der Vater ging öfters in die Kirche, weil er im Dorfe etwas zu verrichten hatte und gerne etwas Neues vernahm, besonders im Winter, wenn man Schweine zu verkaufen hatte, um zu hören, was sie gelten. Die Mutter hingegen ging höchstens alle zwei Jahre einmal zum Nachtmahl.

Wir fürchteten es allemal, denn am Morgen ehe sie ging, war sie von einer Laune ohne Gleichen; sie turnirte in der Küche herum wie wild, und das Kind, das ihr vor die Füße lief, erhielt Schläge. Wenn sie heim kam, hatte sie gewöhnlich auf den Pfarrer zu schimpfen; der sei auch einer auf die neue Mode, man verstehe sich gar nicht auf ihn. Ehemals habe man das Abendmahl ausgelegt, wie es Einem so wohl mache, und wie man selig werden könne, wenn man es genieße, wie ja darum Christus für Alle gestorben sei, die das glaubten, und wie die Seligkeit so schön sei und im Himmel Alles glitzere und es lustig sei dort. Der wisse von dem Allem nichts zu sagen, sondern sage nur immer, man solle Das thun und Jenes nicht thun, und eine Frau habe ihr heute gesagt: der Pfarrer habe letzthin gesagt, er wisse nicht, wie es im Himmel sei. Ob man denn einen solchen Laffen zum Pfarrer machen solle? frage sie. Ehedem wäre er nicht gut gewesen für einen Schulmeister, jetzt mache man solche Pfarrer. Da wundere es Einen nicht, wenn der Unglauben so überhand nehme, wenn der Pfarrer nicht mehr wisse, wie es im Himmel sei; das werde doch wohl in der G'schrift stehen.

Die Mutter und der Vater hatten keinen Begriff davon, daß die Religion etwas sei für alle Tage und für das Haus, daß sie im Grunde nichts Anderes sein solle als der Urquell all unsers Denkens, Redens, Handelns, der Urquell unsers ganzen Seins; sie hielten sie für ein Fürwahrhalten, daß Gott alle Worte in der G'schrift gesprochen, und daß man durch Christus selig werden könne, verbunden mit einem Dienst, den man durch Hersagen von Gebetsformeln und in der Kirche zu verrichten habe. Darum gedachten sie auch nicht von ferne daran, daß die Religion ihr Benehmen gegen die Nächsten und besonders ihr gegenseitiges zu bestimmen habe, gedachten gar nicht daran, daß durch die Religion jedes menschliche Wesen veredelt werden solle, und daß diese Ver-

edlung gerade die Bestimmung des Menschen sei. Das Nichtgedenken an diese Wahrheit hat die traurigsten Folgen allenthalben und vorzüglich in der Erziehung. So dachte Keines, daß es sich zu bessern, Fehler zu überwinden, die Kinder vor bösen Neigungen zu bewahren habe.

Dabei waren meine Leute aber doch nicht schlechte Leute, was man so nennt; sie galten für brave, von denen man nichts Apartiges wisse, als daß sie mit Mühe sich durchbrächten. Sie hatten so die allgemeine Rechtlichkeit, die vor Allem dem sich wahret, was an den Tag kommen könnte. Wenn wir etwas fanden, das Nachbarsleuten gehörte, so mußten wir es alsbald zurückgeben. Da hieß es: Was denkst? wenn es ihnen vor die Augen käme, was würden sie sagen? Gehörte das Gefundene aber einem Unbekannten, so gab man sich keine Mühe, ihn aufzufinden, ja er müßte gutes Beweismittel gehabt haben, wenn man es ihm zurückgegeben hätte. Sie betrogen auch keinen Nachbar und überhaupt Niemand ihresgleichen; aber wenn meine Mutter des Pfarrers oder Doktors Weibern einige schlechte Eier unter den guten anhängen konnte, so lachte ihr das Herz im Leibe, und wenn sie ihnen Spinnstoff verkaufte, so that sie kurzen Hanf unter den langen. Dann lachten die Beide, die Mutter und der Vater, und meinten, das thue solchen Leuten nichts, sie hätten Geld genug und merkten es nicht; sie aber hätten es nöthig, und was Einem Kniffe nützen thäten, wenn man sie nicht brauchen sollte. Wenn dann einmal eine der Frauen Unrath merkte, sich beklagte und drohte, nichts mehr von uns nehmen zu wollen, so begehrte meine Mutter nicht übel auf und räsonirte über die geizigen Herrenhunde, die Einem nichts gönnten, die Einem nichts für eine Sache geben und doch von Allem das Beste haben wollten.

Zweites Kapitel.

Wie es Vater und Mutter mit den Kindern hatten.

Das Ehepaar, das ich bis dahin schilderte, besaß acht Kinder, von denen ich das dritte war.

Man nehme mir es doch nicht übel, daß ich so offenherzig

von meinen Eltern rede. Ich thue es wahrhaftig nicht, um sie herabzuwürdigen. Weil ich weiß, daß unzählige Ehepaare dem elterlichen gleich sind, so hoffe ich, es könnte vielleicht eine solche Schilderung sie zur Erkenntniß ihrer selbst bringen und so ihnen und manchem Kinde Heil geschehen. Ich hoffe, daß je ehrlicher und aufrichtiger ich mich dargebe, um so größeres Erbarmen werde das Publikum mit mir haben und desto eifriger mein Buch lesen.

Wir Kinder wurden von den Eltern eigentlich als eine Last betrachtet, die man dadurch zu verringern suchen müsse, daß man alle Kräfte des Kindes in Anspruch nehme. Wir hörten sehr oft, Die und Die seien doch glückliche Menschen und könnten es so gut haben, weil sie keine Kinder hätten oder nur eins. Doch hatte alle Selbstsucht und die angesetzte Säure in den Gemüthern die von Gott so gütig in die Herzen der meisten Erzeuger gepflanzte natürliche Liebe zu ihrer Nachkommenschaft nicht ganz wegätzen können; sie liebten auch, aber auf eigene Weise und Keines was das Andere. Der Vater hielt viel darauf, daß er ein Gütchen hatte, und wenn er doch Kinder haben mußte, so wollte er einen Buben, um dasselbe auf ihn vererben zu können. Unglücklicherweise gebar aber die Mutter zuerst zwei Mädchen nach einander; die konnte nun mein Vater nicht leiden. Alles an ihnen war ihm zuwider, und über jeden Kreuzer, der um ihretwillen ausgegeben werden mußte, ärgerte er sich. Natürlich nahm sich die Mutter ihrer an, vertheidigte sie vor dem Vater; schalt er, so liebkoste sie die Kinder und belferte gegen den Ehemann. Hatten die Mädchen etwas gethan, das den Vater ärgern mußte, so half sie es ihnen vertuschen, den Vater belügen. Für ihre Kleidung wußte sie immer heimlich einige Batzen auf die Seite zu bringen, entweder aus dem Buttergelde (denn von der einzigen Kuh wurde neben der großen Haushaltung noch Butter verkauft) oder aus andern Erzeugnissen des Landes.

Ein Weib, das Geld machen will, findet auf dem Lande hundert Mittel dazu, kein Mann ist schlau genug, es zu verhindern, und doch sind Hunderte von Männern, die ihre Weiber durch übertriebene Kargheit zu solchen Kniffen zwingen und dummer Weise sich einbilden, sie könnten nicht beluxt werden.

Je älter die Mädchen wurden, desto mehr bedurften sie, desto mehr mußte der Vater betrogen werden und dabei war das das größte Unglück, daß die Mädchen mit betrügen, mit

stehlen halfen. Sie gewöhnten sich, ihre Wünsche nicht zu unterdrücken, sondern die Mittel zu ihrer Befriedigung auf unrechtem Wege zu erlangen. So stahlen sie später nicht blos dem Vater, sondern auch ihren Meisterleuten. Sie kamen in Schande und wir in großen Verdruß.

Es ist merkwürdig, daß gar viele Leute glauben, den Eltern stehlen sei keine Sünde. Und doch ist sicher die Sünde weit größer, wenn ich Jemandem stehle, dem ich Dankbarkeit schuldig bin, und der mir zu essen giebt, mich kleidet, als einem Fremden, der weiter mich nichts angeht. Aber eben so merkwürdig ist es, daß dem Vater selten auffiel, daß die Kleidungen, die sie trugen, nicht aus dem von ihm bewilligten Gelde angeschafft sein konnten, daß er wenigstens selten darnach fragte. Zufrieden im Glauben, es sei nicht aus seiner Sache gekauft, bekümmerte er sich nicht darum, woher es genommen sein könnte. Und wenn er zur Seltenheit einmal fragte, woher Dieses oder Jenes, so hieß es schnell, der Pathe oder die Pathin hätten es gegeben, und dieses wurde ohne irgend eine Nachfrage gläubig angenommen.

Als ich ihm endlich geboren wurde, hatte er gar große Freude, daß ihm nun sein Kronprinz für sein Kuhgütchen und seine zweitausend Gulden Schulden geboren sei, und auf diesen Thronfolger baute er fortan alle seine Pläne und Hoffnungen. Er sei nichts, sagte er oft, aber der da müsse etwas ganz Anderes werden, der müsse Alles lernen, was auf der Welt Einer nur lernen könne. Und würde es hundert Thaler kosten, es sollte ihn nicht reuen. Er wisse auch Leute, die nicht einmal Weber gewesen, die jetzt Geld hätten wie Heu und Häuser wie Palläste, die auf allen Märkten Hans oben im Dorfe seien und so ein Weberlein gar nicht ansähen, wie tief er auch sich beuge. So ein Händler müßte ich auch werden; hätten es Andere so weit gebracht, so wüßte er nicht, warum ich es nicht auch so weit bringen könnte. Und dann müßte ich eine reiche Frau nehmen, sie hätten auch alle reiche Weiber, ein schönes Haus bauen, sie hätten auch alle schöne Häuser, eine Chaise kaufen, sie hätten auch solche. In dieser wollten wir dann zusammen zu Markte fahren und allemal an dem Herrentisch sitzen und nach dem Essen um den Kaffee spielen. Dem Kaffee frage er zwar nichts nach, ein Glas Branntwein sei ihm lieber. Aber wenn man vornehm sei, so müsse man auch vornehm thun, sonst werde man verachtet. Dann ergötzte er sich an dem Gedanken, wie er

Diesem und Jenem es eintreiben wolle, daß er ihn schnöde angesehen, und wie er dann auch den Hut aufhaben und Andere die Kappe wolle heben lassen. Hatte er so recht sich ergangen in allen Hoffnungen, die er auf mich baute, so betrachtete er mich ordentlich mit Respekt und behandelte mich darnach. Er wollte nicht, daß ich schrie, und nie glauben, daß ich auch schreie aus unbekannten Ursachen wie andere Kinder, sondern nur, wenn man mich mit Fleiß schreien mache. Hörte er mich in seinem Webkeller, so kam er hervor und prügelte die Schwester, die mich warten sollte, oder begehrte mit der Frau auf, warum sie mir nicht zu saugen gebe, ihm zum Trotz lasse sie mich verschmachten. Es war keine Rede davon, daß man mir etwas abschlagen durfte. Geschah es einmal in seiner Gegenwart und verzog ich nur eine Miene, so brüllte er: „Willst oder soll ich?“

Er ging auf keinen Markt, von dem er mir nicht etwas kramte, keinem andern Kind aber je um einen Kreuzer. Und wehe dem, welcher meine Sache auch nur mit einem Finger anrührte! Ich war kaum zwei Jahre alt, so nahm er mich allemal mit, wenn er Sonntags zur Seltenheit einmal in's Wirthshaus ging, gab mir zu essen, was ich wollte, schüttete mir Wein ein, mehr als ich mochte, und rühmte dann, der möge ihn ertragen, aber der müsse ihn lernen trinken, der müsse einmal Wein genug haben. Meine Mutter nahm er dagegen nie mit, so oft sie sticheln mochte, einen Tropfen Wein hätte sie nöthiger, als der Lausbub da!

Man kann sich denken, wie lieb ich auf solche Weise der Mutter und den Schwestern wurde. Sie hatten meinetwegen alle Tage Verdruß, konnten mich nie gut genug halten und mußten zusehen, was ich alles erhielt, ohne Theil daran nehmen zu können.

Es scheint, mein Vater hatte die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern nie gelesen oder sie nur so gelesen, wie die meisten Leute lesen können. Er hatte nur die Worte gebrummelt mit den Lippen, ohne ihren Sinn zu verstehen und noch viel weniger die Anwendung auf das gewöhnliche Leben und auf seine eigenen Verhältnisse machen zu können. Er hatte nicht begriffen, was der Neid sei, wie leicht er geweckt werde, wie unglücklich er mache!

Das habe ich seither nur zu oft bemerkt, daß die Menschen die Namen von Tugenden und Lastern wohl kennen, aber sie nicht erkennen, wenn sie im Leben in ihnen selbst sich äußern oder äußern sollten. Sie merken nicht, wie sie hervorgerufen werden, gewahren

die Zeichen nicht, die ihr Keimen, ihr Wachsthum ankünden, und wissen noch viel weniger, wie das Wachsthum des Bösen könne gehemmt werden. Wenn der Fehler eines Nächsten sie reizt, so machen sie es wie ein einfältiger Mensch, dem ein Nagel in der Wand die Hand verwundet. Statt mit Vorsicht ihn herauszuziehen, und ihn zu entfernen, schlägt er ihn zornig an und in die Wand; hat damit die Wand verdorben, sich die Hand verwundet und wird früher oder später den Nagel noch empfindlicher fühlen müssen.

So denken die wenigsten Eltern daran, daß das ganze Thun und Lassen ihrer Kinder aus ihren — der Eltern — Herzen entspringt und ganz nach dessen Beschaffenheit sich regelt; sie achten blos auf das Thun und Lassen derselben. Und ein Thun und Lassen, das die Eltern selbst durch das Verderben der Kinderherzen erzeugt, meinen sie dann durch Schläge und Schimpfen züchtigen zu müssen und vertreiben zu können. Sie schlagen die Verdorbenheit nur in die Herzen hinein, Tücke und Verschlagenheit wölben sich als Rinde darüber, aber es kömmt die Zeit, wo die Eltern ihre Thorheit büßen müssen.

So hatte mein Vater von Neid gehört und gelesen, aber daß er selbst an ihm litt, wußte er nicht; daß er ihn in Weib und Kind pflanze, dachte er nicht; daß er durch Schlagen und Schimpfen den Neid mehre, in Haß verwandle, merkte er nicht; daß er durch eigene Schuld täglich größern Aerger habe, fiel ihm nicht ein. Und doch war das so natürlich, daß man glauben sollte, ein Blinder hätte es sehen müssen.

So wie die Mutter die Mädchen liebte, weil der Vater sie verfolgte, so war ich ihr zuwider, weil der Vater mich liebte. So wie er nur für mich Sinn und Sorgen hatte, so überwältigte sie der Neid, weil sie glaubte, sie verdiene doch eher ein weißes Brötchen oder einen Schluck Wein, als ich. Und wenn sie meinetwegen noch mehr Verdruß haben sollte, als sonst, so wollte sie, unser Herrgott nähme mich wieder, es ginge mir wohl und ihr noch besser, sagte sie oft. Die Schwestern, die an der Mutter hingen, theilten natürlich ihre Meinung, und weil ich immer Sachen hatte, die sie entbehren mußten, so mußte der Neid in ihren Herzen groß werden, und dann noch alle Tage Schläge wegen mir, mußte den Neid in Haß verwandeln, mußte die Folge haben, daß der Vater oft mit Recht sie abstrafen mußte, weil sie

wirklich sich gegen mich vergingen. Die Mutter schoß mich herum wie einen Strohwisch, wenn der Vater es nicht sah. Die Schwestern stahlen mir, was sie konnten, oder die Mutter gab ihnen, was mir gehörte. Sie stießen mich, und war ich gefallen, so rissen sie mich mit einer Sanftheit empor, die viel weher that als der Fall. Da mein Geschrei in beiden Fällen ungefähr das gleiche war, so mochten sie denken, weil sie allweg Schläge kriegten, so sei es nichts als billig, daß ich doch auch wüßte warum. War mein Vater den ganzen Tag fort, so war das ein Herrentag für sie und ein Leidenstag für mich. Konnte ich doch so viel schreien als ich wollte, er hörte es nicht; mochten sie mir nur halb genug zu essen geben, er sah es nicht.

Natürlich hing ich mich, getrieben durch angebornen Instinkt, an den Vater, wollte nur bei ihm sein. Natürlich klagte ich dem Vater, sobald ich reden konnte, alle erlittenen Mißhandlungen, lief zu ihm, wenn Eines mich nur sauer ansah. Natürlich hörte dies der Vater gerne und verleitete mich, all ihr Thun und Lassen ihm zu berichten. Darum wollten sie mich auch nicht bei sich leiden, sondern jagten mich von all ihren Arbeiten weg, und ich lief zum Vater. Daher wollte auch Niemand mit mir lernen in den ABC-Büchern, welche der Vater mir schon im dritten Jahre kramte und immer eines schöner als das andere. Die Mutter wollte nicht Zeit finden, mit den Schwestern gab es Krieg, und da die Lehrenden immer den Kürzern zogen, so kam der Lernende nicht weit und strengte sich nicht besonders an, er wollte lieber die goldenen Elephanten und Affen außer dem Buche, als die Buchstaben im Buche betrachten. Da aber dieses nicht Lernen hieß, so kamen die Schwestern und ich hintereinander, und die Schule endigte mit beiderseitigem Heulen. Der Vater mußte Lehrmeister werden, weil er absolut mich geschickt haben und zu einem großen Manne machen wollte. Er war ein wunderlicher Lehrmeister, der, wie sich von selbst versteht, keine Ahnung mehr davon hatte, wie lange das A-B-C-Lernen bei einem Kinde geht, wenn es nicht an bestimmte Anschauungen mit Bewußtsein gewohnt ist, sondern zum ersten Male an den Buchstaben, die zudem nicht besonders auffallende Merkmale haben, sie nicht nur üben, sondern alsobald die Folgen des gebildeten Anschauungsvermögens, eine schnelle Auffassungskraft bewähren soll. Er war, außer bei seinem Webstuhle, wo er mit dem schlechtesten Garn die größte Geduld haben konnte,

äußerst ungeduldig und reizbar und konnte daher gar nicht begreifen, warum ich, da ich den ersten Buchstaben doch alsbald gekannt, die andern immer wieder vergaß und verwechselte. Er schrie mit mir, kratzte in den Haaren, lief fort, aber schlagen that er mich doch nicht. Und weil ich gerne bei ihm war, und um bei ihm sein zu können, den Vorwand brauchte, lernen zu wollen, und damit er nicht fortlaufe oder mich fortschicke, mit aller Anstrengung Achtung gab, so kam ich bald glücklich durch das A-B-C zu den Sylben und auch schnell durch die Silben. Da ich aber nicht immer lernen konnte, so nahm ich fast von selbst das Spulen vor und machte es bald so ordentlich, daß der Vater mich für ein Weltwunder hielt und allen Menschen rühmte, er habe einen Buben daheim, solchen gebe es unter Tausenden nicht. Diesen Ruhm spendete er mir auch in meiner Gegenwart bei jeder Gelegenheit, so daß ich selbst nicht wenig auf mir hielt und wirklich glaubte, ich sei ein Wunderkind.

Sobald ich größer wurde, plagte mich der G'wunder, wohin der Vater Dienstags oder Donnerstags gehe und woher er mir den schönen Kram bringe. Lange hielt ich ihm an, mich mitzunehmen. Er hätte es längst gethan, denn er freute sich selbst darauf wie ein Kind und mochte nicht warten, zu vernehmen, was man z. B. in Burgdorf von mir sagen und wie man allgemein über mich staunen werde, indem er überzeugt war, daß man dort noch nie einen solchen Knaben gesehen. Als ich sechs Jahre alt war, versprach er mir einmal zur Herbstzeit, mich an den Markt nach Burgdorf zu nehmen, wenn ich das A-B-C-Buch noch einmal auslerne und ihm fleißig spule. Wie ich des Tages lernte und spulte und dann des Nachts träumte von dem Markt und der Stadt und allem dem, was mir der Vater sagte, das man da sehen könne, wie ich in einem beständigen Fieber war und an den Fingern Tag und Stunden abzählte und des Tages hundertmal sagte: „Vater, wenn wir noch vier Mal oder drei Mal geschlafen haben, dann ist der Markt, nicht wahr?" kann man sich denken. Endlich brach der ersehnte Tag an. Er traf mich schon erwacht und ungeduldig, weil die Mutter expreß mit dem Frühstücke zu zaudern schien, und die Schwestern mir meine Schuhe auch nicht salbten so geschwind ich wünschte. Da verklagte ich sie beim Vater; dafür haareten sie mich, als sie mir das Halstuch umbanden. Daß ich auf den Markt konnte und das ganze Jahr

sonst Niemand, das wollte Mutter und Schwestern fast das Herz abdrücken.

Endlich wanderten wir fort, der Vater mit einem Tuch zum Abliefern auf der Achsel, einem Korbe mit einer Balle Butter am Arm und ich mit einem Stecken in der Hand, der wenigstens eben so groß war als ich. Wie bei einem tüchtigen Landregen aus allen Winkeln Bächlein fließen, zusammenströmen, zu Bächen werden und endlich in den Fluß sich mündend, diesen anschwellen zum gewaltigen Strom: so sendet in weiter Umgegend fast jedes Haus seine Stellvertreter aus an einen schönen Burgdorfer Markt zu Lust und Kauf. Jeder trägt zu Markte was er hat, Viele nur den eigenen Leib. Auf allen Fußwegen sieht man Eilende. Sie sammeln sich schon zu Truppen in den Sträßchen und werden zu einer unabsehbaren Menge, wenn die Hauptstraße sie aufnimmt. Da wogt es dann wild durcheinander von Menschen und Vieh, und rasselnd schnurren die Bernerwägeli mitten durch, daß die Schafe nicht wissen wohin, und die plaudernden Fußgänger auseinander fahren, als ob eine Bombe unter sie gefallen wäre, und aus einzelnen Chaisen und Chars à banc schauen breite Gesichter wohlbehaglich auf die Menge nieder und fahren rasch durch sie hin, als ob sie den Herrentisch schon in der Nase hätten.

Was war da für einen Buben, der noch nie auf der großen Straße und an einem Markt gewesen war, nicht Alles zu sehen? Das Vieh zog mich mehr an als die Menschen, und bei den kleinen lieben Lämmchen mußte ich alle Augenblicke stille stehen. Je näher wir der Stadt kamen, desto schwerer hing ich an des Vaters Rocktasche, denn immer mehr hatte ich zu sehen. Als erst das Städtchen und das schöne Schloß so stolz sich mir darstellten, da wäre ich fast am Boden festgewurzelt, so große und so viele und so schöne Häuser hatte ich nie gesehen. Sobald ich mich von dem ersten Eindruck erholt, machte ich, um bald dort zu sein, so geschwinde Beine, daß der Vater kaum nachkonnte. Als wir in die Stadt kamen, gab es wieder Halt und zwar bei jedem Kramladen: „Nein, sieh doch, Vater, komm hierher!“ schrie ich bei jedem Schritt und zerrte an der Rocktasche, daß sie krachte.

Aber der Vater hatte nicht Zeit, er mußte das Tuch abliefern. Der Herr war gar ein exakter und schnauzte die Weber, die ihm nicht zu der Zeit kamen, welche er im Kopfe hatte, gar rauh ab. Wir waren ohnehin schon ziemlich spät; darum gab

der Herr auch gar kurze Worte, würdigte mich keines Blickes und gab mir weder einen Batzen noch ein gutes Wort. Darauf hatte der Vater gezählt und nahm es sehr übel. Wenn er einen Andern wüßte, der ihm beständig zu weben hätte, er ginge auf der Stelle zu ihm und ließe den fahren — sagte er.

Nachdem er das erhaltene Garn versorgt hatte, stellte er sich mit seiner Butterballe z'weg zum Verkaufen und legte das Tuch, mit welchem die Balle zugedeckt gewesen, schön zurück. Mir brannte der Boden unter den Füßen, ich zappelte um den Vater herum und hielt ihm an, daß er doch mitkomme aus der finstern Laube weg, zu den Krämern. Endlich gab er mir einen Batzen mit dem Bedeuten, ich solle mir daraus etwas kaufen, mich ein wenig umsehen, aber nicht weit gehen und ja bald wieder kommen. Er ließ mich ungern von sich; nicht daß er fürchtete, es könne mir etwas geschehen, sondern weil er dadurch um das Lob kam, das er von den Butter kaufenden Frauen über mich einzusammeln hoffte. Bis dahin hatte mich noch kein Mensch ordentlich angesehen, geschweige denn gerühmt, und das machte ihn fast böse.

Glücklicher als ein König stürmte ich fort mit meinem Schatz unter die Herrlichkeiten alle. Wo der Vater stund und welchen Weg ich nahm, achtete ich nicht, und daß ich ihn nicht wiederfinden könnte, dachte ich nicht. Ich ging von Bude zu Bude und versank in immer tiefere Bewunderung. Hier sah ich so schöne Manne auf den Rossen, oben roth- und unten blau, und Säbel und Gewehre daneben und schöne Wagen aller Art, dort Pelzkappen und Gold darum, das ganz prächtig glitzerte, gerade wie des Statthalters Bub eine hatte, um welche ich ihn immer beneidet, an einem dritten Orte ganze Haufen von Büchern und Bildern dabei, ach, so schön, so schön, wie ich mein Lebtag nicht gesehen, und neben dabei Lebkuchen, ganze Stöße und groß wie Ofenbretter. Vor allem stund ich still, wie lange, weiß ich nicht. Ich hatte Vater und Zeit und Alles vergessen. Den Batzen hielt ich in der Hand, dachte vor dem Sehen lange nicht an das Kaufen, und als endlich Wünsche nach dem Besitzen von etwas in mir aufstiegen, wußte ich lange nicht, was ich nehmen sollte. Mich hungerte, und die Lebkuchen lockten mich gar sehr. Aber die Pelzkappen waren so schön, die Manne auf den Rossen so stattlich, und die Bilder, ach! die gefielen mir gar zu wohl. Endlich siegte die Lust nach diesen, ich drängte mich durch, streckte den

Batzen dar und begehrte das Bild, welches mir am besten gefiel. Aber da lachte der Krämer und sagte, dieses koste manchen Batzen. Kleinere wollte er mir zeigen, aber mein Sinn war einmal auf dieses gestellt.

Da gedachte ich des Vaters, daß der viele Batzen habe, kehrte um, ihn zu suchen und Batzen zu holen. Ich lief und lief, aber fand den Vater nicht, fand den Ort nicht, wo ich ihn gelassen. Aus dem Gedränge der Leute konnte ich nicht kommen, konnte nicht wissen, wo ich war. Da wurde mir auf einmal entsetzlich bange um's Herz, eine Angst, von welcher man sich keinen Begriff macht, befiel mich, der Schweiß bedeckte mich, das Weinen übernahm mich und ich fing an zu schreien: „Aetti, o Aetti, wo bist?" Aber kein Aetti gab Bescheid. Es wurden Leute auf mich aufmerksam und fragten, wo es mir fehle. Ich fragte nach dem Aetti, sie nach seinem Namen und wie er einer sei. Hans heiße er, sagte ich, und habe einen gelben Rock an. Es gebe gar manchen Hans und viele gelbe Röcke hier, entgegneten sie, der Aetti werde wohl noch anders heißen, und wie man ihm noch sonst sage? „D'Mutter", schluchzte ich heraus, „sagt ihm zuweilen Zankeisen und Brummelbär." Da lachten die Leute und ließen mich stehen und weinen und Aetti schreien.

Alleine war ich in der großen Stadt, die mir endlos schien, allein unter den Tausenden; unter ihnen kein bekanntes Gesicht, keine theilnehmende Seele. Ein Jeder stolperte Geschäften nach oder gaffte nach einem guten Schick herum. Nirgends einen Aetti, nicht einmal das Thor fand ich, zu welchem wir herein gekommen. Ich wußte nur, daß ein großes Haus mit einer kleinen Thür dabei stand. In unendlichem Jammer drückte ich mich endlich an eine Mauer, hielt die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich, bitter wie in meinem Leben vielleicht nie. O, man kann sich das Furchtbare der Angst in einer Kinderseele, die sich verloren glaubt, nicht mehr vorstellen in den Jahren, wo man vergessen hat in eitlem Uebermuthe, daß man verloren gehen könne. Wenn einmal das Eisfeld der Selbstsucht sich über das Herz gelegt, und es kalt geworden ist in demselben wie in Lapplands unermeßlichem Schnee, da weiß man nicht mehr, was ein Kind fühlt, wenn es keinen Aetti, keine Mutter weiß, kein bekanntes Gesicht sieht, und es sich verlassen glaubt, alleine fühlt. Es ist wahre Höllenangst, und in dieser sieht man nichts und fühlt man

nichts als sie. Die Mannen auf den Rossen, Pelzkappen, Bilder, Lebkuchen — Alles war noch da und auch mein Batzen noch. Aber für alles dieses hatte ich keine Augen mehr, für mich gab es keinen Trost, da der eine mir fehlte, der mir Alles war, der Aetti. Und mein Aetti, den ich verloren, war nur ein armer Weber mit gelbem Rocke.

Da oben ist ein anderer Aetti, strahlend im ewigen Lichte der allmächtigen Liebe, es ist der reiche Gott, und die Sterne sind sein glänzend Kleid. Und den haben Viele verloren aus den Augen, und sie wissen nicht, wo er ist, und doch haben sie keine Angst, und behaglich wandern sie auf dem Lebensmarkte auf und ab, ergötzen sich mit Bildern und Lebkuchen, mit Puppen und Pelzkappen. Es wird Morgen, es wird Abend — sie kümmern sich um den Aetti nicht; ja, gemahnt an ihn, erschrecken sie und möchten die Reden von ihm für Träume ausgeben, für Träume schwindsüchtiger und mondsüchtiger Thoren. Ihre Herzen sind gefroren, sind Eisberge und Schneefelder geworden. Aber bedenkt! diese Herzen werden aufthauen, auffrieren. Dann wird das Bewußtsein sie erfassen, den großen Aetti verloren zu haben; dann wird ein unendlich Weh sich festsetzen in ihren Herzen, ein Weh über den verlornen Aetti, das keine Zunge ausspricht. Kennt ihr den Schmerz, wenn man gefrorne Finger unvorsichtig an den heißen Ofen bringt, wie man die Hände zusammendrückt und von einem Bein auf das andere sich stellt, wie Störche auf den Matten? Was meint ihr? Wie wird es dann thun, wenn einst die gefrornen Herzen am heißen Feuer der Seelenangst aufthauen müssen?

Ich weinte bitterlich, wie lange, weiß ich nicht. Da nahm mir Jemand die Hände von den Augen, und eine bekannte Stimme fragte: „Eh, Peterli! bist du's? Was hast, daß du so weinst?" Mit verdunkelten Augen sah ich durch Thränen auf und erkannte unsern Schulmeister. Unser Schulmeister hatte eine Schnupfnase und rothe Augen, aber ein Engel, und wäre es der Gabriel gewesen, hätte mir nicht schöner erscheinen können, als der alte Mann. O, was so ein bekanntes Gesicht Einem wohlthun kann, wenn man sich verloren wähnt! Das glaubt Niemand, als wer es erfahren. Thun nun bekannte Gesichter Einem schon so wohl, was meint ihr, wie müßten dem Verlassenen erst bekannte Herzen thun? Aber leider bleiben auf der Welt die meisten Herzen sich fremd; sind

doch die meisten Menschen Fremde in dem eigenen Herzen. Meinem Schulmeister konnte ich nichts Anderes sagen, als: ich habe den Aetti verloren, konnte ihm meine Freude über ihn nicht ausdrücken. Aber meine Thränen versiegten, sobald er mich bei der Hand nahm, die Angst schwand, und es war mir, als ob ich den Aetti schon hätte. Je größer ein Elend ist, desto dankbarer ist man für jede Hülfe, und der erste helfende Mensch, wenn er schon nicht der ersehnte ist, wird zum Engel, zum eigentlichen Gottesboten.

Dem Manne vergaß ich die Hülfe mein Lebtag nicht. Wie er auch sein mochte, ich behielt ihn lieb, und diese Liebe trug das Meiste dazu bei, mich zum Schulmeister zu machen. Er nahm mich bei der Hand und versicherte mich, daß wir den Aetti schon finden wollten. Im Stübli, wo er sein Garn hatte, und das der Schulmeister wohl kannte, suchten wir ihn, fanden ihn aber nicht, sondern nur den Bescheid, daß er außer Athem da gewesen, nach mir gefragt und wieder fortgelaufen sei. Wir gingen durch mehrere Straßen — wir fanden ihn nicht. Da erklärte mein Begleiter, es sei doch dumm, so einander nachzulaufen, so finde man sich nicht. Zudem sei es durstig Wetter, darum wollten wir in's Stübli gehen; dorthin komme der Vater allweg, und man könne doch dabei ruhig warten.

Als wir dorthin kamen, stunden wir vor der Thür still und sahen nach allen Ecken hin. Da sah ich aus einer hervorschimmern den ausgewässerten weißlichgelben Rock des Vaters, und wie er hastig und die Hände werfend daherschoß. Wie ich da aufjauchzte und ihm entgegen sprang! Und wie der Aetti mich empfing und Donnersbueb sagte und mich bei den Haaren nehmen wollte! Und wie ich von neuem zitterte und weinte, und der Schreck mir in alle Glieder schoß, daß sie bleiern wurden und fast steif! So hatte der Aetti mich nie angeredet, war mir nie so begegnet, das werde ich nie vergessen.

So war das Wiederfinden. Begreift ihr es, Leute? Ein erwachsener Mensch will nichts Unangenehmes empfinden, und wenn er es empfindet, nie Schuld daran sein, sondern das Kind soll zu dem bereits Erlittenen noch Strafe tragen für fremde Schuld. So geschieht es zu tausend Malen, so geschah es auch jetzt. Mein Vater hatte gewiß Schrecken und Angst empfunden, so gut als ich, hatte Stunden lang mich in Angstschweiß gesucht. Die Angst

wurde unbewußt zum Zorn gegen den Buben, der ihm die Noth verursachte, und Zornausbrüche bewillkommten mich statt Zeichen der Freude. Wer war aber eigentlich an Allem Schuld, als der Vater, der nicht daran dachte, daß ich noch nicht siebenjährig, nie hier, nie auf einem Markt gewesen, der nicht mehr der Eindrücke sich bewußt war, die ein Kinderherz empfangen mußte, der nicht merkte, daß es nothwendig ohne ein Wunder so gehen mußte. So dachte mein Vater auch durchaus nicht an den Eindruck, den sein Benehmen auf mich machen mußte, nicht daran, wie er mit roher Hand die ganze Marktfreude mir zerdrückte und noch manches Andere mit.

Freilich kam mein Vater bald wieder zu sich. Als er meine Thränen sah, ward er sogar weichherzig. Im Stübli ließ er aufstellen und nöthigte mich zu essen und zu trinken. Bratwürste ließ er kommen und befahl vom besten Wein. Allein mir war nicht mehr wohl, ich schluchzte fort und fort. Um mich zu tröften und seinen Fehler gut zu machen, schenkte er mir um so fleißiger ein, versprach mir noch Kram und sagte alle Augenblicke: „Weine nicht, Junge, wir wollen noch auf den Markt und kramen!“ Allein ich begehrte nicht mehr hin, der Kopf that mir weh von Wein und Weinen, daß ich nicht mehr aufsehen konnte. Ich wollte fort, ging aber so mühselig und klagte so nöthlich, ich möge nicht mehr laufen, daß der Vater froh war, als er mich unserm Müller aufladen konnte. Auf dessen Wagen schlief ich bald ein und erwachte erst wieder, als man mich vom Wagen nahm. So endigte dieser langersehnte Freudentag mit Noth und Leiden, und ich begehrte nachher nicht wieder zu Markte zu gehen, und noch lange träumte es mir, ich sei verloren und der Vater nehme mich beim Haar, und dann schrie ich so wehlich auf, daß der Vater aufstehen und mich tröften mußte.

Drittes Kapitel.

Wie ich um mein Kronprinzenthum komme.

Nach mir hatte die Mutter noch zwei Mädchen geboren, die ganz munter aufwuchsen. Wenn andern Leuten Kinder starben, so jammerten die Eltern oft, sie hätten nie das Glück, daß ihnen

je eins sterbe. Meine Mutter gebar zum sechsten Male, und das Kind war ein Sohn, und es starb wieder nicht. Ein Kindbette im Hause war eine so gewöhnliche Sache, daß man sich derselben wenig achtete; nur die Schwestern fingen an zu mukeln, die Mutter könnte das bleiben lassen, das trage nichts ab, so kleine Kröten seien Einem nur zur Plage, und zu erben werde es am Ende wenig geben. Zwei Tage blieb die Mutter im Bette, dann fing der Vater zu fragen an, wo es ihr fehle, daß sie noch nicht aufmöge. Da zwängte sie sich auf und fing wieder an die Haushaltung zu machen. Sie mußte zwar alle Augenblicke absitzen und beklagte sich bald über Dieß, bald über Jenes. Dann meinte der Vater, es werde schon bessern, und gab sechs Kreuzer um ein weißes Brötlein zu holen; das solle sie einstweilen brauchen und etwa auch ein Süppli kochen. So bald möglich ging daher die Mutter in die Kirche, weil sie dabei einen Schoppen warmen Wein trinken durfte im Wirthshause, ohne daß der Vater was sagen durfte.

Auch mit der Kindtaufe pressirte sie gar sehr und das aus folgenden Gründen. Das weiße Brötchen hielt natürlich nicht lange an, die Mutter sehnte sich nach den Gaben guter Leute, die man nach Landessitte einer Kindbetterin bringt, aber erst nach der Taufe. Es heißt, wenn man sie vorher bringe, so sei das ein Zeichen, daß man zu Gevatter wünsche gebeten zu werden. So aufdringlich will man also nicht sein. Es ist aber im Grunde mehr die Angst, zu Gevatter gebeten zu werden, welche abhält, sich zu zeigen; denn eine solche Gevatterschaft zieht gar bedeutende Kosten nach sich: den sogenannten Einbund, Kinderkleidchen, Geschenke an die Wöchnerin, an manchen Orten das sogenannte große Gutjahr, die ersten Hosen, das erste Mieder, ein blanker Thaler, gewickelt in ein Papier, auf welchem ein schöner Wunsch steht, und alle Jahre etwas, an manchen Orten bis man verheirathet ist. Dann die Ansprüche armer Eltern, das ganze Jahr durch, die das Recht zu haben glauben, bei den Gevatterleuten zuerst anzuklopfen in jeder Bedrängniß, und manchmal, wenn die Eltern sterben, die ganze Erziehung eines Kindes, das man zu den Seinigen in's Haus nimmt, das sind die Folgen einer Gevatterschaft auf dem Lande. Das ist schon bedeutend, aber die Menge bringt erst die Strenge.

Man macht sich in der Stadt gar keine Vorstellung davon, wie oft die sogenannten guten Häuser von den wildfremdesten Leuten

in Anspruch genommen werden. Es giebt Häuser, und nicht wenige, wo ordentlich über die Gevatterkinder Buch geführt werden muß, und wo ihre Zahl über hundert ansteigt. Ja, ich kannte eine Person, welcher diese einzige Ausgabe jährlich den ganzen Zins einer verpachteten Schmiede wegnahm, und der betrug, wenn ich nicht irre, zweihundertvierzig Thaler. Das ist eine indirekte Steuer, die auf den Reichen des Landes lastet, die man nicht beachtet.

Zuweilen geschieht es, daß vor der Taufe irgend ein heiraths-lustiges Töchterlein an dunklem Abend mit einem Backwerk aus Semmelmehl, oft so schwer wie ein jährig Kind, unter der Schürze vor der Taufe anrückt und zu verstehen giebt, sie wäre gerne Pathin, aber mit Dem und Dem, oder daß eine kupplerische Mutter eine Maaß Wein bringt und dabei andeutet, ihr Sohn wolle Pathe sein, aber jenes reiche Mädchen müßten sie zur Pathin nehmen, oder daß man eine Mittelsperson dazu braucht, um armen Leuten den Verstand zu machen, wen sie zusammen bitten sollen. Zuweilen kömmt dieses armen Leuten selbst in Sinn, und sie benutzen die Taufe, um junge Leute zusammen zu bringen, in der Hoffnung, man schlage ihr Gesuch um so weniger ab, wenn man höre, wer auch noch da sein werde. Das hat mich als Schulmeister tausend-mal geärgert, wenn ich die heilige Taufe zu solchen Kupplereien mißbraucht sah, wenn ich sah, wie die jungen Leute gar nicht daran dachten, wo sie stunden, und wie wichtig das sei, welches sie hier vor dem Herrn versprechen mußten.

Meine Mutter pressirte also mit der Taufe, um die Geschenke der guten Leute und die der Gevatterschaft, so wie die Maaß Wein und das Stücklein Fleisch, welches der Vater vom Kindtaufschmaus heimbrachte, bald zu erhalten und sie zu ihrer Stärkung zu benutzen. Das wirkte aber wenig, weil ihr die gehörige Ruhe fehlte und sie zu früh wieder Alles machen mußte. Ich bin überzeugt, eine Menge Weiber verwittern und verfallen vor der Zeit an diesem Mangel an Schonung und Ruhe in den Kindbetten.

Mein Vater hielt den Kindtaufschmaus im Wirthshause; er sagte, man sei zu Hause nicht dafür eingerichtet; der eigentliche Grund war aber, daß er glaubte, wohlfeiler davon zu kommen. Zu Hause hätten die Frau und die Kinder auch mitessen müssen, im Wirthshause waren die nicht, und manchmal zahlten die Ge-

vattersleute noch die Zeche ganz oder zum Theil. Der Frau schickte er das Kind aus der Kirche alsobald heim, so daß nicht begegnen konnte, was zu N. einmal sich zutrug.

Dort saßen Mann und Weib mit den Gästen lustig am Tisch, auf dem Ofen eingepackt lag das Kind und war endlich nach langem Schreien eingeschlafen. Als es bald Mitternacht schlug, die Flaschen leer, die Köpfe schwer waren, brach man auf, und das Ehepaar wanderte wohlgemuth und singend von dannen und vergaß sein Kind. Als die Wirthin abräumte, fing es an zu wimmern auf dem Ofen in dunkler Ecke. Sie erschrak und glaubte es sei unghürig. Sie lief aus der Stube und schrie das ganze Haus zusammen, und vor der Thür hörten alle das Wimmern, aber Keines wagte sich hinein. Endlich kam der Wirth aus dem Keller und wagte von ferne zu zünden. Da entdeckte er auf dem Ofen den zurückgelassenen Kram, das wimmernde Kind. Der dem saubern Elternpaar mit dem Kinde nachgesandte Knecht hatte die größte Mühe, es ihnen aufzudringen. Sie behaupteten, es sei nicht das ihrige, das hätten sie längstens heimgeschickt.

Bei der Taufe meiner beiden jüngern Schwestern war ich mit dabei gewesen, der Vater hatte mich das erste Mal sogar hin und heim getragen; diesmal mußte ich trotz meines Anhaltens und Weinens zu Hause bleiben; ich konnte nicht begreifen warum. Als der Vater fort war, lösten mir die ältern Schwestern das Räthsel. „Ja jetzt, Peterli, bist abgesetzt, kannst es nun haben wie wir, ein Anderer ist nachgekommen, der hat dich durchgethan.“

Ich merkte nun wohl, daß ich nicht mehr der Jüngste sei, welcher des Vaters Wohnsitz erbt, aber das plagte mich doch nicht besonders. Ich hatte die Mutter zu oft sagen hören, wenn sie nur den verfluchten Bettel nicht hätte, sie könnte es viel besser haben. Und vom Vater hatte ich wieder gehört, ich müßte ein Gelehrter werden, dann bekomme ich Geld wie Heu und könnte Häuser bauen und Land kaufen, so viel ich wollte. Das Gütchen dachte ich dem Brüderli gerne zu lassen, lieber wollte ich mich unten im Dorfe setzen, da sei es viel lustiger, schöne Matten seien da und schöne Krämerbuden, und alle Augenblicke führen Kutschen durch mit schönen Herren und Frauen, und wenn ich dann eine Chaise hätte, so wäre da ein viel kommoder Fahren als bei uns, wo Steine, wie Kindsköpfe die kleinsten, im Wege seien. So machte ich meine Rechnung, aber ohne den Wirth.

Denn der Vater wurde nun auch ein Anderer und betrachtete mich mit andern Augen. Wie gesagt, sein Gütchen war sein größter Stolz, und von Jedem, der keines hatte, sagte er mitleidig und verächtlich: „Er ist nur ein Miethsmann.“ In mir hatte er den künftigen Besitzer desselben gesehen, als solcher war ich sein Stolz und ihm besonders werth. Nun war mein Brüderlein künftiger Besitzer geworden. Der Vater trug daher Alles, was er für mich gefühlt hatte, auf Jenes über. Es nahm meinen Platz ein nicht nur im Erbrecht, sondern auch in des Vaters Herzen. Das ging freilich nicht auf einmal zu, und der Vater war sich seiner Umänderung vielleicht kaum bewußt, aber ich fühlte sie immer schmerzlicher. Allgemach erhielt ich keinen Kram mehr, er wanderte dem Erbprinzen zu. Der Vater rühmte mich nach und nach seltener, und daß ich ein großer Herr werden sollte, sagte er gar nicht mehr. Was ich früher gerne und spielend that, um bei ihm sein zu können, das Spulen, das wurde mir zur strengen Pflicht gemacht, und wenn ich nicht die gehörige Portion machte, so erhielt ich erst Vorwürfe, dann Schläge. Zum Lernen hielt man mich auch nicht mehr, im Gegentheil, wenn ich nach dem Buche griff, so hieß es: „Spul du, du bist lang geschickt genug, du kannst noch viele Jahre lernen, und für einen armen Weber kannst du bald genug!“ — Dann erzählte wohl der Vater, wie er auch nicht habe viel lernen können, er wüßte nicht, warum ich mehr lernen sollte als er, er sei doch auch durch die Welt gekommen. Und wenn das Alles nicht fruchtete, so erhielt ich das Buch um den Kopf. So redete der Vater kalt und warm aus einem Munde, bei dem einen Kind so, bei dem andern anders.

Die Mutter hatte gar große Freude daran, daß noch ein zweites Söhnchen nachgekommen und mich aus dem Sattel gehoben hatte. Sie liebte daher den neuen Kronprinzen auch, so gut wie der Vater, er ward so doppelt verzogen und meisterlos.

Wie ich aber nun im Hause zweg war, kann man sich denken. Der Vater, der die Schuld trug, daß die Andern mich beneidet hatten und haßten, ließ mich im Stich, wandte sich von mir. Die Gesinnungen der Andern gegen mich blieben. Sogar unser Spitz, dem ich öfters von meinen Semmeln gegeben hatte, ließ von mir und hielt sich nun zu dem Bruder, der jetzt die Semmel hatte: Allen war ich preisgegeben, und Niemand war zu meinem Schutze da. Die Schwestern vergalten mir nun doppelt

ihre frühere Zurücksetzung und was ich ihnen beim Vater angerichtet hatte.

Es war mir auf diese Weise recht weh um's Herz; Hund und Vater hatten mich verlassen, und es giebt für das menschliche Herz sicher keinen größern Schmerz, als Niemand zu haben, den man lieben kann, oder Niemand, der unsere Liebe annehmen will. Im mittlern Alter, wenn die Lebenssonne hoch am Himmel steht und unser Dichten und Trachten auf Gewinn und Gewerb gerichtet ist, mag der Mensch dieses weniger fühlen, als in der Jugend und im Alter, denn in der Jugend ist man liebevoll, im Alter liebedurstig. Darum bewerben Großeltern sich so ängstlich um die Liebe der Großkinder und thun das Thörichteste, um sie zu gewinnen. Darum schließen die Kinder so gerne an die Alten sich an, die ihnen ihre Liebe so gierig und dankbar abnehmen. Wie manches Herz wohl, das für seine ihm inwohnende Liebe kein ander Herz fand, in das es sie ergießen konnte, ist allmählich versteinert und hart geworden wie Granit. Und wie manches andere wohl ist zum Verbrecher geworden an den Menschen aus Rache, weil sie die Liebe nicht wollten, hat es sie mit Haß bezahlt in That und Wort.

Glücklich war's für mich, daß es mir nicht so ging, und daß die gütige Vorsehung mir einen Retter vor diesem Zustande in den Weg führte, für mich ein Engel d. h. ein Bote Gottes. Und was für einen — sollt ihr im folgenden Kapitel hören.

Viertes Kapitel.

Wie ich aus einem Erbprinzen ein Schulprinz werde.

Mein Engel, den ich fand, hatte keine Flügel, sondern eine Schnupfnase und Augen, die tropften wie ein Schleiferkübel. Es war unser alter Schulmeister, der mich in Burgdorf gefunden, sich meiner liebreich angenommen und mein Fürsprech gewesen war beim Vater, als er mich in der ersten Hitze schlagen wollte. Das hatte ihm mein ganzes Herz gewonnen, ich hing an ihm mit wahrer Ehrfurcht und Zärtlichkeit.

Jeder Mensch macht auf den andern einen Eindruck, der gewöhnlich erzeugt wird durch die äußere Gestalt und die Gesichts-

züge. Dieser Eindruck ist oft ein sehr wichtiger, denn der Seele Spiegel ist das Gesicht, und Mancher hat es bereut, daß er den ersten Eindruck über den Worten eines Menschen vergessen, er hätte sich bittere Täuschungen erspart. Zuweilen aber wird dieser Eindruck auch erzeugt durch die Lage oder die Handlung, in welcher wir einen Menschen zum ersten Mal erblicken, und dieser Eindruck ist noch bleibender als der erste. Ein Kind, das zum ersten Male in die Schule kömmt und es sieht den Schulmeister im Zorn, sieht ihn rauh und auffahrend, wird Jahre lang die Furcht vor ihm festhalten und selten es bis zur Liebe bringen. Ja man wird es mit Schlägen in die Schule treiben müssen, was das Uebel nur ärger macht.

So hatte ich es mit meinem Schulmeister; was Andere an ihm sahen, sah ich nicht, und wenn Andere ihn neckten, so that ich ihm, was ich ihm an den Augen absehen konnte. Er war häßlich und durch Unreinlichkeit fast ekelhaft; er liebte neben dem Schnupf auch den Schnaps, und den trank er manchmal vor, manchmal während der Schule. Seine Besoldung war gering, und um sich mehr Geld zu verschaffen, trieb er das Küferhandwerk, und im Winter war die Schulstube seine Werkstatt. Er galt für einen b'sunderbar Geschickten, denn er konnte den Bauern das Heu messen und sogar Brieflein und Zeugnisse schreiben für sie. Sein Schulhalten war aber nicht weit her. Des Morgens mußte man zuerst lernen, was man aufsagen wollte. Aufsagen hieß sowohl Hersagen des Auswendiggelernten als Lesen und Buchstabiren. Dann fing das Aufsagen des Auswendiggelernten an, und wenn dieses nicht bis Mittags dauerte, so las man noch ein wenig. Des Nachmittags fing man mit Lesen an, später konnten Einige manchmal etwas schreiben oder rechnen; die Meisten, besonders die Leser und Buchstabirer, kamen nicht von ihren Büchern weg. Aber auch dieses Schulhalten war dem Schulmeister beschwerlich, und er that es selbst so wenig als möglich. Entweder hatte er mit dem Branntwein zu schaffen oder mit dem Handwerk. Er hatte daher immer einen oder zwei Adjutanten, denen er sein Scepter, die Ruthe, anvertraute. Gewöhnlich waren es die Reichsten, denen er damit die Gelegenheit gab, sich einzuüben, künftig die Untergebenen tyrannisiren und quälen zu können nach Noten.

Ordnung war keine in der Schule, aber Prügel vollauf von dem Alten und von den Jungen. Die Achtung fehlte, und wer

dem Schulmeister am meisten Streiche spielen, ihn am besten ausspotten konnte, der hielt sich für den Größten und wurde auch von den Andern dafür gehalten. Man that ihm alles Wüste, leerte ihm seine Tabacksdose aus und füllte sie mit Staub aus Weidenbäumen, oder schlug ihm Nägel in die Aeste, die er aushauen wollte.

Doch der Jubel ging erst recht an, wenn er des Nachmittags einschlief, was nicht selten geschah. Sobald man sah, daß der Schlaf über ihn komme, verstummte der gewöhnliche Lärm, und mäuschenstill ward's ringsum. Glaubte man ihn ordentlich eingeschlafen, so ließ Einer zur Probe ein Buch fallen oder schlug mit dem Lineal auf den Tisch. Selten erwachte er. Dann wurde Kriegsrath gehalten, was anzufangen sei, und nie war man über etwas Lustiges verlegen. Man band ihn mit Stricken an die Ofenbeine an, strich ihm Tinte in's Gesicht, verstopfte ihm die Nasenlöcher mit Papier, klebte ihn an den Haaren mit Pech am Ofen an u. s. w. War die Sache ausgeführt, so machte man sich in aller Stille aus dem Staube bis auf Eines, welches an irgend einem Fenster den Austrag der Sache ansehen mußte; denn das Lustigste war dann doch, zu wissen, wie es abgelaufen. Wenn die Frau (eigne Kinder hatten sie keine) die Kinder fortgehen hörte und der Mann nicht kam, suchte sie ihn endlich und weckte ihn unsanft auf, betitelte ihn auf allerlei Weise und befreite ihn nicht auf die gelindeste Art, wenn er angepicht war. Das alles dann erzählen zu hören, war die größte Burgerlust für die Schüler. Der Schulmeister fragte nie nach den Missethätern, aber am folgenden Morgen handhabte er die Ruthe mit besonderem Nachdruck, und Die, denen er den Streich zutraute, erhielten ihre Heiligen mit oder ohne Anlaß. Aber man war derselben so gewohnt, daß man sich aus ihnen nichts machte, obschon er bis zu sechs Dutzend sogenannte Tözeni aufzählte auf eine einzige Hand.

Ich war schon früher zu ihm in die Schule gegangen, ohne daß ich mich über ihn besonders zu beklagen gehabt hätte. Durch mein vieles Lernen zu Hause war ich meinen Altersgenossen zuvorgekommen, konnte immer ohne Fehler aufsagen, und an den Streichen, welche die Aelteren verübten, war ich zu jung um Theil zu nehmen. Seit er mich aber erlöst hatte aus meinem Jammer, und seit ich keine Liebe mehr fand zu Hause, war die Schule mein liebster Aufenthalt und der Schulmeister mir der liebste Mensch unter der Sonne. Ich that alles Mögliche, um ihm zu gefallen, und da-

durch gewann ich seine Zuneigung, vielleicht auch dadurch, daß er mir eine Wohlthat hatte erzeigen können. Der Mensch thut so selten etwas Gutes, daß er sich ordentlich zu dem hingezogen fühlt, der ihm Gelegenheit dazu gegeben hat, etwas Löbliches zu vollbringen, und seinem Gewissen Stoff, ihn auch einmal zu rühmen.

Freilich waren die Mittel, welche ich ergriff, um mich ihm wohlgefällig zu machen, nicht die saubersten. Ich sah, daß andere Kinder ihm zuweilen Geschenke brachten, z. B. Milch, Brot, Speck, Mezgeten. Daß die es einige Tage besonders gut bei ihm hatten, kam bei mir nicht sowohl in Betracht, als daß ich sah, wie sehr es ihn freute; und wie seine Frau nicht aufhören konnte zu danken und der Mutter und dem Vater alles Gute zu wünschen.

Ich forderte daher einmal, als wir backten, ganz unbefangen ein Brot, um es dem Schulmeister zu bringen. Wohl, da kam ich schön an! Der Vater meinte: „Ihr fresset noch nicht genug Brot, ja wolle! Ja denen wohl, die würden unser Brot schön ausspotten, ihre Ziege kriegte es zu fressen.“ So war ich abgefertigt, aber nicht zufrieden. Nun konnte ich freilich nicht thun, was jener Knabe, der gern konfirmirt sein wollte und, um den Pfarrer dazu zu bewegen, ihm ein Geschenk zu bringen trachtete und es recht gut machen wollte, damit es ja den Zweck erreiche, der daher seinem Meister zwei Schinken auf einmal stahl, aber auch die Sache so ausbrachte. Denn hätte er dem Pfarrer nur einen Schinken auf einmal gebracht, so wäre es diesem nicht aufgefallen, allein zwei auf einmal, das war er nicht gewohnt und fragte nach, und die Sünde kam aus. Aber ich stahl Eier, und da es diese selten gab im Winter, so stahl ich sie im Sommer in Vorrath und steckte sie in's Heu, stahl Aepfel, Backobst, und wollte einmal sogar der Kuh eine Halbe Milch ausziehen. Die aber verstund keinen Spaß, sondern schlug den ungewohnten Melker gar tüchtig in den Mist.

Das Zweite, was ich versuchte, um die Gunst des Schulmeisters zu erlangen, war, daß ich ihm nach und nach zu sagen anfing, was die Andern thaten. Es war nicht bloße eigennützige Absicht dabei, sondern wahrhaftig großentheils Liebe zu dem Manne und Aerger, daß man ihm so mitspielte.

Fleißiger Schulbesuch gehörte sonst nicht zu den Tugenden unseres Hauses. Erstlich hatten die Eltern kein Schulgewissen, es fiel ihnen wochenlang nicht ein, daß es Schule sei und die

Kinder geschickt werden sollten. Sie hatten ferner keine andere Vorstellung von dem Nutzen einer Schule für gewöhnliche Leute, die nicht etwas Apartigs werden sollten, als daß man darin lesen lerne um konfirmirt zu werden, und weil es Einem überhaupt kommod sei, lesen zu können. Und da wir älteren Geschwister lesen konnten, so hielten sie dafür, die Schule trage für uns also wenig mehr ab. Endlich hatten sie auch den gewöhnlichen republikanischen Trotz: es habe ihnen Niemand was zu befehlen, sie gäben den Kindern zu essen und schafften ihnen die Schuhe an! — Die Eltern hätten mich daher nicht fleißig zur Schule gesandt, wenn ich nicht gerne gegangen wäre; sie hätten mich viele, viele Tage um das Haus können schlingeln sehen im Nichtsthun, ohne mich an die Schule nur zu mahnen.

Ich bin überzeugt, an wenigstens einem guten Drittel von Schulversäumnissen ist, besonders bei den Knaben, nicht die Arbeit, sondern die Gleichgültigkeit der Eltern schuld, die gar nicht an die Schule denken, oder wenn sie das Geringste zu machen, nur ein Körbchen mit Erdäpfeln zu waschen haben, alsobald sagen: „Du kannst heute nicht in die Schule, es müssen Erdäpfel gewaschen sein" — nicht denken, daß dieses bei gutem Willen füglich vor oder nach der Schule gemacht werden könnte, oder von Jemand, der zu Hause bleibt und nichts dabei versäumen würde.

Alle Morgen und alle Mittag war ich bereit zum Gehen. Da meinten die Eltern Einhalt thun zu müssen, theils weil sie glaubten, ich könnte das Spulen versäumen, theils sagten sie: was würden die Leute dazu sagen, wenn sie einen so großen Buben alle Tage zur Schule sendeten? Sie könnten ja denken, sie wüßten ihn zu nichts zu brauchen oder hätten ihm nichts zu arbeiten. Und die Schwestern, so wenig wie sie zu gehen begehrten, redeten auch darein und sagten: wenn ich immer gehen könne, so wollten sie auch gehen, sie hätten so viel Recht als ich!

Das half aber alles nichts; ich zwängte es die meisten Male durch. Denn ein Kind, das hartnäckig ist, kann auf dem Lande ungeheuer viel zwängen, sobald es sich auf das Zwängen legt, weil man wohl Schläge aber den nachhaltigen Ernst nicht kennt. Freilich mußte ich zwischen durch spulen über Hals und Kopf, früh und spät; freilich bürdete man mir noch immer mehr zu machen auf: Futter rüsten, holzen und Anderes mehr. Aber ich gab nicht nach, machte so viel ich immer mochte;

und wenn das nicht genug war, so brauchte ich am Ende auch das Maul und drohte mit Fortlaufen, sagte, der Pathe wolle mich zu sich nehmen. Dann setzte es wohl Ohrfeigen, aber dies Drohen half doch etwas, denn entbehrt hätte man mich ungerne. Es wäre dadurch eine Lücke in dem Hauswesen und in der Arbeit entstanden, die Niemand gerne ausfüllen mochte. Ich lernte in und außer der Schule gar gewaltig und hatte eine Vorrichtung ersonnen, um dem Spulen unbeschadet es thun zu können.

Es ist merkwürdig, daß auf dem Lande so wenige Haushaltungen auf den natürlichen Einfall kommen, daß die Kinder und namentlich die Mädchen lernen und arbeiten können mit einander. Freilich bedarf es dabei gespannter Aufmerksamkeit, aber eben die Aufmerksamkeit spannen zu lernen, wäre auch eine gar nöthige Sache, welche so Wenige verstehen. Besonders für eine Sache wäre es recht gut. Der Mensch denkt fast immer etwas, und ganz unwillkürlich kommen und gehen die Gedanken, und bei keiner Arbeit kann man kommoder sinnen als bei den Mädchenarbeiten, Spinnen, Stricken, Nähen und bei vielen andern mehr. Da kommen dann den erwachsenden Mädchen die Gedanken von selbst angezogen und setzen sich wie Mehlthau in ihren Seelen fest und vergiften Keuschheit und Schamhaftigkeit. Sicher ist so manches Mädchen durch seine eigenen Gedanken, die sich während der Arbeit entspannen und dann sich fortsetzten, wenn das Licht ausgelöscht war, verführt worden. Darum wäre es von großer Wichtigkeit, wenn man während der Arbeit die Gedanken mit etwas Gutem beschäftigen könnte, so daß die bösen keinen Platz fänden. Das wäre gar nicht schwer, wenn man nur wollte. Aber man legt so gar wenig Gewicht auf seine Gedanken und bedenkt nicht, daß Jesus sagt: Aus dem Herzen heraus, von den Gedanken her, kommt alles Arge. Man ist gewöhnlich auch so wenig Meister seiner Gedanken, daß man den einen nicht befehlen kann zu kommen, den andern nicht zu gehen. Man hat es mit ihnen wie mit den Einquartierungen: sie kommen und gehen nach Belieben, und sie gehen heißen fällt Niemand ein, weil man wähnt, es hülfe nichts, sie blieben doch. So lange aber Einer nicht Herr seiner Gedanken wird, daß er sie kann auf- und abmarschiren lassen nach Gefallen, so lange ist er nicht Herr in seinem Hause. Er ist ein Sclave und weiß weder für heute noch morgen, was seine Gedanken aus ihm machen werden.

Bei solchem Fleiße kam ich ganz gewaltig vorwärts. Der Heidelberger Katechismus war im Hui auswendig gelernt, Psalmen eine Menge ebenfalls. Davon verstand ich freilich nichts, aber aufsagen konnte ich, daß man mit keinem Hämmerlein dazwischen schlagen konnte. So weit hatte ich es in der Kunst aufzusagen gebracht, daß ich bei vielen Fragen nie Athem schöpfte und bei den längsten nicht mehr als einmal. Das gefiel den Leuten gar wohl, denn wer am wenigsten zu athmen brauchte, den hielten sie für den Geschicktesten. Am Ende des Winters gehörte ich unter die Geschicktern, und der Schulmeister, dem ich gar lieb war, hätte mich gerne auf eine vordere Bank gesetzt. Er durfte es nicht, weil gerade ob mir eines Vorgesetzten Bub saß. Hätte er mich über diesen springen lassen, so würde es einen Lärm abgesetzt haben furchtbarlich, daß des Webers Bub über des Weibels Bub hinaufgesetzt worden sei im Examenrodel und einen halben Batzen mehr Examengeld bekommen solle. Meine Fortschritte waren jedoch bei Anfang des folgenden Winters recht auffallend.

Als die Schule anfing, ging es vor allem an ein Repetiren, und bis repetirt war, war von Schreiben und Rechnen keine Rede. Dieses Repetiren dauerte wenigstens bis zum Neujahr; bei Vielen, die erst nach dem Dreschen kamen, bis nach Fastnacht. Andere brachten es nicht mehr so weit, als sie im vergangenen Winter gewesen waren. Den ganzen Sommer hatten nämlich die meisten Kinder gar kein Buch angesehen; mit den Strümpfen im Frühjahr hatten sie es weggelegt, und erst mit den Strümpfen oder oft noch nach denselben nahmen sie es wieder vor. So war bei vielen Alles rein vergessen. Buchstabirer mußten Buchstaben wieder kennen lernen. Wer den Heidelberger Katechismus oder die Fragen, wie man zu sagen pflegt, im letzten Winter zum ersten Mal auswendig gelernt, hatte alle vergessen. Das Lesen ging durchaus schlecht, und Viele, die es gekonnt, mußten wieder zu buchstabiren anfangen. Daher wurden in der Schule so geringe oder gar keine Fortschritte gemacht. Weil ich nun den ganzen Sommer durch gelernt hatte beim Spulen und für mich immer aufsagte, wo ich ging und stand, so war ich im Herbst Allen vor, mit dem Repetiren im Nu zu Ende und konnte bald mehr auswendig als alle Anderen.

Das gefiel dem Schulmeister gar wohl. „Peterli," sagte er, „du giebst einen ganzen Kerli, schade ist's, bist du nur des Webers

Bub, da lern, was du willst, so trägt es dir nichts ab.“ Ich hielt bei ihm um zwei Dinge an. Vor Allem wünschte ich, die Andern überhören zu können, oder mit andern Worten, sein Stellvertreter zu werden. „Peterli,“ sagte er, „das könntest wohl, aber eins noch nicht, verkehrt lesen, und bis du das kannst, kann ich dich nicht brauchen. Wer nämlich sein Stellvertreter sein wollte, der mußte mehr auswendig können als die Andern, so daß er zum Abhören derselben kein Buch brauchte. So that es der Schulmeister, so, meinte man, müsse es auch dessen Stellvertreter können. Zweitens mußte er die Buchstaben verkehrt kennen und so lesen können. Der Schulmeister stund vor den Büchern der Lernenden, sah in der Kinder verkehrte Bücher und mußte sie so verstehen. So that der Schulmeister, und daß es sein Stellvertreter auch könne, war seine zweite nothwendige Eigenschaft. Drittens mußte er, wie schon gesagt, vornehm sein, und es gehörte zu den denkwürdigen Seltenheiten, wenn einer der Untergebenen die Ruthe, d. h. das Scepter erhielt. Und dieses Letztere war wahrscheinlich eigentlich der Grund, warum der gute Mann mir das Amt nicht anvertrauen konnte. Im andern Winter ging dann des Schulzen Knabe in die Unterweisung, und kein vornehmes Söhnchen war vorhanden, das alt genug dazu war.

Das Andere, warum ich ihn bat, war, daß ich auch Schreiben und Rechnen lernen dürfte. „Peterli,“ sagte er, „das trägt dir hell nichts ab, darum setz ab. Gülten hast nicht zu rechnen. Vorgesetzter wirst du auch nicht, und wer Teufel wollte Vorgesetzter sein, wenn ein jeder Lump rechnen und schreiben und das Maul in alles hängen könnte?“

Aber Peterli setzte nicht ab, bis er endlich das Versprechen erhielt, wenn er verkehrt lesen könne, so wolle man sehen.

Auf das hin studirte ich mit unermüdlichem Eifer in umgekehrten Büchern, bis ich es zu ordentlicher Fertigkeit im Lesen brachte. Mein Vater sah dem Ding mit Verwunderung zu. Da so ein Weberlein sich gerne rühmt und eben nicht viel Stoff zum Rühmen hat, so rühmte er sich meiner nicht wenig, obgleich er mir deßwegen nicht holder ward. Er habe einen Buben, pflegte er zu sagen, der könne lesen beid Weg in allen Büchern, man möge ihm vorlegen welche man wolle; eine Halbe vom Bessern wolle er wetten, er möge den Pfarrer weit. Gewöhnlich pflegte

er dann noch hinzuzusetzen: „Ob er aber ein Narr wird oder etwas Anderes, das weiß ich selbst noch nicht.“

Im nächsten Winter übergab mir der Alte, mit einigem Widerstreben freilich, die Ruthe; es machte aber auch nicht geringes Aufsehen, daß des Webers Bub in der Schule zu befehlen habe. Das komme gut, hieß es im Dorfe, wenn man Bettelbuben mehr ästimire als Bauernsöhne. Eine Mutter, deren Mädchen ich geschlagen mit der Ruthe, kam geradezu in die Schule, sagte dem Schulmeister wüst und wollte an mir Gegenrecht üben. Glücklicherweise war es nur eine Tagelöhnerfrau, die halt ihre Kinder nicht von Ihresgleichen wollte züchtigen lassen. Von den Vornehmern hätte sie es geschehen lassen. Weil also die Frau auch nicht viel zu bedeuten hatte, so wurde sie bündig zur Thüre hinausgewiesen.

Der Schulmeister war aber doch in Verlegenheit und würde mich wohl abgesetzt haben, wenn er sich bei meinem Regiment nicht so wohl befunden hätte. Früher hatten alle Kinder gegen ihn Partei gemacht, ja die Lehrmeister waren als die Aeltesten oder Vornehmsten gewöhnlich die Rädelsführer gegen ihn gewesen. Jetzt stund ich auf seiner Seite und konnte Kraft meines Amtes Vieles abwenden. Darum konnte er sich nicht entschließen, mich zu entlassen, aber er schärfte mir die größte Vorsicht ein und bezeichnete mir Die, welche ich schlagen dürfe, ohne daß es etwas mache. Die Andern sollte ich ihm überlassen. Unter denen, die am meisten kriegten, waren meine Schwestern. O wie that das mir so wohl, wenn ich ihnen in der Schule eintreiben konnte, was ich zu Hause von ihnen abthun mußte; o wie wohl that mir überhaupt das Regieren! Wenn ich so mit der Ruthe in der Hand die Stube auf- und abspazierte, wenn ich mit angestrengter Stimme rufen konnte: „Lernt!“ oder einem das Buch in die Hand zurückstoßen und sagen konnte: „Kannst aber nichts, lern's besser!“ — o da glaubte ich nicht, daß irgend auf der Erde Jemand mehr zu bedeuten habe als ich!

Freilich ging dieses Alles mir nicht ungestraft hin. Sobald die Schule aus war und die Heerde auf der Gasse, so war ich wie vogelfrei, und jedes suchte sich an mir zu rächen, und zu Hause vergaßen meine Schwestern auch nicht, was sie von mir in der Schule erhalten hatten. Ich war keiner der Stärksten und verstand Anfangs gar nicht, mich zu wehren. Ich glaubte, sie

sollten auch außer der Schule vor mir Respekt haben, und drohte mit Verklagen statt wieder zu schlagen. Allein da der Respekt nicht kommen wollte, so lehrte die Noth mich besser zu vertheidigen und die andern Kinder so viel wie möglich zu meiden. Das machte mir die Schule und den Schulmeister immer lieber, weil ich in derselben und bei demselben am sichersten und wohlsten war.

Die Erfüllung des zweiten Versprechens hielt härter als die des ersten. Schreiben und Rechnen wollte ich jetzt auch lernen, aber mein Schulmeister wollte lange nicht daran. Er dürfe es nicht verantworten bei den Vorgesetzten, sagte er. So lang das Schulhaus stehe, sei es nicht erhört gewesen, daß ein Solcher, wie ich, Schreiben oder gar Rechnen gelernt. Die Bauern würden sagen, wenn er solche Kinder alles lehren wolle was ihre Kinder, so sollen die ihm auch die Würste und Brote bringen, welche ihre Kinder ihm sonst gebracht hätten. Wenn sie nicht mehr lernten als die andern, so wüßten sie nicht, warum sie ihm noch aparti bringen sollten; sie müßten ohnehin den Schullohn fast allein zahlen. Einen so großen Schaden vermöge er bei seinem kleinen Lohn nicht zu ertragen und seine Frau würde auch ein Wörtlein dazu sagen wollen.

Aber ich ließ nicht nach, und unter andern Gründen brachte ich ihm vor, daß ich doch den Andern auch das müsse zeigen können, wenn er schlafe oder küfere, und daß, wenn ich ihnen es nicht zeigen könne, sie nur wüst thäten und Ungereimtes anfingen. Er meinte, je weniger sie schrieben und rechneten, um so lieber sei es ihm. Daß sie während desselben am unwirschsten seien, wisse er wohl und habe es schon manchmal erfahren. Darum wolle er mir zwar etwas davon zeigen, aber ich müsse ihm versprechen, keinen Examenzettel machen zu wollen, es schade ihm dann nicht so viel. Vorgesetzte kämen keine in die Schule, auf Kinderg'schwätz achte man sich doch nicht so viel, und wenn der Pfarrer komme, könne ich die Schrift geschwind unter die Bank thun.

Es versteht sich, daß ich auf diese Bedingungen einging. Voll Jubel kam ich heim, kündete an, daß ich künftig rechnen und schreiben könne in der Schule, daß ich dafür Federn, Tinte, Papier, Tafel und Griffel nöthig hätte, also 1 Kreuzer für Federn, 1 Kreuzer für Tinte, 1 Bz. für das Tintenhaus, 1/2 Bz. für Papier, 2 Bz. für die Tafel; den Griffel hoffte ich dazu einmärten zu können. Summa Summarum also 4 Bz. Da em-

pfing mich Zorngeschrei aus allen Ecken. Es ergoß sich aus des Vaters, der Mutter, der Schwestern Mäuler, es ergoß sich über den Schulmeister; was der für ein verrückt Gehirn habe, daß er mich etwas lehren wolle, das ich mein Lebtag nicht brauchen werde (denn ich habe ja weder Gut noch Gülten); daß er dem Vater zumuthe, so viel Geld auszugeben. Man finde das Geld nicht auf der Gasse, und wenn man Geld hätte, so hätte man es für ganz andere Sachen nöthig, als für solch Narrenwerk. Lehre er dies alles doch die, welche es begehrten, die Bauernsöhne. Wenn die dem Teufel zu wollten, so hätten sie nichts dagegen. Rechnen und Schreiben mache nur schlechte Leute und bewirke, daß kein Glauben mehr sei in der Welt. Auch ich erhielt meinen Theil. Sie schlügen mir bald die verfluchten Bücher um den Kopf, bis sie in Fetzen fielen; wenn ich noch einmal das Maul aufthäte und Geld wollte für solch Teufelszeug, schlage man mit dem Holzschlägel hinein. Den Alten aber verklage man beim Pfarrer, der sei zwar auch nicht der Beste, aber für solch Donnerwerk werde er doch wohl Ohren haben.

So hatte ich meine Abfertigung ungefähr wie damals, als ich dem Schulmeister Geschenke bringen wollte; aber wie ich mich damals nicht abschrecken ließ, so auch jetzt nicht. Die vier Batzen mußte ich haben, und wie ich zu Geschenken kam, dachte ich auch zu Gelde zu kommen. Schon lange hatte ich gemerkt, daß Mutter und Schwester mauseten; ich kannte auch die Krämerin, welcher sie die Sachen brachten und bei ihr eintauschten, was sie nöthig hatten. So faßte ich heimlich auch einen Bündel Werg und hoffte damit mehr als das Nöthigste zu erhalten. Allein die Frau verstund ihren Pfiff gar zu wohl und gab für gestohlene Sachen Erwachsenen kaum die Hälfte, Kindern nicht ein Drittel des Werthes. O so eine Krämerin ist eine wahre Pest, und mich nimmt Wunder, daß Männer ihr das Handwerk nicht legen und sie auf irgend eine Weise recht zu Schanden machen. So eine Krämerin tauscht von den Weibern Korn ein gegen Wein und Sammetbänder, von Kindern Psalmenbücher gegen Pfefferkuchen, von Dienstboten Flachs und Garn gegen Zimmetwasser und Bänder. Und von allen Bettlerkindern weiß sie sich den Zuzug zu verschaffen und lockt ihnen die erbettelten Kreuzer ab. O so eine Krämerin, die den Hausdiebstahl nährt und die Schleckerei und die Hoffart mit ihrem Handel, die müßte mir einst auch handeln

müssen und zwar in alle Ewigkeit, und zwar müßte sie mir um Schwefel handeln und Feuer dagegen eintauschen, und immer mehr Schwefel und immer mehr Feuer müßte vor ihr und hinter ihr sein, bis sie keines mehr unterscheiden könnte, Feuer und Schwefel, bis ein jedes ihrer Haare ein brennender Schwefelzopf und jedes ihrer Worte zu einem feurigen Pfefferkuchen würde. Und so müßte es an jedem ewigen Morgen anfangen und am Abend müßte sie mir sein wie ein ausgebrannter Kohlhaufen, und das so lange, bis auch ihrer die ewige Liebe sich erbarmen müßte ob ihrem Wehgeschrei!

Diese Krämerin, welche aus langer Uebung Gestohlenes gar gut von etwas Anderem unterscheiden konnte, kannte meinen Bündel Werg auch und wußte wohl, daß ich ihn nirgends anderswohin bringen durfte. Darum ließ sie sich kaum erbitten, eine Tafel, Griffel und eine schlechte Feder dafür zu geben. Und ich gab ihn hin darum, alsobald an neues Stehlen sinnend, um noch zu dem Rest zu kommen. Als ich des Abends in der Dunkelheit heim kam, hatte mir der Teufel bereits etwas gebeizt. An der Stange vor dem Hause hing das Nastuch des Vaters, das man ihm ausgewaschen und draußen vergessen hatte; das wanderte alsobald in meine Tasche. Am Morgen fand man es nicht, und es erhob sich ein Höllenlärm. Der Vater prügelte die Schwester, die es gewaschen und vergessen hatte; die Mutter schimpfte auf die Schelmen und warf den Verdacht auf eine Nachbarsfrau, und wenn sie übrige sechs Kreuzer gehabt hätte, so wäre sie sicher zu einer Wahrsagerin gelaufen, um sich diesen Verdacht bestätigen zu lassen. Das geschah zwar nicht, aber die Mutter stichelte doch so lange, bis es Feindschaft gab, und man sich von da an alles Leid anthat, was man konnte. Unterdessen hatte ich das Nastuch ganz gelassen in der Tasche, wanderte zur Krämerin und erhielt endlich den noch fehlenden Schreibbedarf.

Obgleich ich nun auf und mit gestohlenen Sachen schrieb und rechnete, so glückte es mir doch besser, als ich es verdiente. Ich machte recht muntere wohlbeleibte Buchstaben, recht kenntlich für den Kenner, und konnte sagen, wie sie hießen, was nicht Jeder konnte. Denn Mancher machte jahrelang Buchstaben, er kannte ihre Namen nicht, und der Schulmeister fand nicht nöthig, sie ihm zu sagen. Ja ich konnte nach und nach auch alte G'schriften buchstabiren und lesen. O mit welcher Lust ich so hinter altem

gelbem Pergament saß und in einem halben Tag ein halbes Wort lernte!

Im Rechnen, da ging es noch viel besser, und der Schulmeister sagte oft: „Du bist ein Teufelsjunge, kannst bald so viel als ich.“ Er pflegte denen, die rechnen wollten, zuerst eine Addition vorzuschreiben und dann sie mit ihnen zusammen zu zählen. Gab es über zehn, so sagte er: „Da behaltet man eins;“ stieg sie auf zwanzig, so sagte er: „Hier behaltet man zwei,“ und so fort. Weiter ließ er sich nicht ein, nur daß man dann zuletzt nichts behalten dürfe, sondern alles hinsetzen müsse, sagte er noch. So ging es lange bis man addiren konnte, aber noch länger, bis man durch das Subtrahiren war. Denn hier vernahm man nur, daß man, wenn man von einer Zahl nicht abziehen kann, bei der folgenden zehn entlehnen könne. Beim Multiplizиren haperte es. Freilich kam auch das Behalten vor, allein weil man das Einmaleins nicht konnte (das wurde vorausgesetzt, obgleich es Keiner kannte) und dasselbe erst durch hundertfältige Uebung mangelhaft auffaßte, so war es eine Seltenheit, wenn eine Rechnung richtig war. Noch schlimmer ging es beim Dividiren. Man wußte zwar wohl, daß man da vornen anfangen müsse und beim Multiplizиren hinten; aber selten kam Einer vor dem Schulaustritt dahin, daß er sagen konnte: vier in zwei geht nicht, vier in vier und zwanzig geht sechs Mal. Und das alles ging darum so mühselig und langsam zu, weil auch nicht für das Geringste ein Grund angegeben war, weil man nie wußte, warum man es so machen müsse und nicht anders. Und eben deßwegen vergaß man alles alsobald wieder. Nicht nur mußte man alle Winter mit gleicher Mühe von vornen anfangen, nicht nur wußte man vom Rechnen gar nichts mehr, sobald man aus der Schule war, sondern ob einer Species vergaß man die andern, und wenn man beim Multiplizиren war, so hatte man das Subtrahiren vergessen. Als einst der Herr Pfarrer an einem Schulexamen uns eine Addition aufgeben wollte, sagte der Schulmeister: „Verzeiht, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, solches haben wir lange nicht gerechnet, sie können es kaum mehr, wir sind jetzt beim Dividiren.“ Darüber verwunderte sich kein Vorgesetzter, man fand das ganz natürlich, denn der Statthalter sagte: „Gerade so gings auch mir, und wenn es mir lange nicht zu Handen kommt, vergesse ich es noch jetzt.“

Weil ich beharrlich immer aufpaßte und ein gutes Gedächtniß hatte, so konnte ich zum Erstaunen meines Alten ihm mit

einer Fertigkeit folgen, die ihm noch nicht vorgekommen war. Daher sagte er mir einmal an einem Samstag Nachmittag, nachdem ich eine Division nachgemacht hatte, von welcher der Alte gesagt hatte, er wolle morgen auf dem Kopfe zur Kirche gehen, wenn ich sie machen könnte: „Peterli, morgen nach der Kinderlehre bleibe da, will dir was sagen.“ Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Es war um Fastnachtzeit; ich hatte mehrere Kinder gesehen, die etwas in den Nastüchern Eingebundenes in des Schulmeisters Stube trugen; ich hoffte daher auf einen tüchtigen Kuchenschmaus zum Lohn meiner Stellvertreterei und freute mich gar sehr. Aber als ich in seine Stube kam, sah ich keine Kuchen auf dem Tisch, sondern eine Tafel, und der Schulmeister sprach also zu mir: „Peterli, bist bsunderbar ein Guter, einen Kopf hast wie eine Zehntscheuer, wärest der Meine, müßtest Schulmeister werden. Dennoch will dir was zeigen, habe es noch Keinem gezeigt. Die Großköpfe meinten sonst gleich, sie hätten keinen Schulmeister mehr nöthig.“

Nun fing er an mir zu erläutern, daß er noch Keinem gezeigt, wie man die Zahlen setzen müsse, und noch Keinem sei es in Sinn gekommen, darnach zu fragen. Sie betrachteten das als etwas, welches sich gar nicht lernen lasse. Darum kämen sie auch in keinen Rechnungen fort und müßten immer zu ihm kommen damit, indem sie immer das Hinterste zu vorderst setzen. Mir nun, sagte der Alte, wolle er es zeigen. Es gebe doch vielleicht eine Zeit, wo ich es brauchen könne. „Nun paß auf, Peterli,“ sagte er. „Wenn du Zahlen setzen willst, so mußt du immer zuvorderst anfangen, gerad so wie man schreibt und wie man redet. Man sagt hundert und fünfzig, darum setze zuerst 1, das bedeutet hundert, und dann 50 nach, das bedeutet dann hundert und fünfzig. So sagt man auch tausend, zehn= hunderttausend zuerst und dann erst was nachkömmt. Aber paß gut auf und vergiß keine Zahl zu schreiben, die man sagt. Es ist besser, du setzest eine zu viel als eine zu wenig. Und wenn dir Jemand Zahlen aufmacht, daß du sie aussprechen sollst, so vergiß nicht, daß wenn drei Zahlen sind, so bedeutet es, daß sie hundert machen, vier machen tausend, fünf zehn=, sechs hunderttausend. Mehr zu wissen braucht kein Christ. Man sagt, es gebe noch Millionen, doch deren habe ich noch keine gesehen. Und noch eins, Peterli, vergiß nicht. Wenn dir Einer mit hunderttausend anfängt, so mußt allweg sechs

Zahlen schreiben, wenn er auch nicht sechs ausspricht. Du mußt dann Nullen zwischen ein thun, bis sechs hast, eine, zwei oder drei, je nachdem es ihrer bedarf; und du wirst bald merken, wo sie am besten passen."

Das war das große Geheimniß, an dem ich gar unbändig große Freude hatte, so daß ich Zahlen schrieb und aussprach, bis ich fast sturm wurde. Auch brachte ich es zu einer gewissen Fertigkeit und Sicherheit, die Nullen anzubringen.

Es möchte irgend Jemand glauben, ich schreibe da etwas Ersinnetes in's Blaue hinein, um entweder die alte Zeit oder die alten Schulmeister zu verleumden; nein, ich lüge wahrhaftig nicht: so ist es vor fünfzig bis sechszig Jahren nicht nur in einer, sondern in vielen Landschulen des Kantons Bern gewesen. Ich berufe mich z. B. auf einen grausam vornehmen Mann, der jetzt seine Kinder besser schulen lassen will, ob es nicht so gewesen. Der kann's erzählen, wie es ihm ergangen, als er den Katechismus, Psalmen und Stücke aus dem neuen Testament auswendig konnte, die Noten kannte und nun dem Schulmeister sagte, er möchte noch lernen, er hätte wohl Zeit noch für Rechnen und Schreiben. Der kann's erzählen, wie er nicht zur Erfüllung seines Wunsches kam, sondern wie der Schulmeister, der Rechnen und Schreiben für die damalige Zeit recht ordentlich konnte, ihm sagte: „Höre Christen, das brauchst du nicht. Hast du was zu schreiben oder zu rechnen, so komme zu mir. Wenn ein Jeder alles lernen wollte, es wäre bald gar keine Religion mehr, glauben doch schon jetzt die Leute je länger, je weniger."

So hinterhielten nicht nur die Reichern den Aermern das Lernen, sondern auch die Reichern konnten oft trotz dem besten Willen nicht dazu kommen, wenn der Schulmeister ein Pfiffikus und Politikus war. So wäscht eine Hand die andere. Die Bauern gaben dem Lehrer einen Hundelohn, bei dem er nicht leben, nicht sterben konnte, und die Lehrer halfen sich dadurch, daß sie die Bauern in der Unwissenheit ließen und dadurch zinsbar behielten in allen ihren Geschäften. So straft sich der Geiz und die unverständige Kargheit gewöhnlich. Die Bauern blieben unwissend und mußten diese Unwissenheit sehr oft mit schwerem Gelde büßen, aus welchem sie viele Schullöhne hätten bezahlen können. Aber merkwürdig bleibt es doch, daß dieses Alles so geschehen konnte, und daß die Schulmeister lehren konnten, was und wie

viel Einer wollte, daß Niemand da war, der dieser Willkür ein Ende machte. Diese Zeit ist bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz vorüber, und das ist das Merkwürdigste an der ganzen Geschichte.

Fünftes Kapitel.

Wie ich auch um dieses Prinzenthum komme.

Durch mehrere Jahre hatte ich mein Regiment standhaft und am Ende unangefochten geführt. Da war ich herangewachsen zur Unterweisung (Vorbereitungsunterricht zur Einsegnung) und mit derselben ging meine Herrlichkeit zu Ende. Es war nämlich in unserer Gemeinde, wie in vielen andern, Sitte, daß kein Unterweisungskind die Schule mehr besuchte. Und als einst ein junger Vikar es anders wollte, sprach die versammelte ehrbare Gemeinde: Seit Menschengedenken habe kein Unterweisungskind die Schule besucht, solche Neuerungen seien gegen alle Religion. Wie ihre frommen Vorväter es gehalten, so solle es bleiben ihr Leben lang. Wer etwas Anders wolle, solle es nur probiren, sie wollten d. D. sehen! — Und dabei blieb es. Noch während der Kinderjahre, — denn so lange man noch nicht unterwiesen ist, ist man ein Kind, und Viele bleiben Kinder bis und über das Schwabenalter hinaus, ja bis zum Tode, — während dieser Zeit noch vergaßen Viele bereits einen Theil des Gelernten; sie repetirten nicht mehr, und in wenig Jahren war das Meiste in Wind gegangen. So hatten die Menschen im Grunde auch nicht Unrecht, wenn sie behaupteten, die Schule trage eigentlich nichts ab, und die Geschicktesten würden später die Schlimmsten; wenn die Kinder einmal aus der Schule seien, so rührten sie kein Buch mehr an. So muß es auch sein, wenn man mit dem Lernen aufhört, ehe die Kinder am Gelernten etwas begreifen.

Sobald ich in die Unterweisung eingeschrieben war, hörte also das Schulgehen auf, was mir sehr weh that, und ich mußte zum Handwerk, ein Weber sollte ich werden. Wahrscheinlich dachte das mein Vater nicht einmal, sondern er dachte nur daran, wenn Zwei weben, so sei der Verdienst größer, und er könne es besser haben.

Aber Lehrbub sein bei ihm, das war eine gar schlimme Sache. Er hatte keine Geduld mit mir, und doch mußte ich das schlechteste Garn, das alle Augenblicke riß, verarbeiten. Schläge bekam ich, wenn ich nicht mehr fort konnte, wenn ich nicht auf der Stelle Alles begriff, wie der Vater es mir befahl. Lust bekam ich auf diese Weise gar keine zur Arbeit, Furcht vor den Schlägen ließ mich aufpassen und arbeiten, so gut ich konnte.

Meine einzige Freude war das Besuchen der Unterweisung, über die aber der Vater, wenn sie ihm zu oft wiederkam, lästerlich schimpfte. Ehemals sei die Welt viel besser gewesen, und doch hätte man nicht halb so viel in die Unterweisung müssen, pflegte er zu sagen. Er sehe gar nicht ein, was das Laufen abtrage. Je besser ein Pfarrer unterweisen könne, desto kürzer mache er es. Ich ging gar gerne in die Unterweisung, weil ich dadurch vom Webstuhl weg an die freie Luft kam und gewöhnlich noch einige Zeit in der Schule mich aufhalten konnte, wo es mich an die alten schönen Zeiten nicht wenig heimelte, so daß ich noch oft die Ruthe zur Hand nahm und mein altes Amt übte, bis der Pfarrer kam.

Der Pfarrer war ein alter freundlicher Herr, den wir Alle lieb hatten. Er hatte mich auch lieb, denn ich war der Geschickteste, und mit mir konnte er am besten fortkommen. Wenn Einige eine Frage nicht beantworten konnten, so sagte er am Ende: „Ich weiß Einen, der es kann, sag du es ihnen.“ Ich war aber aufmerksam und strengte mich aus allen Kräften an, immer antworten zu können. Aber dieses Antwortenkönnen war mir auch die Hauptsache und war Allen die Hauptsache. Wer es konnte, freute sich. Die Schwachen zitterten und bebten, nicht sowohl vor dem Pfarrer, als vor dem Spott und dem Auslachen der Andern. Uns unvermerkt bildete sich freilich ein Glaube, ein Fürwahrhalten, zusammengesetzt aus dem wunderlichen abergläubischen Zeug, das wir bei Abendsitzen und aus dem, was wir in der Unterweisung hörten. Aber unser religiöses Gefühl wurde nicht erwärmt, unser Wille nicht angeregt, unsere Seele zu frommem Thun nicht begeistert. Und das Alles sicher nur deßwegen, weil wir all unser Sinnen dahin richteten, antworten zu können und nur auf die Frage paßten, und weil das beständige Fragen und Antworten keine erwärmende Rede recht aufkommen ließ, und bei ungeschickten Kindern entweder grausam ermüdete oder zum Lachen reizte. Es fiel mir erst später ein, daß das Katechisiren für den eigentlichen Religionsunterricht

doch nicht recht paßt. Das Katechisiren ist ein mühselig Herausklauben von Begriffen und Sätzen, recht dienlich, den Verstand zu üben und den Scharfsinn, und läßt in vielen Fächern sich anwenden, aber daß man dasselbe beim Religionsunterricht fast allein gebraucht, die Form zur Hauptsache gemacht, den Stoff und den Zweck dabei aus den Augen verloren, scheint mir ein Mißgriff zu sein. Namentlich in der Unterweisung, im letzten Religionsunterricht, sollten die Seelen der Kinder erhoben und gestärkt werden zu dem vor ihnen sich öffnenden Leben, und nicht blos ihr Verstand angeregt und ihr Gedächtniß beschwert mit einzelnen Sätzen.

Darum sollte da eine freie Rede sein aber auch beim Kinde, und es sollte fragen und nicht nur antworten. Aber, du lieber Gott, dafür müßten wir in den Schulen auch andere Kinder schaffen, müßten da einen ordentlichen Religionsunterricht zu geben verstehen. Denn das Kind, das einen rechten Religionsunterricht empfangen und fühlen soll, muß einen geöffneten Sinn bringen; dann lassen auch die höheren Seelenkräfte leicht sich anregen. Auch treibt man oft das Katechisiren auf die schlimmste Art, sagt Alles heraus bis auf die letzte Silbe oder fragt, daß man abwechselnd Ja oder Nein sagen muß. Ein solches Katechisiren ist eine wahre Seelenmörderei, und ist mit die Ursache, daß den Kindern die Unterweisung fast fruchtlos bleibt.

So verflog mir nur zu schnell der Winter, in dem jeder Unterweisungstag mir ein Lichtpunkt war, der mich einige Stunden erlöste aus dem Diensthause. Ostern war da, ehe ich es dachte. Sie war so grün und schön, und die Matten blüheten so lieblich, die Bäume knospeten so kräftig, die Vögelein sangen so heiter und munter, auf dem Miste krähte der Hahn sein kräftiges Lied, und auch der Vater war lustig und sagte, er sei froh, daß die verfluchte Unterweisung zu Ende sei. Halb traurig, halb stolz schritt ich hinter ihm drein zur Kirche zum ersten Abendmahl und nahm mit bangem Herzen das Pfand des Herrn, daß auch ich erlöst werden könne. Ach, ich fürchtete mehr der Menschen Augen, die auf mich sahen, als des Herrn Auge, das in mich sah.

Ein Stein fiel mir von dem Herzen, als ich wieder aus der Kirche war, und des Nachmittags schien ich mir einen halben Schuh länger geworden. Kecker antwortete ich in der Kinderlehre, und als es vor dem Wirthshause an das Eierspiel, Düpfen genannt, ging, bei welchem man die Spitzen der Eier zusammenschlägt, und

der das Ei gewinnt, der mit seinem Ei die Spitze von des Gegners Ei einschlägt, da schien mir, als guckten alle Mädchen nach mir; aber düpfen wollte ich mit keinem, ich fürchtete künstlich hartgemachte Eier. Sorgsam wie eine Bruthenne hielt ich meine vier Eier schön warm in der Tasche (zwei gelbe und zwei braune waren es), sah dem Düpfen zu und freute mich allemal, wenn ein fremdes Ei zerbrach und ich die meinen noch ganz fühlte. Allein das Gewinnen der zerbrochenen Eier gefiel mir auch. So ein Sack voll gewonnener Eier, welch' Schleck für einen Weberbub! Mit klopfendem Herzen ging ich bei Seite, untersuchte lange mit Zähnen und Zunge, welchem meiner Eier am besten zu trauen sei, und wagte es endlich mit einem gelben. Einen kleinen Buben suchte ich aus, um an ihm mein Glück zu probiren; er aber traute mir lange nicht. Endlich ließ er sich bereden, und nachdem wir lange darum gestritten hatten, wer schlagen solle, that ich mit bebender Hand den Schlag und, o Glück! gewann ein Ei, gewann später noch eins, zwei, drei, eine ganze Tasche voll. In Wonne schwimmend, hatte ich die Zeit vergessen, hatte die Sonne nicht untergehen sehen; da wurde es dunkel auf dem Platze, die Leute verliefen sich, und einsam war ich mit meiner Tasche voll Eier, Niemand mehr da, der mit mir düpfen wollte. Traurig wanderte ich heim, Ei um Ei essend, aber meines Glückes mich nicht freuend, weil mit dem Glücke meine Wünsche sich gemehrt und die fliehende Zeit ihre Erfüllung unterbrochen hatte.

Es ist eine eigene Sache mit den Wünschen, wie sie mit ihrer Erfüllung sich vervielfachen, wie ein erfüllter Wunsch ein Dutzend andere gebiert. Wem Ruhe und Frieden lieb sind, der hüte sich vor den Wünschen, sie sind nimmer satt und quälen ärger als Hunger und Durst. Und wie die Zeiten eilen, wenn sie unsere Wünsche krönen und glücklich machen, und wie sie langsam, unerträglich schleichen, wenn sie Wünsche versagen, Hoffnungen tödten, Schmerz spenden. Aber die Zeiten sind menschenfreundlich, mit schnellem Flügelschlag eilen sie sammt dem Glück vorüber, damit das schwache Herz sich nicht selbst verliere, und langsamen Schrittes treten sie mit Unglück und Unerwünschtem ihn an, um den irdischen Sinn zu bekämpfen, die Seele zu läutern; langsam ziehen sie an ihm vorüber, denn der Seele Reinigung ist ein langsam Werk.

Wenn so ein glücklicher Augenblick oder Tag entschwunden ist, wer hat es nicht erfahren, wie da eine Leere, eine Oede im

Herzen bleibt, wenn nicht im Hintergrunde der Zeit ein neuer Tag auftaucht, der neue Freude verspricht, an den das Auge fest sich heftet über die trübe, unlustige Gegenwart hinweg? So hatte ich auch einen Tag, der mich die geschwundene Ostern und ihre Eier vergessen ließ, der mir neue Freuden, etwas noch Unerlebtes versprach. Es war der Sonntag nach Ostern, an welchem alle Jünglinge, welche die Erlaubniß zum heiligen Abendmahl erhalten hatten, nach der Kirche des Amtssitzes mußten, um da den Huldigungseid zu schwören. Was Huldigung sei und was sie zu bedeuten habe, darum kümmerten wir uns wenig. Was sollten auch Buben von fünfzehn bis sechzehn Jahren wissen, was Huldigung sei, denen man nie etwas gesagt hatte, was ein Staat sei, was eine Obrigkeit zu bedeuten habe, welche Pflichten jedem Bürger obliegen, Buben, die nur von dem Landvogt gehört, entweder er sei ein gutmüthiger Tropf oder ein böser Teufel oder ein grausam Stolzer, Buben, die von keinen Gesetzen einen Begriff hatten und nun einen Eid des Gehorsams schwören sollen: ist das nicht Unsinn? Von uns kannte wohl kaum ein Einziger den Namen des Landes, in dem er wohnte, geschweige denn dessen Begründung und Einrichtung. Von einem Vaterlande hatten wir nie gehört, wußten daher nicht, was ein solches Ding sei, und doch sollten wir Vaterlandsvertheidiger werden. Heißt das nicht, dem Lande, das nur der Vaterlandsliebe seine Begründung dankt, den Boden unter den Füßen wegnehmen? Und doch ist es merkwürdig, daß von Ur-Ureltern her in jedem Schweizer Vaterlandsliebe schlummert, wie in jedem reinen Mädchen Mutterliebe, wie im Feuerstein der zündende Funke, daß des Schweizers Auge weint um sein Land, wenn es ihm entrissen wird, wie die Frau um ihr Kind, daß das Schweizerherz Funken sprüht des freudigsten Todesmuthes, wenn ein gieriger Feind nach dem Vaterlande, dem theuren, seine Tatzen ausstreckt.

Wie gut man wußte, was man schwor, bezeugte das Benehmen der schwörenden Buben am Tage selbst, nach abgelegtem Eide. Das war nämlich der erste Tag, an welchem man der Welt zu zeigen gewohnt war, daß man nun Erlaubniß, d. h. mit dem Nachtmahl die Berechtigung empfangen habe, wie ein Erwachsener zu thun, hinter Mädchen her und in die Wirthshäuser, die früher vom Pfarrer verboten gewesen, zu laufen, auf den Straßen wüst zu thun und sich zu prügeln nach Herzenslust; so nämlich legt

man die Erlaubniß aus. Man übertrat also an diesem Tage, an welchem man der Obrigkeit den ersten Eid abgelegt hatte, ihr und ihren Gesetzen unterthan zu sein, auch zum ersten Mal mit Bewußtsein ihre Gesetze, beging brühwarm einen Meineid.

Diese Uebertretung der beschwornen Gesetze wurde gewöhnlich nur belacht, während ganz anders verfahren worden wäre, wenn Einer nur den Schein des Zweifels an der Rechtmäßigkeit der Obrigkeit hätte blicken lassen. Eine solche Scheidung, wo mehr Respekt für die Personen als für die Gesetze gefordert wird, ist schlimm. Sie begründet den noch immer unselig wirkenden Glauben, daß die Obrigkeit um ihretwillen da sei, um ihres Nutzens, ihrer Ehre willen, und nicht zum Besten des Landes, zur weisen Handhabung weiser Gesetze.

Für diesen Tag sorgte jeder Bube lange voraus, daß er einen Kreuzer Geld im Sacke habe. Er sparte zusammen, bettelte den Eltern, entwendete, lieh — kurz, Geld mußte sein. Den neu erhaltenen Sonntagsstaat zog man an und zog dann in Begleit des Statthalters oder Schulzen nach dem Amtssitze. Nach angehörter Predigt und abgenommenem Eide schlug sich der Statthalter zum Landvogte, der ein schönes Essen geben mußte; die Knaben sollten nach Hause. Das thaten sie aber nicht, sie dachten so gut das Recht zu haben zu essen und zu trinken als der Statthalter und der Landvogt. Zahlten sie doch, wie sie meinten, ihre Zeche aus dem eigenen Sack und nicht von anderer Leute Gelde!

Sie machten sich aber von den schmausenden Honorationen weg, so weit, daß diese sie nicht mehr hören konnten, in irgend ein Wirthshaus, wo noch Knaben aus mehreren Gemeinden beisammen waren. Wie die Burschen da so stolz eintraten, sich in die Brust warfen, kommandirten, anstießen, daß die Gläser spalteten und der Wein überfloß, es war eine Freude für alle Anwesenden. Jeder wollte der Größte sein und meinte, er müßte es dadurch zeigen, daß er am wüstesten thue.

Aber noch auf etwas Anderes paßten die Leute. Es war nämlich die Zeit noch, wo jede Gemeinde die andere haßte, jede ihren Spitznamen hatte, keine Gemeinde mit der andern gemeinsame Sache machte, außer etwa im Streit gegen eine dritte, die Zeit, wo fast allemal, wenn Leute aus verschiedenen Dörfern in einem Wirthshause tranken, blutige Händel entstunden und nicht nur zwischen jungen Burschen, sondern wo auch erwachsene Männer,

ja selbst Greise daran Theil nahmen. Es war die gute alte liebe Zeit, welche die Unverständigkeit der heutigen Zeit immer wieder als Muster der Religiosität und guten Sitte vorhält, vorhält als eine Zeit, in welcher Ordnung und Einigkeit geherrscht hätten. Die Buben, schon lange eingeweiht in diesen Haß, mußten nun zeigen, daß sie ihrer Väter würdig seien, treue Söhne der Obrigkeit, d. h. unfähig, unter sich gemeinschaftliche Sache zu machen. Bald fing der ungewohnte Wein in den jungen Schläuchen an zu gähren, Stichworte folgten, Begegnende stießen sich wie zufällig, Aeltere schürten das Feuer; Gläser folgten den Worten nach, und bald war ein Handgemenge zu Stande gebracht, das heftiger und blutiger wurde, je nachdem die Anwesenden, welche am Ende die Streitenden auseinander brachten, vernünftiger oder unvernünftiger waren. Geprügelt zog man heim mit zerzaustem Sonntagsstaat und blutigen Köpfen. Und um ja Alles zu thun, was die Großen, rauchten Viele zum erstenmale aus kreuzerigen Pfeifchen dreikreuzerigen Tabak in vollen Zügen. Der setzte nun den Punkt auf das I, und übel zugeputzt kam man nach Hause, und am folgenden Morgen dachte man an alles Andere, nur nicht an den Eid, den man abgelegt.

Dieser Tag und seine Erwartungen waren es, welche mich die entschwundene Ostern vergessen ließen. Einige Batzen Examengeld hatte ich mir erspart, hatte meinem Pathen einen Besuch gemacht, mein Tintenhaus und Federnrohr, die ich doch vor meinem Vater nicht zeigen durfte, verkauft, einige Kreuzer im Spiel gewonnen, so daß ich den für mich unerhörten Reichthum von 12½ Batzen zusammengeschabt hatte. Diese zählte ich doch manchmal während der langen Woche so heimlich als möglich, denn um meinen Schatz durfte im Hause Niemand wissen. Am Sonntag aber, nachdem ich das Haar tüchtig genetzt, eine halbe Stunde lang schön glatt über die Augen hinunter gekämmt hatte, that ich das Geld in den rechten Hosensack und, kaum von Hause weg, klimperte ich mit der Hand den ganzen Tag darin, bis keins mehr da war. Andere klimperten freilich mit Thalern.

Wir zogen hin, den Statthalter voran, der gewiß nicht recht gefrühstückt hatte, damit ihm am Mittag der Appetit ja nicht fehle. Der Pfarrer hielt eine lange Predigt, auf die ich aber nicht viel hörte; denn ich hatte meine rechte Hand im Hosensack und mit der linken strich ich meine Haare glatt. Darauf trat

der Landvogt vor, ein schöner großer Herr, der hatte einen langen Säbel an der Seite und einen Dreimaster in der Hand, und der that eine kurze Rede dar, der sagte nämlich: „Häbt Ihr gehört, was der Pfarrer Euch so schön gesagt hat? Jetzt hört auf den Amtsschreiber, dann hebt drei Finger auf, und sagt nach, was ich Euch vorsage. Herr Amtsschreiber, leset ab." Derselbe war ein spitzes mageres Männchen, das der Landvogt fast in die Rocktasche hätte stoßen können, wenn die Nase nicht gewesen wäre, denn die war gar lang und spitz und recht gemacht, um sie in Alles zu stecken.

Mit krähender Stimme las derselbe etwas ab von Obrigkeit und Gehorsam, von Treue und Wahrheit, und darauf sprach der Landvogt etwas vor, welches man mit erhobenen Fingern nachsprechen mußte; wir hinten Sitzenden verstunden blutwenig davon, machten und brummten den Vordern nach und konnten nicht warten, bis wir aus der Kirche waren. Der Boden brannte uns ordentlich unter den Füßen, und das Geld war wie lebendig in den Säcken. Endlich gingen die Thüren auf, wir wurden losgelassen, doch erhielten wir auf dem Kirchhof vom Statthalter noch die Mahnung, alsobald nach Hause zu gehen und nicht wüst zu thun. Er hätte sie sparen können, er wußte wohl, daß wir uns nicht daran kehren würden.

Wir gingen und tranken und polterten unserer Väter würdig. Jeder von uns dünkte sich ein Held, auf den Straßen wurde Niemand respektirt, und schon auf dem Wege, ehe man noch in's Wirthshaus gelangt war, gab es einige Raufereien, Vorspiele der kommenden. Der Wein zündete erst recht an, und was ging, will ich nicht weiter beschreiben. Ich will kurz sagen, daß ich um all mein Geld kam, ein schönes Halstuch mir zerrissen wurde, daß ich Schläge erhielt recht tüchtige, zuerst von andern Buben, dann von Erwachsenen, die sich in den Streit mischten, daß ich betrunken heim taumelte mit einer Pfeife im Munde, daß ich aber an einem Zaune liegen bleiben und sterben zu müssen glaubte. Da wurde ich nüchtern, der Geist des Großmachens lag am Haag im D . . . k, und marode, matt, krank, elend schlich ich nach Hause und war seelenfroh, daß der Vater mich nicht noch in die Finger nahm, ich ruhig in's Bett konnte, den sturmen Kopf zur Ruhe zu legen. Das war ein sogenannter Huldigungstag!

Sechstes Kapitel.

Wie das Vaterhaus mir zum Diensthause gemacht wird.

Schon früher hatte ich also das Weben lernen müssen. Seit aber die verfluchte Unterweisung, wie der Vater gesagt hatte, zu Ende war, wurde ich förmlich eingespannt und an dem Webstuhl angekettet. Vom Morgen früh bis Abends spät sollte ich daran sein und doch wieder der Mutter auf dem Lande helfen. War ich nun durch schlechtes Garn oder durch Arbeit auf dem Lande abgehalten worden, das Stück in der Zeit fertig zu haben, in welcher der Vater dessen Vollendung sich in den Kopf gesetzt, so schnauzte er mich ab ärger als einen Hund. Einige Mal wob ich ganze Sonntagsmorgen, um solche Versäumnisse einzubringen. Flugs machte er das zu einem Recht und verkürzte mir die Zeit, in welcher ein Stück fertig sein sollte. Was aber hatte ich von dieser angestrengten Arbeit? Nichts. Kleider hatte ich nur die nothdürftigsten, und auch die nur mit Mühe und Noth und manchem bittern Wort. Erhielt ich kaum Kleider, so bekam ich noch viel weniger Geld; 12½ Batzen brachte ich nicht mehr zusammen, kaum 6 Kreuzer.

Es ist nicht gut, wenn junge Leute zu viel Geld in Händen haben. Sie verschwenden dasselbe nicht nur leicht, sondern gewöhnen sich an Verschwendung, glauben gar zu gerne, die Quelle, welche ihnen jetzt ihre Taschen füllt, vertrockne nie und gebe immer das Hinreichende. So sieht man Bauernsöhne, Handwerksbursche, Knechte um die Wette Geld verthun in ihrer ledigen Zeit, Mancher auf eine Weise, bei der er nicht einmal Freude hat, sondern nur den Genuß, daß man von ihm redet als von einem Generalslümmel. Diesen Allen kömmt die Zeit, wo das Geld rar wird bei ihnen, wo sie sich für jeden unnützen Kreuzer, den sie verthan, die Haare ausraufen möchten, und ganze Nächte schlaflos zubringen mit dem trostlosen Rechnen, was sie jetzt mit dem vergeudeten Gelde anfangen könnten. Es kommt die Zeit, wo sie ein eigenes Geschäft oder eine Haushaltung anfangen müssen, dann fehlt das Geld hinten und vornen, und Tausende verlieren den Muth, gehen zu

Grunde, fallen den Gemeinden zur Last, die Männer geworden wären, wenn sie fünfzig Kronen zum Anfang gehabt hätten.

Aber wenn ein junger Mensch gar kein Geld in Händen hat, so ist es ebenfalls schlimm. Auf jeden Fall lernt er nicht mit demselben umgehen. Wenn er später welches in die Hände kriegt, so wird er leicht darum betrogen. Mancher wird zu allerlei Bösem verführt, um zu Gelde zu kommen. Selbst Bauernsöhne werden Diebe, durch die Kargheit ihrer Väter dazu getrieben. Man stelle sich doch nur einen jungen Menschen vor, der kein Geld hat, wie er ausgeschlossen wird von der Gesellschaft. Nun giebt es welche (und ich tadle die gar nicht), die keine Kameradschaft begehren, die Jahr aus Jahr ein zu Hause bleiben; aber die haben gewöhnlich ein Interesse dabei, sie wollen kein Geld verthun, wollen sich etwas ersparen und an den ersparten zehn Kreuzern laben sie sich die ganze Woche durch, weil sie näher zu ihrem Ziele, der erwünschten Summe gekommen. Allein wenn man gar kein Interesse hat, sich nichts ersparen kann bei aller Arbeit, weil man gar nichts erhält und doch sich ausschließen soll von Allem — das macht elend. Und ausschließen muß man sich ohne Geld.

Ging ich zu Kameraden, so wollten die etwas treiben, und was getrieben wird von jungen Leuten, kostet Geld bekanntlich. Und doch verdiente ich außer dem Kostgelde in der Woche wenigstens dreißig bis vierzig Batzen, fast so viel als der Vater. Gleichwohl hatten wir es in der Haushaltung nicht besser, obschon der Verdienst sich vermehrt hatte; es war immer das gleiche Klagen, Schinden und Brummen. Der Vater ließ es sich behaglicher sein, arbeitete weniger früh und weniger spät, ließ sich leichter versäumen. Wenn er auf Burgdorf oder Langenthal ging und die Hälfte mehr einstrich, trank er einen Schoppen mehr, aß eine Bratwurst mehr, kramte seinem Kronprinzen zwei Pfefferkuchen statt einem. Die Mutter wurde auch begehrlicher, erzwang mehr Geld zu Kleidern, kaufte breitere Sammetbänder für ihre Mädchen, und wenn sie zu Ader ließ, trank sie eine Halbe statt einen Schoppen. So lebten Alle aus meinem Verdienste besser, nur ich nicht, und dafür erhielt ich nicht einmal gute Worte.

O wie das mir Stiche gab in's Herz durch und durch, so ein Sklave zu sein ohne Lohn und ohne Liebe! Und wenn ich an einem schönen Sonntag vom Waldrain weg Mädchen und

Bursche fröhlich ziehen sah dem Dorfe zu kummerlos, und wenn der Jubel von dort her zu mir scholl und Paar um Paar Arm in Arm zurück kamen und ich da oben allein war, verlassen und freudelos — o wie oft drückte ich da die brennenden Augen in's grüne feuchte Gras!

Wer will wohl den Stein auf mich werfen, wenn in dem weinenden Herzen böse Gedanken entstanden und dort die sich sammelnden Thränen in Tropfen bitterer Galle verwandelten, wenn die Selbstsucht der Andern auch die meinige erzeugte, wenn ich das vergaß, was die Eltern an mir gethan und nur das ihnen nachrechnete, was sie von mir genossen, wenn der Widerwillen immer größer wurde, etwas für sie zu thun und der Entschluß emporдämmerte, sie zu verlassen und für mich selbst zu sorgen?

Man sieht und sah immer eine Menge Kinder, die sich um ihre Eltern nicht bekümmern, sie gefühllos dem Elend überlassen, als ob dieselben sie nichts angingen, sie ihnen gar nichts schuldig wären, und es wurden und werden immer Kinder verdammt, die wie des Waldes wildes Thier ihren Erzeugern vor dem Munde weg das Essen stehlen, wenn sie die Stärkern geworden sind.

Und es ist allerdings kein häßlicheres Geschöpf als so ein aufgeputztes Ding, das all sein Hab und Gut an ein paar silberne Knöpfe, eine seidene Schürze gewandt und Handschuhe an hat, dessen Mutter barfuß läuft und an der Thüre bettelt, hinter welcher ihr Mädchen prächtlet und Buben Wein zahlt. Wenn so ein Mädchen, das eine ganze Samstagnacht nicht schlafen kann aus freudiger Erwartung, was wohl die ganze Welt zu dem Kleide und zu den breiten Haarbändern sagen werde, mit welchen es am Sonntag aufzuziehen gedenkt und nicht zweifelt an gutem Schick und hoffet für eine Bauerntochter sich ausgeben zu können — wenn so ein Mädchen, sage ich, wüßte, wie die Welt mit Fingern auf es zeigt und sagt: Das mag wohl, wir haben seiner Mutter erst gestern Almosen gegeben! es würde sich wohl schämen und weniger an die Sache thun. — Und so ein Bürschli, dem am Sonntag kein Weg breit genug ist, das mit einer Uhr sich breit macht und ganze Wolken Rauch aus seiner Tabakspfeife bläst, Mädchen herum zieht, Wein zahlt, Semmel frißt wie ein Wolf und meint, es allein sei groß und mache sich ästimirt — wenn dieses Bürschchen wüßte, wie man es verachtet und wie man wohl weiß, daß sein Vater lange Zeit kein Brot hat, auf Lumpen schläft, Schwefel-

holz verkauft und bettelt, es würde zu Hause bleiben und seine Kreuzer sparen, um seinem Vater die Kutte flicken zu lassen.

So laufen allerdings eine Menge Kinder von ihren Eltern weg, sobald sie konfirmirt sind, bekümmern sich um die Eltern nicht nur nicht, im Gegentheil, sie nehmen noch von ihnen, was sie können. Sie verthun ihren Lohn mit Hoffart und Prassen, und schamlos lassen sie der Gemeinde die Eltern zur Last fallen. Fremde müssen an diese Eltern wenden, was sie mit sauerm Schweiß aufbringen mögen, während die Kinder sich den Buckel voll lachen und sagen, es geschehe den reichen Schelmen nur recht. Und wenn so ein hungriger Vater oder eine frierende Mutter Stunden weit die matten Beine schleppt, in der Hoffnung, von Sohn oder Tochter, denen man keinen Mangel ansieht, etwas zu einem guten Tag zu erhaschen, so schämen sich die Kinder, verleugnen die Eltern oder fertigen sie mit schnödem Bescheid ab, daß sie merken, wie unwerth sie gekommen und das Wiederkommen sie nicht wieder gelüstet. Schon manche Meisterfrau hat sich einer alten Mutter erbarmet, welche die eigene Tochter fortgewiesen hatte. Was meint man wohl, wenn ein so abgefertigter Alter mit seinen schlotternden Gliedern kaum heim zu kommen vermag, welche Gebete für sein Kind wird sein Herz auf seine Zunge legen, welcher Segen kömmt über die brummenden Lippen? Andere Kinder bleiben bei ihren Eltern, aber nur um sie auszusaugen und sie auf die Gemeinde zu bringen, und gar mancher Vater kömmt fort, so lange die Kinder klein sind; sobald diese aufgewachsen sind, fällt er in Armuth. Was sie verdienen, brauchen sie für sich, was er verdient, soll er mit Allen theilen, soll dafür Alles anschaffen, und reicht das nicht hin, behält er nichts für sich, so bekümmert sich keins der Kinder darum. Da kann der Alte zusehen, und geht es nicht mehr, so lassen sie ihn im Stich und die Gemeinde kann zusetzen und zuschießen.

Also, selbstsüchtige unkindliche Kinder giebt es in großer Menge, die ihren Eltern nicht zur Stütze, sondern zum Schaden herangewachsen sind, Kinder, die ihnen nicht Trost geben, sondern Schmerz bereiten. Aber bleiben wir nicht blos bei dieser Erscheinung stehen, sondern denken wir tiefer nach und forschen wir nach den Gründen dieser Erscheinung, nach den Gründen, warum so viele Eltern von ihren Kindern hintangesetzt und schnöde behandelt werden, — dann werden wir finden, daß nicht alle Schuld bei den Kindern zu

suchen ist, sondern daß viele Eltern den größten Theil derselben tragen.

Betrachten wir das Betragen der Kinder, so ist es dasjenige, welches allen Thieren gemein ist. Ein alt schön Lied sagt: der Mensch sei halb Thier, halb Engel, d. h. als Thier wird er geboren, ein Engel soll er werden. Dazu besitzt er die Anlagen, dazu hilft ihm Gott, dazu beruft ihn das Christenthum. Aus dem Thier muß sich der Engel herauskämpfen, wie aus der Puppe der Schmetterling sich entfaltet. Das Beginnen dieses Ringens oder das Trachten nach dem, was droben ist, das, so lange der Mensch im Leibe lebt, kein Ende nimmt, blos rüstiger und freudiger wird, nennt Christus die Wiedergeburt, Paulus: Absterben des alten, Auferständniß des neuen Menschen. Aus der Selbstsucht geht des Thieres Leben hervor, im Engel lebt die Liebe, sie tritt aus ihm heraus und wird die Mutter seines Thuns.

Nun lebt leider in einer Menge von Eltern nur noch das Thier, der Engel in ihnen weint ohnmächtig, die Selbstsucht drückt ihrem ganzen Betragen ihr Siegel auf, auch dem Betragen gegen ihre Kinder. Von einer höhern Bestimmung der Menschen haben sie gar keinen Begriff und noch weniger davon, daß man diese Bestimmung theilweise schon auf Erden erfüllen müsse. Ihr Dichten und Trachten geht darauf aus, es gut zu haben auf der Welt. Zu diesem Guthaben sollen alle andern Menschen ihnen helfen, und wer sie daran stört, den betrachten sie als eine Last oder als einen Feind. Kinder stören also vor allem aus ihre Behaglichkeit, ihr Guthaben durch unruhige Nächte und geschreivolle Tage; Kinder kosten auch. Und wenn es auch nur täglich für einen Kreuzer Milch wäre, so muß besonders bei Armen, wo das Einkommen und Ausgeben gewöhnlich grad auf geht, dieser Kreuzer an einem Orte erspart werden, entweder am Kaffee der Frau oder an den Schoppen des Mannes. Kinder sind oft eine Last und je mehr Kinder, desto größer und fühlbarer wird sie.

Nun herrscht aber unter dieser Klasse von Menschen eine ganz eigene Offenheit. Da weiß man noch wenig davon, unter sich die Gefühle zu verstecken und mit erkünstelter Miene Gefühle der Zärtlichkeit und Liebe zu heucheln, wenn sie nicht da sind. Da sagt z. B. eine Tochter ganz offenherzig vor ihrem kranken Vater: „Wir beten alle Tage, daß er bald sterben könne, es ginge ihm und uns wohl.“ Und der alte Mann nimmt das gar nicht

übel, er findet es ganz natürlich, denn er ist eine Last und einer solchen wünscht man los zu sein — das weiß er aus eigener Erfahrung. So sagt ein Mann am Krankenbett seines Weibes ohne Hehl: „In Gottes Namen, wenn es muß gestorben sein, so wollte ich, es geschähe bald, es ginge ihr wohl und uns nicht übel. Unsereiner hat, weiß Gott, nicht Zeit, immer in der Stube zu sein, es ist gar viel zu arbeiten draußen, und Jemand anstellen mag man auch nicht." Das Weib sagt kein Wort dazu, denkt vielleicht an Pflanzungen, welche gejätet werden sollten und nun wegen ihrer Krankheit ungejätet bleiben, so daß es eine Schande sei für das ganze Haus und sie sich noch im Tode schämen müsse deretwegen.

Mit der gleichen Offenheit drücken sich die Eltern gegen ihre Kinder über die Last aus, die sie an ihnen zu haben glauben. „O, wer Kinder hat, ist doch ein geplagter Mensch, o, man weiß gar nicht, wie wohl man ohne Kinder ist" — sind Redensarten, die man tagtäglich in einer Menge Häuser hören kann. Diese Redensarten bleiben nicht wirkungslos beim Kinde, wenn es sich der Wirkung schon nicht bewußt ist; auf alle Fälle entbehrt es der wahrhaften Liebe, welche Liebe weckt. Doch dieses ist noch nicht die schlimmste Seite dieser elterlichen Selbstsucht, sondern das Bestreben der Eltern, durch die Kinder selbst sich diese Last erleichtern zu helfen, ja es bis zum Guthaben zu bringen, das ist das Allerschlimmste. Dieses selbstsüchtige Bestreben ist aber meistens eitel und wird vereitelt durch die im Kinde erzeugte Selbstsucht. Selbstsucht trennt, nur Liebe ist das Band, das unauflöslich ist und Kinder zu Trost und Freude an die Eltern bindet.

Das Bestreben der Eltern geht also darauf aus, sich durch die Kinder die Last erleichtern zu lassen, derselben Kräfte sobald möglich zu ihrem Nutzen auszubeuten. Die sehr beschränkten Eltern bekümmern sich nicht um die Ausbildung der Kräfte ihrer Kinder, überlassen dieselben durchaus sich selbst und geben sich nicht die geringste Mühe, die Kinder zu befähigen, sich mit Ehren in der Welt fortzuhelfen. Die Faust oder Flüche sind Lehrmeister und zwingen zu mechanischer Verrichtung des Aufgegebenen. Vom Erwecken des Verstandes, des eigenen Denkens, überhaupt der geistigen Kräfte, ist keine Rede. Will man einen solchen Vater anhalten, sein Kind schulen, geistig wecken zu lassen, so antwortet er wohl: er vermöge nicht sein Kind alle Tage in die Schule zu schicken, es müsse ihm arbeiten; er könne keinen Reichthum hinterlassen,

es müsse einst seinen Unterhalt verdienen, und da frage der Bauer nicht: „Kannst beten“, sondern: „Kannst arbeiten“? Solche Eltern thun also eigentlich gar nichts für das Kind, sondern sie sorgen nur für sich. Und gar mancher Vater oder Mutter verthun in wüstem Leben, was die Kinder mit saurem Schweiß erworben, und lassen es sich recht wohl sein auf Kosten der Kinder. Und auf gemachte Vorwürfe antworten sie wohl, Jeder müßte zu sich selber sehen; der Kinder wegen hätten sie lange bös gehabt, jetzt könnten sie sich's wohl sein lassen. Andre, welche ihre Kinder nicht einmal zur Arbeit halten, schicken sie doch gewöhnlich dem Bettel nach. Ob das Kind stehle oder nicht, das bekümmert sie gar nicht, wenn es ihnen nur etwas heimbringt. Das Beste lesen sie dann aus für sich, mit dem Uebrigen kann das Kind sich begnügen.

So wird das Kind von Jugend auf am Busen der Selbstsucht auferzogen, das Thier wird genährt in ihm, um den Engel bekümmert man sich nicht. Es fehlt also die rechte kindliche Liebe und auch die Dankbarkeit stellt sich nicht ein. Denn die kommt da niemals, wo man Einem alle Tage Wohlthaten vorhält. Sie ist eine gar wunderliche Pflanze; sobald man ihr Wachsthum erzwingen will, verdorret sie. Auf die natürlichste Weise von der Welt wächst im Kinde ebenfalls die Selbstsucht. So wie es größer wird, fängt es an zu denken: es müsse auch zu sich selber sehen, bei den Eltern komme es nicht zu Gelde, so manches erregte Gelüsten zu befriedigen, nicht einmal zu ordentlichen Kleidern. Es sei nicht billig, daß es alles dargeben solle für die Andern, ohne daß ihm „Danke Gott“ dafür gesagt werde. Diese Gedanken regen sich weit früher, als man es glaubt. Schon das Bettlerkind ißt die besten Bissen, verthut die meisten Kreuzer, ehe es heim kömmt, giebt den Eltern je länger je weniger ab. Diese Gedanken werden aber immer mächtiger, legen sich immer feindseliger zwischen Eltern und Kinder, bis die Erstern von den Letztern entweder ausgesogen oder verlassen sind. So wie früher die Kinder den Eltern Plage und Last waren, so werden die Eltern den Kindern Plage und Last, die sie so ungern als möglich tragen, so schnell als möglich von sich ab auf die Gemeinde wälzen, um zu sich selber zu sehen.

Wie Liebe die Liebe zahlt, so zahlt auch Selbstsucht die Selbstsucht. Es ist schauerlich, die Hartherzigkeit der Kinder zu sehen, zu sehen, wie sie unbewegt und ungerührt der Eltern Noth

und Elend zusehen können, ohne sich im Geringsten etwas abzubrechen. Aber eben so schauerlich wäre es gewesen, wenn man früher der Erziehung oder vielmehr Verwahrlosung dieser Kinder mit aufmerksamem Auge gefolgt wäre. Ueber solche hartherzige, gefühllose Kinder erhebt nun die Welt ein Geschrei, die Eltern schimpfen, die Gemeinde begehrt auf, Alle klagen über die gottlose Zeit. Aber Eines bedenken alle diese Schreier nicht: daß jede Wirkung eine Ursache, jeder Baum seine Wurzeln, jede Erscheinung ihre vorbereitenden Vorgänge habe. So ist diese Zeit, in welcher wir leben, von einer frühern geboren, und die in ihr hervortretenden Erscheinungen sind Kinder der Vergangenheit. Aber auch diese Zeit zeuget fort und fort an dem Kommenden, und die Zukunft wird Zeugniß ablegen, ob das, was unsere Zeit geboren und der Zukunft überliefert, nicht edlerer Art sei, als was die letzte Vergangenheit uns als Erbtheil übermacht hat und was jetzt in der Masse hervortritt.

Aus dieser etwas weitläufig gerathenen Durchführung wird hoffentlich männiglich klar geworden sein, daß an dem ganz natürlichen aber nicht christlichen Betragen vieler Kinder die Eltern eine große Schuld tragen. Für arme Eltern ist es allerdings viel schwerer, als für reiche, von dieser Selbstsucht sich ferne zu halten, die durch die Kinder verursachten Opfer freudig zu bringen, die Entbehrungen geduldig zu tragen, den Kindern nichts Anderes zu zeigen als treue Liebe, und aus dem ganzen Betragen hervorleuchten zu lassen den innigsten Wunsch, zu sorgen für ihr künftiges zeitliches und ewiges Wohl. Aber das Leben hienieden ist ein Kampf, und es wird Niemand gekrönet, er kämpfe denn recht. Und wie dem Reichen Kämpfe anderer Art bereitet sind, so findet sie der Arme außer sich, besonders in seinen nächsten Umgebungen, im heiligen Familienkreise und in sich mit der einfachen und also kenntlicher hervortretenden Selbstsucht. Hier ist ein Saatfeld, und was Einer säet, wird er auch ernten; wer ernten will, ehe er treulich ausgesäet, ist eben ein Thor und wird zur Erntezeit heulend und zähneklappend am verödeten Acker stehen. Nur innigere Religiosität, eine klarere, lebendigere Auffassung der Bestimmung des Menschen und der menschlichen Verhältnisse unter einander wird diese Quelle der sich vermehrenden Armenlasten versiegen lassen. Denn das Christenthum ist auf der einen Seite die einzig wahre Lehrerin der Ausbildung der menschlichen Kräfte, und dasselbe allein ver-

mag hinwiederum die Kräfte in Liebe zu verbinden zu mächtiger Anstrengung und gegenseitiger Hülfsleistung. Man mag daher in Wirthshäusern und Rathssälen lange kannegießern über Armenwesen und Armengesetze, man drischt nur leeres Stroh so lange, bis die Schoppentrinker und Rathsherren zur Einsicht kommen, daß echt christlicher Sinn im Hause, in der Gemeinde, im Staate das erste Heilmittel der überall hervortretenden Uebel ist, und bis sie mit ihrem Beispiele vorangehen, sind alle ihre Reden umgekehrte Windbüchsen, d. h. sie knallen tüchtig, treffen aber nichts.

Bin ich nun wohl nicht entschuldigt, wenn die kindliche Liebe erlosch, wenn ich die Pflicht vergaß, Stütze der Eltern zu sein, und nur an mich selbst zu denken anfing, weil Niemand anders an mich dachte?

Nun konnte ich aber wenig Anderes als weben, und zum Bauernknecht fehlte mir Geschick und besondere Lust. Es giebt Stimmungen im Menschenleben, wo man zu gar nichts mehr Lust hat, und das sind wohl die trübseligsten. Des Morgens erwachte ich mit Ekel an der Arbeit, zu der ich mußte; bei jeder Elle, die ich wob, dachte ich, was der Vater mit dem Lohn dafür anfangen, wie die Mutter ihn brauchen werde, und was ich wohl daraus kaufen, genießen könnte. Aber am traurigsten war ich, wie gesagt, des Sonntags, wenn ich so einsam blieb mit dem verlangenden Herzen. O das ist wohl das Traurigste, wenn es trübe wird außer uns und in uns, wenn Mißgeschick, Unglück, eine harte Lage auf uns drücken und diese das Gemüth verfinstern, den lieben Sonnenschein des Frohsinns uns nehmen, wenn das Herz der Spiegel wird des äußern Schicksals. Da ist dann Trübseligkeit ringsum, kein Trost, keine Hoffnung mehr. Es giebt Menschen, die in der glückseligsten Lage finster werden in sich, es ist eine Krankheit des Gemüthes, zuweilen Folge allzu großer Sättigung, allzu reichlichen Genusses ihrer Glücksgüter. Sie sind zu bedauern, daß ihnen die Kraft der Seele fehlt, die Finsterniß zu verjagen; aber ihr Unglück ist doch nicht so groß als jenes, wo mit der innern Noth noch die äußere sich gattet.

Wie glücklich der Mensch wohl wäre, wenn er sein Inwendiges unabhängig bewahren könnte von dem wechselnden Geschick, wenn er in jeder Lage froh und freudig bleiben könnte im Bewußtsein, daß jede aus des lieben Gottes lieber Hand kömmt! Wäre dieses nicht die wahre Unabhängigkeit, köstlicher als Silber und Gold?

Würden an ihr nicht die Worte Unglück und Mißgeschick ihre Bedeutung verlieren? Wäre das wohl nicht der glücklichste Mensch, der sie besitzt? Ist sie aber möglich? Dem Christen ist sie verheißen, es ist der Friede Gottes, der über allen Verstand geht. Aber ich armes Weberknechtlein besaß sie nicht, ich kannte sie nicht, und doch konnte ich alle Fragen und das halbe Testament auswendig. Jetzt kenne ich sie und ringe darnach. Aber diese Siegeskrone des Kampfes, die Gott schon im zeitlichen Leben bietet, hängt gar hoch oben, und an die Füße hängt sich mit Bleigewicht der irdische Sinn und die irdische Noth. Aber ich verzweifle nicht.

Siebentes Kapitel.

Wie ein alter Freund dem armen Weberknechtlein einen Ausweg zeigt.

So waren zwei Jahre vorbeigeschlichen, seit ich am Huldigungstage meine zwölf und einen halben Batzen verthan, einen besudelten Kopf, versudelte Kleider und ein ödes Herz heimgebracht hatte. Der Sommer war heraufgezogen und brannte heiß auf die Erde. Ein Sonntag stand im Kalender. Der Vater war am Morgen früh ausgegangen, eine Kuh zu kaufen, da wir die unsere hatten verkaufen müssen. In den Webkeller hätte ich eigentlich gehen sollen, aber es widerte mir davor. Da wandelte mich auf einmal das Gelüsten an, wieder zur Kirche zu gehen, was lange, lange nicht geschehen war.

Ich suchte meinen Sonntagsstaat zusammen, streckte die langgewordenen Glieder durch die gleichgebliebenen Kleider weit hinaus in die freie Luft, und wanderte getrost trotz dem Schelten der Mutter und ihren Drohungen, sie werde es dem Vater sagen, der Kirche zu. Es that mir so wohl, zu Leuten zu können auch ohne Geld.

Auch das Sein in der Kirche erquickte mich. Die Orgel klang mir so voll und so schön in's Herz hinein, das Gebet that mir so wohl, und während der Predigt vergaß ich mich selbst und erbaute mich gar inniglich an kräftigen Worten von Gottes Macht und Herrlichkeit; ich glaubte mich in einer andern Welt. Aber als die Orgel zum letzten Mal erklang und ihre Töne majestätisch

verrauschten, als die Thüren aufgingen und ich wieder aus der Kirche sollte, wo mir so wohl gewesen, heim in die Welt, wo mir so übel war, da ward mir weh um's Herz. Weinen hätte ich mögen, als ich über die Schwelle schritt und denken mußte: „wie manche lange lange Woche, wie manchen langen Monat geht es wohl, bis ich wieder hin kann aus dem Sündenhaus in das Gotteshaus?"

Wie ich so trübselig über den Kirchhof schritt, da griff mich mein alter Schulmeister auf, den ich lange nicht gesehen und jetzt in meiner Traurigkeit übersehen hatte. Er klagte, daß ich ihn ganz vergesse, aber er könne mich nicht vergessen, einen solchen Schüler kriege er nicht mehr. Er fragte, warum ich nie zu ihm komme und was mir fehle, daß ich ein Gesicht mache, als ob ich eine Maß Essig verschluckt habe. Da ich unter den Leuten nicht recht zu Worten kommen konnte, so zog er mich beim Aermel seinem Hause zu und sagte, er habe etwas daheim, ein Schluck davon werde mir nicht schaden, und da könne ich ihm dann sagen, wie es mir gehe, er sehe wohl, es sei nicht Alles, wie es sein sollte, und Andern könne er besser rathen als ihm selber, das hätten Andere uud er schon oft erfahren.

Bei einem Gläschen Branntwein floß es mir nun besser vom Munde.

Ich erzählte meine Noth. Wie hart mich die Eltern hielten, ohne Geld ließen, kaum Kleider mir gönnten. Da fluchte mein Schulmeister und wußte von meinen Eltern allerlei Ungutes zu erzählen. Ich solle machen, daß ich von ihnen fortkomme und zu mir selber sehen; zu weben finde ich an allen Orten, und zu einem Bauern gehen könne ich ja auch im Nothfalle. Nun beichtete ich, daß das Weben mir gar grausam erleidet sei, daß ich zu einem Bauern auch nicht möge, indem ich fast keinen Lohn erhalten würde, da ich nicht säen, nicht melken, nicht füttern könne und mein Lebtag kein Roß in den Händen gehabt habe.

Da schaute mein Schulmeister bedenklich drein, und schenkte sich ein frisches Gläschen ein. Auf einmal schlug er auf den Tisch und rief: „Peterli, du mußt Schulmeister werden!"

Und stille ward's wieder. Er schwieg, ich war, als hätte mich ein Blitzstrahl getroffen, und mit großen Augen sahen wir über den Tisch einander in's Gesicht, er vor Bewunderung, ich vor Verwunderung.

Als ich zu mir selbst kam vor dem unerwarteten Gedanken, wandte ich Manches ein gegen den Vorschlag: meine Ungeschicklichkeit, daß ich schon Vieles vergessen, und daß der Vater mich nicht fortließe. Aber wie alle Einwendungen, bei denen es Einem nur halber Ernst ist, waren auch diese bald widerlegt. Er sei nicht von den Ungeschicktesten einer, sagte er, und ich sei fast so geschickt wie er. Den Vater frage man nicht lange. Wolle er mich nicht gehen lassen, müsse ich fortlaufen. Wo ich wohl einen Platz finden könnte? fragte ich endlich. Da laß mich machen, sagte er mir, trank sein Gläschen aus und ging. Seine Alte hatte ihn schon zweimal gerufen zum Essen, und mit dieser durfte er nicht spaßen.

Achtes Kapitel.

Wie es mir im Kopfe rundum und endlich mit mir in's Schulmeisteramt geht.

So machen es die Leute, sie setzen Einem einen Floh hinters Ohr und, statt ihn jagen zu helfen, jagen sie Einen fort, und man mag zusehen, wie man mit demselben zurecht kömmt. Es ist recht seltsam, wie ein in besonderer Stunde angeworfener Gedanke haften bleibt, sich einbohrt in unsern Kopf hinein, alles Vorhandene auf die Seite wirft, unsre gesammte Einbildungskraft überschwemmt und als ausgebrochener Strom sich ergießt in das weite Feld unserer Zukunft hinaus. Es giebt Leute oder vielmehr Köpfe, die diesen Ueberschwemmungen gar häufig ausgesetzt sind. Alle Augenblicke ergießt sich in ihnen die Flut von Anschlägen und Vorschlägen, aber diese Ueberschwemmungen haben meist die Art wie die der Emme: ihr Niederschlag besteht aus Sand und Steinen, und das Feld, über welches sie sich ergossen, bleibt unfruchtbar auf lange und für immer, wenn sie sich zu häufig wiederholen.

Es giebt aber auch Ueberschwemmungen anderer Art. Diese wiederholen sich seltener, sie ergießen sich auch über das leere Feld der Zukunft, aber sie hinterlassen einen fruchtbaren Niederschlag, wie der Nil im Egypterland; in diesem wächst lustig eine lustige Ernte, und nicht wieder kommen sie, bis diese Ernte eingesammelt und des Feldes Schooß zu neuer Empfängniß offen liegt. Der

Kopf, in dem gar keine solchen Ueberschwemmungen stattfinden, der ist ein trockner Kopf, der wird sich in Schlafrock und Pantoffeln wohl sein lassen, wenn er es vermag. Er wird in aller Behaglichkeit den Batzen zu dem Batzen legen oder den Schoppen zu dem Schoppen schütten, und wenn er es nicht vermag, so wird er entweder arbeiten, was man ihn heißt und was er muß, oder er wird mit Bequemlichkeit den Bettelsack tragen von Haus zu Haus. Die Welt wird ihm weder eine That noch einen Gedanken zu verdanken haben. Auf sein Grab wird man schreiben müssen: „In diesem Grabe liegt ein Leib begraben, in dem Leib war eine Seele begraben; des Leibes Leben kannten wir, was die Seele that, wissen wir nicht."

Unter den überschwemmenden Köpfen giebt es welche, wo in der unsichtbaren Seele geheimnißvollem Schooß eine göttliche Kraft haust und schafft. Diese zeugt in dem nie erblickten tiefen Grunde der Seele den lebendigen Gedanken, diese nährt ihn, bis er mächtig die Seele füllt; sie sprengt ihm Schloß und Riegel, strömt ihn befruchtend aus in die Welt, schafft und besorgt die Ernte. Das sind die selbstständigen Geister. In ihnen allein wohnt ungeschwächt und ungetheilt die Urkraft, die zeuget und gebiert ohne fremde Hülfe. Sie sind selten diese Geister auf der erkaltenden Erde.

Aber andere Köpfe giebt es in größerer Menge, die Väter bedürfen zu ihren Gedanken, zu ihren Anschlägen und Vorschlägen, und diese Väter finden sich wohl auch vielfältig und in vielerlei Gestalten. Alte Schulmeister und junge Mädchen, beide leisten gute Dienste. Wenn dann der Gedanke in der Seele schwillt, so pocht er an allen Wänden dieser Köpfe an. Doch umsonst, da ist keine Kraft in ihnen, den Durchbruch zu vollbringen. Wie diese Köpfe fremde Väter bedurften, so bedürfen sie auch zur Entbindung Hebammen, die den Gedanken an's Tageslicht fördern, ihn einwickeln in die nöthigen Windeln, ihn hegen und pflegen. Da finden sich dann oft Vater und Hebamme in einer Person.

Gerade einen Kopf von der letzten Art hatte ich. Der Schulmeister hatte in mir einen Gedanken gezeuget, der wurde nun nach und nach lebendig in mir. Anfangs konnte ich ihn nicht erkennen, es war etwas Neues in mir, aber ich wußte eigentlich nicht was. Ich war sturm, rundum ging es mit mir, bald hätte ich den mir so wohl bekannten Heimweg verfehlt. Das Keifen der Mutter über mein spätes Heimkommen hörte ich nicht; daß sie geschwind

Teller hinaustrugen und also Fleisch gehabt hatten (denn wenn man kein Fleisch hat, braucht man keine Teller), sah ich nicht; daß ich kein Fleisch erhielt und nur kalte dürre Bohnen, so breit und dick wie ein Schmiedsdaumen und mit Faden wie Packschnüre, merkte ich nicht, sondern kaute tapfer darauf los und schluckte aus Leibeskräften hinunter, was sich nicht kauen ließ. Bald darauf kam der Vater heim, dem wurde ich verklagt. Der schalt mich tüchtig aus und jagte mich in den Webkeller. Ich ging ohne Murren und wob, ich weiß nicht was, nicht wie.

Endlich gestalteten sich aus diesem Sausen und Brausen, diesem Wogen formloser Nebel bestimmte Gedanken, bestimmte Gefühle, deren ich mir bewußt ward.

Der Gedanke, ein Schulmeister zu werden, verursachte mir Herzklopfen, wunderbar erzeugt aus Stolz und Bangigkeit. Ich muß aber doch sagen, nicht blos Stolz regte sich in mir, Schulmonarch oder Schulmeister zu werden, es war damals noch eine gute Portion Bangigkeit dabei, Bangigkeit nicht blos, wie ich vom Vater loskommen könne, sondern Bangigkeit, ob ich wohl eine Stelle erhalten und an der erhaltenen Stelle mich werde behaupten können?

Mehr als ein Jahr lang hatte ich von meinen Schulkünsten nichts wiederholt, als selten genug das Lesen. Wie lange solches Zeug, das man lernt, im Kopfe bleibt, wußte ich nicht aus Erfahrung. Nun nahm mich gewaltig Wunder, was mir noch geblieben sei, aber ich armer Teufel konnte den Gwunder nicht so schnell stillen, als ich wünschte; meine Wiederholungskurse mußte ich im Verborgenen vornehmen, wenn ich nicht geprügelt sein wollte. Ich fand, daß ich in den gewohnten Büchern schön laut und fix noch lesen könne z'hinterfür und recht; nur in einer alten Zeitung, welche der Vater um einen Pfefferkuchen für den Erbprinzen gewickelt heimbrachte, kam ich nicht recht fort. Aber das machte mir keine grauen Haare, liest man doch gottlob in der Schule nicht in den Zeitungen. Schreiben und Rechnen zu wiederholen hatte größere Schwierigkeiten, denn im Hause war weder Tinte noch Papier, nicht einmal ein Bleistift. Endlich fand ich ein Stück Kreide und fand am Tennsthor und an der Stallthür, daß ich noch alle Buchstaben machen könne, bis an einige große, die ich vergessen hatte. Aber ich dachte, die könne man auch klein machen, klein seien sie eben so gut und man spare Papier. Im Rechnen

bestund ich auch gar nicht übel. Nur besann ich mich nicht recht, ob man beim Dividiren die eine Zahl unter die andre setze und beim Multipliziren beide Zahlen neben einander oder umgekehrt. Aber ich tröstete mich mit dem alten Schulmeister, der mir diese Zweifel sicher tröstlich lösen werde.

Mit der Prüfung war ich also im Ganzen recht zufrieden und die Bangigkeit schwand nach und nach. Und wie sie schwand, so gaukelte gar Allerlei mir vor den Augen und in den Gedanken herum, lieblich und lockend. Ich sah mich des Morgens um sieben noch im Bette und des Abends auf dem Ofentritt statt im feuchten Webkeller, sah mich schön dunkelroth bis hinter die Ohren vorsingen in der Kirche, sah Kinder Säcklein, Flaschen, Körbchen in meine Stube bringen und abstellen, hörte sie sagen: „Guten Tag, Schulmeister! Vater und Mutter lassen dir einen guten Tag wünschen und da habest du was“.

Dann sah ich mich wieder des Morgens einen guten Kaffee machen, sah mich des Mittags kochen in der Küche, sah wie die Blutwürste zischten, die Bratwürste prasselten, und den Schweinsbraten roch ich! O es ging mir bereits durch Mark und Bein, und das Wasser quoll mir im Munde empor.

Und wenn ich dann so recht in's Denken, Sehen und Riechen kam, und es mir ward, als hätte ich es schon zwischen den Zähnen und die Hände unwillkürlich ruhten oder nach dem Munde fuhren, da fuhr ich unsanft aus den schönen Träumen empor, erweckt durch Stimme oder Faust des Vaters, die beide so unsanft als möglich waren und mit Flüchen und Püffen nicht sparsam. Dann fuhr ich empor und ließ das Schifflein fliegen, aber wenn der Vater dann Webernester sah und zerrissene Faden, dann ging Donner- und Prügelwetter erst an, und er wollte wissen, warum ich nicht mehr sehen und riechen könne. Ach! er wußte nicht, daß ich beides konnte nur zu gut, aber auf andere Weise als er wollte.

So saß ich an meinem Webstuhle brütend über meinen Gedankeneiern. Alle Tage legte ich neue zu den alten, der Kopf war zum Zerspringen angefüllt damit, allein ausbrüten konnte ich sie nicht. Ich glaube, ich säße noch heute an dem Webstuhle und brütete, wenn nicht der Schulmeister mich darob erlöst und der Brut Luft gemacht hätte.

An einem Samstag Abend — die ermattenden Bäume streuten schon ihre ergilbten Blätter über die ergraute, kahl gewordene Erde

aus — wohl die alterthümlichste Perücken-Art — sah ich den treuen Alten am Hause vorbeigehen dem Wäldchen zu. Ich sah ihm wohl nach durch die in allen Regenbogen-Farben schimmernden Fenster, aber ihm nachzugehen fiel mir nicht ein. Nach einiger Zeit hörte ich ihn reden mit meiner Schwester am Brunnen. Ich ging aber wieder nicht heraus; dachte freilich bei mir selber: Ach, wenn er nur was wüßte. Sie redeten lange mit einander — aber ich ging nicht heraus. Endlich wurde er ungeduldig, fragte nach mir, kam zu mir in den Keller, und das Erste, was er mir sagte, war: „Peter, bist ein Lümmel, riechst und merkst nichts mehr. Kam dir nicht in Sinn, ich habe dir was zu sagen? Konntest mir nicht nachkommen? Komm morgen nach dem Mittagessen zu mir, ich weiß etwas.“ Mehr konnte er nicht sagen, denn die Mutter kam schon nach, um zu hören, was wir mit einander zu verhandeln hätten.

Was ich nun da für eine Nacht verbrachte, und wie die frühern Träume sich kreuzten und drängten und dann mit mancherlei Vermuthungen über den Ort und die Besoldung sich mischten — wer kann sich das wohl recht vorstellen?

Endlich brach der Morgen an, aber langsam schlich er vorüber, und die Mutter leierte mit dem Mittagessen schrecklich. Ich schlich einige Male aus dem Keller, wenn ich hörte, daß die Mutter in der Stube war, und legte einige Scheiter in's Feuer, damit schneller gekocht sei; allein umsonst, man mußte dem Vater warten, der in der Kirche war. Der Pfarrer hielt die Schulpredigt, und die dauerte gewöhnlich länger als andere.

Mit verwunderten Blicken sah man mich an, als ich mit dem Sonntagsrock am Leibe fortgehen wollte. Ich war sonst so treulich zu Hause, besonders des Sonntags. Die Mutter wollte zu keifen anfangen, allein der Vater sagte: „Laß ihn doch laufen, versaufen wird er kein Bauerngut!“

Der Schulmeister war bereits zweg, und unterwegs erzählte er mir, er führe mich zu dem Schulmeister nach Y, der eine gar große Schule habe und nicht mehr der Rüstigste sei. Daher habe die Gemeinde ihm zehn Thaler versprochen, wenn er einen Gehülfen anstelle durch den Winter und ihm dann zu essen gebe und Herberge. Der Schulmeister habe sich dazu verstanden, weil er mußte, und wolle es heute mit mir machen.

Das Ding war mir doch nicht ganz recht so. Ich hatte

mich selbstständig gedacht, allein in einer Schulstube; der dienstbaren Verhältnisse hatte ich satt. Ich muckelte meine Gedanken meinem Begleiter: „Ich hätte lieber eine Stelle allein für mich.“ Allein er meinte, für den Anfang sei das lange gut genug, ja ein wahres Glück für mich. Die ersten drei Jahre habe er Schule gehalten um die Kost und ein Paar Schuhe, und nie sei ihm mehr so wohl gewesen. Dawider konnte ich nichts sagen, und wenn ich schon etwas gesagt hätte, so hätte es wenig geholfen; denn wenn der Schulmeister einmal etwas angefangen, so setzte er nicht sobald ab, weder ein Glas noch ein Unternehmen.

Vor dem Schulhause sitzend fanden wir das schulmeisterliche Ehepaar, Beide noch in bestem Alter, ihn schwindsüchtig auf der Brust und hässig im Gesichte. Unser Handel wurde nicht alsbald richtig. Er glaubte wahrscheinlich, wir wüßten nichts von den zehn Thalern und bot zuerst nur die Kost, dann Thaler um Thaler nach, bis er endlich mit allen heraus mußte. Da jammerte er gar sehr, wie übel es ihm gehe, und er hätte lieber einen Kleinern gehabt — so ein Großer möge gar viel essen. So gleichsam als Entschädigung forderte er, daß ich in der Zwischenzeit sein Knechtlein sei, und mein Alter sagte zu, ohne mich lange nach meiner Meinung zu fragen, und bestimmte den Sonntag nach Martini zu meinem Antrittstage. Und nach eingenommenem Kaffee wanderten wir heim, er sehr redselig, ich sehr schweigsam.

Neuntes Kapitel.

Der Abschied.

Mir war bange. Die Leute, zu denen ich kommen sollte, gefielen mir nicht, und daß ich nebenbei noch als Knecht arbeiten sollte, behagte mir auch nicht. Nicht daß ich die Zeit für etwas Anderes, etwa für meine Fortbildung, zu gebrauchen gewußt hätte; wie sollte damals Einer, der beidweg lesen und schreiben und rechnen konnte (mit Ausnahme einiger großer Buchstaben und einiger Bedenklichkeiten beim Multipliziren und Dividiren), an Fortbildung gedacht haben! Fortbildung ist ein ganz neu entdecktes Wort und darum noch nicht von Allen begriffen, und von

denen vielleicht am wenigsten, die es am meisten gebrauchen. Aber am meisten lag mir auf dem Herzen die Angst: wie wegkommen von meinen Leuten? Was wird die Mutter sagen, wie wird der Vater thun, wenn sie es vernehmen? Wer soll es ihnen sagen? Während ich so sann und fast reuig ward, redete der Alte immer fort, aber was, weiß ich nicht. Endlich merkte er, daß ich nicht auf ihn achte und ein betrübt verblüfft Gesicht mache. Ich gestund ihm meine Sorge. Er lachte dazu und meinte: „Fressen werden sie dich nicht; wenn's Prügel giebt, so wird es auch nicht das erste Mal sein — und dann hast du um so mehr Recht fortzugehen. Noch heute mußt du es ihnen sagen. Es macht sich am besten, es würde dir alle Tage schwerer werden. Wenn du heim kommst, werden sie mit dir aufbegehren — da wirf ihnen gleich den Bündel vor die Thüre. Aber Courage mußt du haben dazu, darum komm, wir wollen dort im Wirthshause eine Flasche trinken." — Aus einer wurden zwei. Als ich sie getrunken hatte, zitterte ich nicht mehr, mir bangte nicht mehr, gar aufrecht stand ich da, schief saß mir die Kappe auf einem Ohr, trutziglich schauten die Augen drein, und schalkhaft lachte der Alte und sagte: „So gefällst du mir, gehe jetzt nur."

Es ist kurios, wie der Mensch, in dem der Geist nicht eine besondere Macht übt, sich gestaltet und geberdet bald so, bald anders, je nachdem er etwas im Leibe hat oder auf demselben. Das bedenken die Menschen selten, sind deßwegen selten behutsam gegen sich und billig gegen Andere. Lustig ist's, wenn der Weingeist im Leibe spukt, und ein ganz anderes Leben glüht auf. Aber eben weil man weder behutsam noch billig ist, so beginnt er nur zu gerne Streiche, über denen, wenn der Geist ausgefahren ist, der Leib blutet oder die Seele weint.

Nun so arg ging es mir diesmal nicht, nur männlicher als sonst trat ich auf und zur Stube herein, wo Alle eben noch Aepfel rüsteten. Es war Windstille vor einem Sturm. Niemand dankte auf meinen Gruß, Niemand bot mir etwas an oder rührte sich, um mir etwas Essen zu holen.

Wahrscheinlich hatte man von mir geredet, war böse geworden über mein ungewohnt spätes Heimkommen und wahrscheinlich Die am meisten, die etwas hatten thun müssen, was sonst mir oblag.

Das machte mich böse, war es doch erst acht Uhr, war es doch das erste Mal, und kamen doch mein Vater, meine Schwestern

oft später heim, und Niemand hielt es ihnen vor und fanden immer was zu essen. Da mir Niemand das Essen anbot, Niemand etwas zu mir sagte, protzte ich auf und wollte in meine Kammer gehen. Da platzte meine Mutter los: „Das wäre lustig, jetzt in's Nest zu gehen, nachdem ich den ganzen Nachmittag verhudelt und sie noch Alle rüsten müßten, damit ich z'fresse hätte!“ Kaum hatte die Mutter ihr Solo fertig, fiel der ganze Chor ein, sogar der kleine Erbprinz schrie einen tüchtigen Diskant in den Baß des Vaters hinein. Nun blieb ich auch nicht stumm und begehrte auf, was ich konnte, und es hallte wider an den Wänden der Stube das Schelten. In einer Pause kam der in mir wohnende Geist noch gewaltiger über mich und schrie laut aus meiuen Entschluß fort zu gehen und nicht mehr Aller Hund sein zu wollen. Die Mutter schrie: ich solle nur gehen, es wäre ihr schon lange recht gewesen. Der Vater meinte: ihm sei es auch recht, nur schade sei es, daß so einen Lümmel Niemand werde nehmen wollen. Ich aber ward stille, nachdem ich meinen Entschluß einmal heraus hatte. Das Höchste, was meine Kraft vermochte, war gethan, und mit dem Heldenwort war auch der Heldengeist fort, und der da bleibende Ueberrest war ordentlich erschrocken über das vollbrachte Wagniß. Mich ärgerte nur, daß ihnen mein Weggehen so wenig mache, und daß der Vater so gar wenig Glauben an mich habe, daß er meine, ich fände nirgends Platz. Am folgenden Morgen war ich gar fleißig am Webstuhle, um das aufgespannte Stück noch fertig zu machen. Dies nahm männiglich für ein Zeichen der Reue über mein Aufbegehren und behandelte mich gar höhnisch und puckt. Nun fing ich an, meine Kleider zu mustern, fand zerrissene und beschmutzte Wäsche, überhaupt meine ganze Garderobe in elendem Zustande.

Da ich von Wäsche rede, so könnte eine Herrenfrau vielleicht meinen, ich rede da von fünf bis sechs Dutzend Hemden, dito Strümpfen, dito Nas- und Halstüchern. Nein, meine liebe Herrenfrau, ich rede von fünf Hemden, einem Paar wollenen Strümpfen ohne Hacken, einem Halstuch und zwei Nastüchern. Das war alles, was ich hatte, und das Meiste war noch sehr schlecht. Die übrigeKleidung paßte dazu. Mich dünkte nun in meiner Einfalt, die Mutter könnte mir gar wohl flicken und waschen und der Vater wenigstens Schuhe und wohl auch Strümpfe anschaffen.

So aufzuziehen in's neue Amt und zu fremden Leuten schämte ich mich.

Als die erste Woche vorbei war und der Vater an einem Dienstag nach Langenthal wanderte, brachte ich mein Anliegen vor. Potz, was vernahm ich wieder von allen Seiten und hatte dazu keinen Wein im Leibe. Von allen Seiten hieß man mich nur gehen, aber es sei mir nicht Ernst, ich wolle nur drohen, um neue Schuhe und neue Strümpfe zu erhalten. Kleinmüthig nahm ich Alles hin und tröstete mich damit, daß ich die beschmutzten Hemden verkehrt anziehen und wohl noch vierzehn Tage tragen, Nastücher selbst waschen und als Schulmeister mit meinen alten Holzschuhen den Winter durchmachen könne. So ergab ich mich in mein Schicksal, ungewaschen und ungeflickt aufziehen zu müssen, packte am abgeredeten Sonntag Morgens meine Sachen zusammen und setzte mich sonntäglich angezogen an den Tisch. Die Mutter hatte dem Treiben verwundert zugesehen, aber nichts gesagt; der Vater war nicht zu Hause und kam erst, als wir beim Essen waren. Nachdem ich meinen Löffel am Tischtuch und den Mund am Aermel abgewischt hatte, ging ich hinauf in die Kammer, holte den Bündel herunter, stellte ihn glücklicherweise vor die Thür und ging hinein, Abschied zu nehmen. Man hatte mich in den letzten Tagen so oft gehen heißen und sich über mein Fortgehen so lustig gemacht, daß ich wohl Erneuerung des Spottes erwartete, aber nichts Anderes. Den wollte ich ertragen und fest hatte ich mir vorgenommen, ihnen nicht zu sagen, wo ich hingehe und daß ich schon einen Platz habe. Sie sollten mich alle Tage umsonst zurück erwarten, sollten von Tag zu Tag meinen Verdienst mehr missen, von Tag zu Tag g'wundriger werden nach meinem Aufenthalt, und wenn er ihnen endlich bekannt würde, merken, daß ich es machen könne ohne sie. So hatte ich es mir ausgedacht, das sollte meine Rache sein.

Ich ging also hinein und sagte: „Jetzt will ich gehen. Behüt' euch Gott und zürnet nicht!“

Da drehten sich alle Gesichter nach mir um, in ihren Augen fing es an zu sprühen wie in Katzenaugen, und als ich der Mutter, die zu unterst am Tisch saß, die Hand geben wollte, schlug sie mir sie weg; die Andern machten es eben so, und als ich zum Vater oben am Tische kam, donnerte mich der ganz unerwartet an: „Das wäre mir lustig, wenn die Kinder, welche man

mit großen Kosten auferzogen, sobald man sie etwas brauchen könnte, das Maul wischen und gehen wollten. Packe dich in den Keller, und daß du mir nicht einen Fuß vor das Haus setzest!"

Verduzt stand ich da, wußte nicht recht, wie das gemeint sei, und sagte endlich: es sei mir Ernst, ich wolle fort, ich könne ihnen doch nichts recht machen. Da ging grob und klein Geschütz los. Der Vater sprang auf, die Mutter schrie: „Gieb ihm, bis er genug hat, dem Lümmel!" Aber ich wartete den Vater nicht ab, sondern stürzte zur Thür hinaus, überrannte den kleinen Bruder, der mir sie zuhalten wollte, ergriff meinen Bündel und machte, daß ich den Vorsprung bekam. Der Vater lief mir nach bis in den Baumgarten sich hoch und theuer verfluchend, er erwürge mich, sobald er mich in die Hände kriege; er wolle zum Landvogt und sehen, ob Kinder so fortlaufen könnten. So tobte der Vater, und aus allen Schiebfensterchen guckten Köpfe, gaben als Echo die Laute des Vaters wieder, und wenn dem der Athem ausging, so war, was die Mutter zusetzte, noch gräßlicher, als was der Vater sagte.

Das war der Segen, den ich von Vater und Mutter erhielt, als ich ihr Haus verließ. Er brannte mich heiß auf dem Herzen, dieser Segen; er lähmte meine Füße mir, dieser Segen, sie erstarrten, wollten mich kaum weiter tragen. Ein einzig freundlich Wort, und ich wäre stille gestanden, wäre umgekehrt, hätte an den Webstuhl ruhig mich hingesetzt und säße ruhig wahrscheinlich heute noch dort. Aber es wollte nicht kommen, dieses freundliche Wort, und die immer noch schallenden Flüche schreckten die Füße weiter und weiter, während sie das Blut im Herzen stocken ließen. Es schauderte mich durch und durch, und Adam und Eva kamen mir in Sinn, als sie liefen vor des Engels flammendem Schwerte, und fast wie Kain kam ich mir vor, den das Wort Mörder, das Gottes Hauch ohne Unterlaß durch seine Seele dringen ließ, unstät über die Erde trieb. Aber endlich erstarben die Flüche, ehe sie mein Ohr erreichten, spurlos verhallten sie in der Luft, das Blut löste sich wieder im Herzen, der Schrecken wich, dem Geiste kam die Besinnung wieder. Ich fühlte tief die Schrecknis, mit solchen elterlichen Verwünschungen belastet in die Welt zu gehen. Aber gegen das Gefühl erhob sich der Verstand und wollte mir begreiflich machen, daß ich recht gehabt. Er rechnete mir vor, daß ich den Eltern wohl so viel verdient, als ich sie gekostet,

daß sie mich schnöde behandelt und eigennützig, daß ich auf diese Weise zu Grunde gegangen wäre und diese Behandlung mich aller Dankbarkeit enthoben habe. Er zeigte mir, daß ich die Eltern früher geliebt und durch sie selbst um diese Liebe gebracht worden sei. Er zeigte mir, daß je dankbarer, je unterwürfiger ich mich gezeigt habe, desto mehr ich mißbraucht worden sei. Es zeigte mir dieses Alles der Verstand; er bewies mir, daß er und ich recht, die Eltern unrecht hätten. Aber ein gewisses Brennen im Herzen konnte er nicht löschen, ein tiefes Bangen nicht aus der Seele tilgen, ein Bangen vor den Wirkungen dieses gräulichen Segens, vor den Wirkungen dieses schauerlichen Begleiters, den Eltern an die Fersen des Kindes geheftet. In Mark und Bein blieb mir dieses Bangen, und als ich bei meinem neuen Meister über die Schwelle strauchelte und wo ich sonst noch strauchelte im Leben und wo sonst das Leben hart mich anstieß, da hörte ich der Eltern Flüche wieder, und ihnen schrieb ich zu das Straucheln und die Stöße, und bangte vor noch tieferem Fallen, zermalmenderen Stößen, und nur Eines, das man später lesen wird, aber nicht der Verstand, konnte das Herz mir reinigen von diesem Eiter.

Ist es aber doch nicht traurig, wenn man mit solch eiterndem Herzen die Eltern verlassen oder mit zerdrücktem Herzen bei ihnen untergehen muß?

Zehntes Kapitel.

Wie es mir als Schulmeister-Adjutanten erging.

Wie gesagt, ich stolperte über die Schwelle und plumpste an die Thüre. Deßwegen empfing mich der Schulmeister nicht sehr freundlich. Ein ander Mal solle ich etwas manierlicher thun, sagte er, sonst schieße ich ihm die Thüre ein. Während man mir eine Schüssel mit Suppe auszuessen gab, betrachtete die Schulmeisterin mein Bündelchen und fragte, ob das meine Kleider alle seien? Da wurde ich roth bis über die Ohren, schämte mich und stotterte etwas. Mein Lebtag konnte ich nie lügen, daß es wie eine Wahrheit aussah. Sie merkte die Wahrheit und fragte wieder, es werde doch Alles gewaschen sein? Wieder Röthe und Stot-

tern. Da zog sie ein gar saures Gesicht und sagte: Fremden Dr... mangelten sie nicht, sie hätten dessen selbst genug; alle Wochen zu waschen, dazu habe sie auch nicht Lust; ich könne sehen, wie ich es mache.

Ja, das war eine Frau wie ein Reibeisen oder wie ein Kässchaber; es lag aber auch eine bedeutende Bürde auf ihr. Der Mann war kränklich, bildete sich aber noch mehr Uebel ein, als er hatte, und machte die, welche er hatte, größer, als sie waren, verdökterlete, was er auf- und anbringen mochte, und selten verging ein Tag, wo er nicht an der Wärme einen Topf mit Medicin stehen hatte. Die Frau mußte dafür sorgen, wenn man etwas Anderes als Medicin im Hause haben wollte. Sie schien durchaus unbarmherzig. Der Mann mochte husten und keuchen, so nöthlich er wollte, sie zeigte ihm kein Mitleiden; wenn es gut ging, so sagte sie, es dünke sie, er sollte es einmal bleiben lassen. War sie aber übler Laune, so sagte sie ihm kurz und bündig: wäre er nicht so faul, würde er mehr arbeiten, so wäre ihm auch wöhler.

Damals schien mir das gar hart zu sein, es war noch härter, als mein Vater gegen die Mutter war. Spätere Erfahrungen aber haben mich belehrt, daß Noth resolutere Weiber so bilden muß, und daß ein Mann, der nur immer an sich denkt und jeden Athemzug kritisch untersucht, eine Frau fast die Wände auftreiben, ihr endlich jedes Mitleiden nehmen und den Glauben beibringen muß, seine vorgegebenen Uebel seien entweder gar keine oder zehnmal kleiner, als er sie mache. Wo Geld genug ist, wird nur die Geduld auf die Probe gesetzt; wo das aber mangelt, da wird, während das Eine Medicin trinkt, dem Andern das ganze Gemüth versäuert.

So war mein Empfang kein freundlicher, und unfreundlich blieb der ganze Abend. Abgebrochenes fragte man mich, und in der Betonung jeglichen Wortes lag der Vorwurf, ich sei ein unwillkommener, aufgedrungener Gast. Endlich wurde ich in die Kammer zum Schlafen gewiesen, die ich mit der fünfzehnjährigen Tochter theilen mußte. Ach, zum ersten Mal in meinem Leben schlief ich unter fremdem Dach neben fremden Menschen! Da zog sich mir die Brust gar enge zusammen, und gerne wäre ich wieder daheim gewesen. Ach, es ist doch noch viel leichter, bei unfreundlichen Eltern zu wohnen in der heimischen Umgebung, als bei

unfreundlichen unbekannten Menschen, in einem fremden Hause, in unbekanntem Dorfe!

Am andern Morgen war noch keine Schule. Die Schulmeisterin hatte erklärt, ehe sie die Schule anfangen lasse, müssen erst die Rüben heimgemacht und ihre wenigen Garben gedroschen sein, sie wolle nicht Alles alleine machen, sie fresse auch nicht Alles alleine, und wer ihr bei dem Einen helfe, müsse auch helfen beim Andern. Dann mußte noch die Schulstube ausgeräumt werden. Das war ein schweres Werk. Sie hatte den Sommer über zur Vorraths- und Plunderkammer gedient. In ihr war Obst aufgeschüttet worden, die Spinnräder standen darin, und Flachs und Hanf ganze Haufen. Die Stube war nicht viel größer als eine gewöhnliche Bauernstube, und über zweihundert Kinder sollte sie fassen. In der Stube waren vier Tische. Der größte ging quer durch die Stube, zwei andere den Wänden nach, der vierte stand beim Ofen. Drei Tische waren drei Fuß breit, der vierte ein Tischlein, wo an jeder Seite ein Kind sitzen konnte.

Die Fenster waren rund, glitzerten in allen Farben, waren seit Jahren nicht gewaschen, ich glaube nicht, daß man eines herausnehmen konnte. Fenster und Vorfenster blieben Sommer und Winter stehen, unveränderlich, schmutzig und dunkel. Das ganze Haus entsprach den Fenstern, war klein und schmutzig, ein Bild unaufgehaltener aber unmerklich fortschreitender Vergänglichkeit. Nur daran merkte man sie, daß Jahr für Jahr die Dachbänder sichtbarer wurden, und ein Fetzen Stroh mehr aus dem Rande des Daches heraushing. Und wie ein unantastbares Heiligthum hielten die Bauern dieses Haus. Da war keiner, der Hand angelegt hätte oder gesorgt, daß man mit einigen Strohbunden das Dach erneuere, die Schulmeisterin mochte aufbegehren wie sie wollte. Ja als ihr einmal eine Ziege erfror in dem durchsichtigen Ställchen und sie die ganze Gemeinde verantwortlich machen wollte für diesen Schaden, gab man ihr kaltblütig die Antwort: sie solle nur machen, was sie könne, aber sie selbst sei Schuld daran, warum sie es zwingen wolle, im Winter Ziegen zu halten, der frühere Schulmeister habe im Winter auch keine gehabt. Darum blieb auch der Ofen stehen, halb so groß wie die Stube, aus Steinen aufgeführt, die fast zehn Zoll dick, aber gespalten waren über und über, so daß manchmal das Feuer g'wunderig in die Stube hineinguckte und der Rauch lustig wirbelnd durch die Risse drang,

so daß man füglich Schinken und Würste hätte räuchern können in derselben. Darum hatte der Stubenboden auch Löcher, daß es eine Kunst brauchte, die Tische zu stellen, und mancher Holzschuh blieb stecken, so daß der Schulmeister das Kind lösen mußte aus dieser Falle. Darum ging es auch lange, bis die Schulstube ausgeputzt und die Aepfel und Erdäpfel aus allen diesen Löchern zur Zufriedenheit der Schulmeisterin heraus gelesen waren.

Endlich war die Stube rein, und es schneite der Himmel ein gar herrliches Schulwetter. Da sandte man mich durch das Dorf, um zu sagen, daß morgen Schule sei und zugleich dem Seckelmeister anzuhalten, daß er doch Reisbündel zur Heizung des Schulofens herbeischaffen lasse, indem gar keine mehr da seien. Es weiß nämlich jeder Bauer sehr wohl, daß man mit dürrem Holz besser heizen kann, minder braucht, die Ofen weniger verderbt als mit grünem; deswegen hat auch jeder halbwitzige Bauer dürres Holz beim Hause und das seit Urvaters Zeit. Aber eben so lange ist es Sitte an vielen Orten, daß man dem Schulmeister nicht nur grüne Reisbündel liefert zu plötzlichem Gebrauch, sondern daß man sie erst mitten im Winter macht und sie ihm liefert voll Eis und Schnee. Und weil man das lange vor dem Großätti so gehalten, so brächte man mit aller Gewalt die Leute nicht von diesem Gebrauch ab. Der Schulmeister muß seine Reisbündel halb Holz halb Eis haben, und wenn er dagegen aufbegehrt, so heißt es: man könne nicht begreifen, was er immer zu räsonniren habe, die Andern hätten heizen können, warum er es nicht auch könne und warum er etwas Apartiges wolle? O wie das dann herrlich ist, wenn man um fünf Uhr aufstehen muß und anfeuern bis um sechs und zwei Bündel brauchen, um drei andere zu verbrennen, und wie das dann raucht, so schön dick und schwarz, wie wenn man eine Reute brennt. Wie dann das Wasser in dem Ofen herumläuft, daß die Bündel halb schwimmen, und im Hausgang herum, daß die Kinder Fußwasser kriegen, und wie es dann so feuchtheiß riecht und dampft in der Stube, daß man zweimal ziehen muß, um einmal Athem zu bekommen!

Ich mußte meinen Auftrag ausführen, so ungern ich es that, denn ich war sehr schüchtern. Der Seckelmeister sagte mir: er könne mir wahrhaftig nicht sobald Holz versprechen, aber wenn er ausgedroschen habe, wolle er seine Knechte in den Wald schicken. Unterdessen könne ich seinen Zaun, der nicht weit hinter dem Schul-

haus sei, abholzen und Reisbündel machen. Zwischen der Schule möge es schon viel ergeben, auch könne der Alte hie und da einen halben Tag alleine Schule halten. An den andern Orten sah man mich g'wundrig an wie ein fremdes Thier. Bei einem einzigen Hause hieß man mich in die Stube kommen, um Bekanntschaft zu machen mit einem kleinen Knaben, der den Schulmeister gar fürchte und nicht mehr zu ihm wolle. Ich geberdete mich so freundlich als möglich und gewann glücklich des Kindes Wohlgewogenheit. Zu Hause sollte ich Auskunft geben über jede mir begegnete Miene und man war gar glücklich, daß ich nur an einem Ort in die Stube gerufen wurde, doch über die, welche es gethan, fiel manche spitzige Rede.

Der folgende Tag brachte nicht viel Kinder in die Schule, kaum ein Dutzend kleinere. Mit diesen ließ mich der Schulmeister fechten Vormittag und Nachmittag und machte den Schulrodel zweg. Mir gefiel das Schulhalten besser, als das Reisbündelmachen, ich hatte gar kurze Zeit dabei. Ein halber Tag ging mir vorbei wie ein Augenblick. Ich lehrte ohne Unterlaß mit den Kindern, und was wir trieben, war mir wieder neu und heimelete mich doch. Fast bei jedem Wort kam mir eine Geschichte oder ein Spaß in Sinn, der sich in Bezüg auf dieses Wort oder als ich es gerade lernte, zugetragen. Das lächerte mich zuweilen, und da fanden die Kinder, daß ich gar ein Lustiger sei und faßten Zutrauen zu mir. Neues trieben wir natürlich nichts mit einander. Es wurde buchstabirt und gelesen, auswendig gelernt und aufgesagt, und das an einem Tage wie am andern.

Die Zahl der Kinder wuchs von Tag zu Tag, doch füllten sie die Stube noch lange nicht, und Schulmeisters wunderten sich doch, daß schon so viele kämen; das müsse der G'wunder machen, meinten sie. Ich aber meinte es nicht so. Ich meinte, das geschehe, weil die Kinder mich liebten und gar viel bei mir lernten, denn ich war gar fleißig immer auf den Beinen, und beim Auswendigsagen wartete ich recht geduldig, wenn sie stecken blieben, bis sie das Vergessene von Andern gehört oder im Buche nachgesehen hatten.

Den Stock hatte ich freilich immer in der Hand, aber ich drohte nur damit, führte die Drohung nie aus. Es war ein gewaltiges Sehnen in mir, geliebt und gerühmt zu werden; war ich doch schon so viel gehaßt und gescholten worden! Und bei den

kleinern Kindern — die größern mußten noch dreschen — kam ich mit der Liebe recht ordentlich durch. Freilich lärmte es tüchtig an allen Tischen, außer an dem, an welchem ich eben war; aber dessen war ich gewohnt und meinte, es müsse so sein. Da hörte ich eines Morgens früh, während ich heizte und vor dem erstickenden Qualm in die Küche geflüchtet war, die an des Schulmeisters Stube stieß, die Frau mit dem Manne aufbegehren, daß er gar nicht in die Schule gehe und mich darin schalten und walten lasse. Des Metzgers Frau habe gestern gefragt: was sie doch für ein freundliches Knechtli hätten, die Kinder kämen gar gerne in die Schule und rühmten es gar sehr daheim, es dünke sie, sie hätten keinen Winter so viel gelernt. Das dürfe er nicht so gehen lassen, sonst beiße ich ihn ganz aus, und dann könne er den Stecken am dreckigen Ort nehmen. Nach diesem besondern Eingang folgte dann die allgemeine Predigt über seine Faulheit, und daß kein Nichtsnutzigerer auf dem ganzen Erdboden sei als er, denn sonst brauchte er keinen Schnuderbueb, den alle Leute rühmten. Er begehrte auch auf und meinte, das werde sich bald zeigen, wer minder tauge, er oder ich. Er fürchte keinen im ganzen Kanton. Schon vor zwanzig Jahren habe ihm einmal der Landvogt gesagt, so einen Bornirten, wie er sei, gebe es in der ganzen Welt nicht. Und das wolle doch, so Gott wolle, noch was sagen, was so ein Landvogt sage!

Man glaubt nicht, wie wohl mir dieses Gespräch der beiden Eheleute that. Ich war seit meinem ersten Ausgang noch zu keinem Menschen gekommen, es war das erste Lob, das ich vernahm, darum erquickte es mich so.

Hässig kam der Schulmeister in die Schule und betete selbst, d. h. er schnauzte den lieben Gott gar gewaltig an. Dann sprach er, er werde selbst b'hören müssen, wenn's was nutz gehen solle. Ich stund ganz kaput da und wußte nicht, was anfangen, da fuhr er mich an: ob er mir den Lohn gebe und mich füttere, daß ich da stehe und ölgötze? Ob ich mich für einen Schulmeister ausgeben wolle, und nicht wisse, was ich in einer Schule zu thun habe? Ob ich nicht sehe, daß Buchstabirer genug da seien, um mit ihnen zu lehren?

Würde ich das eheliche Gespräch nicht gehört haben, so hätte mich dieses Betragen allerdings geschmerzt. Allein nun war der Satan in mich gefahren, ein Feuerfunken war gefallen in das in

mir liegende Pulverfaß der Eitelkeit, und die flatterte nach allen Seiten empor. Freilich durfte ich nicht aufbegehren, es lag nicht in meiner Natur. Aber ich lächelte spöttisch. Und wenn ein Kind ausgeschimpft worden war aus bloßer böser Laune und dann hinter des Alten Rücken mich schnippisch ansah, so machte ich ihm auch ein schnippisches Zeichen. Zwischendurch war ich recht fleißig auf dem mir angewiesenen Posten und war noch einmal so freundlich als sonst. Wollte der Schulmeister mich durchthun mit seiner Oberherrlichkeit, so versuchte ich das Gleiche gegen ihn in meiner Untergebenheit.

Sobald Einer, der die Gewalt hat, den Weg meines Schulmeisters einschlägt, um sein Ansehen zu bewahren und Einem, der unter ihm steht, sein Ansehen zu nehmen, so hat der Letztere, wenn er mit Lieblichkeit und Nachsicht ficht, gewonnenes Spiel. Man sieht Manchen, der in Nachlässigkeit und Unordnung alt geworden, sich dem jungen Mann entgegen setzen, der des Alten Fehler verbessern, gut machen will, sieht den alten Mann mit Schmeicheln und Scharwenzeln die Leute zu bethören suchen, und das mit großem Glück. Aber das ist wohl das größte Unglück für die Menge, wenn Zwei, die über ihr stehen in Amt und Pflicht, mit den gleichen Waffen gegen einander kämpfen und Einer den andern ausstechen will durch Lieblichkeit und Gelindigkeit, sich gegenseitig überbietend mit dem Haschen nach der Unverständigen Gunst. Dann ist der Teufel los, Alle thun, was sie wollen, nur die nicht, welche zu befehlen haben, die sind der Andern niederträchtige Knechte. Dann gute Nacht Ordnung und Sitte. Es ist Beides böse, aber für die Menschheit das letztere noch in weit höherem Grade. Diese wahren Wahrnehmungen möchte ich Regenten, Lehrern, Eltern schreiben mit glühendem Griffel in's Herz hinein.

So plagte mich der Schulmeister in der Schule und plagte mich immer mehr. Ich konnte ihm weder recht buchstabiren noch recht lesen, am wenigsten singen. Beim Lesen und Buchstabiren konnte ich ihm die Selbstlauter und Endsilben nie lang genug aussprechen, er wollte sie haben mit Stielen so lang wie Rattenschwänze. Beim Singen warf er mir vor, ich verstöre ihn ganz. Jeder von uns wollte es schöner machen, d. h. Jeder suchte den Andern zu überschreien, bis wir kühroth wurden im Gesicht. Dann befiel ihn der Husten und er mußte aufhören. So verstörte ich

ihn allerdings. Am meisten begehrte er auf, wenn ich dem kleinen Tischchen mich nahte, zunächst beim Ofen, wo nach dem Neujahr Drei oder Vier zu schreiben anfingen; vom Rechnen war keine Rede. Ich konnte mich selten enthalten zu zeigen, daß ich auch schreiben könne, und deutete mit dem Finger, wie dieser oder jener Buchstabe eine Beugung haben sollte. Da begehrte dann der Alte lästerlich auf. Einer, der das Gedruckte nicht könne, solle sich nicht stellen, als kenne er Geschriebenes.

So ging es in der Schule, aber nebenbei wohl noch schlimmer. Freilich konnte der Schulmeister gewöhnlich nach der Schule nicht mehr reden, trank Medicin und zog ein schauerlich Gesicht. Aber seine Frau löste ihn ritterlich ab und wußte so scharf und derb zu sticheln, daß sie mir das Essen richtig verpfefferte. Ihr war nichts zu gering mir aufzurupfen. Sie fragte mich alle Tage, wie ich heute das Hemd anhabe, und wie viel noch an meinen Strümpfen sei? Sie schimpfte über mein Heizen, noch nie sei es so wenig warm gewesen, noch nie so viel Holz gebraucht worden. Sie hielt dem Mann vor: er könne zusehen, was er mache, die Leute klagten gar bitterlich, es sei noch nie so schlecht in der Schule gegangen, die Kinder lernten in Gottes Namen nichts, besonders die Kleinen; Die und Die hätten's rundweg erklärt, sie wollten sie gar nicht mehr schicken.

Zudem war das Essen noch gründlich schlecht, und von allen den Dingen, welche in's Haus flogen, erhielt ich nichts, die wurden in der Zwischenzeit gegessen. Ich roch sie wohl, damit mußte ich mich begnügen.

Die Kinder merkten auf der Stelle dieses Verhältniß, und ich dauerte sie, denn sie sahen wohl, daß ich es gut mit ihnen meinte. Sie erzählten solche Dinge zu Hause, erweckten Mitleiden mit mir und erhielten den Auftrag, mich zu ihnen einzuladen zum Abendsitz. Und wenn ich Reisbündel machte oder mistete, so stellte sich wohl ein Hausvater bei mir, sobald er Niemand von Schulmeisters sah, rühmte mich und lud mich ein. Natürlich nahm ich Alles für baar Geld und merkte nicht, daß mit dem Mitleiden auch die Hoffnung sich paarte, bequemlich über Schulmeisters vernehmen zu können, was man wollte. Wer will es mir verübeln, wenn es mich bei allen Haaren hinzog zu den Leuten? Es war mir sicher nicht nur wegen dessen, was sie mir aufstellen mochten, sondern es war ein wahrer Hunger und Durst, mich ungestört

rühmen und preisen zu hören nach allem dem Schelten, das ich ausstehen mußte. Daneben war vielleicht auch im Hintergrunde der Trieb, mich über Schulmeisters auszusprechen, über sie klagen zu können, der mich nach Leuten hungrig sein ließ. O man klagt gar gerne über seine Nächsten, man klagt Fremden auf der Straße über sie, wenn man niemand Bekanntes findet. Und doch wird Jeder böse, wenn er hört, daß ein Anderer auch gethan, was er alle Tage thut, daß er über ihn geklagt habe. Diese Klagen sagen uns, daß unser Herz sich fort und fort mit den kleinen Beleidigungen und Hintenansetzungen beschäftigt, welche wir von Andern erlitten zu haben wähnen. Darum wird es voll davon, unser kleines enges Herz, und darum läuft auch der Mund über.

Diesen Einladungen zu entsprechen ward mir gar schwer gemacht. Man hatte mir beständig etwas zu thun. Ich mußte haspeln und gewöhnlich ganz allein Speise rüsten für den folgenden Tag, indem der Alte nichts that und Mutter sammt Tochter spannen. Selbst des Sonntags wußte man mich anzubinden durch allerlei Plackereien. Allein der Trieb war doch zu stark in mir und überwand die Unterthänigkeit und die Angst, ausgehunzt zu werden.

Eines Abends, als ich die Ziegen abgefüttert hatte, machte ich mich fort, dem Hause zu, wo man mich am meisten eingeladen hatte, wo der Knabe war, der Anfangs nicht in die Schule wollte und jetzt nicht daheim zu behalten war! Gar freundlich wurde ich aufgenommen, alsbald stellte man mir Essen und Trinken auf und rühmte mich nun, während ich aß, gar meisterlich. Ach, Beides that mir so wohl! Als dieser Stoff zu versiegen begann, sprang man über auf den Lärm, den mir Schulmeisters machten und erzählte mir, was sie Alles über mich gesagt hätten, aber Niemand glaube es ihnen. Die Frau sei bekannt als die Böseste, und Jedermann hasse sie. Aber man habe sie zu fürchten, denn wem sie nicht wohl wolle, dem gnade Gott. Ach, das machte mir wohl, mir ging der Mund auch auf, und ich erzählte nun auch Alles, was ich als Hausgenosse wahrgenommen, und wie es mir der Schulmeister in der Schule mache, und wie ich die Kinder ganz anders lehren wollte, wenn ich es machen könnte, wie ich wollte, und rühmte mich selbst nicht wenig. So verging uns der Abend gar kurzweilig, ich hatte all mein Leid vergessen. Aber wie erschrak ich, als es zehne schlug. Nun gedachte ich an's Ende

des Liedes, an den Empfang daheim, es wollte mich fast schlottern. Da drückten mir die guten Leute noch einen Fünfbätzler in die Hand für meine Mühe. Das ermuthigte mich wieder, konnte ich doch meine Hemden waschen lassen. Ueberhaupt ist ein Mann, der fünf Batzen im Sack hat, schon ein ganz anderer Mann als der, der höchstens Brosamen darin hat. Die fünf Batzen erhielten mich mannlich, auch ging es mir so übel nicht, als ich mir vorgestellt hatte vom väterlichen Hause her. Ich wurde weder mit allen Schimpfnamen belegt noch gestoßen; war ich doch nicht ihr Bub, sondern ein halber Schulmeister. Man brummte und stichelte freilich, und besonders am Morgen, als mir die Erdäpfelsuppe nicht besonders rutschen wollte. Ich werde von gestern noch genug haben, meinte man, Ammanns hätten immer Vorrath zum Aufwarten, aber desto weniger für die Dienstboten; die müßten schwarzen Hunger leiden. Es wäre besser, sie würden denen recht z'fressen geben, die es verdienten, als fremden Strolchen, die sie nichts angingen. Aber das seien auch die falschesten Leute von der Welt, vorwärts könnten sie Einem flattiren, wie wenn sie lauter Seide und Sammet wären, um dann hinterrücks desto wüster über Einen zu thun. Das seien eben die, welche am meisten über mich schimpften, und erst vorgestern habe die Frau gesagt, es sei eine Schande für das ganze Dorf, daß sie einen Schulmeister hätten, dem das Hemd zu den Hosen heraus gucke.

Das stach mich verzweifelt in die Nase, daß man mir den Ruhm, den ich, wie sie sich wohl denken konnten, erhalten hatte, so zu Wasser machen wolle. Ich wollte zeigen, daß man mich nicht so leicht überreden könne, und daß ich es gut wisse, wie die Leute es eigentlich meinten. Ich beging daher die Unbesonnenheit und zog meine fünf Batzen, denen ich ohnehin den ganzen Morgen im Hosensack flattirt hatte, hervor und sagte: „He, so böse über mich werden sie nicht sein, sie hätten mir sonst nicht diesen gegeben!“ Potz Wetter! was gab das für sechs Augen um die Erdäpfelsuppe herum, wie funkelten sie so graulich grün und gelb. Das ging ihnen in's Fleisch.

Von da an behagte mir das Abendsitzen gar sehr und trug mir manchmal etwas ein. Wie die Alte es machte, daß sie allemal vernahm, wo ich gewesen, weiß ich nicht, aber allemal nahm sie dann die aufs Korn und zerfetzte sie mit der Zunge durch und durch, mit der Ermahnung, daß ich es doch wieder sagen sollte.

Was doch so eine Frau für einen Kopf haben muß, so alles Lästerliche und Böse, das in zwei, drei Gemeinden sich zugetragen hat, im Kopf behalten und bei jeder Gelegenheit an den Fingern herzählen zu können, ohne daß ein Tüpflein daran fehlt! Was doch so eine Frau für einen Kopf haben muß, daß sie im Stande ist, zu dem, was sie weiß und was geschehen ist, noch zehnmal so viel zu ersinnen und aus jeder gesehenen Mücke einen Elephanten zu machen und das Alles so in einander zu kneten, daß keine Seele unterscheiden kann, was wahr, was falsch ist, und sie selbst am allerwenigsten! Ja, das müssen Köpfe sein! Und kurios ist's, daß gar viele Mädchen, denen man in der Schule keine besondere Gaben anmerkt, als Weiber solche Köpfe kriegen.

Von den erhaltenen Ermahnungen das Gehörte wieder zu sagen, machte ich nicht selten Gebrauch. Es geschah nicht aus Bosheit; aber wenn mir die Leute sagten, wie die Schulmeisterin mich allenthalben verbrülle, so gehörte wahrlich mehr Verstand dazu als ich besaß, zu schweigen, sondern ich platzte los, und die Leute konnten von mir vernehmen nicht nur alles, was sie selbst betraf, sondern auch was über die andern gesagt wurde.

Ich wurde, ohne daß ich es selbst wußte, eine förmliche Dorfbase, eine harmlose freilich, aber doch eine schädliche. Klatschereien ohne Zahl entstunden und giftige Streitigkeiten. Was ich in einem Hause erzählte, wurde in ein anderes getragen, verkehrt, und so von Haus zu Haus und immer verkehrter, und die Worte bald Diesem, bald Jenem in den Mund gelegt, je nachdem es dem Erzähler kommod war. Es verging kein Tag, daß die Schulmeisterin nicht Streit hatte, aber andere Weiber ebenfalls, und die Männer wurden ganz sturm von den Klagen ihrer Weiber, was sie alles leiden müßten. Aber auch ich mußte büßen, wie billig.

Nicht nur wurde ich zu Hause täglich ausgeschimpft, und sogar in der Schule selbst vor den Kindern mußte ich von Verleumdern und Streitmachern hören, sondern auch in vielen Häusern wurde ich unwerth, und die Männer brummten oft, wenn die Weiber mich in Zug brachten: sie hätten des Geschwätzes bald genug und wollten lieber etwas Anderes hören. Am Ende mußte ich gar noch zum Pfarrer, dem der Schulmeister mich verklagt hatte. Der las mir nun ein Kapitel, daß mir fast übel wurde, ohne weiter nach meiner Vertheidigung zu fragen. Das hätte freilich nicht viel genützt, denn ich war kein Redner im ordinäri Zustand,

geschweige dann, wenn ich vor Jemand zitterte. Und was hätte ich eigentlich sagen sollen, als daß ich es nicht böse gemeint.

Endlich schlich der Winter vorüber. Am Examen wurde mir noch ein tüchtiger Zuspruch zu Theil, und nachdem ich meine zehn Thaler mit Mühe erhalten und von der Schulmeisterin ein paar kräftige Segensworte auf den Weg, schüttelte ich den Staub von den Füßen und verließ den Ort, wo ich Vieles erlebt, aber Nichts erfahren hatte. Denn um Erfahrungen zu machen, bedarf es der Weisheit, und von der hatte ich noch keinen Anfang.

Elftes Kapitel.

Ich suche Brot und finde — endlich.

Fertig war ich geworden also und eigentlich froh, bei Schulmeisters weg zu kommen; aber es ärgerte mich doch, daß die Leute nicht nöthlicher thaten, daß ich fortgehe, daß sie mir nicht dringender anhielten wieder zu kommen im Herbst, ja, daß mir kein Bauer das Anerbieten machte, mich bei ihm zu behalten, bis die Schule wieder angehe. Es hätte mich gar sehr gefreut, den Spröden und Wichtigen spielen zu können. Ich fand, daß die Welt eine gar undankbare sei und besonders die Bauern in diesem Dorfe. So viel glaubte ich an ihnen gethan zu haben, und so kalt ließen sie mich ziehen. Aber, dachte ich mir zum Troste, sie werden es noch erfahren, wen sie an dir gehabt haben, so Einen wie dich bekommen sie keinen mehr. Es nahm mich nur wunder, wie sie es werden machen können ohne mich, und wie es auch gehen werde, wenn ich fort sei? So dachte ich, als ich mein Bündelchen zum Dorfe hinaus trug. Es war nicht größer geworden und die Hemden noch böser, als sie gewesen, aber doch waren sie gewaschen, und ein Halstuch und ein Paar Schuhe hatte ich mir angeschafft aus den Trinkgeldern. Ein alter Bauer, dem ich außer dem Dorfe begegnete, meinte, nachdem er mich von oben bis unten scharf angesehen und wahrscheinlich die Neuigkeiten an mir bemerkt hatte: es werde mir doch leid thun, von ihnen weg zu kommen, denn ich hätte mich bei ihnen schon viel bereichert. Es ist wahrhaftig lächerlich, wie sie fast allemal, wenn ein Beamter oder sonst bei

ihnen Angesessener fortzieht, alle Stücklein zählen, die er mit fort nimmt, sich dann brüsten und sagen: „Nichts hat er gehabt, als er kam, und jetzt, was er nicht Alles hat!“

Ich trabte meinen Weg fort und vergaß meinen doppelten Aerger über dem Geklimper der zehn Thaler im Hosensack. So viel Geld beisammen hatte ich wohl schon von weitem gesehen, aber noch nie ganz nahe, geschweige denn im Hosensack gehabt. So viel im Sack, so wenig im Bündel am Rücken, so Schlechtes am Leibe, man denke, was Einer da denkt! Eine ganz neue Kleidung schwebte mir vor Augen, doch diese ließ ich einstweilen blos in Aussicht stehen und nahm mir den Kauf von einem Dutzend Hemden vor und von zwei Paar leinenen Strümpfen. Ohne Strümpfe auch am Sonntage zu sein, schien mir nicht mehr anständig für mich, und ich fürchtete, die wollenen, die ich den ganzen Winter durch ununterbrochen getragen hatte, möchten im Sommer mich zu beißen anfangen. O wie freute ich mich über diese Herrlichkeiten alle und über die Möglichkeit, künftig die Hemden immer auf der rechten Seite tragen zu können! Ich war ein Weberbub und ein Schulmeister, aber meine zehn Thaler mit meinen Projekten vergleichen und überschlagen, was ein jedes koste und wie viel Alles zusammen — das vermochte ich nicht. Ich wußte nicht, was die Elle irgend eines Tuches koste, so viele ich auch gewoben hatte, und wußte noch viel weniger, wie viel Ellen irgend ein Kleidungsstück brauche. Da wird mancher Landesvater, der Alles kennt, nur das Land nicht, in dem er wohnt, nicht glauben, daß dieses möglich gewesen sei.

So wanderte ich sinnend und wohlgemuth wieder dem alten Schulmeister zu, damit er mir zu etwas verhelfe oder rathe, was ich vorzunehmen habe. Ich selbst hatte gar nicht darüber nachgedacht, sondern es als ausgemacht betrachtet, daß ich mich nicht darum zu bekümmern habe, sondern daß das des Alten Sache sei.

Dieser saß gerade an seiner Schnitzbank im Schopf und flickte einen alten Kübel, als ich zu ihm kam. Er freute sich mich zu sehen, fragte Allerlei und endlich auch: ich werde wieder zu meinen Alten wollen, daß ich die Kleider bei mir habe? Wie aber der Alte erschrak, als er hörte, daß ich daran nur nicht von ferne gedacht und um kein Geld in der Welt mehr zu ihnen möge, sondern daß ich zu ihm komme, damit er mir an einem andern Ort z'weg helfe und unterdessen bei ihm zu bleiben gedenke. Daraus könne

nichts werden, sagte er. Er habe sich schon manchmal vorgenommen, sich um Niemand zu bekümmern, als um sich selber, man habe immer Verdruß davon, wenn man Einem helfen wolle. Von mir habe er d'sTüfels Verdruß gehabt. Meine Alten hätten es natürlich bemerkt, daß wir etwas mit einander hätten, da ich so dumm gethan, daß er in den Webkeller habe kommen müssen. Auf weitere Nachfragen hätten sie vernommen, daß er mit mir fort gewesen sei und wahrscheinlich den Platz gesucht habe. Nun sei meine Mutter zu ihm gekommen und habe ihm alle Schande gesagt: Seelenverkäufer, Kinderschelm, kurz Alles, was sich erdenken lasse. Das habe er ausgestanden meinethalb und genug daran. Es wüßte kein Mensch, wie es ihm ginge, wenn sie mich bei ihm sähen. Ich bat ihn d'r tusig Gott'swille, mich nicht zu verstoßen, zu den Eltern ginge ich um kein Geld der Welt. Nachdem sie mich halb todt geschlagen, müßte ich mein Geldlein dargeben und hätte dann hinten und vornen gleich viel. Ich ließ nicht nach mit Bitten und Betteln, bis er mir eine Nacht zugestand, und unterdessen könnten wir Kriegsrath halten. Er mußte gar lachen über die Schulmeisterin und drohte seiner Alten, wie er sie über's Knie nehmen wollte, wenn sie es ihm so machte. Der gute Alte merkte nicht, daß auch er gepantoffelt wurde, nur auf andere Weise. Wir wurden räthig, ich solle den Sommer über um Arbeit aus, Schule sei doch nirgend. Bis im Herbst zeige sich dann schon etwas, meinte der Alte; Vögel wie ich seien rar und fänden immer ein Unterkommen.

Ach! es behagte mir die Arbeit nicht recht, und der Sommer schlich gar unglaublich langsam. Wann ich entrinnen konnte, lief ich zu meinem geistigen, selbstgewählten Vogt, um zu erfahren, ob er noch nichts aufgetrieben habe, und wo ich ein Anzeigeblatt erhaschen konnte, da studirte ich gar eifrig die Ausschreibungen, und wo ich einen alten Schulmeister wußte, da fragte ich gar emsig nach, ob er nicht etwa kränkle, und ob man glaube, er werde es noch lange machen?

O, was hatte ich endlich für eine Freude, als ich in einem versalbeten Blatt in einem Wirthshause eine Schule ausgeschrieben fand, die meine Wünsche mehr als übertraf. Ich konnte die Beine nicht mehr stille halten, bis ich dem Alten mein Glück verkündet. Ich dachte gar nicht von weitem daran, daß sie mir fehlen könne.

Ganz athemlos langte ich bei demselben an und rief schon vor der Thür: „Ich habe eine, ich habe eine!“

„Was hast?“ sagte der Schulmeister, indem er schnell eine Flasche in die Ecke des Schrankes stellte und sich den Mund wischte.

„Eine Schule, eine Schule habe ich!“

„Wo hast sie?“

„Im Sack.“

„Das muß eine kleine sein,“ meinte er trocken, nahm die Brille und setzte sie schrittlings über die braun und rothe Nase, nahm das Blatt und hielt es mit langausgestreckten Armen so weit weg vom Leibe, als er konnte. Er las lange, nahm dann die Brille, wischte sie ab, las wieder, sagte endlich, darauf könne er sich gar nicht verstehen, ob denn der schon wieder gestorben sei, das sei doch ein starker Mann gewesen. Wie er das Blatt so herumdrehte in den Fingern, um es wieder zusammenzulegen, fiel ihm die Jahrzahl in die Brille, und die sagte ihm, daß dasselbe ein zweijähriges sei. Da schlug er eine tüchtige Lache auf, daß es ihn und die ganze Stube erschütterte. Lange konnte er mir auf meine verblüffte Frage nicht Antwort geben, und erst nach Langem vernahm ich ganz kaput, daß ich ein junger Esel sei. Aber so hätten es die Jungen alle; wenn sie schon geschickt seien, so seien sie doch gewöhnlich dümmer als Kühe, und wenn die Alten nicht wären, so wüßte Niemand, wie es ginge.

Doch währte es nicht lange, bis ich Bescheid erhielt, mich eines Morgens früh bei ihm einzufinden. Da der Bericht nicht mehr enthielt, so mochte ich den Tag kaum erwarten, um das Weitere zu vernehmen. Ich putzte die halbe Nacht meinen Leib, und lange vor der bestimmten Zeit klopfte ich das träumende Ehepaar auf.

Es sollte an ein Examen und auf eine Schule losgehen. Es sei zwar nicht die beste, erzählte mir der Alte, allein für einen Jungen, der keine Frau habe, lange gut genug. So einer brauche nicht viel, werde viel eingeladen, um ihm das Kochen zu ersparen, und er erhalte sonst noch viel. Es sei eine Tüfels Sache, daß die Weiber gegen einen Ledigen viel barmherziger seien, als gegen einen Verheiratheten, der doch die Barmherzigkeit viel nöthiger hätte. Das sei die Hauptsache, daß ich einen Platz erhielte, hätte ich einmal einen, so könnte ich weit leichter einen bessern erhalten. Das sei grade so wie bei den Dienstboten, die den ersten Platz zu

erhalten immer die meiste Mühe hätten, mit einem schlechten vorlieb nehmen müßten, von diesem weg aber leicht und gut weiter kämen, so sei es auch bei der Regierung: wenn man nur einmal die Nasenspitze hinein drücken könne in das Regiment, so habe man gewonnen Spiel, zwänge bald den ganzen Leib hinein und könne bis zu oberst kommen. Unter diesen Reden hatte er sich angezogen und von der Frau sich das beste Halstuch umbinden lassen.

Mit einem langen, langen Stecken, den er einen halben Schuh unter dem obern Ende gefaßt hielt und ihn hoch aufhob und weithin setzte, marschirte der Alte immer einen oder zwei Schritte voran, stattlich und stolz. Er war fast wie eine thörichte Mutter, die einer aufgeputzten Tochter voranbeinelt einem Markt oder Kirchweih zu, und deren Augen Jeden fragen, ob ihr Meitschi nicht das schönste sei weit und breit, und deren Herz in feuriger Erwartung schlägt über den Zulauf, den das Meitschi haben werde, und in neugieriger Angst, welcher Bauernsohn sich am Ende das Glück erprügeln werde, mit ihm heimzugehen. Er wolle ihnen heute zeigen, sagte er, daß er nicht der Ungeschickteste sei, wenn ihn schon die Neuen und Jungen so verachteten. Wenn ich schon keine apartige Schule besucht habe, wie man sie, seit die Franzosen gekommen seien, eingeführt, und in welchen man nichts lerne als Hochmuth und Weltliches, so wolle er doch wetten, ich thue sie alle durch, und das hätte ich ihm allein zu verdanken und nicht so einer Nomadenschule oder wie man die Dinger heiße. Und wenn ich etwas nicht wisse, so solle ich nur ihn ansehen, er wolle mir winken, oder, wenn er könne, sich hinter mich setzen und mir zuflüstern. Ueberhaupt solle ich gar nicht Angst haben und mich auf ihn verlassen. Der Pfarrer sei sein bester Freund, sie seien wie zwei Finger an einer Hand; er sei einmal neben ihm gestanden, als derselbe Tabak gekauft habe in der Apotheke. Auch der Schulkommissär kenne ihn besonders gut, derselbe habe zu Langenthal beim Kreuz einmal abspannen lassen, während er just vor dem Hause gestanden, und habe ihm gar freundlich einen guten Abend gewünscht. Es sei zwar erst Morgen gewesen, aber so ein Herr wisse selten, welche Zeit es sei. Wenn er ihnen etwas sage, so sei es so gut, als wäre es gedruckt. Die kennten ihre Leute und wüßten, wem sie glauben sollten. Das Examen sei nur eine dumme Mode, es komme doch am meisten auf die Empfehlung an, und daß man den Herren gefalle.

Im Gehen unterwies er mich ferner in den Manieren, wie man gefallen müsse, und machte mir die Bücklinge vor. Unglücklicherweise stand ich das erste Mal gerade hinter ihm und erhielt den gewaltig beschlagenen Schuhabsatz, der hintenausschlug, so weit das Bein reichen mochte, tüchtig an das Schienbein.

Auch die Titulaturen sagte er mir vor und ließ sie mich wiederholen, bis sie mir geläufig waren. Es ist mir noch, als ob es gestern gewesen wäre, wie schwer es mir ward, wohlehrwürdiger Herr Schulkommissär zu sagen, und wie der Alte lachte, als ich immer wieder sagte: wohlehrwürdiger Herr Schulmilitär. Der Name Kommissär war mir bis dahin ein ganz fremder, und so was Unbekanntes spricht eine Bauernzunge nur mit Widerstreben aus, wahrscheinlich aus Instinkt, weil sie fühlt, daß ihr das Fremde nicht heilsam sei.

Unter solchem Unterrichte kamen wir ung'sinnet an Ort und Stelle. Etwas spät waren wir, darum trafen wir die Herren nicht mehr im Pfarrhause an. In der Schulstube befanden sich dieselben nebst mehreren Bewerbern. Mir ward beklommen zu Muthe, nicht so meinem Begleiter. Der schritt an seinem langen Stocke vorwärts, begrüßte mit Bücklingen und Titulaturen gar schön die Herren und reichte ihnen die Hand wie alten Bekannten. Dann winkte er auch mir vorwärts, und mit gewichtiger Gönnermiene sagte er: Da hätte er Einen, an dem sie Freude haben würden, er sei fast so geschickt, als er selbst. Mir winkte er zu, daß ich mich auch bücken und grüßen solle und dringender und immer dringender. Aber wohl brachte ich es endlich zu Bücklingen, doch nicht zu den Titulaturen, ich wußte durchaus nicht mehr, sollte ich wohlehrwürdiger Herr Schulmilitär oder Herr Schulkommissär sagen.

Nach den üblichen Einschreibungen der sieben Bewerber begann das Examen. Lesen that ich gar laut und schön; die Vokale und Endsilben besonders sprach ich aus, ungefähr wie wenn eine ganze Note darüber gewesen wäre. Es gefiel ihnen auch ganz besonders wohl, es lächerte sie die ganze Zeit. Das Katechisiren aus dem Katechismus ging recht gut. Nun wurde die Kinderbibel genommen, und Jeder sollte eine Geschichte erklären. Der Alte hatte mir gesagt, ich solle machen, daß ich der Oberste zu sitzen komme, das sei immer eine gute Vorbedeutung; fast immer erhalte derselbe die Schule, und die Herren sähen auch darauf. Ich hatte

es erzwängt und mußte es büßen. Ich war also der Erste und sollte die vierzigste Geschichte im alten Testament erklären. Ich begann mit der Frage: „Wer sind Adam und Eva gewesen?“ Mein Schulmeister hatte mich gelehrt: die seien bei allen Dingen das Hauptfundament, und wenn man da anfange, so komme man am weitesten und am besten fort. Aber der Schulkommissär fiel mir bald in die Rede, was ich, beiläufig gesagt, sehr unanständig finde; denn an einem Examen soll es ja eben einer machen, wie er kann. Er fiel mir also in die Rede und sagte, ich solle bei der Sache bleiben. Wenn wir allemal bei Adam und Eva anfangen wollten (ich hatte beim Katechisiren auch da angefangen), so müßten wir den lieben Gott um einen Josua bitten, der die Sonne stille stehen heiße. Da über den quasi Witz Alle lachten und mir der Faden abgeschnitten war, saß ich verblüfft da und wußte gar nichts mehr zu sagen. „Nun,“ sagte der Schulkommissär, „konstruire doch, das ist bei der Erklärung immer die Hauptsache, und wenn man einen Satz recht konstruirt hat, so hat man ihn auch begriffen.“ Da saß ich und sah mit offenem Munde den Schulkommissär an wie ein Schaf, denn ich wußte gar nicht, was konstruiren sei, das Wort hatte ich noch nie gehört. „Na, so konstruire doch und sieh in's Buch, an meiner Nase sind keine Buchstaben,“ erhielt ich die ungeduldige Mahnung. Da fiel mir ein, konstruiren werde welsch sein, und die Herren, wo recht herrschelig reden wollten, werden dem Buchstabiren konstruiren sagen, und munter fing ich zu buchstabiren an. „Verstehst nicht deutsch?“ „Wohl, wohlehrwürdiger Herr Schulkumpan.“ „So konstruire!“ Ich buchstabirte. „Ich habe gefragt, ob du deutsch verstehst!“ „Ja, wohlehrwürdiger Herr Schulmilitär, aber nicht welsch,“ sagte ich mit weinerlicher Stimme. Da tönte rings um mich ein schallend Lachen, Alle betrachteten mich fortwährend als den Narren des Tages. Nun hatte ich eine verspielte Sache.

Beim Aufsatz wußte ich gar nicht was anfangen, denn mein Lebtag hatte mir Niemand gesagt, daß man das Schreiben zum Aufsetzen brauche; daß Einer Worte aus dem Kopfe aufsetzen sollte, war mir noch in keiner Schule vorgekommen, geschweige daß es mir zugemuthet worden. Ich blickte daher rechts, ich blickte links, aber der Linke blickte auch links und blickte rechts, und der Rechte that eben so, und leer blieben die Tafeln links und rechts. Ein Einziger war, der geschickter sein wollte als die Anderen; allein

Keiner hielt ihm viel darauf. Glücklicher Weise gingen nun die Herren weg und aßen zu Mittag, wir sollten unterdessen arbeiten. Sie glaubten wahrscheinlich, mit leerem Magen würden wir emsiger in der Arbeit sein und derselbe in umgekehrtem Verhältniß zum Kopfe stehen.

Sobald die Herren fort waren, traten die Zuschauer vor und halfen ein, so gut sie konnten, brummten dazwischen aber gar mächtig, daß man einem Schulmeister so etwas zumuthe — das sei doch ehemals nicht so gewesen. Als jeder Bewerber einige Zeilen geschrieben hatte, kamen die Herren wieder, überlasen flüchtig unsere Arbeit, aber man sah wohl, daß sie eben keinen großen Werth darauf setzten. Das Rechnen wurde mit einem Heustock, wo der Kubikinhalt gesucht wird, abgethan und zu dem Singen geschritten. Wir mußten Jeder die Tonleiter singen, und so laut wir es thun mochten, trat doch der Schulkommissär mit der Hand hinter dem rechten Ohr zu Jedem heran, und hielt sein Ohr an dessen Mund und erhielt manchen tüchtigen Brüll in dasselbe. Warum er dieses Manöver vornahm, weiß ich nicht. Wahrscheinlich hatte er gar kein Musikgehör oder ein schlechtes und bildete sich nun ein, es gehe mit diesem Gehör wie mit dem allgemeinen Gehör; je näher man das Ohr zu dem Ursprung des Tones bringe, desto besser könne man den Ton fassen und unterscheiden.

Und dennoch machte er bei diesem Allem eine sehr wichtige Miene und fast Augen wie die Hühner, wenn sie das Pfiffi haben. Und mit einer noch wichtigern Miene fragte er mich nach gehaltenem Umgang, ob ich ihm sagen könne, was für ein Unterschied sei zwischen Choral- und Figuralgesang. Ja, da stand ich wieder am Berge, hatte ich davon doch mein Lebtag nichts gehört. Das war wieder Welsch, mit dem ich nichts machen konnte. Aber ich war nun schon etwas klüger geworden und besann mich auf eine in den Unterweisungen oft gebrauchte Ausflucht, ich wisse es wohl, aber ich könne es nicht sagen. Das half, und der Herr fragte mich nun so, daß ich nur Ja und Nein zu sagen brauchte, so daß ich recht gut bestand, obgleich ich nichts davon verstand.

Aber die Schule erhielt ich doch nicht, sondern den guten Rath und zwar wohlfeil, nämlich umsonst: kein Schulmeisterexamen mehr zu machen, ehe ich wüßte, welcher Unterschied zwischen konstruiren und buchstabiren sei.

Zerknirscht saß ich im Wirthshause an dem Imbiß, den uns

die Gemeinde als Entschädniß für die ausgestandenen Drangsale geben ließ, aufbegehrisch saß neben mir mein Lehrmeister. So ein Examen, räsonnirte er, habe er sein Lebtag nicht gehört, es müsse Alles auf die neue Mode sein, und wenn es die verflucht dümmste Sache wäre. Er frage doch, was das mit dem Konstruiren für eine Dummheit sei, und was es abtrage, mit dem könne man doch weder selig werden, noch gebe es Einem z'fresse, und beides seien doch die Hauptsachen! Er hätte aber geglaubt, solche Herren würden doch witziger sein als so; aber so gehe es, wenn man den Menschen fremde Namen anhänge, sie würden gerne z'Narren darob. Ehedem habe man nichts von Kommissärs gewußt, aber auch nichts von Konstruiren. Da seien die Franzosen in's Land gekommen und mit ihnen die Kommissärs, die hätten Dreimaster aufgehabt und lange Säbel nachgeschleppt und hätten alle Leute coujonirt, aber von konstruiren hätten sie doch nichts gesagt. Er könne gar nicht begreifen, warum die Regierung jetzt, wo die Franzosen fort seien, und besonders die Kommissärs uns so viel gestohlen, auch Kommissärs erzwängen wolle, und sogar in den Schulen, um die Leute nicht nur zu coujoniren, sondern sogar noch zu konstruiren. Er glaube aber nicht, daß das der Regierung Wille sei, und wenn sie wüßte, was die Kommissärs einführen, sie würde ihnen das Handwerk wohl legen. Es seien doch noch brave Herren in Bern, die nicht wollten, daß man die Leute (das Wort Volk war noch nicht in Sprachgebrauch gekommen) so verführe und auf die neue Mode dressire.

Ich sagte nichts dazu, sondern war ganz muthlos. Ich war im Glauben an meine Geschicklichkeit gestört worden gröblich und glaubte es unmöglich, so neue unbekannte Sachen in Kopf zu bringen. Ich erklärte auf dem Heimwege kleinlaut, es werde wohl das Beste sein, wenn ich das Schulmeisterwerden aufgebe, ich werde doch keiner, so wie die Herren jetzt seien. Aber davon wollte mein erbitterter und illuminirter Begleiter nichts hören. Er wolle mich zum Schulmeister machen, schwur er, und wenn alle Kommissärs dagegen wären, er fürchte sie alle nicht, und wenn sie auch alle dreispitzige Zipfel auf dem Kopf hätten, so hoch wie der große Thurm in Bern, und Säbel am Nest wie der Goliath.

Er hielt auch richtig Wort. Kaum vierzehn Tage waren vergangen, so kam er wieder daher mit seinem langen Stecken, seinem wichtigen Gesicht, seiner Schnupfnase mitten drin und über

derselben, wie zwei Sterne über einer schwarzen Wetterwolke, seine ehrlichen Augen. Er brachte mir die Nachricht, daß er für mich Platz als Schulmeister gefunden habe, freilich ohne Schule.

Mein Platz sei in der Gemeinde Hinterhäg, wo man seit Jahren wegen den Schulen bald zanke, bald prozedire, bald stöckisch schweige. In der Gemeinde sei nur ein Schulhaus, welches nicht die halben Kinder fasse und wohin einige mehr als eine Stunde weit hätten. Daß neue Schulhäuser gebaut werden müssen, sehe man gar wohl ein, allein jeder Bauer wolle das Schulhaus vor seine Hausthüre, und wenn des Nachbars Kinder an einen erwählten Platz zehn Schritte näher hätten, so hintertreibe er auf jegliche Weise den Bau. Dann wolle wieder jeder Theil der Gemeinde zuerst ihr Schulhaus haben, daher würden sie nie einig, wo anfangen, und wenn dieses auch einmal bestimmt worden, so wüßten die Uebergangenen einen anderen Beschluß an der nächsten Gemeinde durchzudrücken.

Mit dieser Gemeinde traktire die Regierung wie eine alte Großmutter, bitte bald, befehle bald und lasse sie am Ende doch machen, was sie wolle. Man sehe wohl, daß da kein rechter Ernst dahinter sei, und daß ihnen gleich sei, ob Schulen wären oder nicht, wenn sie nur regieren könnten. In dieser Gemeinde wohne ein reicher Bauer, der gar weit zur Schule habe. Der nehme nun alle Winter Einen in's Haus für sechs oder acht Wochen, weil er sich verredet habe, seine Kinder nicht mehr in's alte Schulhaus zu schicken. Manches Jahr durch habe er einen alten abgedankten Schulmeister gehabt; der sei nun gestorben. In der Verlegenheit um einen andern habe er, Schulmeister, den Bauer zufällig einmal an einem Donnerstag angetroffen und ihm versprochen, für Einen zu sorgen und das für einen Guten.

Als Lohn habe er mir alle Tage zwei Batzen ausbedungen. Als Schulmeister brauche man mich erst nach Weihnacht, wenn das Dreschen vorbei sei. Doch könne ich um den gleichen Lohn alsobald anstehen, man habe mir allweg zu thun, entweder zu weben oder zu dreschen. Das Ding war mir nicht ganz recht, ich hätte weit lieber eine Schule gehabt, allein das verdammte Konstruiren nahm mir allen Muth, ein Examen zu machen.

Der Alte erklärte mir aber noch, daß er von nun an nichts mehr mit mir zu thun haben wolle. Meine Eltern paßten immer darauf, daß ich zurückkäme, wie der verlorne Sohn im Evangelium.

Aufnehmen würden sie mich gar gerne, doch nicht mit Singen und Reigen, sondern mit Fluchen und Prügeln, in der Hoffnung, daß ich, weil mich Niemand mehr wolle, froh sein werde, auf jegliche Art und Weise bei ihnen zu bleiben. Leider hätten sie wieder vernommen, daß er mit mir an einem Examen gewesen und mir Platz suche, da habe ihm gestern mein Vater alle Schande gesagt, und er glaube, er hätte ihn geprügelt, wenn nicht noch ein anderer Mann dabei gewesen wäre. Nun esse er keine Suppe gerne, aber Prügelsuppe am allerwenigsten.

Es ging nicht lange, so wanderte ich zum zweiten Mal mit meinem Bündelchen meinem Posten zu, lange vorher, ehe die Schulzeit beginnen sollte. Dort nahm man mich freundlich auf, erklärte mir aber gleich, daß sie gar nicht begehrten, daß ihre Kinder zu geschickt würden, sie sollten keine Agenten oder Wirthe werden, sie hätten ihnen sonst zu arbeiten und zu essen. Wenn sie beten lernten, gut lesen, die Fragen sammt Psalmen und Historien, was es geben möge, so seien sie zufrieden. Mit Schreiben und Rechnen solle ich die Kinder nicht plagen, sie hielten aparti nicht viel darauf, die Kinder vergäßen es doch wieder. Wenn man es einst brauchen müsse, so habe man bald das Nöthigste gelernt, und wenn auch das nicht, so mache es immer Jemand für Einen, wenn man Geld habe.

So lautete meine Instruktion. Damit ich am Morgen desto früher bei der Hand sei, wenn einmal der Tanz angehe, so wurde mir mein Nachtquartier beim Melker angewiesen, der des lieben Viehs wegen der Erste auf den Beinen sein mußte im Hause. Unterdessen mußte ich mitarbeiten, was eben bei der Hand lag. Ich war ein guter und eben kein übler Bursche, aber nicht abgerieben, nicht schlau, sondern unbehülflich, schüchtern, fast verschämt, kurz ich war just so, wie man Einen am liebsten zum Besten hält, besonders die Mädchen. Für die sind so verschämte, unbehülfliche und dabei rothbäckige Bursche ein wahres Herrenfressen. So hatten sie ihr Spiel mit mir in der Stube und in der Tenne, und die Meisterleute hielten sich manchmal fast den Bauch vor Lachen. Es war dort Sitte, daß auch die Mägde dreschen mußten, wenn nicht alle Männer bei der Hand waren; und wenn all das Mannsvolk zu Hause war, so strichen sie doch, so viel es sich thun ließ, um die Tenne. Nach dem Mittagessen wurde gewöhnlich d's Narrenwerk getrieben, ungefähr wie in der Ernte und im Heuet auf dem

Felde. Da nun ging der Hauptspuk mit mir an. Man hetzte mich hinter die Mädchen, und wenn ich nicht durfte, so kamen sie hinter mich. Bald rühmten sie mich, bald führten sie mich aus, und da sie schnell merkten, daß das Rühmen gar wohl bei mir anschlug, so wußten sie es so anzuwenden, daß ich bei meiner natürlichen Gutmüthigkeit und Willfährigkeit Aller Handlanger wurde.

Nach der Fleglete ging das Lehren an und wurde allerdings mit schrecklichem Eifer getrieben, daß es mir zuweilen fast übel wurde. Das ging mit dem Lehren wie mit einem Trank, von dem man, wenn man ihn einmal hat, keinen Tropfen zu Schanden gehen lassen will und sollte man darob selbst zu Schanden gehen. Sobald der Melker aufstund, mußte ich auch auf, und zuerst mit dem armen Buben, welcher auf dem Hofe ernährt werden mußte, und der nicht den ganzen Tag über dabei sein konnte, lehren. Des Abends nach dem Rüsten der Speisen mußte ich noch oft hören: „Seh, Schulmeister, du könntest den Buben noch ein wenig überhören.“ O wie kurzweilig der Bub und ich manchmal des Morgens um fünf Uhr einander gegenüber saßen und gähnten, daß die Mundwinkel fast zerrissen, und wie ich dann dem Buben sagte: „Danke, daß du mich nicht geschluckt“ und wie er mir antwortete: „Danke, daß du nicht hineingekrochen.“ O wie das lange ging, bis die Meistermagd auf wollte und das Feuer in der Küche zu sprezeln anfing. Nein, das waren nicht kurzweilige Morgen, und die erleideten mir mein Amt gar sehr, so wohl es mir sonst gewesen wäre.

Zwölftes Kapitel.

Wie ich Schulmeister lerne auf die alte Mode.

Das ging mir im Kopf herum, und einst an einem Sonntag nach der Predigt klagte ich mein Leid dem Schulmeister zu Hinterhäg, der damals für einen grausam G'schickten galt. Ich sagte ihm, wie ich gerne Schulmeister würde, aber wie da neue Moden aufkämen, von denen ich nichts wüßte, Niemand wüßte, der mir sie zeigen könne. Da sagte er mir, ich komme ihm eben recht,

es hätten ihn schon Zwei gefragt, ob er sie nicht Schulmeister lehren wolle, er hätte Lust und Zeit dazu und wollte es so gut oder besser machen als die, welche Schulmeister-Schulen hätten, und sollten es seinethalben Pfarrer sein. Aber er sei nicht bekannt in Bern, und die Andern würden es ihm nicht gönnen und ihm z'böst reden. Er habe daher Lust, nur etwa mit Vieren anzufangen und nicht zu sagen, daß er eine eigentliche Schule halten, nur, daß er etwelche vorbereiten wolle, damit sie mit größerem Nutzen die Normalschulen besuchen könnten. Dafür möchte er aber die Erlaubniß vom Kirchenrath haben. Es sei ihm erstlich wegen der Gratifikation, denn wir würden ihn doch nicht gehörig bezahlen können, indem wir wahrscheinlich bösdings die Kost aufzubringen vermöchten. Zweitens zweifle er nicht, wenn er uns den Herren vorstellen könnte zum Examen, so müßten sie finden, er sei so geschickt als Einer und würden ihn bitten, eine eigentliche Schule zu halten.

Das gefiel mir, und ich fragte ihn, ob er denn wirklich das Konstruiren und das Figural auch kenne. „Habe nicht Kummer, Käser," sagte er, „da ist keiner im ganzen Kanton, den ich fürchte, und wäre er ein Professor!" — Das war mir nun angeholfen, und ich mochte gar nicht erwarten, bis ich die Lehrzeit antreten konnte, um das Hexenwerk zu erlernen. Ich lief in der Woche wenigstens einmal in's Dorf hinunter, zu vernehmen, welche Antwort er erhalten und wie bald er die Lehre anfangen wolle.

Endlich traf ich ihn mit erschrecklich ertaubetem Gesicht und die Thüren schmetternd, daß man es im halben Dorfe hörte. Ich glaubte, seine Frau habe ihn etwa ertäubet und wollte gehen. Allein er hielt mich auf und sagte, heute habe er eine lustige Antwort erhalten und nicht geglaubt, daß man eine solche Regierung habe; sein Lebtag werde er nichts mehr auf ihr halten. Er habe durch Jemand, der einen guten Freund im Kirchenrath habe, schreiben lassen an diesen Freund, um zu vernehmen, wie man sein schönes Anerbieten aufnehmen würde.

Dieser sei nun so eben bei ihm gewesen und habe ihm einen Brief abgelesen, in welchem gar wüthend aufbegehrt worden über seinen Antrag. Was man sich doch auf dem Lande nicht alles einbilde, heiße es darin. Kaum habe man dem Lande die Wohlthat angedeihen lassen und Normalschulen erlaubt, welche der Regierung jährlich wenigstens tausend bis fünfzehnhundert Thaler

kosteten — die Geschenke an die Zöglinge nicht einmal gerechnet — so sei man schon damit nicht zufrieden. Es scheine, diese Normalschulen, die doch drei Monate, manchmal auch fünf dauerten und vollkommen hinlänglich seien zur Bildung eines Schulmeisters, wie ihn das wahre Wohl des Landes erfordere; wolle man zu Universitäten machen und jetzt noch Gymnasien einrichten. Mit solchen Flausen solle man nicht mehr kommen, es mache nur böses Blut.

Nun war ich wieder am Berge und wußte nicht was anfangen. Da sagte mir der abgefertigte Schulmeister noch in seinem Zorn, ich habe es gehört, er könne mir nichts helfen, er wolle mit der Sache nichts mehr zu thun haben. Seinethalben könne ich zu einem Normallehrer gehen und sehen, was ich da lerne.

Was er mir im Aerger gesagt, schlug im Ernste bei mir ein. Etwas mußte geschehen, wenn ich Schulmeister werden wollte, und auf meinen Alten konnte ich mich nicht verlassen.

O das ist eine strenge Sache, wenn Einer es gewohnt ist, daß Andere für ihn denken, für ihn laufen, für ihn handeln, und die Noth es nun an ihn bringt, daß er selbst denken, selbst laufen, selbst handeln muß! Schüchternheit und Trägheit liegen wie Blei in den Gliedern, und eine große Menge bringt sich nicht vom Platze, weil sie verblüfft kein Bein zu machen weiß, und Niemand für sie sich auf die Beine macht. Von dem Beinemachen hängt doch heutzutage Alles ab, wie ehedem. Sagt man doch von einem Menschen, der von Pöstlein zu Pöstlein sich schwingt und den Kopf immer höher streckt: er mache eine schöne Carriere, d. h. er und seine Leute brauchten ihre Beine im Galopp, denn Carriere bedeutet galoppiren.

O es giebt der glücklichen Leute, für die schon von der Wiege an Beine galoppiren, vielleicht um eine reiche Heirath oder um ein schönes Amt. Und wenn sie aufwachsen, diese Leute — wie dann der Tanten, Schwestern, Basen, Vettern Beine gehen und ihre Zungen dazu! Und wie sie ein Wesen machen von dem Glücklichen, und wie sie reden von ihm und seinen Talenten, seinem Fleiß, und wie er sich eigne für dieses Amt und für jenes Fach. Und wie dann allgemein das Gerücht sich verbreitet, welche wichtige bestimmte Vorbereitungen der Fleißige treffe, und wie dann allgemein der Glaube sich festsetzt, das Vaterland oder das Mädchen könne keine glücklichere Wahl treffen. Und wie das Vater-

land und das Mädchen leider nicht warten mögen, um das Verdienst zu belohnen! Und wie oft es beiden geht wie dem armen Teufel, der von den Juden ein Roß gekauft, bethört durch ihr Geschwätz! Einen Staatsgaul meint er zu haben, frei und frank, zu allen Sprüngen fertig. Nun findet der Gaul sich, nachdem der Juden Geschnatter aufgehört, bläſtig und unterſätzig, mähnig und stettig, schwach auf allen vier Beinen, faul am ganzen Leibe, und im Stalle endlich zeigt er sich bald als stiller Kolder, bald als Krippendrücker.

Heutzutage hat man es auch hierin viel kommoder als ehedem. So wie man durch Dampf- und andere Maschinen viele Arbeit leichter, schneller machen, weiter verbreiten, viele Arbeiter ersparen kann, so hat man auch bei dem Beinemachen die Sache vereinfacht. Tanten, Schwestern, Vettern braucht man nicht mehr so nothwendig; hat man sie, so läßt man sie laufen, aber man kann es machen ohne sie. Man hat nämlich eine General-Base erfunden, die gar lange Beine und einen weiten Mund hat, und wer die auf seine Seite bringt, daß sie sich für ihn auf die Beine macht von Haus zu Haus, der macht in Carriere seine Carriere. Diese Hauptbase ist nämlich die Presse, und ihre vielen Töchter sind die Zeitungen. O was sind alle alten und jungen Basen, nenne man sie Klatsch- oder Schnapsbasen, in der ganzen Welt gegen diese Hauptbase und ihre Töchterlein!

Die wissen zu sagen, was sonst Niemand weiß; die wissen zu rühmen, wo Niemand es sonst thäte; die können schelten und spotten, wo sonst jeder ehrliche Mensch sich schämen würde. Wer diese Base und einige kleine Bäschen bestochen hat durch Frechheit oder Karisiren, der kann sicher sein, daß er es weit bringt, und wenn auch kein guter Faden an ihm wäre, und er eine noch weit elendere Kreatur wäre als jener koldrige, krippendrückende Gaul!

Ich wußte nicht, an wen mich wenden, um Nachricht einzuziehen, wo Normalschulen abgehalten würden und welche die beste sei. Ich saß bei meinem Bauer wie auf Dornen, half Haberäcker hacken, bis ich Blasen bekam wie Haselnüsse. Endlich half mir das liebe Wochenblatt aus der Noth und diesmal ein diesjähriges. Dort war eine solche Schule angekündigt und der Termin zum Einschreiben bestimmt. Ich versäumte ihn nicht. Der Lehrer, bereits ein ältlicher Mann, empfing mich etwas vornehm und machte mich bekannt mit Büchern, die ich mitbringen müsse

und mit der Nothwendigkeit, einen Kostort zu suchen, was ich um achtzehn bis zwanzig Batzen per Woche wohl finden werde.

Beim Heimgehen ward mir das Herz schwer, indem ich mein Vermögen und die bevorstehenden Ausgaben überschlug. Die letztern schienen mir wenigstens auf zwölf bis fünfzehn Thaler sich zu belaufen, während ich den ganzen Winter durch kaum so viel verdient. Und ach, wie sahen meine Hemdchen aus! Ich durfte sie kaum mehr zu waschen geben. Wie übel war ich mit Werktagskleidern bestellt! Des Morgens mußte ich alle Künste anwenden, um mit den Füßen nicht bei den Knien in den Hosen herauszufahren, statt am gehörigen Ort. Nun sah ich keine Möglichkeit etwas anzuschaffen, wenn ich das Konstruiren lernen wollte und schämte mich doch, so verhudelt in die Lehre zu gehen. Doch eben weil ich einmal diesen Weg zu gehen angefangen hatte, ging ich ihn fort.

Mein Bauer sah mich ungern gehen. Ich glaube, ich war ihnen lieb geworden, obgleich sie viel über mich lachten. Er hieß mich wieder kommen, aber von dem neuen Larifari solle ich ihm nichts an seine Kinder bringen, ich wäre geschickt genug, und nöthig wäre es nicht gewesen, daß ich mein Löhnchen so liederlich verthäte. Er gab mir ein Trinkgeld und, was mich am meisten freute, seine Frau brachte mir ein neues Hemde, wie für die Ewigkeit gemacht. Sie hatte es über und über gesteift, daß es stund am Boden. Und hoch war der Kragen und gesteift, daß er mir das erste Mal die Haut abrieb an den Ohren. Wie meinte ich mich da!

Wir waren bei Zwanzig in der Lehre, angestellte Schulmeister und solche, die es werden wollten. Mehrere gingen des Abends heim; wir Andere waren hie und dort verkostgeldet. In den ersten Tagen hatte ich einem Kameraden meine Noth geklagt und dieser mir den Rath gegeben, ich solle meinem Kostmeister anbieten, für ihn zu weben in der Zwischenzeit und, wenn es nöthig sei, noch nach Beendigung der Lehrzeit. Dieser war es sehr wohl zufrieden, und somit war ich meiner ökonomischen Sorgen enthoben.

Unsere Pensen waren: Lesen, Schönschreiben, sogenannte Sprachlehre verbunden mit Konstruiren, Themaschreiben, Rechnen, Katechisiren und Singen.

Von Schönlesen wußte man nichts, blos wurde aufmerksam gemacht, daß man bei Sprachzeichen den Ton mehr oder weniger

müsse fallen lassen. Das Richtiglesen war die Hauptsache, denn Mancher konnte es nicht und brachte es bis zum Examen nicht dahin. Die Sprachlehre wurde diktirt, und wer nicht nachkam, schrieb aus dem Buche nach oder aus den Heften der Anderen, wenn er Geschriebenes lesen konnte.

Das Konstruiren war die Hauptsache, man übte es in der Kinderbibel. Der Lehrer machte aufmerksam, daß von einem Punkt zum andern wenigstens ein Zeitwort sei, d. h. ein Wort, welches angebe, in welcher Zeit etwas geschehen sei. Manchmal seien auch mehrere, aber man sehe es dem immer an, welches das Hauptzeitwort sei.

Bei dem Rechnen wurde wirklich Hexenwerk getrieben. Denn wir machten fast alle möglichen Rechnungsarten durch: die vier Species in ganzen und gebrochenen Zahlen, Kubikrechnung, gewöhnlich jedoch nur auf die Heuhaufen (Stöcke) angewandt, daher Heustockrechnung genannt, Regula de tri, Gesellschaftsrechnung, Zinsrechnung; sogar die Quadratwurzel zogen wir aus, und fast wären wir sogar bis zur Kettenregel gekommen. Das ging wunderschnell zu. Es hieß: „Passet auf, das macht man so und so,“ und an der Tafel wurde es vorgemacht. Dann mußten ein oder mehrere Beispiele an der Tafel von Schülern durchgerechnet werden, und wer ein gutes Gedächtniß hatte, der machte Strich für Strich nach, wie er es vor einigen Minuten gesehen hatte. Dann hieß es: „Es geht, schreibt jetzt das oder diese Beispiele in eure Schrift ab, damit ihr es nicht wieder vergesset.“ Und es geschah also. Wahrscheinlich kannte der Lehrer das Lied: „Mit seinen Heften ausstaffiret, heißt er ein grundgelehrter Mann.“ An das Zahlensystem dachte Niemand, das setzte man voraus.

Auf das Katechisiren wurde viel verwandt. Hing es doch mit den Kinderlehren zusammen, der Herzensangst der angehenden Schulmeister, der Seelenlust der ältern. Natürlich lag hier einzig und allein der Katechismus zu Grunde, über dessen Abfassung, Form, Veranlassung uns gar nichts gesagt wurde.

Es ist doch gewiß ein gräßlich Ding, ein solch Abrichten, gerade wie man Dompfaffen abrichtet, zu pfeifen, was sie auch nicht begreifen. Und es ist das Schauervollste, daß man im neunzehnten Jahrhundert solches treiben konnte und nicht wußte, was man that, wie man sich damit an der Menschheit und somit auch an Gott versündigte. Vielleicht wußten Die wohl, was sie thaten,

welche mit solchen Normalschulen nur den Schein retten wollten, die Sache selbst aber nicht begehrten. Nun, dann möge der liebe Gott ihren armen Seelen gnädig sein!

Am schauervollsten aber ist die Schamlosigkeit oder die bodenlose Dummheit, mit welcher sich die Menschen dieses Treibens rühmen, behauptend, bei der künstlich erhaltenen Dummheit sei das Land glücklich und fromm gewesen, und durch Aufklärung, durch Weckung und Bildung der Geisteskräfte werde es unglücklich und gottlos. Glauben denn eigentlich solche Menschen auch an Gott, glauben die auch an Jesum Christum, der ein Licht der Welt war und kam, die Menschen zu erleuchten. Glauben solche Menschen an Beide? Glauben denn die auch an Gott, welche die Geister der Menschen binden mit den Fesseln des Aberglaubens, der Finsterniß, der Vorurtheile, um der Leiber ungestörter sich bemächtigen zu können? Gerade so gut als die, welche trostlose Verneinung und Glaubenslosigkeit mit Aufklärung und Fortschritt verwechseln.

Wenn ich beim Zurückdenken an diese Sachen wild werde, verzeiht es mir, liebe Leute. Ich will euch jetzt auf die andere Seite des Bildes blicken lassen, vielleicht werde ich dann wieder weich, oder auch wieder wild, denn ich habe eine gar wundersame Natur, ich weiß nie, ob ich über eine Sache wild oder weich werde.

Rührsam war sicher der Anblick der Lehrlinge und ihr Treiben. Alle hatten tief gefühlt, daß ihr Wissen Stückwerk sei, so viel sie sich auch auf dieses Stückwerk einbildeten; hatten gefühlt, daß es ihrer Bestimmung nicht genüge. Alle waren wahrhaft hungrig und durstig, lechzten ordentlich nach Vervollständigung dieses Stückwerkes. Aber alle waren durchaus ohne Bildung, ohne Hülfsmittel; sie wußten, was sie wußten, aber von dem, was sie nicht wußten, was es sei und wie viel es sei, hatten sie keinen Begriff, also eben so wenig von dem, was sie eigentlich bedurften, außer einigen Namen, wie z. B. Konstruiren. Vor allem Wissen lag für sie ein undurchdringlicher Vorhang, wie für alle Menschen vor der Zukunft. Alle hatten mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen, um diese Normalschulen zu besuchen. Einige mußten ihren Familien den nothwendigen Sommerverdienst entziehen, mußten ihre Sonntagskleider, die für einen Schulmeister manches Jahr halten müssen, abnutzen, sahen einem Winter entgegen, wo ge-

schmalbartet werden mußte, sahen allemal, wenn sie heim kamen, der Frau saures Gesicht und hörten saure Klagen über Kinder und Nachbarsleute, sahen voraus, dieses saure Gesicht den ganzen Winter über sehen zu müssen, wenn die Butter in der Küche fehlte und das Salz auf dem Tisch. Aber sie kamen doch. Andere hatten ähnlichen Stand mit Vätern und Müttern, die das Geld für so etwas Neumodisches zu lernen nicht hergeben wollten; mußten von allen Geschwistern sich angrännen lassen, wenn sie das wöchentliche Kostgeld, mühselig erbettelt, endlich forttrugen. Andere brachten den sauren Verdienst von Jahren dar, alle aufgesparten Kreuzer seit ihrer Geburt, versagten sich das Nothwendigste, um nur auszukommen, oder mußten, wie auch ich, jede Zwischenstunde, die zu ermüßigen war, zur Arbeit benutzen, mußten, an Leib und Seele ermüdet, ein Werkholz in die Finger nehmen, wenn auch die ermatteten Augen alle Augenblicke zufallen wollten.

Alle diese sammelten sich des Morgens, wie die Spatzen auf einem Weizenfelde, auf den harten, hölzernen Bänken und horchten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf die vorgetragene Weisheit. Sie schrieben mit Aengstlichkeit, als wenn sie Evangelien zu schreiben hätten, und auch das vergessene Komma ließ sie nicht ruhen, bis sie es ergänzt. Alles wollte man behalten, und es konnte Einen recht unglücklich machen, wenn man am Abend nicht alle Worte des Lehrers wieder hersagen konnte, wie die Fragen im Heidelberger.

Dreizehntes Kapitel

Alleluja! Endlich.

Unser Examen lief glücklich ab für mich. Ich erhielt einen schönen Brief, ein sogenanntes Schulmeisterpatent.

Wie glücklich und stolz ich es in der Busentasche trug, wie manchmal des Tages es betrachtete! Ich mochte gar nicht warten, bis ich meinem alten Lehrmeister gezeigt, wie geschickt ich nun geworden und wie ich jetzt Alles könnte, was nur vorkäme. Er hatte Freude an mir und auch an meinem Patent, doch sagte er: ehemals habe man kein solches Papier nöthig gehabt, es sei nur

darauf angekommen, daß der Mann gut sei, und das wüßten die Bauern selber viel besser als so ein Herr, der nur in der Stube hocke und alle Fliegen kenne darin, aber keinen Menschen außer derselben; der wisse, wie lange Ohren die Lappländer hätten, aber nichts von einer Bauern-Natur. Die würden deßwegen auch am meisten zum Narren gehalten, besonders wenn sie Brillen anhätten und deßwegen die Nase hoch trügen. Während sie den Bauern übersähen, durchschaue derselbe sie ganz und gar und schlage ihnen den Hacken, so oft er wolle. Als ich ihm nun aber auskramen wollte mein neues Wissen von den Redefällen und den verschiedenen Zeiten, da wurde er bitterböse und sagte, solch neues Zeug trage gar nichts ab, als daß man die Religion vergesse und hochmüthig werde. Wenn die Herren Verstand hätten, so würden sie es verbieten statt einführen; aber seitdem die Franzosen in's Land gekommen, sei Alles verherget. Ich hatte Zeit einzulenken, meine neue Gelehrsamkeit in Sack zu stoßen und ihm vom Rechnen, Schreiben und Katechisiren zu berichten. Daß ich die Brüche konnte und die Heustöcke auf zwei Wege rechnen — auch die Nenner-Probe — das flößte ihm doch eine Art Respekt ein, und er meinte, wenn ich das Larifari fahren lasse, so könnte ich noch von den Besten einen geben.

Man kann denken, mit welcher Begierde ich auf ausgeschriebene Schulen wartete, und mit welchem Aerger ich wieder in meinen Webkeller zurückging, wo ich noch an der Kost abzuverdienen hatte, wenn ich keine fand, außer vielleicht eine aus dem Oberlande, für welche ohne Wohnung Summa Summarum acht Thaler versprochen war.

Endlich kamen ledige Schulen, ich machte Examen, allein ich war nicht glücklich, und doch war ich überzeugt, daß ich der Geschickteste gewesen, daß mir die Schule gehört hätte. Freilich gestand ich, daß die Glücklichen in einigen Fächern es besser gemacht; allein im Ganzen, meinte ich, hätte doch keiner so durchgeschlagen wie ich. Endlich brachte ich es zum Zweiten im Vorschlag. Das war etwas, aber ich war doch ärgerlich, besonders da ich ein Patent hatte und Jener keins. Im Wirthshause trank ich auf der Gemeinde Kosten ein Glas geschwefelten Wein zu viel und traf im Heimgehen auf den Schulkommissär. In meinem geschwefelten Muthe beschwerte ich mich über meine Zurücksetzung

und fragte recht preußisch: was denn meiner gnädig' Herren G'schrift nütze, wenn man nicht darauf achte?

Der Schulkommissär, ein runder Mann (es ist, beiläufig gesagt, merkwürdig, daß die Runden gewöhnlich gutmüthiger sind als die Langen), sagte mir, er wolle es mir erklären, wenn ich es nicht übel nehmen wolle. Allerdings sei ich der Beste gewesen im Examen, aber die Bauern, auf die man auch hören müsse, hätten mich nicht gewollt. Sie hätten gesagt, ich sei ein gar Hochmüthiger. Gestern, als ich durch ihr Dorf gegangen, habe ich Niemand bei den Häusern gegrüßt, und wenn mir Jemand die Zeit gewünscht, nur ganz kurz gedankt, und wenn sie gesagt: „Guten Abend geb euch Gott," nur gesagt: „Große Dank," statt: „große Dank geb euch Gott," und bei Niemand mich gestellt. Dann sei ich ihnen viel zu herrschelig und hätte eine schwarze Kutte an. Die stände dem Pfarrer wohl an, aber sie begehrten keinen Schulmeister, der hoffärtiger und vornehmer daher komme, als sie selbst.

Mein Gott! sagte ich, das sind doch dumme Bauern, daß sie nicht gesehen haben, daß ich mich scheute durch das Dorf zu gehen und fast nicht neben aus zu sehen wagte aus Schüchternheit. Ich hätte gerne mit einem geredet, aber es wollte mich keiner anreden. Die Kutte kaufte ich in Bern, sie gefiel mir gar wohl, war halb so wohlfeil als eine halbleinene, und ich dachte, es sei für einen Schulmeister doch anständig, wenn er auch etwas geistlich daher komme und nicht nur so weltlich.

Der Schulkommissär antwortete mir: Schüchternheit und Hochmuth könnten noch gescheutere Leute, als jene Bauern seien, nicht unterscheiden. Der Bauer komme Niemand entgegen, am wenigsten einem Fremden. Für Freundlichkeit oder Holdseligkeit sei er aber um so empfänglicher, je mehr sie ihm abgingen. Freundlichkeit sei ein gar holdes Wort und eine viel wichtigere Tugend, als man es gewöhnlich glaube, und auch in dieser voranzugehen, sei des Schulmeisters Pflicht. Die Kutte mache eben die Geistlichkeit nicht aus, und in einer geistlichen Kutte könne ein gar weltlicher Sinn stecken. Daß ein Pfarrer eine solche tragen müsse, fordere ein altes Vorurtheil, es wäre auch besser anders. Den Schulmeister aber wollten die Bauern in ähnlicher Kleidung haben, wie sie trügen, damit sie die Ueberzeugung gewinnen könnten, daß auch in solcher Kleidung ein echt geistlicher Sinn wohnen könne.

Ich wollte wieder das Maul aufthun, um zu räsonniren, da

stand der Herr stille, gab mir die Hand und sagte: „Behüte euch Gott, Käser, ich muß hier links, ihr begreift mich noch nicht. Denket über meine Worte nach, so werdet ihr finden, daß ich recht habe. Wollt ihr aber lieber durch Schaden klug werden, so machts, er ist auch ein Weg zum Ziel. Behüt euch Gott!“

Er ging links, ich rechts. Ich pülverte gewaltig über den rathenden Schulkommissär. Ich behauptete: das hätten die Bauern nicht gesagt, nicht gedacht, sondern der Herr habe das selbst ersonnen. Der möge viel von Hochmuth sprechen, während er nicht leiden möge, daß ein Schulmeister eine Kutte von gleicher Farbe trage; denn das habe ihn und nur ihn geärgert, daß ich eine schwarze Kutte angehabt, auf so was hätte kein Bauer Acht gegeben. Das sei mir aber auch wieder ein lustiger Herr und der Rath ein lustig Pfaffenstücklein, mich nehme nur Wunder, wie der über den Text predigen wolle, daß man nicht nach dem Splitter suchen solle in des Nächsten Auge, während man den Balken noch im eigenen habe. Ihn gehe es aber gar nichts an, welche Kutte ich trage, ich habe sie aus meinem Gelde bezahlt, und ihm zum Trotz werde ich sie an allen Examen anziehen. So dachte ich damals.

Würde ich jetzt den guten runden Herren irgendwo antreffen, so würde ich ihm recht herzlich für seinen Rath danken. Denn jetzt sehe ich durch lange Erfahrung belehrt ein, daß er recht hatte und das Land weit besser kannte als ich, der doch darauf auferzogen wurde. Aber wenn man mitten in einem Walde steht, so weiß man selten, wo man darin daheim ist. Man muß ihn übersehen können, wenn man sich zurecht finden will.

Wie es kam, weiß ich nicht, allein als ich an das nächste Examen gehen wollte, zog ich meinen schwarzen Rock nicht an, sondern den alten gelben. Als ich das Haus verließ, begegnete mir kaum fünfzig Schritte davon ein alt struppig Weib mit einer Tabaksnase, grüßte mich freundlich und wollte mir die Hand langen. Ich aber wurde feuerroth im Gesicht, daß ein altes Weib auf meinem Wege nach gutem Geschick mir zuerst begegne und noch dazu ein so wüstes und noch dazu mir die Hand geben wolle; sie kannte mich und kam aus meiner Gemeinde. Ich brummte ärgerlich ein paar Worte und schnurrte an ihr vorüber wie ein Pfeil und hatte bereits alle Hoffnung, im Examen glücklich zu sein, aufgegeben. Denn wenn so ein altes Weib Einen bei einem Aus-

gang zuerst anläuft, dann gute Nacht Glück! Die stand über mein Benehmen ganz verdutzt still und rief mir erbittert nach: „Eh Peterli, nur nicht so hochmüthig! Bauernhof hast keinen zu verkeglen, und braucht deine Nase ein Tuch, mußt erst springen und eines leihen!“

Ich lief was ich konnte, dachte aber bei mir selbst, das sei doch verdammt ungerecht, daß jedes alte Weib und ein jeder Pfaffe mich als hochmüthig verschreien wollten. Aber denen wolle ich es zeigen, daß ich es nicht sei. Ich nahm mir fest vor, mit jedem anwesenden Vorgesetzten recht manierlich und reputirlich zu reden. Diesen Entschluß führte ich aus, so schwer es mir ward, und siehe, ich erhielt die Schule, d. h. ich war der Erste auf dem Vorschlag, und beim Abendessen rühmten mich die Vorgesetzten gar sehr und sagten, das hätte ihnen gefallen, daß ich gar so ein Gemeiner sei und niederträchtig mit Jedermann. So einen Herrscheligen und Hochmüthigen begehrten sie nicht. Da ging mir der erste Stich durch's Herz wegen angethanem Unrecht und seither noch mancher.

Gegen hundert Kinder gehörten zu dieser Schule. Etwas Land nebst dem nöthigen Holz und Wohnung und dreißig Thaler baare Besoldung machten sie zu einer der angenehmsten im Kanton zu damaliger Zeit. Lage und Haus hatte ich noch nicht gesehen, mußte aber versprechen, bald zu kommen und mich umzuschauen.

O wie ging ich selben Abends heim, so träumerisch glücklich, daß ich nicht wußte, wo ich war und wie die Füße liefen; bald schnell, bald langsam, wahrscheinlich, je nachdem es in mir quoll und schwoll. Was Alles an meiner Seele vorüberrann, weiß ich nicht; war es doch eben ein Traum in wachendem Zustande. Aus diesem Traum erwachte ich erst, als mich etwas heftig in die Finger stach. Es war ein Dornzweig, der in die Straße hing, und den ich in meine Hand gedrückt hatte, träumend, es sei die Hand des Ammanns, der mich bewillkommne vor seinem Hause.

O so ein Zustand ist rührend und schön und begreiflich auch bei einem armen Kerli, der in bitterer Noth mit schweren Hindernissen jahrelang gekämpft und nun auf einmal sorgenlos am schönen Ziele zu stehen meint. Aber leider ist ein solcher Zustand nur ein Traum, der uns bei Erreichung eines Zieles, auf das wir unverwandt unser Auge geheftet, beglückt, und dieser Traum währt nur so lange, bis wir wieder die Augen aufschlagen, am Zielrund um uns schauen. Dann ziehen neue Sorgen, neue Kümmernisse ein.

Es keucht der Wanderer in schwerer Sonnenhitze einen steilen Hügel hinan, ängstlich den Gipfel im Auge, und zunächst am Ziele träumt er von Ruhe und ebenen Wegen, als ob dies der einzige Hügel, der einzige steile Gipfel sei, und fühlt sich glücklich in diesem Traume, aber wenn er oben steht und die Augen aufschlägt, so erwacht er aus dieser glücklichen Täuschung, denn er sieht rings um sich andere Hügel, noch steilere Gipfel, die Ruhe wird ihm nicht. Nach kurzer Rast muß er weiter, keuchend und schwitzend. Und dennoch giebt er sich in der Nähe jedes Gipfels den gleichen wonnereichen Täuschungen wieder hin. Ach solche Täuschungen wären köstliches Labsal auf der weiten Reise, wenn alle Herzen sie ertragen möchten und nicht gar manches nach jedem Erwachen matter und muthloser sich fände und zuletzt trostlos niedersänke, und auf dieser Stelle nach vielen Kämpfen verendete, wie der Fisch, den eine hohe Meereswelle in den Ufersand geworfen, zappelt, nicht fort kann und verschmachtend stirbt in vergeblichen Mühen.

Vierzehntes Kapitel

Wie mir die Augen aufgethan werden.

Des andern Morgens weckte mich früh die Freude und das Verlangen, meinem alten Schulmeister mein Glück zu verkünden. Es war ein heller Tag, Sonne und Mond standen am Himmel, und nur zögernd legten sich die Sternlein in ihre aus ewigem Lichte geflochtenen Bettlein. Auf der Erde wimmelte es wie in einem Bienenkorbe, der stoßen will. Aus Haus- und Stallthüren kam heraus, was drinnen war, zum Schaffen und zum Lustigsein. Fröhlich blöckten die Schafe, umgaukelt von ihren Lämmlein, der Weide entgegen und sprangen munter den Kühen voran, die in steifem Ernste nachschritten, höchstens einen schwerfälligen Trott versuchten, nachdenkliche Gesichter schneidend. Andere bogen ungerne ihren Hals unter das Joch und muhten wild, wenn man sie mit Schlägen auf die Nase an die Deichseln der schwer beladenen Mistwagen trieb. Sie wären auch lieber auf der Weide gewesen, als am Wagen. Müden Schrittes zogen Pferde den Pflug und streckten

lang sich aus, durch die lange Furche. Als rüstige Landwehr zog Mann und Mädchen aus mit Kärsten und Hacken hinter die Erdäpfel her und hinter die Furchen, schäkernd und mit Aepfeln die Säcke füllend. Um das Haus herum räumte die geschäftige Hausfrau auf, und erst lange hinter den andern zog sie die reine Schürze an, die Thüre zu und schritt stattlicher, aber rascher als die Anderen, dem Felde zu. Von weitem sah man ihr an, daß sie wußte, man sehe auf sie, und das Auge des Dorfes sei offen über sie, wann und wie sie ausgehe auf's Feld.

O so ein Dorfauge ist eine gute Sache und hält Manche im Geleise. Es wirkt auf die Weiber viel mehr als auf die Männer. Man denkt gar nicht, was Alles getrieben würde, wenn die Furcht vor diesem Dorfauge nicht wäre!

Auf den Feldern war ein lustig Leben. Kleine und große Truppe Leute rührten sich rüstig; hell jauchzte der Weidbube bei seinem Feuerlein; einförmig, aber an's Herz dringend, läuteten die Kühe ihre Glocken. Alles hatte mit sich selbst zu thun, schaffte für sich, schien um die Andern sich nicht zu kümmern. Aber wenn ein Hase aufsprang, aufgejagt aus einem Erdäpfelplätz, mit mächtigen Sprüngen durch's Feld setzte und der Ruf erscholl: „E Has! e Has!“ da, wie durch einen elektrischen Schlag getroffen, stand Mensch und Vieh still, hoben alle Köpfe sich auf, ruhten alle Arme. „E Has! e Has! da! da!“ schrie es durch's ganze Feld. Ein Auge und Ein Sinn war die zerstreute Menge geworden, bis der Hase des Waldes Dunkel, von schwerer Angst gejagt, erreicht hatte. Dann verschwand die Einheit wieder, und jedes Auge senkte sich wieder auf seine Sache nieder, jeder Fuß ging seinen Weg, und jeder Arm rührte sich für sich. Ein merkwürdig Bild unseres Lebens.

So wanderte ich in wohlgemuthem Uebermuth durch Feld und Wald meinem Schulmeister zu und dachte, was er sagen werde, daß mir das Konstruiren eine so schöne Stelle eingebracht. Ich dachte an den schönen Lohn und an die schönen Sachen alle, die ich daraus wollte machen lassen, und wie ich Einer sein wollte, daß weit und breit kein Solcher wäre, und daß die Leute sagen müßten, sie hätten noch nie von einem Solchen gehört, geschweige denn einen Solchen gesehen oder gar gehabt. Ach wie leicht man bei so lüftigen Träumen läuft! Es ist wirklich fast, als ob man

durch die Luft führe; hingegen wenn man irdische schwere Sorgen hat, ist es da nicht, als ob man knietief in der Erde ginge?

Mein Alter hatte auch Freude an meinem Glück, doch that er mir die trunkenen Augen auf und schüttete kaltes Wasser über meine Träume.

„Und jetzt, Peter," fragte er mich, „hast du Geld? Wie willst du den nöthigen Hausrath, ein Bett zumal, anschaffen?" — Ja an das hatte ich nicht gedacht und wußte keinen Bescheid, als daß ich werde z'Kost gehen müssen.

„Das thue ja nicht, Peter," sagte er, „erstlich nimmt dir das Kostgeld mehr als den halben Lohn weg; zweitens mußt du an deinem Kostort gar Vieles machen helfen, man giebt dir nichts dafür, aber man nimmt es übel, wenn du es einmal versäumst, und drittens schadet es dir gar sehr an Präsenten; wenn du keine Haushaltung hast, so bringt man dir nichts."

Das leuchtete mir ein, aber wo Geld nehmen zu Allem, da war ich am Zaune. Der Alte erbot sich, mit ein paar Gulden mir zu Küchengeschirr, d. h. zu einer Pfanne, einigen Tellern, Kacheln und Kellen zu helfen; allein das Bett, den Schrank 2c. anlangend, war guter Rath theuer. Endlich meinte der Schulmeister, ich sollte zu meinen Alten gehen, die würden doch nicht immer zornig sein wollen und würden vielleicht Freude haben, daß ich jetzt Schulmeister sei. Einige benutzte Bettstücke hätten sie allweg, die könnten sie mir gar wohl leihen.

Ich wehrte mich hinzugehen, aber es half alles nichts, ich mußte in den sauern Apfel beißen. Mich zog es nicht zum Vater, nicht zur Mutter, nicht zu den Geschwistern; mir klopfte das Herz, wenn ich nur an das Wiedersehen dachte, aber mich zog es doch auf meinem Wege fort, es war das Heimelige, das sich mir immer mehr aufdrang. Es war das Bächlein, in dem ich Fische und Krebse gefangen; es war der moosige Baum, in dem die Staaren nisteten; es war der bekannte Rain, wo wir schlitteten; es war der Heubirnenbaum, den ich so oft geplündert; es war das grüne Dach, unter dem ich so oft geschlafen und geweint. Das Alles füllte mein Herz mit Sehnsucht und zog mich hin zum Vaterhause, das ich über zwei Jahre nicht gesehen hatte. Je näher ich kam, desto heimeliger ward es mir; ich vergaß, daß die Eltern böse sein könnten, und trat ganz fröhlich in die Küche. Aber als die kochende Mutter mit sauerm Blick mich empfing, auf mein: „Gottwilche

Mutter," ein trocknes: „Danke Gott" antwortete, die Hände nicht aus dem Waschfaß nahm, sie nicht an der Schürze abtrocknete, um meine dargebotene Hand zu ergreifen, auf meine Frage: „Wie geht es euch?" antwortete: „Es hat dich lange nicht Wunder genommen" — da merkte ich, daß ihr Herz sauer geblieben, keine Liebe, keine Vergebung da sei. Ich fragte nach dem Vater, sie wies mich nach dem Webkeller. Der Alte sah nicht einmal nach mir um, hörte keinen Augenblick auf zu arbeiten, so daß ich nach und nach in die größte Verlegenheit gerieth und gar nicht wußte, wie mein Anliegen vorbringen.

Ich wußte nicht, was reden, mit Allem fürchtete ich zu fehlen. Ich sagte vom schönen Wetter. Es sei lustig genug für Die, welche nichts zu thun hätten, als herum zu laufen — war die Antwort. Ich sprach von der guten Saatzeit und wie man die Erdäpfel gut einbringen könne. Ja, das sei lustig für die, welche zusehen und fressen könnten, was die Andern gesäet. Aehnliche Antworten auf ähnliche Eingänge erhielt ich eine Menge. Endlich sagte ich, sie würden gehört haben, daß ich Schulmeister geworden sei? Das habe sie nicht Wunder genommen, was aus mir werde, allweg nichts Gutes, selb hätten sie im Voraus gewußt. Es sei doch eine schöne und gute Schule, sagte ich. Das gehe sie nichts an, sie hätten doch nichts davon — lautete die Antwort.

Nach diesen Präludien mußte ich endlich mit meiner Bitte herausrücken, obgleich ich daran fast erstickte. Das sei seltsam, daß ich jetzt an sie denke. Ich solle jetzt zu Denen gehen, welche mir den Kopf groß gemacht. Ob sie mich nöthig hätten, habe ich sie nicht gefragt, als ich fortgelaufen; was ich nöthig hätte, darum kümmerten sie sich jetzt auch nicht.

Wahrscheinlich hatte die Mutter an der Thüre gehorcht, trat ein und fragte, was es denn eigentlich gegeben habe, daß ich noch an sie gedacht? „Ho," antwortete der Vater, „wir hätten bleiben können, wo wir wollen, wenn er nicht gedacht hätte, wir hätten Bettstücke, welche er brauchen könne." Mit funkelnden Augen betrachtete mich die Mutter, sagte aber kalt: So Einer, wie ich, brauche ein Herrenbett, deren hätte sie keins (unglücklicherweise hatte ich wieder meinen schwarzen Rock an). Ich wollte anhalten, allein alsobald hieß es: ich habe es gehört, für mich hätten sie kein Bett und keine Zeit, länger sich mit mir zu versäumen. Sie

müßten zu sich selbsten sehen; wenn sie die Kinder machen ließen, dieselben zögen sie noch heute nackt aus. Es sei eine böse Welt und werde je länger je schlimmer, und Religion sei auch gar keine mehr.

So mußte ich abziehen unverrichteter Dinge, auch nicht ein Stücklein Brot hatten sie mir angeboten, geschweige denn ein freundlich Wort mir gegeben. Natürlich ging ich wieder in's Schulhaus; endlich wurden wir dort räthig: ich sollte oben bei dem Bauer, wo ich einen Winter gewesen, den Versuch machen, ein Bett zu leihen, es sei eine gute Frau oben, die schlage es mir kaum ab.

Kaum war das abgethan und hatte mir gewohlet, als der Alte fragte: ob ich die erste Kinderlehre in Bereitschaft habe und eine Leichenrede, von wegen man wisse nie, wann man daran müsse. O Herr Jeses! eine selbst zu machen, daran dachte ich nicht, eine erste Kinderlehre hatte ich nicht abgeschrieben, sie mußte also erst abgeschrieben, mußte gelernt und gehalten, ach! gehalten werden. Alles Andere machte nichts, wenn sie nur nicht hätte müssen gehalten werden. Da ward mir schwer um's Herz. Allein der Alte machte mir mit einem Gläschen Courage, versprach, daß seine Frau die kleinern Einkäufe besorgen solle, denn ich hätte doch keinen Verstand davon, meinte er.

In meinen Gängen war ich glücklich. Von der Bäuerin erhielt ich nicht nur das Bett, sondern auch einen alten Kasten, mit dem Bescheid, daß das Wiedergeben nicht pressire, nur möchte sie nicht, daß Wanzen hinein kämen.

Es blieb mir nichts mehr übrig, als in meiner Gemeinde mich zu zeigen, den Augenschein zu nehmen und mich in Augenschein nehmen zu lassen. Das Dörfchen ohne Kirche lag recht hübsch zwischen Feldern und Wäldern. Ehrwürdig streckten die ernsthaften Strohdächer ihre bemoos'ten Firsten zwischen den grünen Bäumen empor, und vor den Häusern waren trotzig hingepflanzt die zierlichen reinlichen Misthaufen, an denen manch Bauernherz inniger hängt und zärtlicher sie tätschelt, als manch Herrenherz an seiner Frau. An der Seite hin zog sich ein schön bewässertes schmales Thal, und im Hintergrunde lag der liebe blaue Berg lang hingestreckt, besetzt auf seiner ganzen Länge mit einem sorglosen Völklein von Kühern und Kühen.

Recht freundlich zu sein hatte ich mir vorgenommen, bei allen Leuten wollte ich mich stellen und so holdselig thun als möglich.

Die Leute machten mir die Sache nicht schwer. Sie standen z'weg vor den Häusern, fragten, das werde der neue Schulmeister sein, und hießen mich Gottwilche. Allenthalben ließ man mich in die Stube kommen und setzte mir kräftiges Brot vor und Brönz (Branntwein), und die Weiber machten mir Kaffee. Mein Lebtag trank ich in einem Tage nie so viel Kaffee als damals. Ich mochte mich wehren, wie ich wollte, ich konnte nicht anders. Ich werde doch keinen Ekel haben vor ihren Sachen, hieß es, sie gäben es wie sie es hätten, aber es sei doch Alles reinlich. Nun, das Trinken ging noch an, da ich mit dem Kaffee immer das Brönz löschen konnte, aber das Essen war eine strenge Sache. Doch in noch viel größere Verlegenheit als das Essen und Trinken brachte mich das Anerbieten, mir meinen Hausrath holen zu wollen und die Frage: wie viele Wagen ich brauche, und ob ich sie zwei- oder vierspännig haben wolle? Du mein Gott, was sollte ich sagen? Anfangs wollte ich es ablehnen, allein davon wollte man nichts hören.

Daß ein kleines Wägeli mit einem kleinen Rößli vollkommen hinreiche, schämte ich mich zu sagen und stotterte endlich etwas von einem zweispännigen Wagen hervor.

Der wurde mir zugesagt, der Tag abgeredet, und Jedem sollte ich versprechen, die ersten Tage bei ihm zuzubringen, und Alle sagten, sie hätten es ungern, wenn ich es ihnen abschlüge und Andern es zusagte. Spät war's, als ich fort ging. Man wollte mich dabehalten, allein mir graute es vor Essen und Trinken, mich verlangte so sehr nach Ruhe für Mund und Magen, daß ich um kein Geld in der Welt geblieben wäre. Ich war nicht daran gewöhnt und konnte mich nie daran gewöhnen, auf den Geiz hin zu essen und einzupacken, als ob ich tagelang nichts gegessen und Tage lang nichts mehr essen wolle. Ich sah wohl viele Leute, die dieses Manöver machten und einen ganzen Tag hinter einander essen konnten, aber mich schüttelte es immer vor ihnen. Weiß doch auch das Thier, wann es genug hat, und läßt sogar die Kuh die Krippe voll stehen, wenn sie satt ist.

Fünfzehntes Kapitel.

Des Amtes Antritt.

Der Fuhrmann, der Sohn eines reichen Bauern, lächelte, als man ihm das Bett aufgeladen hatte, sammt dem Kasten (worin Kacheli und Kelle und Kleider sämmtlich eingepackt waren) und eine Pfanne und eine Kaffeekanne und gar nichts mehr kommen wollte. Er hatte dem Landfrieden nicht getraut, geglaubt, ich wolle nur zwei Rosse, um mir Kosten zu ersparen, und daher drei vorgespannt. Mit einem Roß, meinte er, hätte man das geführt, es zöge es Einer ja von Hand. Ich schämte mich, aber er schämte sich auch, wenn die Begegnenden ihn fragten: „Magst fortkommen?“ Er gab ihnen trutzigen Bescheid, wurde aber auch zusehens kühler gegen mich, und als wir endlich bei eingebrochener Nacht anlangten, lud er mich kühl ein, zu ihnen zu kommen und zu essen. Ein anderer Bauer, der abpacken half, that es dringlicher, so daß ich ihm Hoffnung ließ, vielleicht am Morgen zu kommen, diesen Abend wolle ich mich einhausen und mich früh schlafen legen.

Als sie mit ihrer Laterne fortgehn und mir noch mein Licht anzünden wollten, fand sich unter meinem Hausrath gar nichts vor, das man als Licht hätte brauchen können. Die Schulmeisterin hatte entweder nicht daran gedacht oder, was wahrscheinlicher ist, nicht mehr Geld aufwenden wollen. Es ließ mir daher Einer seine Laterne da und mich in meinem Hause.

In meinem Hause — die Worte haben einen ganz eigenen Klang, besonders für den, der lange in fremden gewohnt und nicht gewohnt war, etwas für das Seine anzusehen.

Ich kann mein Gefühl nicht beschreiben, mit welchem ich, die Laterne in der Hand, im ganzen Hause herum schlich und bei allen Ecken dachte: in dem und mit dem kannst du machen, was du willst! Es kam mir vor, als gebiete ich über eine halbe Welt, und viel fester als sonst trat ich auf und freute mich gar sehr, wenn es im ganzen Hause tönte, ohne daß Jemand mich schalt: „Peter, was lärmst so sehr!“

Das Haus war nicht alt, und seine neuen Gebrechen, Wände, die nicht in den Fugen waren, Fenster, die nicht schloßen, einfache Dielen, sah ich nicht; nur den Platz sah ich. Die zwei Stuben, die mein waren, — mein, der ich bisher nur in einer oberen

Kammer geschlafen — und die Küche, auch zwei Ställchen und einen Estrich groß zum Tanzen — sah ich und legte mich mit dem stolzen Gefühl zu Bette, in meinem Hause und in einer Stube zu schlafen.

Am Morgen erwachte ich, geweckt durch die Sonne, die mir in die Augen funkelte. Es versteht sich, Vorhänge hatte ich weder am Bett, noch an den Fenstern. Munter sprang ich auf und stand bald angezogen mitten in meinem Hause. Aber da stand ich eben und wußte nicht, was anfangen. Der Sonne sah ich an, daß es spät sei und ehrliche Leute wahrscheinlich schon gefrühstückt hätten. Auch wollte mein Gedächtniß mir durchaus nicht sagen, in welchem Hause der Bauer, der mich eingeladen hatte, wohne; um ihm nachzufragen, hätte ich seinen Namen kennen sollen, den ich aber eben so wenig wußte wie sein Haus. Er hatte, weil ich einmal mit ihm gesprochen, einmal bei ihm gewesen, vorausgesetzt, ihn und sein Haus müsse ich nun kennen ewiglich. Er wußte nicht, daß gar mancher Bauer und gar manches Bauernhaus einander gleichen wie ein Ei dem andern.

Ich wußte nicht, was machen. Je hungriger ich wurde, desto verlegener wurde ich auch. Vor dem Hause mochte ich mich nicht zeigen, aus Furcht, es möchte mir Jemand meinen Hunger und meine Verlegenheit ansehen. Ich trat in die Küche, in der Hoffnung, da vielleicht einen unerwarteten Fund zu thun, aber da war es so leer wie in einer Kirche, auch nicht ein Spänchen Holz war zu sehen, auch um's Haus herum nicht, zu welchem Fenster ich auch so verdeckt als möglich, damit mich ja Niemand sehe, hinausgucken mochte. Ich visitirte meine Habe, ob sich vielleicht da unverhofft etwas fände, was zu frühstücken wäre; alle meine Kacheli, zwei an der Zahl, meine Häfeli, d. h. eins, wurden oben und unten besehen, aber da war nirgend eine verirrte Kaffeebohne oder ein vergessener Tropfen Milch. Was will aber einer essen, wenn auf der lieben Himmelswelt nichts da ist? ich frage!

Nun, ich verlor den Muth nicht, ich dachte, die Leute meinen, du schliefest lange und werden dir schon bringen, was du nöthig hast, und die Kinder und die Weiber werden eins nach dem andern kommen mit Milch, Butter und Brot, kurz mit Allem, was sie haben. Ich machte die Pfanne zurecht und wischte die Schüsselchen mit meinem Rockschoß aus, stellte Alles schön zurecht und hätte Feuer angemacht, wenn ich Holz gehabt hätte und Feuerzeug. Da

ich dieses nun nicht hatte, stellte ich mich zwei Schritte hinter das Fenster und sah nach den Leuten, die Milch, Butter und Brot bringen sollten schaarenweise. Es kamen Leute die Straße nieder, aber sie riefen nicht: „Schulmeister!“ sie klopften nicht an die Thüre — sie gingen vorbei.

In den Häusern ringsum droschen sie; wenn ein Mensch an die Straße, vor des Hauses Dach trat, dachte ich, der wird kommen, allein auch der kam nicht. Es verrann Stunde um Stunde. Die Sonne stund oben am Himmelsbogen, das Dreschen hörte auf, gewiß aß man in allen Häusern, — und der Schulmeister stand zwei Schritte hinter dem Fenster, war hungrig, durstig, müde vom Stehen, müde vom Gucken, aber das war, als ob es Niemand etwas anginge. Endlich setzte ich mich auf den kalten Ofentritt und dachte, was da zu machen sei. Brachte mir Niemand etwas, so mußte eingekauft werden, und was Alles? Ach, als ich anfing nachzudenken, hörte die Reihe gar nicht auf, welche mir noch mangelte. Lebensmittel aller Art, Brot, Kaffee, Milch, Erdäpfel (die hatte ich gehofft überspringen zu können), Salz, Mehl, Fett; dann hatte ich keinen Lichtstock, keinen Stuhl, keinen Tisch (das, hatte ich geglaubt, werde im Schulhause sein), keine Kaffeemühle. Kurz ich sah, daß ich noch gar Vieles nicht hatte, nicht einmal ein Gefäß, um Wasser zu holen; in der Pfanne konnte ich das Wasser doch nicht wohl beim Brunnen holen. Endlich brach ich mit dem Denken ab, griff in meinen Hosensack, zog mein Beutelchen hervor, welches mein Vermögen barg. Ich zählte dreimal, aber ich brachte nicht mehr heraus als dreiundzwanzig Batzen. Ich dividirte nicht in die einzelnen Bedürfnisse, sondern war zufrieden, wenigstens genug für den ersten Hunger und Durst zu finden. Ich stellte mich etwas näher zum Fenster, um das Krämerhaus zu entdecken, aber da sahen mir alle Häuser akurat gleich aus, und nach diesem Hause fragen durfte ich nicht; ich fürchtete, die Leute möchten glauben, ich wolle sie beschämen und ihnen den Verstand machen, daß sie mir etwas geben sollten. So gerieth ich aber immer mehr in's Elend, und je länger ich wartete, desto weniger durfte ich mich zeigen; Stunde um Stunde war wieder verronnen, und die Sonne schlich dem blauen Vorhang zu. Ich hatte mich auf's Bett geworfen und war rathlos. Da — horch, da kömmt man, da klopft man, da mit beiden Füßen vor die Thüre, und draußen stand der Bauer, der mich eingeladen

hatte, und Berge fielen mir vom Herzen. Er sagte, sie hätten Feierabend gemacht, wollten zu Abend essen, da habe er noch sehen wollen, ob ich noch lebe, weil man mich den ganzen Tag nicht gesehen, ob ich kommen wolle und jetzt mithalten, da ich sie am Morgen nichts geschätzt.

Man kann denken, daß ich zusagte und zugriff. Ich wurde gefragt, was ich den ganzen Tag gemacht habe und bei wem ich gewesen sei. Bei Niemand, sagte ich, und über die erste Frage brummte ich etwas. Da die Frau aber sah, daß ich noch blutjung und nicht der Schlauste sei, so wußte sie es heraus zu kriegen, daß ich den ganzen Tag nichts gegessen und mich nicht vor das Haus gewagt habe.

So eine Frau fragt verdammt gerne, weiß aber trefflich zu unterscheiden, wen sie fragen darf und fragen kann oder nicht, und weiß allfällig ihre Fragen so einzukleiden, daß man sie gar nicht merkt; gar manche würde einen zehnmal bessern Diplomaten abgeben, als acht von unsern neuen obligatorischen Diplomaten.

Man bemitleidete mich, aber man lachte doch nicht wenig, und ich will wetten, von diesem Tage an stand das Urtheil über mich fest im Dorfe. Man wird in jedem Hause gesagt haben, ich könne ein guter Schulmeister sein, man habe nichts darwider, aber grusam ein armer, grusam schüchtern und für den Hausbrauch grusam einfältig.

Am folgenden Tag, auf die erschollene Nachricht hin, wie der Schulmeister ein Armer sei, aus G'wunder, das zu sehen, und weil die Einen vor den Andern nicht zurückbleiben wollten, erhielt ich gar viel Geschenke, Eßwaare und Hausrath, sogar Besen und einen Kübel. Nun war ich wieder in großer Verlegenheit. Ich konnte die Leute nicht sitzen heißen, wenigstens nicht alle, wenn mehrere waren. Dann sahen die Leute mit gar großen Augen in der Stube herum und blinzelten einander zu, und weil sie gehört hatten, ich sei ein Einfältiger, so glaubten sie, ich merke es nicht. Aber ich war mir meiner Armuth bewußt, der Mangel drängte sich mir auf, darum merkte ich das Blicken wohl und ward um so verlegener. Man ist dann erst merkig, wenn man die Sache wohl kennt, welche mit Blick oder Wort angedeutet wird. Darum sind oft die stolzesten und vornehmsten Leute am wenigsten merkig, weil sie sich gar nicht träumen lassen, daß sie Fehler hätten und daß Untergebene diese Fehler merkten. Es muß ein Kluger sein,

der jenes Blicken anwendet und muß wissen, vor wem und wem er blickt; denn wird ein solcher Blick ertappt und verstanden, so hat er seine Karten, d. h. seine Gesinnung verrathen. Ich muß gestehen, daß ich später, als ich mich besser kannte und darum auch besser die Menschen, aus solchen Blicken, die Andere meinetwegen wechselten, sehr oft ihre wahre Gesinnung gegen mich errieth, vor ihnen mich in Acht nehmen konnte. O es ist viel werth, Einem recht scharf in die Augen sehen zu können, wie es auch beim Fechten die Hauptsache ist, und was ist das Leben am Ende Anderes als ein allseitig Fechten?

Ich hatte auf den Sonntag die Kinderlehre zu studiren und erfuhr zum ersten Mal, wie es Einem zu Muthe ist, wenn man auf eine bestimmte Stunde, die nicht zurückgeschoben werden kann, fertig sein soll mit dem Studium, von vornen herein in der Angst, man möge nicht fertig werden, dann noch beständig unterbrochen, an der Zeit verkürzt zu werden. O wie kömmt es Einem da warm den Rücken auf und kraus vor die Stirne und im Munde schwellen die Worte auf, daß sie gar nicht mehr hinaus mögen. Und wenn der Besuch auch fort ist, so kann man doch noch lange nichts machen, die Gedanken nicht sammeln, und je ängstlicher man wird, ob man wohl fertig werden möge, desto weniger kömmt man fort. Wer am meisten pressirt, hastet, der macht gewöhnlich am langsamsten. Besonders wenn Einer zum ersten Mal auftreten soll vor den Menschen als Redner, durchkreuzen seinen Kopf die verschiedenartigsten Gedanken und Vorstellungen. Bangigkeit und Hoffnung kämpfen in der Seele, bald sieht man sich ausgelacht, bald hört man sich gerühmt, mit großer Mühe muß man diesen ungebetenen Gästen Ruhe gebieten.

Eingang und Anwendung hatte ich ordentlich auswendig gelernt, ich fürchtete nicht, daß das mir fehle, besonders da ich das Concept mitnehmen wollte. Aber ich fürchtete das Katechisiren, und repetirte immer wieder den Müsli und prägte mir es tief ein, was mir mein Alter gesagt hatte, man müsse auf krumme Antworten gar nicht achten, sondern darüber wegfahren, sonst komme man neben den Weg, in den Zaun. Dann hatte ich wieder Angst, alles schön nach einander zu machen, wie es sich gehört, den Hut zuerst vor das Gesicht zu halten, dann zu singen, zu beten, Eingang, katechisiren, Anwendung; dann wieder Beten, Singen und wieder Beten. Am meisten Angst machte mir das Hineintreten in

die Stube und die wenigen Schritte bis zur kleinen Kanzel. O, dachte ich hundert Mal des Tages, wenn du nur einmal da oben bist, so wird es schon gehen!

Am Sonntag verschlief ich mich nicht. Früh am Morgen und während der Predigt probirte ich manch liebes Mal das Hineingehen, das Stehen auf dem Känzeli und versuchte die Hände zu verwerfen. Je näher die Stunde der Kinderlehre kam, desto mehr klopfte mir das Herz, so daß ich kaum Athem kriegen konnte, desto mehr hatte ich noch zu thun und mußte doch immer am Fenster stehen, um zu sehen, wie zahlreich die Leute kämen. Sehr viel Mühe machte mir mein Halstuch, ein sehr schönes schwarzes mit roth und blauem Rande. Ich hatte keinen Spiegel, vor dem ich es binden konnte, ich mußte es nur vor den Fensterscheiben thun, aber jede Fensterscheibe zeigte es mir anders; und wenn ich meinte, eine recht schöne Schleife gemacht zu haben, so sagte mir eine andere Scheibe das Gegentheil. Ich schwitzte ob dieser Arbeit und wäre vielleicht heute noch an derselben, wenn nicht Einer heraufgekommen wäre mit dem Bericht: ich solle doch kommen und anfangen, ich könne sonst nicht mehr hinein, die Leute hätten schon Bänke und Stühle hineingetragen. Bum Bom, wie pochte es auf der linken Seite, wie roth ward ich, als ich die Stube so voll sah! Es flimmerte mir vor den Augen, ich stolperte mehr als ich ging zu meinem Platz. Als ich den Psalm verlesen wollte, war es mir, als ob eine eiserne Faust den Hals mir zusammen schnüre; wie tief unten ich den Athem auch suchen mochte, ich fand immer nur einen Fingerhut voll. Kaum konnte ich lesen, mit langen Pausen, als ich aber präludiren und die Tonleiter singen wollte, da quakte ich bald wie ein Frosch, piepte bald wie ein Spatz, mußte den Kahn in's Wasser stoßen, ehe ich das Ruder ergriffen hatte. Aber der Psalm ging gut, es waren Leute da, die ihn meistern konnten. Ich fand den Athem wieder und konnte mit meiner starken, volltönenden Stimme die Zügel ergreifen und wurde Meister des Gesangs; das hob mich in Sattel und gab mir den Muth wieder.

Man glaubt überhaupt gar nicht, was der Gesang für eine besänftigende, kräftigende Macht übt auf das Menschenherz, besonders wenn man sich ihm mit der eigenen Stimme hinzugeben vermag. Schon manches Leid, schon manchen Groll habe ich versenkt in's Meer der Töne.

Von da an ging es gut, ich brauchte das Concept nicht, und beim Katechisiren hielt ich auf Fortschritt, mußte aber das alles allein machen, bekam zwar keine krummen Antworten, sondern gar keine. Die Kinder sahen mir steif in's Gesicht, lächelten einander zu und stießen einander an mit den Ellbogen. So machte ich, daß ich fort kam, und wenn ich gefragt hatte, so sagte ich auch die Antwort mit der angehängten Frage: nicht wahr?

Kurz, die Kinderlehre lief recht gut ab, ich blieb nicht stecken, machte nichts verkehrt, und wie ich im Anfang zu wenig Athem hatte, so hatte ich jetzt beide Backen voll, konnte mich aufblasen, so dick ich wollte. Es blieben einige Männer da und rühmten mich. Sie hätten nicht geglaubt, daß ich so kinderlehren könnte. Für so einen Jungen sei das viel gemacht, es könne es mancher Alte nicht so. Ihr früherer Schulmeister hätte es auch gekonnt, nur im Katechisiren sei er nicht fortgekommen, er sei in Gottes Namen immer am gleichen Orte gewesen und hätte sich bei einem Worte können verweilen, daß man fast aus der Haut hätte fahren mögen.

O wie mir dieses Lob so wohl that nach der ausgestandenen Angst! Merkwürdig ist, daß der Satan nie besser Gelegenheit findet in uns zu fahren, seine Thüren nie weiter offen findet, als wenn wir gerühmt werden. Ich warf mich in die Brust, erzählte, wie ich nicht Zeit gehabt habe zum Lernen, wie ich nur diesen Morgen etwas habe nachsinnen können, wie es ein andermal besser gehen solle, und wie ich im Kinderlehren Keinen fürchte, und dergleichen Zeug mehr.

Ein gewisser Instinkt, über den selten Jemand sich aussprechen kann, verurtheilt beim Redner alle lange, mühselige Vorbereitung und noch viel mehr die Schwäche, wenn der Redner diese Vorbereitung so wenig sich zu eigen machen kann, daß er sie vor dem Publikum zeigen und ablesen muß, was ja jeder Andere auch könnte. Die Rede soll nach dem dunkeln Gefühl eines Jeden ein unmittelbares Produkt des Geistes sein, ein Zeugniß innern Lebens und Reichthums, ein Zeugniß innerer Kraft und Fülle, an die man jeden Augenblick sich wenden kann um Nahrung; eine Offenbarung Gottes, die nie versiegt; soll ein lebendiger Quell sein und nicht ein Ziehbrunnen, wo man mühselig ziehen muß, ehe es Wasser giebt, oder gar ein trockner Behälter, in den man aus allen Brunnen und Bächen das Wasser keuchend zusammen schleppen

muß. Dieses Gefühl ist allenthalben, aber am stärksten bei dem Ungebildeten, der den Inhalt der Rede nicht zu prüfen vermag, sondern sie glauben soll. Zu diesem Glauben will er aber ein Zeugniß, und dieses Zeugniß ist ihm, daß sie aus dem Geiste lebendig geflossen sei. Darum auch machen bei ihm die Reden der herumziehenden Sektirer so vielen Eindruck, weil er ihre Reden nicht prüft, sondern bei ihnen das Unmittelbare derselben erkennt und bewundert. Darum auch geben viele Redner sich die größte Mühe, alle Vorbereitung sorgfältig zu verhehlen, und daran thun sie recht. Aber unrecht thun sie, wenn sie windbeuteln mit Dingen, die nicht sind, und sich rühmen da, wo sie keinen Ruhm verdienen. Noch größeren Frevel aber treiben die, die wirklich aller Vorbereitung sich entheben, weil sie glauben, eine halbe Stunde hinter einander Worte machen zu können, ohne zu stocken. Worte machen heißt nicht Reden halten, es ist nur ein Spiel des Blasebalges, wo kein Feuer dabei ist. Wo Einer frei reden will, da muß ein reicher Schatz im Inwendigen sein, von dem man nehmen kann. Und auch wo dieser Schatz vorhanden ist, muß der Verstand sich Zeit nehmen zu prüfen, was und wie viel von diesem Schatze jeder Stunde gehöre. Und je reicher der Schatz, desto nöthiger diese Prüfung, sonst kömmt ein Kraust Maust (Quodlibet) heraus, aus dem kein Verständiger klug wird, das vielleicht den nicht Prüfenden hinreißt, so lange er es hört, ihm aber weder eine klare Ueberzeugung noch ein wohlverstandenes Gefühl erzeugt.

Nachdem der Ruhm erschöpft war, stach es mich doch, zu vernehmen, warum die Kinder gelacht hätten, ob ich etwa etwas Lächerliches an mir habe? Nein, sagten sie, das nicht, aber ich habe so fremd geredet, und das hätte die Kinder gelächert, aber ich werde schon reden lernen, wie es der Brauch sei. Das konnte ich nicht begreifen, sprach ich doch die rechte Sprache. Ich fragte daher nach Beispielen. Ich hätte *nie* gesagt statt wie sie *nei*, *ja* statt *jo*; *Chirsi* statt *Chrisi*, *Bümeli* statt *Bäumeli*.

Das sollte ich mir abgewöhnen, meinten sie, kein Mensch rede hier so, es dünke sie, es sei wüst und trage nichts ab, so sonderbar und seltsam zu reden.

Diese Leute meinten, gerade so wie sie redeten, sei es recht, und ihre Sprache sei die, welche der liebe Gott verstehe und welche man im Himmel rede. Meinte doch einmal Einer, der in einer welschen Predigt gewesen war und den Eifer und die heftigen Ge-

herden des Predigers gesehen hatte: der möge sich Mühe geben, so viel er wolle, der liebe Gott verstehe ihn doch nicht. Er möchte nicht ein Welsch sein und eine Sprache haben, welche beim Beten nichts helfe.

So haben es die Leute, welche selten aus ihrem Dörfchen kommen, ja selten aus ihrer Haushaltung, und selten hören, wie es anderwärts zugeht. Es bildet sich bei ihnen eine Selbstgefälligkeit und eine Verachtung gegen Alle, die nicht gerade so sind und Alles so machen wie sie, — die jede Belehrung, jeden Fortschritt hemmt. Es bildet sich das Lächeln auf den Stockzähnen gegen Jeden, der sie über etwas belehren will. Das Lächeln will nichts anders sagen, als: Was willst doch, ein Tropf wie du bist! Eine Hausfrau dieses Schlages ließe sich eher hängen, als daß sie glauben würde, es könne Jemand anders eine vernünftige Mehlsuppe machen oder eine vernünftige Sau mästen als gerade sie.

Obschon ich in dieser Nacht nicht viel schlief, so war mir doch recht wohl in meinem Bette. Ich träumte bei wachendem Leibe, und solche Träume halten wach, so gut als das Umgekehrte davon, der Kummer. Beide, so entgegengesetzt sie scheinen mögen, sind doch meist eins in ihrer Wirkung. Sie erschlaffen die Seele und nehmen ihr die Kraft, der Gegenwart mit Lust und Besonnenheit zu begegnen. Der Kummerhafte mag nicht, er denkt: Was hilft es mir, daß ich das habe oder das thue, wenn es so und so kömmt? Wie gut er es haben mag — die Angst vor dem Kommenden trübt ihm den Genuß und gießt ihm Wermuth in Alles. Der in der Zukunft großes Glück, große Ehre Träumende macht einen dreifachen Fehler. Die Gegenwart schätzt er nicht, denn sie giebt ihm nicht, was er von der Zukunft hofft. Er vergißt, daß die Zukunft das Fundament in der Gegenwart haben muß, und nimmt sich, eben weil er die Gegenwart zu gering achtet, nicht die Mühe, es zu legen. Er hofft auf die gebratenen Tauben, die in's Maul fliegen. Und wenn endlich die Zukunft eine andere ist als die geträumte, so findet sie an ihm nicht einen Mann, der sie zu bemeistern, zu ertragen vermag, sondern ein Kind, das stampft und heult, wenn ihm ein Spielzeug versagt wird. Wenn an die Stelle des Kummers die Nüchternheit treten würde, die sich auf Alles gefaßt macht, und an die Stelle der hohlen Träume der Glaube an eine hohe göttliche Bestimmung jedes Menschen — die aber nicht in einem äußern Zustande, einem

Genießen besteht, sondern über diesem in dem hergestellten Werthe der Seelen — und wenn mit dieser Nüchternheit und diesem Glauben das Vertrauen und eine nie ruhende Thätigkeit, eine nie erschütterte Kraft sich gatten: dann träume man so viel und so lustig man will, dann sind allerdings solche Träume wie kühler Schatten dem, der in versengender Mittagshitze Klötze gespalten hat.

Ueber das Schulhalten hatte ich aparti nicht nachgedacht.

Ich fing mit der Schule an, wie es üblich war. Des Morgens, so wie die Kinder kamen, überhörte ich die Größern; dann las ich mit den Fragenbüchleren und buchstabirte mit den Kleinen, und zum Schluß las ich auch mit den Größeren in der Kinderbibel. So ging es auch Nachmittags, wenigstens in den ersten Wochen der Schulzeit. Aber wahr ist's, b'sunderbar fleißig war ich. Schon zeitlich war ich in der Schule und wartete nicht erst, bis die Kinder Stühle und Bänke übereinander geworfen hatten. So wie sie ankamen, fing ich an zu b'hören, und das war keine kleine Mühe. Denn die Kinder lernten ganze Fuder auswendig: den Katechismus, Gellert, Psalmen, biblische Geschichten und sogar ganze Kapitel aus dem Neuen Testament. Die Kinder wetteiferten, wer mehr aufsagen könne. So mußte ich ganze Fuder überhören und durfte keinen Augenblick müßig sein, wenn ich des Tages zwei oder gar vier Mal zu den Kleinen gehn wollte. Manchmal blieb ein Kind eine ganze Woche zu Hause und lernte auswendig und wollte dann auf einmal überhört sein, was fast halbe Tage weg nahm. Da sagten aber dann die Leute: „Gell Schulmeister! Wir brauchen unsere Kinder dir nicht immer zu schicken, sie lernen daheim so viel als in der Schule."

Die Leute rühmten mich, wie ich ein Fleißiger sei, die Sache komme gut, sie hätten's nit glaubt, blos zu nachsichtig sei ich. Das hatte ich mir allerdings in den zwei letzten Wintern angewöhnt, um mich werth zu machen, und fuhr so fort, in der Meinung, ich könne es mit der Liebe machen zuerst. Wenn die Kinder an mich gewöhnt seien, so könne ich immer noch mit dem Ernst anfangen, wenn es dann noch nöthig sei.

Die Kinder hatten mich nicht ungern, aber kein Kind, und besonders ein roh erzogenes Kind, wird aus purer, lauterer Liebe gehorsam, wird nicht auf einmal seinen Willen unterordnen, den es sonst frei walten läßt. Die Liebe wirkt nur da Gehorsam, wo sie von der Achtung begleitet ist, und diese Achtung muß errungen

werden dadurch, daß das Kind fühlt, ein höherer, kräftigerer, stätigerer Wille stehe dem seinen entgegen, dieser Wille lasse sich nicht blenden, nicht umgehen, nicht einschläfern, sondern er sei gleich fest und bestimmt am Morgen wie am Abend. Da wird das Kind sich beugen, und kann man Liebe erzeugen zur Achtung, so wird erst der Gehorsam ein freiwilliger, freudiger.

Als ich später Ordnung schaffen wollte, weil nicht mehr dabei zu sein war, und Ruthe und Stecken brauchte, da bewirkte ich nichts, als daß ich bei den Kindern das Gefühl erzeugte, es geschehe ihnen Unrecht, ich habe gar nicht das Recht, ihnen etwas zu thun, d. h. so wie in ihrem Gemüth, in ihrer Vorstellung meine Natur sich abgebildet hatte, so konnte ich nicht schlagen, sie aber konnten machen was sie wollten. Schlug ich, so schien ihnen das unnatürlich von mir und ungerecht; denn ich hätte es ja schon hundert Mal thun können, wenn es in meiner Natur gelegen oder recht gewesen wäre.

Es schien ihnen nur eine böse Laune zu sein oder ein besonderer Groll gegen das Geschlagene oder seine Leute. Denn das nahm man als bekannt an, daß der Schulmeister an den Kindern auslasse, was er gegen die Eltern habe. Und die Eltern kamen wohl und fragten mich, was ich gegen sie habe, und was sie mir zuwider dienet hätten, daß ich heute ihr Kind geschlagen oder nebenaus gestellt. Wenn ich dann sagte, gar nichts, aber es habe gar nicht gehorchen wollen, so sagten sie: sie hätten geglaubt, es müßte etwas Apartigs sein, weil Andere vielmals das Gleiche gethan, ohne daß sie gestraft worden wären. So machte jede Strafe einen bösen Eindruck.

Darum vergesse man nicht die Wichtigkeit des ersten Eindrucks. Man zeige sich den Kindern ja nicht als ein Schaf, aber eben so wenig als einen Tiger, sondern eben als einen Mann, der über den Kindern steht, sie liebt, aber geachtet sein will und Gehorsam fordert. Diese Lehre ist für Schulmeister gewiß sehr wichtig, allein sie ist es noch für viele Leute, namentlich für alle, welche in Amt und Würde stehen.

Sechszehntes Kapitel.

Wie mir der Verstand gemacht wird.

Da die Leute mir immer mehr in die Kinderlehre liefen und sogar Mädchen aus andern Gemeinden kamen, zwei, drei und vier mit einander, schön in einer Reihe, Hand in Hand, so dachte ich bei mir selbst, die ganze Kirchgemeinde werde gwundrig sein, den berühmten Schulmeister zu sehen, und es sei nichts als billig, daß ich mich einmal zeige. Wenn sie einmal wüßten, wie ich wäre, glaubte ich, es kämen noch viel mehr Leute in die Kinderlehre.

An einem schönen Sonntag machte ich mich daher schön zu meinem ersten Kirchgang. Früh hatte ich angefangen zu waschen und zu kämmen und wurde doch spät fertig, die Haare wollten nie recht schön sich kräuseln, wie ich sie netzen und drücken mochte. Es ist kurios, wie so viele Leute nie zur rechten Zeit fertig werden können zur Kirche, sondern sich außer Athem und in Schweiß laufen müssen, daß man sie in der ganzen Kirche schnaufen hört. Das thun sie sicher nicht, um Aufsehen zu machen, nein, die Leute stehen viel zu gerne um die Kirche herum und erzählen sich, was sie wissen, und vernehmen Nahrung für den Gwunder auf eine ganze Woche hin. Aber es hängt ein eigenes Geschick über dem Kirchengehn und dem zu spät Kommen. Es sind viele Leute, die in den Träumen oft und viel damit gequält werden. Sie träumen, es sei Sonntag und sie wollten zur Kirche, aber sie können sich nicht anziehn, sie finden die Schuhe nicht, sie kommen nicht fort, wie sie auch springen mögen. Unterdessen läutet es und immer neue Säumsteine legen sich in den Weg, so daß sie meist gar nicht zur Kirche kommen. Eine alte Frau deutete diese Träume ächt christlich also: „Unser Herrgott will uns mahnen, daß wir uns früh aufmachen den Himmel zu suchen, es uns nicht gehe wie mit der Kirche, daß wir zu spät kommen, wie die unklugen Jungfrauen."

Ich hatte mich besonders gefreut, vor der Predigt auf die Kirchmauer zu sitzen oder unter dem Vordache der Kirche zu stehen und die Leute fragen zu hören: „Ist's der dort?" „Sieh, siehst ihn, der Hübsche dort, das ist der neue Schulmeister, welcher so geschickt ist und so schön kinderlehret." So hatte ich die Sache mir ausspekulirt und im Voraus schon herrlich wohl daran gelebt,

und durch mein Säumen brachte ich mich nun selbst um dieses Herren- oder Schulmeisterfressen. Aber ich gab die Hoffnung nicht auf, machte lange Beine, holte noch den Zug der Wandelnden ein und wollte vorüber, aber sie sagten: „Schulmeister, nit pressirt, wir sind noch früh genug." In meinem Kopfe war es vor lauter Angst viel später, und wäre ich fertig geworden zu der Zeit, wie ich gewollt, ich hätte wahrscheinlich eine halbe Stunde allein auf dem Kirchhof gestanden. Nun mußte ich Schritt halten mit dicken Weibern, die sich damit unterhielten, welches das beste Zeichen sei, den Kohl zu begießen, mußte Schritt halten mit gesetzten Männern, von denen die einen prozedirten, die andern handelten, die dritten rühmten, wie viel sie melken, die vierten klagten, wie wenig sie dreschen, — mußte das Alles anhören und durfte nicht voraus. Jetzt wußte ich, wie es einem Roß zu Muthe sein muß, das man zum ersten Male in den Zügel nimmt.

Endlich war der Kirchhof erreicht, es läutete noch nicht, aber schon viele Leute stunden auf demselben herum. Drei Männer stunden nicht weit vom Eingang, die Psalmenbücher unterm Arm (meines hatte ich vergessen). Einer derselben wandte sich nach mir um, bot mir die Hand und sagte, es dünke ihn, ich sollte der neue Schulmeister auf der Schnabelweide sein? Auf die Bejahung vernahm ich, daß die drei andern Schulmeister der Gemeinde vor mir stünden. Meine Herren Kollegen, würde man heutigen Tages sagen. Diese fragten mich die üblichen Fragen, wie es gehe, wie es mir gefalle? Ich, ehrlich oder dumm, war Rühmens voll in jeglicher Beziehung über mich und Andere. Darauf meinte Einer, es gehe allen jungen Schulmeistern so, aber es werde schon anders kommen! Der Andere meinte spöttisch: „Neue Besen kehren gut!" Der dritte sagte: Je mehr man zuerst rühme, desto mehr habe man zuletzt zu klagen. Der Eine fragte mich, ob ich nicht singen könne, daß ich kein Buch bei mir habe, oder ob es mir zu viel Mühe mache, eins zu tragen? Der Andere wollte wissen, ob ich dem Pfarrer meine Aufwartung gemacht, wie es üblich und schicklich sei? Er werde mich sauer ansehen, wenn es noch nicht geschehen sei. Der Dritte fragte, ich werde doch wohl Schule halten auf die neue Mode? Auf meine Antwort, ich halte Schule wie allenthalben der Brauch sei, sagte er, ich werde doch auch konstruiren. Da ich antworten mußte, daran hätte ich noch nicht gedacht, so erwiederte er spöttisch, so sehe er nicht, was da aparti zu

rühmen sei, seine Kinder könnten konstruiren, es gehe wie Mühlräder.

Ach Gott! wie brühheiß ward mir da ob all den verfänglichen Fragen und spitzigen Redensarten. Ach wie andere Dinge waren das, als ich erwartet hatte! Ich suchte mich loszumachen, um zu ehrlichen Leuten zu kommen und etwas Schöneres zu hören, aber sie ließen mich nicht los; wie ich den Fuß zum Gehen hob, war einer mit einem Trumpf da und stellte mich. Zwar geschah das Alles mit lächelndem Munde; aber dem Einen unter ihnen blitzte es beständig in den Mundwinkeln und seine Knie waren keinen Augenblick still. Ich merkte eigentlich ihr Spiel nicht und begriff manchen Stich nicht. Es ärgerte mich nur, daß ich da mit denen wortwechseln mußte, statt anderwärts schöne Redensarten zu hören. In der Kirche aber, während des Betens und Singens, fing es an, mir einzufallen, daß sie mich eigentlich durchgehechelt hätten. Erst jetzt glaubte ich manches Wort zu verstehen, das sie hatten fallen lassen, und wurde roth und hätte mir fast die Finger abbeißen mögen, daß ich sie nicht wieder getrümpft, so und so ihnen geantwortet. Das schien mir nicht schön von ihnen, einen jungen Kollegen so zu empfangen mit Stich und Hieb. Im Sack machte ich die Faust und sah sie seitwärts an, was sie eigentlich für Kunden wären, fand aber in ihren Gesichtern nicht den Muth, mit ihnen anzubinden. Allen Dreien zuckten Spuren von Feuerteufelchen auf der Stirne herum, die nur eines Funkens bedurften, um zu knallen und zu zischen.

Unterdessen predigte der Herr troftlich zu, und obgleich ich kein Wort verstand, weil ich Anderes dachte, wuchs mir doch ein Trost im Herzen, wie ein Schwamm aus einem faulenden Baumstrunk. Das sei der Neid gewesen, dachte ich bei mir selbsten, der sie so habe reden lassen. Sie müßten gehört haben, was für Einer ich sei, und das möchten sie mir nun nicht gönnen und seien eifersüchtig. Das sei doch wüst von ihnen, dachte ich, und noch dazu von Schulmeistern; aber ihnen zum Trotz wolle ich erst jetzt recht zeigen, was ich eigentlich sei. Das freute mich doch, daß sie von mir reden gehört in ihren Dörfern, und es nahm mich Wunder, wer es ihnen gesagt und was man ihnen eigentlich gesagt, und ich mochte es ihnen gönnen, daß sie durchgethan wurden durch mich. Was sie mir gesagt, beachtete ich nicht, am wenigsten den Spruch: je mehr Einer anfangs rühme, desto mehr klage er zuletzt.

Mit recht hämischem Lächeln warf ich Blicke auf sie und nahm mir vor, ihnen einzutreiben ihre Bosheit. So war in der ersten Stunde der Teufel zwischen unsere Herzen gefahren, hatte die Zwietracht uns in die Haare gesetzt und den unglücklichen verkehrten Sinn in uns ausgegossen, Einer sei des Andern Widersacher, des Einen Erhebung sei des Andern Erniedrigung, und dieses: die eigene Erhebung, des Andern Erniedrigung, sei unsere Aufgabe. Wie mag aber wohl ein Reich bestehen, wenn es uneins in sich selbsten ist?

Es ist ein Elend in der Welt, daß die Herzen so leicht sich feindlich gegen einander auslegen, besonders junge und alte Herzen; sollte es doch zwischen ihnen sein, wie zwischen altem und jungem Wein, wo der junge durch den alten gereift und gemildert wird, der junge den alten vor dem Flauwerden, dem Abstehen schützt. Aber die alten Herzen, bitter gemacht durch die Erfahrung und doch stolz darauf, blicken verachtend auf die jugendliche Kraft und fordern zürnend von ihr des Greisen zitternd, zagend Wesen. Die jungen Herzen blähen sich auf zu raschen Sprüngen, und im Bewußtsein der Kraft ihres Willens vergessen sie die Unkenntniß des Bodens, auf dem sie springen wollen, brüsten sich gegenüber dem Alter mit ihrem jugendlichen Wesen und Wissen, leichtfertig verschmähend dessen Erfahrungen. Und mitten zwischen Beide lagert sich die böse Welt, das Neue liebend und doch jede Verbesserung hassend. Sie bethört erst das junge Herz durch reiches Lob zur Eitelkeit, empört es gegen das Alte und schlägt es, wenn es verbessern will, nieder mit Hohn und Spott, bis auch es alt geworden ist an Bitterkeit, und die Eitelkeit verwittert ist zur Verachtung jugendlichen Treibens, in den Wahn versunken ist, dasselbe allein hindere, daß mit der Krone der Weisheit die Welt das weise Haupt bedecke. Ach wenn die Herzen, beide, jung und alt, doch nur Eins bedächten: daß Gott beide gemacht, jedes in seiner Eigenthümlichkeit, eines zu Hülfe und Schutz des andern, daß beide arbeiten sollten für den da oben, keines seine Ehre suchend, seinen Nutzen, sondern die Ehre des Herrn da oben, daß der der Höchste ist, der des Andern Diener wird, daß ein Werk Aller Werk ist und ein Meister Alle lohnet, einen Jeden nach seiner Treue, die das Ihre gethan und kein gutes Streben gehemmt. Da würden die Herzen sich zusammenlegen, die alten in süßer milder Kraft, die jungen in feurig sprudelndem Muthe. Was, wer vermöchte

diesem Bunde zu widerstehen? Ihr Meister wäre Gott, sie aber würden Meister der Welt, der Welt in ihnen, der Welt außer ihnen.

Nach der Predigt machte ich mich alsobald fort, ohne nur ein einziges Sprüchlein gehört zu haben, wie ich sie zu Dutzenden auf mich herabregnend gedacht hatte. Statt dessen war ich 'runtergemacht und ausgelacht worden. So ging es mir doch viel in meinem Leben, daß ich Schmach und Spott erntete, wenn ich Lob und Preis erwartet hatte. Ich brauchte nur zu mir zu sagen: Ja Peter! das ist wieder ein brav Stück von dir, das macht nicht ein Jeder, und wie werden doch die Leute Augen machen, wenn sie es vernehmen und dich rühmen: so konnte ich fast sicher darauf zählen, daß ich Verdruß, Schaden und Spott davon hatte. Und doch waren viele dieser Sachen wirklich gut und verdienstlich, und meine Erwartungen schienen mir ganz billig zu sein.

Warum denn so bittere Früchte aus guter Saat? Dieses Räthsel konnte ich lange nicht lösen, und ich fing an in der Leute Meinung einzustimmen, daß Einer ein Narr sei, etwas besonders Gutes thun zu wollen, und daß die wahre Klugheit darin bestehe, daß ein Jeder zu seinem Vortheile sehe und um alles Andere sich nicht kümmere. Da sollte ich einmal an einem Sonntage die Worte erklären: Alle unsere guten Werke sind mit Sünden befleckt. Lange konnte ich das nicht begreifen, endlich fiel es mir ein, daß diese Sünden der Stolz und die Eitelkeit seien, die sich erheben, sobald wir ein gut Werk thun wollen oder gethan haben, daß die Sünde in der das Werk begleitenden Gesinnung bestehe. Wie nun Gottes Güte auf jede Sünde eine Mahnung oder Strafe innerlich oder äußerlich folgen läßt, damit der Sünder sich bekehre, so züchtigt er Stolz und Eitelkeit dadurch, daß er sie nicht befriedigen, sondern verletzen, kränken läßt. Das verstehen aber die Leute nicht, sondern statt Stolz und Eitelkeit zu bändigen, unterlassen sie das Gute. O könnten wir es dahin bringen, unsere guten Werke in bewußtloser Bescheidenheit zu vollbringen, wie das Kind, das Jesus in die Mitte der Jünger stellte, so würde für uns die Hälfte aller Kränkungen wegfallen und unsere besten Werke wären nicht mehr durch sündhaften Sinn vergiftet.

Siebzehntes Kapitel.

Wie ich einen Pfarrer besuche.

Zum Herrn Pfarrer zu gehen ist ein Ereigniß für Jeden in der Gemeinde, besonders für einen schüchternen jungen Schulmeister damaliger Zeit. Es sieht gar so fremdartig aus, das steinerne Haus, der Klopfer an der Thür und die schwarze Kleidung. Der Herr selbst ist so eine Majestätsperson, eingehüllt in dichten Dunstkreis von Amt und Würde, und man weiß nie, wann es aus dieser Wolke blitzen und donnern wird, ob man gelegen oder ungelegen kömmt. Aber eine verfluchte Schadenfreude hat man, wenn aus dieser Wolke heraus etwas Menschliches durchzwitzert. Dennoch will man diese Wolke, man lebt wohl an dem geheimen Schauer vor derselben, fast wie an Gespenstergeschichten. Wo ein Pfarrer derselben sich entkleiden will und aus derselben heraustreten möchte, da schreit man zeter Mordio, als ob man die Kirche abbrechen, Hand an das Christenthum legen wolle. Man glaubte, eine solche geheimniß- und grauenvolle Wolke müsse neben der Kirche sich lagern und über das Christenthum, und mitten drin solle der Herr stehen, eben um zu Zeiten zu donnern und zu blitzen. Für das Einfache, rein und schön Menschliche hat man noch so wenig Sinn als für die Liebe Gottes. Man will die Furcht und das Grauen, man will lieber zittern wie ein Kind, als lieben wie ein Kind.

Langsam machte ich mich eines Abends auf, kürzer wurden meine Schritte, je näher ich dem Hause kam, und mit klopfendem Herzen klopfte ich an der Thür. Lange stund ich draußen, es regte sich Niemand drinnen. Endlich wagte ich noch einmal zu klopfen. Da kam eine Magd, aus dem vollen kauenden Mund mich anschnurrend, was ich so Pressierliches habe, daß sie nicht einmal zu Abend essen könne ruhig? Ich wolle zum Pfarrer, sagte ich. Der Herr Pfarrer trinke Kaffee, erwiederte die russige Köchin; ich könne warten, bis er fertig sei. Die Leute hätten keinen Verstand, daß sie immer zur Essenszeit kämen, sie sollten diese doch endlich kennen.

Ich stand lange wartend, da stürmten zwei Kinder heraus, sagten mir weder „guten Abend!“ noch „Gott grüß euch!“ sondern beguckten mich von allen Seiten, fragten, wer ich sei, was ich wolle, ob ich die Schuhe abgewischt, und sagten, die Mamma habe gesagt,

es sei doch unverschämt, daß man den Papa nicht ruhig seinen Kaffee trinken lasse. Das alles hörte ich verblüfft an und antwortete so gut ich konnte, bis man mich endlich zum Herrn rief und in ein kleines düsteres Stübchen führte. Der Herr, ein stattlicher Mann mit einem schwarzen Käppchen auf dem Kopfe, stopfte eben seine Pfeife und sah sich nicht nach mir um, bis er fertig war und Feuer zu schlagen begann. Das stille Warten schnürte mir den Hals fast zusammen wie die Kinderlehre. Endlich begann er: es sei Zeit, daß ich mich endlich zeige. Er könne gar nicht begreifen, was so ein junger Schulmeister heutzutage sinne, daß er vier Wochen Schule halte, ehe er zum Pfarrer komme. Aber sie wollten heutzutage alle oben aus. Er könne gar nicht begreifen, wie auch ein Schulmeister so in eine Schule fallen könne, wie vom Himmel herab, ohne mit seinem Vorgänger und mit dem Pfarrer geredet zu haben über den Standpunkt der Schule und die allerlei sonstigen Verhältnisse, die man kennen müsse, wenn man gut fahren wolle. So kapitelte er mich stehend ab, mächtige Tabakswolken um sein Haupt wirbelnd. Nachdem ich mich so gut wie möglich entschuldigt hatte mit Mangel an Zeit, besonders wegen der Kinderlehren (da rühmte ich mich nicht, wie rasch ich sie mache), stellte er mir einen hölzernen Stuhl dar und setzte sich in einen großen Sessel mit langem, langem Rücken und Leder überzogen, wie ich noch keinen gesehen hatte.

Nun, nachdem er austurnirt hatte und wir saßen, wurde er manierlicher und fragte mich, was ich bis dahin in der Schule gemacht, und wie ich fortzufahren gedächte?

Ich berichtete ordentlich meinen gewohnten Gang, wie die Kinder vernachlässigt gewesen, wie ich mich befleiße und die Kinder schon merklich vorwärts gekommen seien. Wann ich denn zu schreiben und zu rechnen anfangen wolle? fragte er weiter. He! es hätten schon zwei oder drei Buben gesagt, sie wollten nach dem Neujahr zu schreiben anfangen und wollten Heustöcke rechnen lernen. Der Pfarrer sagte mir aber, das gehe nicht so, wie Jeder wolle; was in der Schule gehen solle, habe eben er zu befehlen. Er wolle nun nicht, daß ein Kind zu rechnen und zu schreiben anfange, ehe es den Katechismus auswendig gelernt, und allemal bei Anfang der Schule müsse vor Allem aus alles Auswendiggelernte repetirt werden, und wenn sie die ganze Bibel auswendig könnten. Darauf müsse man streng halten, Religion sei die Haupt-

sache in der Schule, und wenn Eins nichts auswendig wisse, so wisse man nichts anzufangen mit ihm in der Unterweisung. Wenn dann dieses gemacht sei, so solle man nicht lange fragen: Wer will rechnen? wer will schreiben? sondern da müßten Alle es lernen, so viel sie davon noch lernen könnten. Vor Allem aus die Buben, die hätten es am nothwendigsten, sie mögen reich oder arm sein, ja die Armen brauchten es noch mehr als die Reichen. Aber auch die Mädchen sollten es lernen, sie wüßten nicht, wozu es ihnen käme, und wie sie es brauchen könnten. Alle Tage solle ich mit Denen, welche das Ihre auswendig gelernt, des Vormittags eine Stunde rechnen, des Nachmittags eine Stunde schreiben; vielleicht gebe es noch mehr Zeit dazu. Dem vorigen Schulmeister habe er es auch befohlen gehabt, allein es nie dahin bringen können. Ein einziges Mädchen habe es angefangen, allein am Ende, weil es nicht das Einzige bleiben wollte, auch unterlassen.

Nachdem der Herr damit fertig war, ward er zusehends einsilbiger, und mir ward auch, wenn ich nur da weg wäre, ehe vielleicht noch Anderes nachkäme. Aber ich wußte nicht recht, wie gehen, wie aufstehen. Ich rutschte auf dem Stuhle herum, brachte es aber nicht ab demselben, bis endlich der Herr selbst aufstand und sagte: „He nun, Käser! ihr habt gehört, wie ich es haben will, ich will hoffen, ihr richtet euch darnach, sonst kömmt es nicht gut.“ Ich werde thun, was mir möglich sei, antwortete ich, wünschte dem Herrn eine gute Nacht und ging.

Himmel! wie wirbelte mir die gehörte Predigt im Kopfe herum! Da sollte also in der Schule ein Jedes rechnen und schreiben können, Arme und Reiche, Knaben und Mädchen! Was doch so ein Pfarrer nicht Alles ersinnet und was er Einem nicht Alles zumuthet!

Unvernünftig kam es mir vor, daß Alle dieses lernen sollten. Es wisse doch Jeder wohl, ob er Schreiben und Rechnen brauchen könne, dachte ich; das sei nur ersonnen, um die Bauern zu plagen und ihnen unnöthige Kosten zu machen und um den Schulmeister zu kujoniren. Wie sollte man diesem zumuthen, daß er bei dem vielen B'hören noch mit so Vielen rechne und schreibe? Wenn ja nur Drei schrieben, so habe man immer mit ihnen zu thun, wie dann, wenn dreißig bis vierzig schrieben? Herrgott! welche Unvernunft und noch dazu von einem Pfarrer! Wer soll dann mit den Andern buchstabiren und lesen? Wohl! das würde lange gehen,

bis Eins lesen lernte. So was könne aber nur Einem in Sinn kommen, der nie selbst Schule gehalten und in seiner Studirstube so allerlei ausspintisire aus langer Weile, dachte ich mir, und ich wünschte nur, der Herr möchte selbst Schule halten, um zu erfahren, wie wenig er davon verstehe und wie kommod es sei, so von seinem langen Sessel aus zu befehlen, was man selbst nicht machen könne.

Mit dem Pfarrer in Gedanken prozedirend und räsonirend kam ich in mein Dörfchen zurück und ging nicht heim. Ein junger Mensch, der den Kopf voll hat, besonders wenn es Aerger ist über einen Andern, vermag es selten über sich, die Sache in sich selbsten zu verwerchen, es drängt ihn, die ganze Pastete unverdaut auszukramen seinen Freunden, und für seine Freunde hält er gar zu gerne die Ersten Besten, welche ihm zuhören wollen. Ich trat also in ein Haus, wo man mir besonders wohl zu wollen schien, und setzte mich dort auf den Ofentritt. Ich machte ein saures Gesicht, gab manches Zeichen des Mißvergnügens von mir, bis man mich endlich fragte, was mir über den Weg gelaufen sei, daß ich mich so geberde.

Natürlich antwortete ich nicht auf die erste, sondern erst auf die dritte Frage, daß ich bei dem Pfarrer gewesen sei, und daß der mich böse gemacht habe. Ich erzählte die Zumuthungen, die er an mich gestellt. Das war den Leuten angeholfen. Potz Wetter, wie pülverte die Frau, daß ihre Mädchen rechnen und schreiben sollten! Das wäre schön, wenn die Kinder gescheuter und geschickter werden sollten, als die Alten. Da möchte der Teufel dabei sein. Schon jetzt wäre kein Gehorsam mehr. Was solches abtrage? Arbeiten sei die Hauptsache. Sie könne auch nicht schreiben und rechnen, aber sie sei doch eine Bäuerin, und es nehme sie Wunder, wo eine herkommen wolle und sagen, sie sei die tüchtigere und sparsamere. Der Mann begehrte nicht minder auf, daß ein jeder Hudelbub lernen sollte, was ein Bauernsohn. Das mache nur schlechte Leute, und die würden dann die Nase in Alles stecken und befehlen wollen; da möchte er auch dabei sein. Aber der Pfarrer sitze den Bauern auf, wo er nur immer könne. Er möge es ihnen nicht gönnen, daß sie mehr hätten als er. Er halte es mit allen schlechten Leuten, er höre auf einen Jeden und verklage dann die Bauern bei dem Landvogt, wie der Schreiber sage, aber der Landvogt meine es besser mit ihnen als der Pfarrer. Sie bezahlten

den Schulmeister, und ich solle nur so fortfahren, wie ich angefangen habe, gerade so sei es ihnen recht.

Ich fand, daß die Leute durchaus recht hätten, und wir wurden einig, daß es beim Alten bleiben solle.

Achtzehntes Kapitel.

Etwas vom Wesen und Treiben der Liebe und wie es sich bei mir gestaltet.

Die Liebe ist das eigentliche Götterwort auf Erden, sie ist's, die besänftigend zum Kinde tritt, wenn es schreiend die Erde begrüßt, die seine Schmerzen sühnt, seinen Geist belebend anhaucht. Die Liebe wächst im kindlichen Herzen auf, sie fließt in Blick und Worten aus dem befreundeten Geiste entgegen, sie offenbart auf jede Weise das Sehnen, Zeichen der Liebe von ihm zu empfangen. Es zieht die Liebe zum Menschen hin, aber eben so sehr möchte sie auch den Menschen anziehen an sich. Ein Doppeltes ist sie also, ein Gefesseltwerden, ein Hingeben; ein Fesseln Anderer, ein Gefangennehmen der Geliebten in der Liebe reiche Bande. Des Kindes Herz ist der Liebe voll; sie fließt nicht blos den Eltern entgegen, sondern auch den sie umgebenden Kindern, und da bereits wird der Knabe zum Mädchen gezogen und das Mädchen sucht den Knaben an sich zu ziehen mit allen Zeichen der Liebe.

Freilich sind diese Zeichen verschieden, je nach Alter und Stand, und anders bei Knaben, anders bei Mädchen; aber der Beobachter sieht sie beim Bettlermädchen, das barfuß läuft, und beim Grafenkind, das vierspännig fährt. Aber wie beim Mädchen das Sehnen wächst, die innere heißere Liebesglut, desto unsichtbarer werden in der reinen Mädchennatur, die weder durch Spekulationen spekulativ gemacht, noch durch Begehrlichkeiten vergiftet worden, diese Zeichen; desto mehr hüllt das, was man ächte Weiblichkeit nennt, der Duft der Jungfrau, zart wie der Staub auf Schmetterlingsflügeln, die Liebe, die anziehen will und angezogen wird, das Sehnen, sein Herz zu geben, ein anderes zu gewinnen, in zarten Schleier ein. Dieser ist gar reich und rein gewoben aus holder Schüchtern-

heit und süßem Sehnen; einmal zerrissen, flickt keine Kunst ihn wieder.

Da sieht man nur am Leuchten des klaren Auges, hört nur am Ton der weichen Stimme die Bewegung des Herzens und sieht auf dessen Grund funkeln den Demant der Liebe. So umhüllt wirkt aber der Liebe Kraft am meisten und bindet am gewaltigsten.

O wer kennt nicht das Blümchen Wunderhold, das so selten sich findet, und wie das Veilchen nicht in der Felder Mitte, nicht auf den Kronen der Hügel. Im Herzen dieses Blümchens ist ein wunderbarer Einklang zwischen Anziehen und Angezogenwerden, zwischen Nehmen und Geben, zwischen Kraft und Schwäche, beide entfalten sich Hand in Hand.

Während des Mädchens Lieblichkeit den Jungen näher und näher zieht, entfaltet sich weiter und weiter in des Mädchens Herzen der Liebe reich duftender Kelch, und wie es den Jungen fester und fester kettet, fühlt es sich immer unauflöslicher an ihn gebunden mit demantenen Fesseln. So werden die Herzen eins in treuer Liebe, und diese treue Liebe wird nicht zertrümmert durch des Schicksals Schläge, verwittert nicht in des Lebens Sorgen, vergiftet sich nicht gegenseitig, blüht rosig fort unter weißen Haaren, und nur die Körper vermag der Tod zu scheiden, dann vereinigen zu ewiger Liebe die Seelen sich.

Es giebt aber auch Herzen, wo die Liebe sich nicht umhüllt, wo man die Kraft, die anziehen möchte, ungescheut spielen läßt. Die Dame, die mit Augen und Händen spielt, mit Fächer und Schnupftuch, mit feinen Redensarten und besonderem Augenaufschlag, nennt man eine Kokette. Die Magd aber, welche an einem Markte sagt: „Jetzt gehe ich noch einmal rum, krieg ich Keinen, geh ich heim!“ und die am Ende im Drang ihres Herzens Einen beim Rockschoß nimmt und ihn um Gotteswillen bittet, mit ihr heim zu kommen — die nennt man ein anläßig Mensch.

Man sieht Mädchen, aus denen, ihnen unbewußt, eine gewaltige Kraft des Anziehens sprüht, die viele Herzen fast unwiderstehlich an sich reißen, die aber gegen das Angezogenwerden sich auf das Mächtigste stemmen, und wenn sie dem innern Trieb nicht widerstehen können, ihn umhüllen mit siebenfachem Schleier, und den Gegenstand, der sie anzieht, den Geliebten, unbarmherzig mißhandeln. Spröde nennt man diese. Man mißkennt diese Mädchen,

die fast den wilden Füllen gleichen, die bald lustig sich nähern, bald wild mit allen Vieren ausschlagen. Es sind die kräftigsten Naturen, die hochbegabtesten, aber selten die glücklichsten. Der schüchtern liebende, vielleicht geliebte Jäger wird, an sich selbst verzweifelnd, abgeschreckt, der kühle erfahrene Jäger fängt sie ein, um sie zum Ziehen und Schleppen zu dressiren, zum Karren im Ehejoch, oder aber dem wildesten der Jäger werden sie zur Beute und in deren wilder Hand gehen sie zu Grunde. Manche entrinnen der wilden Jagd, ohne gefangen zu werden, dann sehen sie sich einsam in einsamer Gegend — wohl ihnen, wenn nicht die Reue, die Mattigkeit, das Sehnen nach verschmähter Liebe sie in den Boden drückt, wenn der Hochsinn, der sie früher gegen die Jäger schützte, in der Einsamkeit ihr Begleiter bleibt und ein höheres Leben beginnt, aber nicht eines, das mit einem geistlichen Bräutigam tändelt aus Mangel eines leiblichen.

Manchen Bedaurungswürdigen brennt die Liebe heiß im Herzen, aber ihnen fehlt die Kraft des Anziehens. Sie gäben ihre Herzen so gerne hin, aber Niemand will sie ihnen abnehmen und das seine geben dafür. Da brennt ein tiefer Schmerz im Herzen.

Kinder spielten einst in dunkler Stube, da brach auf einmal ein dunkles kleines Mädchen, vergessen auf einem Bette sitzend, während Buben mit anderen Mädchen in der Stube sich herumtrieben, jammernd in die Worte aus: „Ach, mich hat Niemand lieb!“ Das war ein Schrei des tiefsten Leids aus einem Herzen, das so gerne lieben möchte und Niemand findet, der seine Liebe abnehmen will. Wo ein solches Leid in thörichtem Herzen sich findet, thut es sich in Thorheit kund. Wo man ein wunderlich geschmücktes Haupt sieht, bunte Farben um den verblichenen Leib, ein alternd Gesicht, ein jugendlich Thun; wo du feines und grobes Selbstlob hörst und über Andere bitter grollende Urtheile, ein verächtlich Lächeln siehst über jede wohlthuende Mädchengestalt, ein seltsam Schönreden hörst, wo man nicht unterscheiden kann, was hinten und vornen ist — da lache nicht, da ist ein tiefes Weh im Herzen, das Herzen gewinnen möchte auf unnatürliche Weise, da ihm abgeht die natürliche Kraft dazu.

Aber wenn du ein träumend, sinnend Mädchen siehst, das schweigt, wenn Andere reden, dem in allgemeiner Freude um den Mund ein trüber Zug spielt, das tief die Augen niederschlägt, wenn der Liebe holde Zeichen zwischen Andern gewechselt werden,

das vergessen da sitzt, mit wenig Worten aber freundlichen Blicken ein freundliches Entgegenkommen lohnet: da fühle Mitleid, da ist ein Mädchen mit tiefem Leid im Herzen. Es schreit nicht mehr laut in die Gespielen hinein: „Ach, Niemand hat mich lieb!“ Aber es weint oft in stiller Nacht, daß es einen Stein erbarmen möchte, und klagt seinem Gott sein Leid. Es weiß wohl, die Welt würde spotten über seine Thränen, aber es weiß, daß sein Gott, der sein Herz geschaffen hat, solche Thränen nicht verlacht, darum verbirgt es sie auch nicht dem Vater, der die einsamen Herzen kennt. Und der Vater wird diese Thränen vergelten, wenn dieses Herz milde bleibt und unerschütterlich in seinem stillen Vertrauen zu seinem Gott.

So wie im Mädchen die Liebe sich verschleiert, so tritt sie im Knaben immer mehr hervor, er muß die seine zeigen als der Stärkere, damit das Mädchen Vertrauen fasse und später seine Schwäche nie sich vorwerfen höre. Aber auch in manchem wilden Knaben ringt die Unbändigkeit gegen seine Schwäche, und daß er der Liebe unterthan sei, will er lange nicht gestehen, will spröde thun gegen sie, bis sie ihn ihre Allgewalt lehrt. Meist regt im Knaben erst eine allgemeine Liebe sich, das Herz ist voll derselben, und jedes Mädchen, das in die Nähe desselben kömmt, entlockt Zeichen demselben, wie jeder Finger Funken aus der Elektrisirmaschine. Nun kömmt es auf das Mädchen an, ob es fester fesselt.

Gewöhnlich ziehen die Mädchen den lustigen Schein der gutmüthigen Plumpheit vor.

Man könnte die Welt mit all ihren Knaben- und Mädchenherzen sich fast denken wie eine Matte voll Paradiesblümchen, knospend und aufgehend in aller Holdseligkeit, über ihnen munter zwitschernd und pickend die Paradiesvögelein, alle in ihrer bunten Mannigfaltigkeit und über sie alle ausgegossen ein Meer von Leben und Lust, blühend und duftend, girrend und schnäbelnd.

Aber leider ist die Welt kein Paradies, und in der Welt sind nicht nur Herzen, sondern noch viel anderer Plunder; und in den Herzen ist nicht nur der Drang nach Herzen, sondern auch viel Herzensgelüsten eben nach dem andern Plunder, der wieder seine besondere Anziehungskraft besitzt für das wunderliche Menschengeschlecht. Darum ziehen nicht nur die Herzen das Geschlecht zum Geschlecht, sondern da ziehen auch Geld und Sinne, Trägheit und

Leichtsinn, es ziehen Hochmuth und Hoffart, Eitelkeit und Begehrlichkeit, Behaglichkeit und der Drang es zu machen wie die Andern; es ziehen Mütter und Tanten, Nachbarsweiber und Kaffeeweiber — ja eine Unzahl von Kräften ziehen zum Menschen den Menschen.

Und wo lebt der Hexenmeister, der jedesmal aus diesem Gewirre von Kräften die Kraft ausfindig zu machen wüßte, welche den Menschen zum Menschen gezogen, ob die Herzen oder etwas Anderes. Ja, weiß es doch manchmal der Mensch selbst nicht, was ihn eigentlich zu seiner Hälfte geführt und an sie gebunden hat. Mancher weiß es, aber er sagt es nicht, denn während öffentlich und ungescheut die Welt die Sache treibt, will sie das Wort nicht, duldet das Geständniß nicht, daß nicht das Herz, sondern etwas Anderes den Bund gemacht.

Wehe aber, wo zwei Herzen sich fügen, das eine vom Herzen selbst gezogen, warm und liebend, das andere von irgend einer Zugabe, kalt und klug! Da wird am Hochzeittage wohl gelacht und ein künstlicher Himmel voll Freuden wölbt sich über die Leutchen. Aber dieser Himmel ist eben nur ein künstlicher; kein Frühling der Liebe, ewig jung, ewig neu blüht unter diesem Himmel, wohl aber legt sich allmählig starrer, kalter Winter über das unglückliche Herz. Vergebens versucht das arme Herz mit heißen Thränen ihn zu schmelzen, wieder zu Eis werden die Thränen, wie heiß sie auch sein mögen, und diese zu Eis gewordenen Thränen legen sich fort und fort über das arme Herz, bis es kalt wird wie des Todes Hand.

Lustig fast ist's, wenn der Mensch selbst zweispältig ist, das Herz ihn rechts zieht und irgend ein Gelüsten links und man ihn dann willwankig zwischen beiden stehen sieht, wie einen Esel zwischen zwei Heuhaufen. Traurig ist's, wenn die Herzen gar nicht mehr ziehen und doch die Menschen sich zusammenthun, z. B. wie jene im Lande herumziehende Krämerin, die bei der Heirath im Vertrauen bekannte, sie habe Jemand haben müssen, der ihr den Karren ziehe.

Nun ist die Welt voll Klagen über Treulosigkeit, Verrätherei, Flüchtigkeit. Mädchen, hast du aber untersucht, ob die Zeichen der Liebe eigentlich dir galten oder dem ganzen Geschlecht? ob du sie absichtlich hervorgelockt, oder ob sie dir unwillkürlich entgegen

sprühten? Wo der Batzen zieht, die Leibeslust oder die Eitelkeit, da ist ebenfalls treue Liebe nicht. Drei Batzen mehr brechen einen Bund, gesättigte Sinnenlust scheidet, und Eitelkeit läßt sich locken mit schönen Worten nach allen Winkeln hin, wie Speck die Mäuse lockt in alle Fallen. Wo nicht die Herzen sich einen, da erwarte man nichts, als höchstens ein kühles Halten des gegebenen Worts, und wo man nicht das Herz begehrte, sondern eigentlich nur die Hand und etwas Anderes damit, da klage man nicht, wenn man diese Hand auch noch am Altar wieder an sich zieht. Ja in wunderbarer Verblendung fordern Menschen Liebe, sie selbst haben keine; fordern Treue, leisten keine. Liebe und Treue bestehen aber nur zwischen Herzen und Herzen, nicht zwischen Geld und Geld, nicht zwischen Wollust und Wollust, nicht zwischen Hochmuth und Hochmuth, am allerwenigsten zwischen Eitelkeit und Eitelkeit.

Diesem Zug der Geschlechter zu einander wird auf alle mögliche Weise Vorschub geleistet, auch weiß sich das gezogene Völklein selbst recht gut Gelegenheiten zur Annäherung zu verschaffen, ordentliche und außerordentliche.

In höhern Ständen sind die Gelegenheiten feierlicher ab- und zugemessen, und die Sitte und der Mütter Augen wachen, daß die Gelegenheit nicht Diebe mache und das Lustspiel sittsam mit einer Heirath sich ende; daß das Geld zum Gelde passe, zur Familie die Familie: aber Wachen und Sitte hindern Seitensprünge nicht, glückliche oder unglückliche.

In andern Klassen ist größere Freiheit, mehr Gelegenheit, Gelegenheit, daß es Einem dunkel werden möchte vor den Augen. Und besonders in unserm Ländchen ist herrlich dafür gesorgt, daß ja keine Kluft sei zwischen Knab und Mädchen, daß jede hemmende Zwischenwand eingerissen sei, daß Sitte und Mütter nicht zusehen können, daß sie sich zusammen thun mögen nach Herzenslust.

Neben den täglichen gewöhnlichen Gelegenheiten gibt es noch eine Menge besondere, wo es lustig zugeht bei Spiel und Tanz.

Ja, lieben Leute in der Stadt, man weiß auf dem Lande auch zu leben, hat auch seine Soirées und Societäten, Diners und Soupers, so gut als ihr. Aber von diesen kehrt man dann nicht halb ohnmächtig vor Hunger und Durst heim, wird, wenn man das Geleit nach Hause gibt, nicht mit einem kalten bon soir Monsieur verabschiedet. Nein, gewöhnlich hat man im

Magen und Kopf, was beide ertragen mögen, und findet noch obendrein freundliche Herberge und warme in der kalten Winternacht.

Das ist also der gesellschaftliche Boden auf dem Lande; er ist gar lustig.

Dieser Boden lag vor mir, auf ihn zog es mich.

Nun war ich Schulmeister, bewohnte ein ganzes Haus, und öde war's mir in demselben und daher auch öde im Herzen, so öde, daß ganze Dutzende von Mädchen darin Platz hatten, gerade wie in der Kinderlehrstube.

Man merkte mir bald an, daß ich gerne von Mädchen hörte, gerne Mädchen sah, daß ich mich ihnen bemerklich zu machen suchte und nach der Kinderlehre auch nicht davon laufe, wenn die Mädchen säumten, die Stube zu verlassen, daß ich gar gerne noch ein Lied als Zugabe sang, um ihnen einen Vorwand zum Bleiben zu geben. Die Leute sagten bald: „Unser Schulmeister sieht die Mädchen auch gerne.“

In diesen wenigen Worten liegt ein dreifacher tiefer Sinn. Sprach man sie gegen mich aus, so klangen sie wie ein Lob, daß ich auch ihrer Art sein wolle und nichts Apartes, wie eine Aufmunterung, dem inwohnenden Trieb zu folgen. Wurden sie aber zu Andern oder von jüngern Leuten ausgesprochen, so war Schadenfreude darin, daß ich um nichts besser sei als sie, daß der Schulmeister in keinen Theilen berechtigt sei, ihnen Vorwürfe zu machen. Redeten ältere Leute unter sich davon, so war es ein strenger Tadel. Den alten Leuten soll der Schulmeister kein Alter haben, d. h. er soll nicht alt, nicht matt in der Schule sein, nicht jung, nicht windig außer der Schule. Ein dunkles Gefühl sagt ihnen, daß sie am Schulmeister ein Vorbild haben sollten für ihre Söhne, eine Hülfe gegen deren Leichtsinn, deren Unbändigkeit. Darum wenn sie sprachen: „Unser Schulmeister sieht die Mädchen auch gerne,“ so lag eine Masse schweren Tadels in diesen Worten.

Wer die Sitten auf dem Lande nicht genau kennt, nicht die Zurückhaltung und das kalte und steife Wesen, die Einsilbigkeit vor den Leuten, wer mit dieser Unkenntniß noch natürliche Lebhaftigkeit verbindet, der wird sich dieses Urtheil schuldlos zuziehen und ein schwer Gericht. Und wenn er in einer Stellung darnach ist, so kann er sicher sein, daß an das harte, ungerechte Urtheil eine

Menge Lügen sich knüpfen werden, welche die Bosheit ersinnet und Alle gerne glauben, die Einen in der Meinung, wenn Einer schlechter werde, so würden sie um so besser, die Andern urtheilend nach den eigenen Gelüsten in ihrer eigenen Brust.

Aber von dem Allen merkte ich damals gar nichts. Jung und Alt waren einig vor mir im Lobe, wie sie Freude an mir hätten, weil ich mich ihrer nicht verschäme. Und als einst ein alter Mann, der noch einen langen weißen Bart trug, mir sagte, es würde mir besser anstehen, wenn ich mehr daheim wäre und weniger närrisch thäte, brave Leute hielten mir nichts darauf, und ich diesen Vorwurf klagend mittheilte und jammerte, man könne es den Leuten nie treffen, dem Einen sei man zu geistlich, dem Andern zu weltlich, sagten mir Alle: ich solle mich des Alten gar nicht achten, er sei sein Lebtag ein Wunderlicher gewesen und hätte nie gewollt was andere Leute; wenn ich es ihm treffen wollte, so würde ich es verschütten bei den Andern. Es war, als ob das ganze Dorf im Bündniß stünde, mich zum Besten zu halten und mich in eine Art Rausch, in eine Betäubung zu bringen, in welcher durchaus keine gesunde Beurtheilung mehr möglich ist. Es ist aber auch eine infame Sache, daß man fast Alle, welche ein Amt antreten, und namentlich Schulmeister und Pfarrer, in diese Betäubung zu bringen sucht. Daher bei den Pfarrern und Schulmeistern verkehrte Beurtheilung der Leute, ein verkehrtes Betragen, der dumme Glaube, jetzt habe man die rechten Leute gefunden, mit denen etwas zu machen sei. Daher die überspannten Erwartungen vom Erfolg seines Wirkens, daher dann, wenn der Rausch verflogen ist, der gegenseitige Ekel und die gegenseitige Anfeindung und das erboste Wandern von einem Ort zum andern, daher am Ende das unmuthige Leben, das an manchen Pflug die Hand gelegt, aber nach den ersten mißlungenen Versuchen auf einen andern Acker geflohen ist.

Es möchte vielleicht manch junges Kerlchen über mich lachen und sich nicht von weitem beifallen lassen, daß es ihm gehen könne wie mir. Gerade solche Bursche aber sind für diesen Rausch wie gemacht, und derselbe macht gerade die Gescheutesten den Dümmsten gleich. Dabei ist das Fremdsein dieses Angestellten in dem ihn umgebenden Kreis das gefährlichste, denn selten hat er Verwandte, alte Bekannte da. Wie gegen ein fremdes Huhn in einem Hühnerhof alle andern Hühner, so verbündet sich gegen

ihn stillschweigend die ganze Einwohnerschaft, paßt ihm auf und sucht ihn zu täuschen und zu verblenden.

So nahm man mich, wie durch eine Art Instinkt getrieben, auf's Korn, und weil man mich von Anfang an für einen etwas Einfältigen hielt, so gewährte es ihnen eine wahrhafte Burgerlust, ihr Spiel mit mir zu treiben.

Die Alten luden mich ein, zogen mich mit diesem, mit jenem Mädchen auf, sagten: Einer wie ich habe die Auswahl; seit das Schulhaus stehe, habe man nicht so viel Mädchen in der Kinderlehre gesehn. Sie machten mir den Mund wässern nach einer Frau, wie ich Platz für sie hätte, eine Reiche, eine Hübsche mir nicht fehlen könne, und wie ein paar tausend Gulden einem Schulmeister gar wohl kämen. Sie würden dann Land in Pacht nehmen, zwei Kühe halten und die Milch verkaufen, das trage gar viel ab. So redeten sie, und ich brachte dann manche müßige Stunde mit Rechnungen hin, wie viel ich jährlich aus der Milch lösen, wie viel an den Kühen gewinnen und aus den Kälbern ziehen könne, und fand dann immer, darauf hin könne ich mir schon was gönnen.

Die jungen Bursche machten sich noch mehr an mich. Sie versammelten sich manchen Abend bei mir, oder einer holte mich ab zu ihren Zusammenkünften, erzählten mir ihre Heldenthaten und machten mir den Mund wässern nach diesem oder jenem Mädchen.

Die Mädchen machten es nicht besser, sie waren mit den Burschen im Bunde. Sie stellten sich gar freundlich, sahen zurück, wenn ich sie antraf, und ein solches Zurücksehen hat für den, der darauf merkt, eine ganz besondere Bedeutung. Sogar Reichere ließen sich herab mit mir anzubinden. Eine unter diesen schien es aufrichtig zu meinen, ließ sich von mir zu Gaste halten, ging mit mir heim, und ich zweifelte gar nicht daran, daß ich mit ihr eine richtige Sache habe. Ich war ganz oben auf und berechnete fleißiger noch den Nutzen von zwei Kühen, nur war ich zweifelhaft, ob es nicht besser wäre, Land zu kaufen, als nur zu pachten.

Die Neigung zum Geschlechte verwandelte sich nun in eine Neigung zu einer besondern Person. Wahrscheinlich waren es die Kühe und einige andere kleine Zufälligkeiten, die mich zu Hofbure Stüdi zogen, aber das merkte ich nicht, ich war so verliebt als irgend Einer, und that so dumm als Einer. Ich lief des Tages, es weiß kein Mensch wie oft, am Haus vorbei, und wenn auch

nur der Hund vor dem Hause war, so redete ich mit ihm, in der Hoffnung, Stüdi komme heraus oder strecke etwa die Nase durch's Schiebfensterchen. Wenn ich es beim Brunnen sah oder bei dem Holzhaufen, dann mußte es mir in die Augen zu sehen, daß es mir den ganzen Tag wohl that und mir den Schlaf nahm. Ganze Stunden konnte ich am Fenster stehen, wenn ich glaubte, es könne vorbei kommen. Und wenn ich einen Andern mit ihm reden sah, so stach es mich am ganzen Leibe wie mit Nadeln, und prügeln, wenigstens stoßen von weitem, hätt' ich Jeden mögen, der es that.

An öffentlichen Orten hatte ich daher meine liebe Noth, denn ich mußte gar oft Andere mit ihm tanzen, mit ihm heimgehen sehen. Die Leute hatten ihr Spiel mit mir. Bald rühmten sie mir Stüdi und erzählten, wie es auch mich rühme, und wie dessen Mutter gesagt habe, ich sei gar ein Freundlicher und habe gute Manieren. Handkehrum erzählten sie, Stüdi spotte mich aus und sage, es wolle keinen, der nur vier geslickte Hemden habe und kein Paar gute Strümpfe. Stüdi's Eltern zogen mich oft mit Mädchen auf und sagten, ich müsse bald eine Frau nehmen und eine reiche und hießen mich, wenn ich dort war, dringlich wieder kommen, so daß ich glaubte, die Sache sei ihnen recht und ich mich manchmal fast verschoß, dem Bauer Schwiegervater zu sagen. Auf Stüdi konnte ich mich nicht recht verstehen. Bald that es, als schätze es mich gar nichts, ließ mich vor seinem Fenster stehen, ohne ein Lebenszeichen zu geben, oder wies mich puckt ab, wenn ich von einem Orte her mit ihm heim wollte, oder schickte mich noch vor dem Hause fort, wenn ich es begleitet hatte, und wollte mir gar nicht sagen, wo es den nächsten Sonntag aus wolle. Andere Male konnte es nicht hold genug thun, wenn ich ihm eine Halbe kramte, so daß ich nicht daran dachte, das Meitschi und die Kühe könnten mir fehlen. Von Heirathen hatte ich nicht mit ihm gesprochen. Man fällt auch auf dem Lande nicht so mit der Thür in's Haus, sondern macht in der Regel erst ordentlich den Hof, zieht die Laufgräben, schießt Bresche, ehe man stürmt.

Endlich fing ich doch an, so darum herum zu reden und sagte Stüdi einmal, als es so recht gutmeinend schien, es werde auch eine Bäuerin geben wollen? Da würde es doch eine große Thörin sein, antwortete es, wenn es machen könne, daß es es ruhiger und bequemer habe. So eine Bäuerin sei für nichts gut, als für zuerst aufzustehen, Kinder zu haben und Schweine zu mästen. Wenn

sie einen Schoppen trinken wolle, so müsse sie das Geld erst stehlen, und wenn sie einen halben Tag von Haus weg wolle, so müsse sie sich eine Woche dafür wüst sagen lassen.

Solche Reden machten mir Muth. Ich zweifelte keinen Augenblick an ihrer Aufrichtigkeit und glaubte, sie seien recht absichtlich gesprochen, um mir den Verstand zu machen. Ich wußte nicht, daß es Mädchen-Art ist, das am meisten zu verläugnen, wonach das Herz am meisten strebt, das am meisten zu verschmähen, was man am meisten liebt. Ich habe seither Mädchen jede Gelegenheit vom Zaune reißen sehen, um nicht nur ihre Liebhaber, sondern ihre Geliebten, bald darauf ihre Männer herunterzumachen, daß kein guter Fetzen an ihnen blieb.

Das ist ein wunderlich Ding in der weiblichen Natur, ein solches Schimpfen über das, was man liebt. Ganz leicht zu erklären ist es nicht. Es mag die Lust sein, von dem Gegenstand seiner Liebe zu reden; sich zu verrathen schämt man sich aber, darum schimpft man über ihn, das ist auch geredet. Es mag das Teufelchen des Mißtrauens sein, das Böses vernehmen möchte, so wehe es dem Herzen thut, so wenig es nützt, denn es hindert doch selten die Heirath, sondern es pflanzt nur Mißtrauen in die Ehe. Es mag vielleicht auch der letzte verzweifelte Kampf eines starken Mädchenherzens gegen seine Schwäche sein.

So ist es sicher selten einer Bauerntochter Ernst, wenn sie sagt, sie wolle keine Bäuerin werden, es sei denn, ihre Mutter habe es gar böse, oder sie sei etwas fauler oder zarter Art. Freilich Wirthinnen oder Müllerinnen werden sie eben so lieb. Sie haben das gleiche bedeutende Regiment zu führen und dazu an dem einen Orte ungesorgt weißes Brot und Mehl von allen Sorten zu Allem, was sie lieben, an dem andern gelben Wein und gelben Braten.

So nahm ich für baar Geld, was vielleicht nur Spaß oder ich weiß nicht was war. Denn aus Stüdi's Betragen werde ich noch heutzutage nicht klug und kann fast gar nicht glauben, daß es mich blos zum Besten gehalten und nicht auch etwas für mich gefühlt habe. Manchmal mußte ich bestimmt glauben, ich sei ihm wirklich lieb gewesen. Allein wahrscheinlich war sein Herz getheilt zwischen zwei Heubündeln, zwischen mir und einem Bauernhof, so wie eigentlich das meine auch zwischen ihm und zwei Kühen war. Weil aber Stüdi und die Kühe zusammengehörten, ich und der

Bauernhof aber nicht, so blieb ich Stüdi treu, Stüdi aber dem Bauernhof. So ward es falsch an mir; aber was konnte es dafür, daß ich und der Bauernhof nicht zusammengehörten?

Ich rückte in meiner guten Hoffnung immer weiter mit der Sprache heraus. Ich erzählte, wie eine Frau es gut haben würde bei mir, wie sie weder so früh aufstehen noch so hart arbeiten müsse; was ich ihr alles anschaffen, wie ich mit ihr hie aus und dort aus gehen wolle und fragte dann Stüdi, ob ihm das nicht gefiele? Kurz, ich brachte es so weit, daß ich vom Aufbieten sprach, und je mehr Stüdi es auf die lange Bank schob, sagend, das pressire ihm nicht, es habe einen ledigen Leib und wolle ihn einstweilen behalten, desto mehr hielt ich an und that nöthlich.

Während ich einst mit Anhalten am besten daran war, hörte ich Schritte hinter mir, eine Hand legte sich auf meine Schulter, und eine Stimme fragte, er möchte doch einmal gern wissen, wer Stüdi so plage? Erschrocken drehte ich mich um. Da sah mir Stüdi's Vater in's Gesicht und sagte: „O bist's nur du, Schulmeister? Hätte nicht geglaubt, daß du so stark Narr wärest zu glauben, Stüdi könnte dir je Herr sagen. Laß das Narrenwerk, sonst kömmst übel weg."

Ich war erschrocken, alle Gedanken waren mir todtgeschlagen, wie ein begossener Hund schlich ich davon und strich mich nach Hause. Erst dort kam ich zu mir selbst, und es kam mir in den Sinn, was ich dem Bauer eigentlich hätte sagen sollen, wie ich ihn hätte versichern sollen, ich komme in ehrlichen Absichten, und ich sei doch ein Schulmeister, und eine Frau müsse es gut bei mir haben. Bald wäre ich wieder umgekehrt, um ihm dieses noch zu sagen, dann dachte ich wieder, Stüdi werde es ihm schon sagen, und vielleicht werde er schon am Morgen zu mir kommen, um mir zu sagen, es sei denn nicht so böse gemeint gewesen, wenn ich es aufrichtig meine, so könne ich Stüdi haben.

So schlief ich recht getröstet ein, nur noch fürchtend, das Kommen des Bauern zu verschlafen. Dieser Kummer weckte mich früh, aber er kam nicht. Ich stund wieder zwei Schritte hinter dem Fenster und sah die Gasse auf, aber da war Niemand, der kam. Am Mittag war Niemand da, am Abend Niemand. Da hielt ich es endlich nicht länger aus und schlich am Hause vorbei, ohne Jemand zu sehen. Ich wiederholte es bei zunehmender Dämmerung, immer entschlossener, in's Haus zu treten und

meine gute Absicht zu erklären. Endlich als ich darauf und daran war, den Entschluß auszuführen, kam der Bauer aus der Tenne, wo er mich wahrscheinlich beobachtet hatte, und sagte mir, ich solle keine Narrheiten machen, mich nicht unterstehen, ihm unter das Dach zu kommen; er habe mich lange genug den Narren machen lassen, ich könne jetzt zufrieden sein. Ich wollte meine Rede anfangen, obgleich sie auf diesen Eingang nicht recht paßte, allein er ließ mich nicht machen, sondern sagte, er möge das Gerede nicht, und wenn ich nicht gehe, mache mir sein Hund, der Schnauz, Beine. Unglücklicherweise sagte ich noch: ich möchte mit Stüdi noch etwas reden; da fuhr der Schnauz unterm Dach hervor und ich dem Schulhause zu, und hinter mir her scholl das Bellen des Hundes, das Gelächter des Bauern. Nicht lange darauf heirathete Stüdi und ward eine Bäuerin.

Neunzehntes Kapitel.

Wie ich also sitzen blieb und zwar in der Klemme.

Während meines Rausches, während die Mädchen mich wirbelsinnig machten, während ich vom Reichthum träumte, von Land und Kühen, war ich in Schulden gekommen bis über die Ohren. Ich bin aber nicht der Einzige, der sich auf einmal arm findet, während er träumt von Reichsein. Ja, ich bin auch nicht der Einzige, der arm wird, eben weil er vom Reichwerden träumt, arm wird durch diese Träume. Amerika, Lotterien, Spiel, Heirath, Erbe, Handel und nota bene Eisenbahnen sind es, die den Menschen in die glücklichsten Träume wiegen, um ihn im Schlaf um das zu bringen, was er bereits hat.

Man wird sich erinnern, daß ich arm aufzog mit geliehenen Sachen und geliehenem Gelde, und was mir alles fehlte, wußte ich selbst nicht. Alle Tage merkte ich, daß ich noch Dieses oder Jenes nicht nur haben sollte, sondern haben müsse, wenn ich Haushaltung machen wolle. Ich hatte gleich nach den ersten Tagen angefangen für mich zu leben, nachdem ich für alles Nothwendige gesorgt zu haben glaubte: zwei Loth Kaffeepulver, für ein Kreuzer Schwefelholz, etwas Mehl

waren da, und ich glaubte nun vollkommen gerüstet zu sein auf alle möglichen Vorfälle mit meinen zwei Tassen, der Kaffeekanne, der Pfanne, zwei Kellen und einem Wassereimer. Ich besaß viel mehr als jenes Volkslied singt: „Eine Kachel, ein Häferl ist all mein Kücheng'schirr." Aber als ich das erste Mal meinen Kaffee gemacht, die Milch gewärmt und getrunken hatte, gerieth ich in die allerschrecklichste Verlegenheit. Könnt ihr Weiber errathen warum und was mir fehlte? Ich will wetten, es kömmt nicht der Hundertsten in Sinn.

Als ich nach eingenommenem Mahle das Geschirr hinaustrug und die von der Milch weiß gewordene Pfanne sah, da dachte ich an's Abwaschen, dachte daran, daß die Mutter einen Lappen im Waschfaß gehabt, mit dem sie im und um das Geschirr herumgefahren sei. Ich wollte es auch machen, allein ich hatte keinen — Hudel, keinen Waschlappen, hatte gar nichts um abzuwaschen. Meine Hemden, meine Nastücher hätten sich nicht übel dazu geschickt, aber wo sollte ich dann andere Hemden nehmen? Ich stund mitten in der Küche mit der Pfanne in der Hand, wie die Butter an der Sonne; ich fuhr mit allen fünf Fingern darin herum, aber das half nichts, die Pfanne wurde nicht schwarz; ich schwenkte mit Wasser hin und her, aber die Pfanne blieb weiß. Endlich fielen mir einige Hobelspäne in die Augen und halfen mir glücklich aus meiner Verzweiflung und putzten die angesessene Milch rein weg. Da beschloß ich, mit Hobelspänen mich nie auskommen zu lassen. Freilich fehlte mir nun auch ein Handtuch zum Abtrocknen, allein da wußte ich mir schon viel besser zu helfen. Einige gewaschene Sachen ließ ich trocknen. Das kömmt ja nicht darauf an, ob man eine Sache abtrocknet oder trocknen läßt; daß sie trocken werde, ist ja doch die Hauptsache.

Eine ähnliche Verlegenheit bestund ich, als ich zum ersten Male statt der bis dahin getragenen Holzschuhe die Lederschuhe anziehen wollte und keinen Schuhlöffel beim Ofen fand. Mein Lebtag hatte ich die Schuhe nie ohne Schuhlöffel angezogen, in allen Häusern solche gefunden, so daß ich gar nicht daran gedacht, einen anzuschaffen, nicht daran gedacht, daß er in einem Hause nicht vorhanden sein könne so nothwendig wie der Ofen, wo auch Niemand daran denkt, einen mitzubringen, wenn er in ein Haus zieht. Ich lief in die Schulstube hinab, hoffend dort einen solchen Löffel zu finden; allein da war auch keiner, und ich mußte in

den bloßen Strümpfen in's Nachbarhaus laufen, um dort mir zu helfen.

Meine Spekulation für mich selbst zu sein und nicht z'Kost zu gehen, war so übel nicht, denn in letzterem Falle wären alle Geschenke zurückgeblieben, und ich hätte fast den ganzen Lohn als Kostgeld zahlen müssen. Nun waren die Leute ganz herrlich gut im Anfang, es regnete Geschenke auf mich ein, daß ich zu Zeiten im Ueberfluß fast erstickte. Ich hatte, nach Rath meines Alten, einige Dutzend sogenannte Buchzeichen, gewöhnlich katholische Heilige vorstellend, gekauft, um sie dann als Trinkgeld den Kindern, die etwas brachten, zu geben. Sie hatten den doppelten Vortheil, daß sie fast nichts kosteten und dennoch die Kinder gar sehr lockten, so daß sie die Eltern immerfort plagten, dem Schulmeister etwas bringen zu können, um ein Buchzeichen zu bekommen. Wer am meisten dergleichen in seinen Büchern aufzuweisen hatte, der meinte sich nicht wenig. Am Morgen vor der Schule hatte ich alle Hände voll zu thun mit Abnehmen von Brot, Milch, Aepfeln in ordinären Zeiten, Brot um's Neujahr, Küchli zur Fastnachtzeit und Fleisch bei den Metzgeten. Es machte mir manchmal den größten Kummer: wie die Milch alle versorgen, wenn sie in meinen einzigen Hafen nicht Platz hatte; das Brot erhielt oft einen langen Bart, und Würste hatte ich so viel zu essen, daß man mir auf zwanzig Schritte die Wurstzeit anroch.

Es brachten nicht nur Reiche, sondern auch Aermere, oft mit der Entschuldigung: Mutter lasse mich grüßen und hätte mir schon lange was gesandt, wenn sie es selbst nicht so übel nöthig hätten. Es waren nur zwei Familien im Dorfe, die mir nichts geschickt hatten, obgleich sie zu den Vermöglichern gehörten. Ich setzte voraus, sie hätten etwas gegen mich, und doch wußte ich nicht, was ich ihnen z'wider dienet hätte. Allein sie machten mir alle Male, wenn ich sie sah, einen übeln Eindruck, und die Kinder schienen mir am ungezogensten, machten mich am meisten böse und wurden auch am öftesten bestraft. Auch Manches, welches ich kaufen wollte, erhielt ich umsonst. Ich wollte Erdäpfel kaufen, da hieß es, als ich einen Korb voll bezahlen wollte: sie hätten deren genug, ich solle nur holen, wenn ich keine mehr hätte. Der Müller machte es mir mit dem Mehl eben so, der Krämer mit Kaffee, oder er ließ mir wenigstens ein Bedeutendes nach, weil ich es sei, wie er sagte.

So ging es meinen Finanzen herrlich, indem ich fast keine Auslagen hatte die ersten Monate durch. Ich sah, wie viel Dinge aller Art ich nöthig hatte, wollte meine Schulden bezahlen, wollte mich besser kleiden, damit ich die Hemden nicht umzukehren brauche, auch nicht immer eines an der Stange haben müsse. Das Alles machte mir bang und Angst, darum gab ich nicht nur so wenig als möglich aus, sondern suchte noch zu verdienen so viel als möglich. Sobald des Abends die Schule aus war, setzte ich mich an den Webstuhl, auch des Morgens war ich fleißig, so daß ich den Winter durch manchen Batzen verdiente, mehr als ich ausgegeben hatte. Wer beschreibt aber meine Freude, als ich nach dem Examen meinen Lohn erhielt, dreißig Thaler! Da brachte ich die Hand nicht aus dem Sack und das Geld nicht. Selbst des Nachts stand ich auf, um es zu zählen.

Ich zahlte nun dem alten Schulmeister meine Schuld, versprach das Bett baldmöglichst zurückzugeben und konnte mir in Kleidern aller Art etwas zurecht helfen. Ich schonte das Geld nicht. Ich dachte, bei so großem Verdienst und so wenig Verbrauch für Kost möge es etwas erleiden. Ich kaufte mir einen Spiegel, und das noch einen recht schönen, denn in den Fensterscheiben konnte ich mich nie nach Herzenslust betrachten. Das Rauchen gefiel mir auch gar wohl oder vielmehr nicht das Rauchen selbst, denn es kostete mich Anfangs eine rechte Ueberwindung, sondern die Pfeife und das Aussehen, das man hat mit der Pfeife im Munde, gefielen mir. Es schien mir Einer viel größer zu sein, wenn er an einer saftigen verstopften Pfeife sich die Lunge aus dem Leibe ziehen und die Backen aufblasen konnte wie Dampfkessel. Das gab nun ein Händele und Prächtle mit Tabakspfeifen, beschlagenen und unbeschlagenen, das mir gar viel Geld aus dem Sack nahm. Eine Uhr war schon lange mein größtes Gelüsten gewesen. O wie hatte ich Die beneidet, welche mit gespreizten Beinen dastehend eine Uhr aus der Tasche ziehen und sagen konnten, welche Zeit es sei! Ich hatte es bis dahin zu keiner gebracht. Jetzt schien es mir eine Nothwendigkeit, eine anzuschaffen; denn ein Schulmeister soll doch wissen, was es an der Zeit ist, und wo keine Thurmuhr ist, da soll er die Kirchenuhr sein, so wie er auch das Kirchenlicht vorstellen soll, wo kein anderes brennt und leuchtet. Da ich jetzt Geld hatte, so säumte ich nicht länger, sondern stillte meines Herzens Wunsch und kaufte eine alte silberne

Uhr. Die hatte es aber wie ein koldrig Roß; wenn man am besten daran war, so stand sie stille wie ein Bock und war mit keinem Lieb weiter zu bringen. Ich mußte doktern lassen, und da das wenig half, so fing ich an zu händelen mit der Uhr, bekam eine schlechtere um die andere, und das Nachgeld, das ich allemal darauf legen mußte, hätte fast zu einer goldenen hingereicht.

Wenn man in die Welt tritt, so kostet es allenthalben Geld und Lehrgeld. Es kostet Geld hier für einen Schoppen, dort für eine Halbe. Man zieht des Sonntags aus. Wie die Mädchen unter dem Vorwand, ein Spinnrad zum Drechsler oder Tuch auf die Bleiche zu tragen, Stunden weit laufen, um einen halben oder ganzen Schoppen trinken zu können, so laufen die Bursche zu einem Uhrenmacher, laufen manchmal z'Berg und z'Alp, alle jene vorgenannten Gelegenheiten nicht gerechnet. Oft, wenn sie nicht laufen mögen, oder das Wetter schlecht ist, läßt man Herzstärkung holen. Das Alles kostet Geld und auch Lehrgeld. Wenn man Romane liest, so findet man darin Leute, welche auf anderer Leute Kosten zu leben wissen; man giebt ihnen einen gar vornehmen Namen und nennt sie Glücksritter. Das sind Menschen, welche glücklich oder falsch spielen, unter jedem Vorwande Geld leihen, ohne es wiederzugeben, schmarotzen, wo sie können und mögen, sich als Freunde aufdrängen mit Rühmen und Schmeicheln, um Einem unbemerkt den Honig nehmen zu können. Solche Glücksritter giebt es aber auch in Zwilchkitteln. Man liest von Spielern, die in die Bäder reisen und zur Zeit der sogenannten Saison in die Hauptstädte, aber mein Gott, von denen der gleichen Art, die an alle Märkte gehen, liest man gar nichts. Noch viel weniger liest man von den Knechtlein und den Bauernsöhnchen, die das Gleiche thun; die immer etwas treiben wollen, um zu gewinnen; die zum Spiel locken unter dem Vorwand, nur zu kurzweilen, und die dann, wenn man einmal angedreht ist, den Satz immer höher treiben und ihrer erlaubten und unerlaubten Künste sich immer ungescheuter bedienen, je hitziger und also auch je blinder der Gegner wird. Auch von Denen liest man nicht, die nie Geld im Sack haben und die bei jedem Anlaß sagen: „Zahl doch für mich, ich habe das Geld in den andern Hosen vergessen, morgen sollst du es wieder haben,“ und die dann nie mehr daran denken. Auch von Solchen nicht, die alle Augenblicke einen guten Schick zu machen wissen, aber gerade das Geld nicht

vorräthig haben und entlehnen wollen und vielleicht noch guten Zins versprechen, und die, wenn sie es einmal haben, sich den Buckel voll lachen und Einen höhnen, wenn man sie mahnt.

Natürlich müssen diese ihre Künste bei Neulingen, Anfängern treiben, und je schüchterner und eitler Einer ist, desto mehr wird er gezehntet. So geschah es mir auch tüchtig und geschah mir nicht nur von Glücksrittern der gemeinsten Art, sondern noch von Leuten, bei denen man es wahrhaftig nicht vermuthet, denen man mehr Ehrgefühl zugetraut hätte. Es ist aber um das Ehrgefühl eine ganz kuriose Sache. Das Ehrgefühl ist selten gegründet auf den wahren Grund. Der wahre Grund ist die rein christliche Sittlichkeit, ihre Ausübung bringt wahre Ehre, ihre Vernachlässigung erzeugt wahre Flecken an der Ehre. Es ist selten Einer ohne Ehrgefühl, aber er baut es auf einen eigenen Grund, auf die Thorheit seines Herzens oder die Mode seines Standes. Es würde sich Mancher schämen, für eines Kreuzers Werth zu stehlen; allein in Handel und Wandel um Thaler zu betrügen, schämt er sich nicht nur nicht, sondern rühmt sich noch dessen. Es würde Mancher wüste Händel anfangen, wenn man ihm Schelm sagen thäte, aber öffentlich im Spiel zu betrügen, schämt er sich nicht. So würde mancher reiche Bauernsohn sich schämen, ein Almosen anzunehmen von einem Reichen, aber von einem armen Teufel bei Gelegenheit sich eine Flasche zahlen zu lassen, ist ein Herrenfressen für ihn.

Kurz, das Ehrgefühl der Menschen ist eine gar wunderliche Sache, und es würde nicht schaden, wenn Viele das ihrige untersuchten. Ich wette, Mancher würde sich schämen. Diese Dinge alle kannte ich einfältiger Tropf nicht, aber ich erfuhr sie. Ich hielt es anfangs für eine gar große Ehre, wenn ich mit Geld Andern aushelfen und gar noch einem reichen Bauernsohn unter die Arme greifen konnte. Und wenn es in einem Wirthshause hieß: „Schulmeister, zahl du, wir geben es dir wieder,“ so hatte ich eine große Meinung und war nicht nur immer bereit dazu, sondern bot mich noch an. Eben so viel hielt ich darauf, wenn sie an verlorenen Abenden zu mir kamen, irgendwie sich die Zeit zu vertreiben. „Schulmeister,“ sagte mir dann Einer gewöhnlich am Morgen, „wir kommen diesen Abend, sorge für einen Schluck Wein, wir spielen dann darum.“ Ich sandte ein Schulkind aus mit dem Auftrage, lieferte das Brot dazu, und merkten sie, daß noch

irgendwo eine Wurst war, so wußten sie mir die auch noch abzulocken. So lieferte ich das Brot, und von dem ausgelegten Gelde erhielt ich selten etwas zurück.

Als der Winter kam, und das Kinderlehren wieder anfing, kam einst Einer mit einer alten Klarinette zu mir und demonstrirte mir Folgendes vor: Es wäre gar kurzweilig, wenn ich auch Etwas machen könnte am Sonntag nach der Kinderlehre oder an einem Abendsitze, das helfe mir allweg viel und besonders beim Singen. Schnell könne ich was darauf machen, er wolle mir zeigen, wie man es anfange, dann würde ich es alle Tage besser lernen. Er malte mir das Ding gar schön aus, pries dann das Instrument an, welches einem vornehmen Herrn gehört haben sollte und blies mir ein Stück auf demselben vor, so daß eine Maus, die sich schreckensvoll flüchtete, mir das Tintenfaß umwarf. Ich aber horchte mit großem Wohlgefallen, und je mehr die Töne durch Mark und Bein gingen, desto besser gefielen sie mir. Ich dachte an die Ohren, die ich bezaubern, an die Herzen, die ich erweichen, an das Erstaunen, das ich erregen werde. Mit Herzklopfen nahm ich das wundersame Ding zur Hand, ließ mir die Finger auslegen und blies nun und blies, und wie! Mein Lehrmeister erklärte: ich könne das gleich, er höre das schon, es sei ihm noch Keiner vorgekommen, der so geschickt dazu thue und so schön blase. Man kann sich denken, daß ich den Blasstengel nicht mehr aus dem Hause ließ und mich glücklich schätzte, ihn um zwei Thaler einzuhandeln. Nun war ich ein glücklicher Mensch. Das Weben und fast auch die Schule vergaß ich über dem Klarinetten. Höllentöne durchschauerten halbe Nächte das Haus, und doch gab es Leute, die mir andächtig mit wahrer Wollust zuhörten. Giebt es Leute mit Büffelleder um die Herzen, warum sollte es nicht auch Leute geben mit Büffelleder in den Ohren? Ich ruhte nicht, bis ich einen Tanz konnte und dann ein Gellertlied. O wie glücklich war ich, als ich das erste Mal in der Schule mit geheimnißvoller Miene sagte: „Wir wollen was probiren!“ dann ein Kind das Instrument holte und ich nun Töne angab damit, und doch mit dem Munde auch noch zuerst anstimmte und schnell wieder blies mit vorgebeugtem Kopf und Leib, mit Leib und Fuß den Takt schlug; manchmal schnell und halb außer Athem ein paar Töne sang und dann wieder blies und rund um mich drehte und das Instrument bald dem Einen, bald dem Andern gegen die

Ohren richtete, um ihm Verstand zu machen. Ja, da war ich glücklich und die Kinder auch. Sie glühten vor Freuden und strengten ihre Stimmlein an, um so laut zu singen, als ich klarinettete; aber ich gab nicht nach, und als wir zu Ende waren, war's als ob die Wände zitterten, und wir wußten einige Augenblicke nicht, standen wir auf dem Kopf oder auf den Füßen, so herzbrechend hatten wir es gemacht. Ein alter Bauer, der vorbeiging, sagte, so schön habe er noch nie singen hören, es sei durch ihn hindurch gegangen wie der Byswind und habe ihm die Augen übergetrieben.

Nicht lange ging es, so kam Einer mit einer alten Geige zu mir und machte mir begreiflich, dieses Instrument sei weit kommoder für einen Schulmeister, er könne geigen und singen zu gleicher Zeit, auch sei es gar leicht zu lernen, man müsse nur die Finger immer am rechten Orte haben. Lange ging es nicht, so hatte er die Geige mir um drei Thaler angehängt, und ich geigete und klarinettete nun abwechselnd nach Herzenslust und zu großer Freude Vieler. Doch kam einmal der Nachbar zu mir mit der Bitte, Nachts nicht so lange zu fechten, sein Hahn möge es nicht ertragen, sondern erwache und krähe dann das ganze Haus aus dem Schlafe auf. Um Fried und Ruhe willen richtete ich mich nach dieser Bitte, aber es dünkte mich doch eine strenge Sache, daß ein Schulmeister sich nach einem simplen Hahn richten mußte.

Nun fing auch das Handeln mit diesen Dingen an. Es war, als ob im ganzen Kanton austrompetet worden sei: der Schulmeister auf der Schnabelweide sei ein Geigennarr und zu handeln mit ihm sei nicht schwer. Wo irgend Einer eine verrostete Geige oder eine vertrocknete Klarinette hatte oder wußte, stieg er mir auf den Leib und wollte mich glücklich machen mit einem Instrument, wie es auf der ganzen Welt nicht mehr gebe. Mit gewichtigen Mienen probirte man meine Geige und sagte dann, sie sei auch gut, man hätte es nicht geglaubt, aber ich solle jetzt die ihre auch probiren, wie die ganz anders töne, ich werde es selbst sagen müssen. Dann fing man ein Langes und Breites an zu erzählen, wie hier und dort die Leute verwundert gewesen seien darüber und gesagt, sie wüßten doch auch was Geigen seien, aber so eine sei ihnen noch nie vorgekommen, und wie viel man mehrmals daraus hätte lösen können, aber damals sei sie nicht feil gewesen und wäre es jetzt eigentlich nicht, aber entweder war Mangel

an Platz oder Geld, oder man hatte eine noch bessere und brauche nicht zwei, oder der Bub wollte das Geigen nicht lernen. Wenn die Leute so redeten und meine Sachen auch noch rühmten, und besonders wenn sie sagten: man höre gleich, daß ich ein Meister sei, und es wäre ewig schade, wenn ich ihr Instrument nicht bekäme, so einem Stümper möchten sie es gar nicht geben, da kam mir nicht von ferne in Sinn, daß ich ihnen nicht sollte glauben können. Es fiel mir nicht ein, daß Leute ganze Geschichten, an denen kein wahr Wort ist, ersinnen, lügen können wie gedruckt. Mit Schweinhändlern und Kühhändlern hatte ich damals noch nie zu thun gehabt. Ich meinte mich ordentlich, daß die Leute es so gut mit mir meinten und so herrliche Dinger mir brachten. Es that mir gar wohl, wenn sie so weit her kamen, und je weiter, um so wöhler, denn da müsse ich doch weit und breit bekannt sein, hatte ich das Recht zu glauben. Daß man auf verschiedene Weise bekannt sein könne, fiel mir nicht ein.

Ich geberdete mich wie ein Kunstkenner und schüttelte mit dem Kopf den Takt und trappete ihn mit dem Fuß und verstand doch nichts davon, sondern glaubte den Leuten Alles, aber je besser sie sich stellten, als verehrten sie meine Kennerschaft, desto besser konnten sie mit mir handeln. Und daß ich nichts verstand, wußte ich nicht; daß es aber die Leute wußten und mich zum Besten hielten, merkte ich nicht. Es ist jetzt mein einziger Trost, daß ich mit solcher Kennerschaft nicht der einzige Narr war, sondern daß ich gar viele Leidensbrüder habe und noch dazu gar vornehme. Ja, es ist vielleicht kein Mensch auf Erden, der nicht meint, er verstehe etwas grundgut, und versteht doch so wenig davon als ein Ochs von dem Klarinetten. Je dümmer ein Mensch ist, desto mehr begegnet ihm das, desto mehr spricht er ab, fällt Urtheile über Dinge und Menschen. Ich will hier nicht von der eigentlichen Kunstkennerschaft reden, sondern von den Kennerschaften überhaupt. Wie Bäbi räsonnirt über den Schulmeister, er könne nicht schulen, und Breni über den Pfarrer, er könne nicht predigen, und Beide steif und fest behaupten, sie wollten es besser machen, so meint ein Anderer, er sei die wahre Posaune der Gesittung. Zu diesem Ende erfindet er siebensilbige Schimpfwörter, und als Mittel braucht er Küherknechte, Reitpeitschen, Lügen und Verläumdungen.

Unterdessen kam ich um mein Geld und zu mehreren Geigen und Klarinetten. Man wollte nicht immer tauschen, sondern einfach

verkaufen, spiegelte mir mächtige Gewinuste vor, und ich glaubte. Aber die Gewinnste wollten nicht kommen. Man rühmte mir meinen Plunder als Meisterwerke, rühmte, daß im ganzen Land gewiß kein so geschickter Schulmeister sei, der vier Geigen und fünf Klarinetten besitze, aber abkaufen wollte mir Niemand. Da kam einmal Einer und sagte, es dünke ihn doch kurios, daß ich nicht das Orgeln vornehme. So ein Geschickter wie ich sei, hätte das in ein paar Tagen gelernt, und das sei doch kommoder uud schöner in den Kinderlehren, als eine Geige, und trage gar viel ab. So ein Organist habe bis zehn Thaler und noch mehr, und dafür brauche er nichts zu machen, als alle Sonntage in die Kirche zu gehen.

Potz tausend, wie schlug das bei mir ein! Im Geiste sah ich mich schon in der Kirche an der Orgel sitzen und alle Leute zu mir aufsehen und sich zuflüstern: „Wie's Der doch kann, es wird der von der Schnabelweide sein, man hat schon lange von ihm gesagt, wie ein grausam Gestudirter er sei." Wie durch Hexenwerk waren mir auf einmal Geigen und Klarinetten erleidet, und es dünkte mich, wenn ich nur schon eine Orgel hätte und keine Klarinette und keine Geige mehr sehen müßte. Der Schalk mochte auf meinem Gesichte gar deutlich merken, was vorging. Was er im Schilde führte, das merkte ich nicht. Wer handeln will, muß aber auf solche Gesichter und Absichten merken und die seinigen zu verhüllen suchen. Das ist eine Regel, die vom Höchsten bis zum Niedrigsten gilt, vom Handel um ein Stück Land bis zum Handel um ein Stück Holz zu einem Schweintrog, vom Louis Philipp weg bis zum Weibe, das mit Kaffee und Seife hausirt. Wer sich selbst verdecken, die Andern errathen kann, der hat gewonnen Spiel.

Ich fing freilich verblümte Reden an und sagte, ich könne genug und begehre nichts mehr zu lernen, und wenn ich schon wollte, so hätte ich Niemand, der es mir zeige, und wenn man nicht immer spielen könne, so lerne man nichts.

Er widerlegte mir Eins um's Andere, vergaß den nöthigen Ruhm nicht und deutete mir von weitem an, das Gescheuteste wäre, eine Orgel zu kaufen, sie stehe der Schulstube wohl an und trage mir viel mehr ein, als sie mich koste. Ich wehrte mich gerade wie ein Mädchen, welches für sein Leben gerne zu einem Antrage Ja sagt. Ich meinte, so eine Orgel wäre schwer zu bekommen, und dann

könne ich nicht all mein Geld, — mein Vermögen belief sich nicht mehr auf manche Batzen —, in solche Dinge stecken, ich hätte schon gar viel ausgegeben. Er drehte lange, bis er sich zu besinnen schien, eine zu wissen, wo ich vielleicht von meinen Geigen und Klarinetten dagegen geben könne. So war eine sicher gut abgekartete Sache angesponnen, und da die Sucht nach einer Orgel stündlich wuchs, mich gar nicht mehr schlafen ließ, so kam ich zu einer, fast ohne zu wissen wie. Sie kostete mich siebenzig Thaler baar nebst allen meinen Geigen und Klarinetten. Man hatte diese für dreißig Thaler angeschlagen und die Orgel zu hundert Thaler. Ich meinte mich ordentlich, daß ich an meinen Instrumenten noch gewonnen hätte; ich bedachte nicht, daß die Orgel vielleicht nicht mehr als fünfzig, höchstens sechzig Thaler werth war. Zwar sagten mir alle Leute, sie dünke sie bsunderbar wohlfeil, aber so sagten sie mir nur, weil ich sie fragte, ob sie nicht wohlfeil sei? Wenn man die Meinung der Leute vernehmen will, so muß man es ganz anders anfangen. Die gleichen Leute, welche mir ihre Wohlfeilheit priesen, lachten sich sicher kaum zwanzig Schritte von mir halb todt und sagten: „Unser Peter ist aber angeschmiert worden! Uns wundert's, ob der witzig wird, oder ob er es hat, wie es im Liede heißt: Damaße, Damaße, wann wollen wir weise werden? Jo hossoso, du liebe Gret, wenn alle Narren sterben."

An der Orgel konnte ich sehr wenig bezahlen, obschon ich Alles hingab, was ich hatte; den Rest versprach ich zu verzinsen, und dieser Rest betrug noch 65 Thaler! Diese Schuld betrug mehr als ein doppeltes Jahreseinkommen, und doch lud ich sie mir ganz wohlgemuth auf, ich dachte, ich hätte doch etwas dafür, was immer noch mehr werth sei, als die Schuld, besäße also immer noch reines Vermögen. O, Schulden machen ist gar eine leichte Sache, sie werden erst mit der Zeit schwer und immer schwerer! Das erfährt Mancher, der ein Haus mit Schulden baut, um dem Hauszins zu entrinnen, Mancher, der mit Schulden Land kauft, um keins mehr in Pacht zu nehmen. Das Kaufen und Bauen ging leicht, aber das Behalten ist nun schwer, und sein ganzer Lebenslauf besteht oft darin, daß er von Ast zu Ast springt, bis endlich einer der äußern Aeste unter ihm bricht.

Ich orgelte nun darauf los, um bald Organist werden zu können; und weil das Orgeln dem Hahn nichts machte, so trieb ich es halbe Nächte durch und hängte das Weben immer mehr

an den Nagel. Es verminderten sich auch nach und nach immer mehr die Geschenke. Ich führte zwar kein Buch darüber und wog auch nicht das Wägbare vor den Kindern, wie es geschieht, aber ich mußte immer mehr Sachen kaufen, auch Milch und Brot; und wenn ich etwas zu kaufen kam, so gab es mir Niemand mehr umsonst; das war gut gewesen für einmal. Im Gegentheil forderte man mir manchmal mehr als andern Leuten, aus dem Grunde, weil ich meinen Lohn gar leicht verdienen könne am Schatten.

Die Leute gaben mir weniger, wahrscheinlich aus manchen Gründen. Im Anfang wollte Jedes ein Zeichen thun, eine gute Meinung von sich erwecken, hinter den Andern nicht zurückbleiben, die Gunst des Schulmeisters gleichsam erkaufen. Auch der G'wunder, das armmüthige Wesen zu sehen, meine zwei Kaffeetassen zu zählen und den mangelnden Spiegel zu suchen, trieb manches Weib an, mir etwas selbst zu bringen, was es nicht durch die Kinder geschickt hätte, und was die Mutter erzählte, trieb auch die Tochter her, die das Gleiche sehen und auch den Schulmeister in der Nähe betrachten wollte. Diese Gründe fielen nun von selbst weg. Man wird sich gleichgültig. Es entstehen aber auch bald allerlei Mißverhältnisse, erzeugt durch allerlei Gründe, von denen ich nur den anführen will, daß es noch eine Menge Leute giebt, die meinen, durch Geschenke kaufe sich ein Kind nicht nur von Strafen los, sondern es erkaufe sich damit das Vorrecht, daß der Schulmeister ihm mehr zeige als andern, es fleißiger überhöre, es höher stelle. Man kann sich den Zorn dieser Leute gar nicht vorstellen, wenn die Geschenke nicht in allen Beziehungen diese Wirkung haben, und namentlich, wenn ihr Lisabethli oder ihr Joggeli am Examen nicht obenan sitzen. Da vernimmt dann der Schulmeister Herzensergießungen, die ihm die Augen übertreiben, und er fühlt es in der Tischlade. Nun war ich kein alter Praktikus, sondern ein junger ehrlicher Anfänger. Man denke, wie viel ich in meiner Einfalt auf diese Weise gesündigt habe. Doch muß ich zur Entschuldigung meiner Bauern sagen, daß sie nicht die einzigen von dieser Race sind, sondern daß Leute, die auf große Bildung Anspruch machen, eben so gemein denken oder nicht leiden mögen, wenn ihre Kinder weit unten sitzen, indem sie nie glauben, daß die Schuld ihrer Ungeschicklichkeit in den Eltern selbst liege, sondern sie der Methode des Lehrers zuschreiben.

Eine der wichtigsten Ursachen aber, warum man mir die Geschenke

entzog, war sicher meine Gastfreiheit gegen die Nachtbuben. Wenn am Morgen beim Essen ein Knecht oder ein Sohn die Bemerkung machte, gestern Abend habe er auch von diesem Brot gegessen, und es dann herauskam, daß es beim Schulmeister gewesen, so kann man sich denken, was die Alten sagten. Natürlich ist's, daß man dem Schulmeister nicht Geschenke bringt, damit er die jungen Burschen anlocke und abfüttere. Wenn das so gemeint sei, war gewöhnlich der Schluß der Rede, so wollten sie es selbst essen, und wenn sie es nicht selbst möchten, so gäbe es noch andere Leute, die es nähmen, als die Nachtbuben.

So wurde geredet im einfachsten Falle, aber es gab noch einen zusammengesetzten, dann ging es ganz anders los. Wenn von den Buben noch Bemerkungen gefallen waren über Brot oder Würste, z. B. Hanse Durs habe den Roggen nicht gespart; d'Grichtsäßi hätte früher auffollen, um zu kneten, sie liege, scheine es, gerne lang; d'rKreuz Trini habe der Speck gereut, ihre Würste seien trocken wie Sägemehl; es scheine d'Bannwartfrau habe aber kein Geld gehabt, um Gewürz zu kaufen, man spüre in den Würsten nichts als Knoblauch, und wenn dann dieses beim Frühstück in allen Häusern verhandelt wurde, so kann man sich denken, in welche Wuth die Betreffenden gerathen mußten.

Denn so verhandelt zu werden wegen Würsten und Brot, die man noch dazu zum Geschenk gegeben, das ist mehr, als ein Weib ertragen mag. Gutes Brot backen gehört zur Reputation einer Frau und ist einer der kitzlichsten Punkte, darum muß ihr auch gewöhnlich der Mann dabei helfen. Wenn dann eine noch mästen kann und küchein und allfällig noch kämmen und ihre Haare flechten ohne fremde Hülfe, dann ist sie eine Ausgespitzte (allen Vorkommnissen Gewachsene), wie man zu sagen pflegt, und sie trägt ihr Haupt so stolz, als wenn ein Basler oder Zürcher oder Berner Doktorhut darauf säße. Dann aber verhandelt zu werden und noch dazu von den Nachtbuben, wo einer nichtsnutziger ist als der andere, wenn es gilt, die Leute auszuführen, und von diesen in allen Häusern herumgetragen zu werden, das war eine Sache, welche die empfindlichste Seite traf und welche natürlich der Schulmeister entgelten mußte. Nicht nur die wurden erbittert, über welche die Kritik ergangen war, sondern auch die anderen Bäuerinnen sagten: „Nein, wenn das so gehen muß, so kann er sehen, wer ihm etwas bringt, in der Nachtbuben Mäuler will ich nicht,

ich weiß, was die können, wenn sie bei einander sind, da ist einer schlimmer als der andere.“ Sie hatten Recht, sie kannten die Nachtbuben, die aber auch ehedem viel mehr Witz hatten, als jetzt, wie die übrige Welt auch, denn der Witz ist ein Kind der Natur und nicht der Kunst. Sie wußten, was die Nachtbuben Alles anstellten, um hinter die innersten Geheimnisse einer Haushaltung zu kommen, um zu wissen, wie in jeder gekocht und hantirt werde, und was demgemäß von den Töchtern als künftigen Hausfrauen zu erwarten stehe. Es mochte eine, halb aus Mißtrauen in ihre Kunst, halb aus Mißgunst, daß sie ihr Niemand ablerne, noch so heimlich Alles thun, keiner Magd einen Blick in die Geheimnisse ihrer Kochkunst vergönnen, mochte um Mitternacht kücheln, die Nachtbuben kamen ehedem doch darüber und erdachten sich dazu die lustigsten Streiche und scheuten keine Mühe.

Nachdem ich mich selbst so auf das Trockene gesetzt und doch fast täglich Ausgaben hatte, kam eines Tages ein Wägelchen vor das Haus, der Fuhrmann gab sich zu erkennen als Knecht bei dem Bauern, der mir das Bett geliehen habe, und er komme, dasselbe abzuholen. Die Meisterfrau lasse mir sagen, sie habe das Bett nöthig, sie ließen bauen und müßten viele Handwerksleute über Nacht behalten.

Ich mußte das Bett verabfolgen lassen, ohne zu wissen, wo ein ander Lager finden. Mir hätten nun die Augen aufgehen sollen, wie es Einem gehe, wenn man sein Geld kindisch brauche, statt das Nöthige anzuschaffen; wie man in Verlegenheit kommen könne, wenn man jedes aufsteigende Gelüste befriedigen wolle und sich selbst einzuwiegen suche in Sorglosigkeit durch thörichte Rechnungen in die blaue Luft hinaus. Ich hätte böse über mich werden sollen, daß ich es darauf ankommen ließ, mir geliehene Sachen wegnehmen zu sehen und auf dem Boden schlafen zu müssen, während ich gar füglich ein schönes Bett hätte anschaffen können, wenn das Handeln mit Tabakspfeifen, Uhren, Geigen, Klarinetten, Orgel und alles Andere nicht gewesen wäre. Statt dessen wurde ich böse über die guten Leute, die mir über zwei Jahre ein Bett geliehen hatten und sich endlich unterstanden, ihr Eigenthum zurückzufordern. Ich lief in ein Haus und klagte dort, wie unverschämt man es mir gemacht habe, und bat um ein anderes Bett.

Die Leute waren nicht dumm. Sie halfen mir schimpfen,

sagten, das müßten doch wüste Leute sein. Aber ein Bett zu geben, schicke sich ihr nicht diesen Augenblick, sagte die Bäuerin, sie habe die Ueberzüge aufgethan, um sie waschen zu lassen, und die Federn seien im Spycher. Aber an meinem Platz wollte sie sich nicht lange besinnen, sondern ein eigenes machen lassen. Ich werde wohl bald heirathen wollen, und ein eigenes Bett sollte ich doch dann haben. Ich solle nur die Kosten nicht scheuen, eine reiche Frau und eine schöne Ehesteuer werden mir ja nicht fehlen. Unterdessen, bis das Bett fertig sei, könne ich bei ihrem Hans schlafen, er liege allein und habe ein Bett wie eine Allmen.

Das leuchtete mir ein. Ich lief über Hals und Kopf zum Krämer und wollte ein Bett kaufen, im Wahn, er habe deren vorräthig, so gut als geröstetes Kaffeepulver. Ich mochte eben nicht lange bei Hansen sein, er brauchte nicht zu wissen, wie oft ich des Nachts fort ging und wann ich wieder kam. Aber zu meinem großen Leidwesen wollte die Krämerin keine aufgerüsteten Betten haben; sie sagte: ein jeder Mensch habe seinen Kopf, und wenn man eine Sache so habe, so wollten sie die Leute anders; aber die Sachen dazu hätte sie, Federn und was man sonst brauche, ich solle nur sagen, von welcher Sorte ich wolle und wie viel. Du lieber Himmel, was man doch einem Schulmeister Alles zumuthet! Nun sollte ich wissen, was und wie viel man zu einem Bett brauche! Ich hatte mein Lebtag nichts auders von einem Bett gewußt, als daß ein Bett ein Bett sei, daß man darin schlafe, daß es weicher oder härter sein könne. Da fing die gewandte und in den Leuten wohlbewanderte Krämerin (darum ist auch meist eine Krämerin besser als ein Mann, weil sie ihre Leute besser kennt und Jeden nach seiner Art zu behandeln weiß, während der Krämer seine Waare besser kennt, aber die Menschen schlechter) an, mir vorzulegen und in die Weite und Breite zu erzählen, die einen Leute nähmen von dem, darum, die anderen von jenem, und wieder darum; die einen brauchten so viel, und andere nur so viel. Sie flößte mir so viel Zutrauen ein in ihre Einsicht und Gutmeinenheit, daß ich auf ihren Rath Alles ankommen ließ. Am Ende war ich aber wieder in großer Verlegenheit, wer mir das Bett nun machen könne? Auch da erbarmte sie sich und sagte: sie kenne eine geschickte Näherin, wenn ich es begehre, so wolle sie mit dieser reden, und mir Alles besorgen, wie wenn es für sie selbst wäre. Einen rechten Stein wälzte sie mir mit diesem

Anerbieten vom Herzen, und ich konnte ihr nicht genug für ihre Bereitwilligkeit danken.

Endlich kam mir doch in Sinn zu fragen: was das Alles dann koste? Du liebe, theure Zeit, wie fing es mir an zu grauen und zu gramseln, als sie bei dem Strohsack anfing, vom Unterbett zum Deckbett, von den Ueberzügen zu den Federn kam, immer Eines theurer als das Andere, so daß das Bett fast halb so theuer kam als die Orgel. Trotz allem meinem Hochmuth und Leichtsinn konnte ich es doch nicht über mich gewinnen, nicht ein Gesicht zu machen wie ein Schaf, und mit beklommener Stimme zu klagen, das sei doch gar theuer, und ob man es denn nicht wohlfeiler machen könne? Die Krämerin sagte, man könnte wohl schlechtere Sachen nehmen, aber sie rathe es mir nicht, das Wohlfeilste sei am Ende doch immer das Theuerste. Ich mußte mich ergeben. Nun mußte ich aber mit schwerem Herzen bekennen, daß ich jetzt nicht Geld bei mir habe, aber sobald mir eingehe, wolle ich bezahlen. Die Frau machte mir das Schuldigsein gar leicht, machte mir weis, es pressire ihr mit dem Gelde gar nicht, ich solle nur machen, wie es mir kommod sei, und wie die Redensarten alle heißen.

So treiben es die Leute. Fängt man an Schulden zu machen, so will selten ein Mensch den Namen haben, daß er nicht auf Borg gebe, daß er nicht warten könne, da ist lauter guter Bescheid, und kein Mensch mangelt Geld. Merkt man aber, daß der Schuldner in der Klemme sitzt, dann mangelt auf einmal Jeder Geld, und Jeder bestürmt ihn mit Vorstellungen, wie er in Verlegenheit sei, hier und dort zu zahlen habe und es nicht machen könne, wenn er nicht bezahlt werde.

So machen es aber nicht nur Krämer oder gemeine Leute. Es rennen und fahren eine Menge Menschen in der Welt herum, und wenn man sie reden hört, allein zum Nutzen der Welt. Sie dringen ihre Waaren auf, als ob es keine solchen mehr gebe, um einen Spottpreis, wie sie sagen, blos um des Artikels los zu werden, oder weil sie es viel wohlfeiler geben können als andere Leute, und um's Bezahlen brauche man sich nicht zu kümmern, sie seien gar nicht so geldhungrig wie Andere. Wenn dann das arme Krämerlein sich bethören läßt, so kömmt Waare mehr als er verlangt, anders als er geglaubt, und ein Wechsel, ehe er daran denkt, und er kehrt die Beine gen Himmel, ehe er sich's versieht.

Mit Noth und Angst konnte ich den Macherlohn zahlen. Die Bettstatt blieb ich schuldig und nach und nach manches kleine Bedürfniß. Aber das muß ich sagen, wohl schlief es sich im eigenen Bette. Ich probirte es hinten und vornen, und immer da, wo ich war, lag ich am wöhlsten. Am Morgen konnte ich gar nicht heraus, und den ganzen Tag dünkte es mich, wenn es nur Abend wäre, daß ich wieder hinein und träumen könnte, wie Stüdi das Bett gefiele und die Orgel, und was ich aus den Kühen ziehen wolle?

Wie es mir aber mit Stüdi ging, wißt ihr; daß ich in der Klemme sitze, seht ihr; aber ich fühlte es damals noch nicht, fühlte es nicht, daß ich mir selbst den Boden unter den Füßen abgrub, nicht nur ökonomisch, sondern auch sittlich.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie ich mich in die zweite Klemme bringe.

Es wird Manchen vielleicht wundern, daß ich zwei Kapitel durch von Sachen gesprochen habe, welche mein Amt gar nichts angehen, und kein Wort von der Schule selbst. Die Einen werden glauben, ich schreibe das um der Kurzweil willen nieder, die Leute lachen zu machen, wie man ehemals die Kalender machte; Andere werden böse werden und glauben, ich wolle geflissentlich die Schulmeister lächerlich machen und schreibe aus Bosheit, und zum Beleg dieser Meinung werden sie eben die vorhergehenden und vielleicht auch das folgende Kapitel anführen. Urtheilt nicht voreilig, Leute. Ich schreibe, wenn ihr wollt, einen Kalender auf die alte Mode, d. h. ein Buch, welches Thorheiten enthält. Aber ich schildere diese Thorheiten nicht aus Bosheit, sondern um davon abzuschrecken. Darum schildere ich auch genau und vielleicht nur zu ausführlich die Folgen der Thorheiten. Zudem bin ich ja auch ein Schulmeister, warum sollte ich also meinen Stand erniedrigen, ausführen? Aber während ich schreibe und mir oft selbst der Gedanke kömmt, etwas zu verhüllen und zu verschönern, schwebt mir immer deutlicher die Wahrheit vor, daß ich tausendmal mehr zur

Erhebung meines Standes beitrage, wenn ich meine eigene Erniedrigung treu und offen mittheile. Es sind nicht Alle gewesen wie ich und werden es nicht Alle sein, aber Allen warten die gleichen Fallen, die mich zu Falle gebracht, Alle sind einmal jung und am Ende nicht Alle gescheuter, als ich war.

Darum auch bin ich in meiner Erzählung ganz dem Gange gefolgt, in den ich gerissen wurde. Ich habe das zuerst erwähnt, was mir die Hauptsache war, was meine Gedanken füllte, womit ich mich auszeichnen wollte, und das in Hintergrund treten lassen, was damals auch bei mir zurücktrat als Nebensache. Ich möchte hier gerne ein Kapitel schreiben von den Strömungen der Seele, oder vielmehr von den Strömungen, in welche die Seele auf ihrer Fahrt durch's Leben geräth. Ein stattlich schön Schiff fährt aus dem Hafen in's offene Meer, eine ferne Insel ist sein Ziel mit ihrem Gelde, ihren Früchten. Ruhig in unergründlicher Tiefe ist das Meer, heiter der Himmel, und laue Lüfte spielen in den Segeln, tiefe Furchen zieht das mächtige Schiff in den großen Wasseracker, in dessen Schooß kein anderer Same fällt, als die Leichen der Schiffenden. Seine Richtung hat es erhalten, die Winde wehen es seinem Ziele zu. So meint der Unkundige.

Rascher geht es auf einmal, es verdoppelt sich der Wellenschlag bei gleichem Winde, bei noch heitererem Himmel, wie durch Zaubergewalt ist der Lauf zum Fluge geworden. Es jubelt der Unkundige, sieht in Gedanken die Insel vor sich in ihrer Herrlichkeit, träumt sich ihre Genüsse. Da kracht das Schiff und dröhnt, es beben und stürzen die Masten, wundgerissen hat sich der Kiel an einem Korallenriff, das Niemand gesehen, Niemand auf dieser Bahn erwartet hat. Es ergreift die Brandung das entmastete Wrack und wirft es an unwirthlichen, öden Strand.

Es war eine Strömung, die unsichtbar das Schiff erfaßt, seiner Bahn es entrissen, es zertrümmert hatte und mit ihm die Träume der Schiffenden.

Die Schiffer sind klug geworden, sie kennen des Meeres Strömungen jetzt, und immer mehr seine Riffe. Wenn sie dieselben auch nicht immer vermeiden können, so hilft ihnen der Kompaß hindurch zum Ziele, denn sie verlieren nie das Bewußtsein, sie wissen immer, wo sie sind.

Jeder Mensch steuert sein Schifflein einem Ziele zu in bestimmter Richtung auf dem Ocean des Lebens. Hier sind auch

Strömungen, die Jeden erfassen, den Meisten fehlen aber Karten und Kompaß, die Retter auf dem Meere. Unkundige sind sie, die von diesen Strömungen nichts wissen, in ihnen sich nicht zu wahren wissen, die vielleicht jubeln, daß es lustig gehe, und Augenblicke später mit zerschelltem Haupte am Strande liegen. Vor solchen Strömungen ist kein Alter sicher und kein Stand; sie reißen mit sich die Jungfrauen und die Wittfrauen, den Kaiser und den Knecht; sie führen weit, weit weg von dem Ziele, nach dem man strebt, und man merkt es nicht; sie machen Einen, der ein berühmter, hablicher Schulmeister werden will, zum Narren der Welt, zum Spott der Kinder, zur Beute der Schuldenboten, und er merkt es nicht, bis er Alles wirklich geworden ist. Wie mit mir, spielen sie mit Millionen, sie merken es nicht. Ihnen entrinnen könnt ihr nicht, aber wollt ihr in ihnen euerer selbst Herr bleiben, so lernt diese Strömungen kennen, sie gehen alle von euch selbsten aus, bald als Eitelkeit, als Sinnenlust, Geld- oder Ehrgeiz, Liebe und Haß, Glaube und Unglaube. Behaltet das Ziel fest im Auge, den Kopf beisammen und Gott als Kompaß; dann könnt ihr leicht erkennen, ob die Richtung, in welcher die Strömung euch treibt, zum Ziele führt oder nicht. Wer einmal die falsche Richtung erkannt, ergreife das Ruder mit fester Hand, und den Lüften des Himmels biete er die Segel auf neue Weise dar; und durch seine Kraft und des Himmels Hülfe durchschneidet er den gefährlichen Strom, meidet die Klippen, findet das Ziel.

Ich aber ward hingerissen im Strudel und wußte es nicht. Ich kannte die zehn Gebote. Aber was helfen die zehn Gebote, wenn man die Seele nicht kennt in ihren Kräften, ihren Schwächen, das Leben nicht kennt in seiner Schalkheit und Bosheit? Was helfen Himmel und Hölle gegen thörichtes und sündiges Treiben, wenn man die Seele in der Thorheit läßt, in ihr unbesorgt die Macht der Sünde läßt?

Gar viele Menschen kennen die Namen von Tugenden und Lastern, aber sie erkennen sie im Leben nicht, noch viel weniger in der eigenen Seele. Mich dünkt, eine Geographie der Herzen thäte eben so noth, als eine von Spitzbergen, und die Lehre und Geschichte der Seele wäre eben so wichtig, als die Lehren von Flötz- und Urgebirg und die Geschichte der drei Söhne Noahs. Alles Sicht- und Tastbare soll das Kind kennen lernen, Mädchen sogar die Anatomie des menschlichen Körpers sehr genau, aber zum

Reiche der Geister giebt man ihm den Schlüssel nicht, die Kenntniß der eigenen Seele. Aber was man nicht hat, kann man nicht geben.

Ich hatte also meinen Wunsch und mein Ziel mir wissentlich nicht verändert. Ich wollte ein berühmter Schulmeister sein; aber außer diesem Ziele, in täuschender Nähe, stellten sich mir andere Punkte auf, nach denen meine Lust steuerte, mir auch unbemerkt. Ich wollte ein Junger, ein Lustiger sein, ein Hübscher und Kurzwyliger, wollte eine reiche Frau, wollte, daß mich die Leute hoch hielten über alle Andern aus. Diese Wünsche lagen also zum Theil neben dem eigentlich aufgesteckten Ziel, zum Theil nicht, aber den einzigen Weg, auf dem ein ehrlicher Mann ein ehrlich Ziel erreicht, den Weg der Berufs- und Pflichttreue, den ging ich nicht; ich folgte eben den Strömungen und meinte an's gleiche Ziel zu kommen und noch viel leichter. Der Weg der Treue ist schnurgerade, macht keine Biegung weder zur Rechten noch zur Linken, wie auf einer Chaussee scheint man trotz aller Mühe nicht vorwärts zu kommen. Dem jungen Blut ist ein solches Wandern gar langweilig, darum rennt es auf Seitenwege und — verirrt sich.

Den ersten Winter durch ging es recht, recht gut. Ich war fleißig, und obgleich ich wob, immer der Erste in der Schulstube. Obgleich ich mir viel einbildete, bildete ich mir doch nie ein — wie es deren giebt —, daß ich in einer Stunde die Kinder mehr lehren könne, als Andere in zwei, bildete mir nie ein, daß wenn ich die Schule erst um drei viertel auf zehn anfange, es noch lange so viel abtrage, als wenn es Andere um halb neun thäten. Auch war der Pfarrer zufrieden am Examen, nur tadelte er, daß die Kinder nicht stille genug und so wenig Examenschriften da seien. Da die Vorgesetzten aber gar rühmten und sagten, Kinder seien Kinder, und man könne nicht Alles erwehren, so ließ ich mir wegen des Pfarrers Mahnung nicht graue Haare wachsen.

Auch dies ärgerte mich nicht mehr so, wenn die andern Schulmeister des Sonntags mich gemeinsam auf's Korn nahmen und durchhechelten, als ob sie förmlich im Bunde ständen gegen mich. Es war der natürliche Bund, in dem gewöhnlich alle in einem bestimmten Kreise Angestellten oder Arbeitenden gegen den zuletzt unter sie Tretenden sind, wenn er nicht die besondere Klugheit hat, gar demüthiglich zu thun und an einen der Aeltern ganz eigends sich anzuschließen, als des Rathes und der Führung

bedürftig. Es ist der Bund der bequemen Gewohnheit, die durch den Neuling fürchtet beunruhigt, und der ängstlichen Eitelkeit, die fürchtet, durch ein neues Licht verdunkelt zu werden. Und wenn die Männer an einen solchen Bund nicht dächten, so müssen sie unwillkürlich daran glauben, aufgestachelt von den Weibern. Wenn ein Weib dem Manne im Hause täglich schon hundertmal Lümmel sagt, so will sie doch außer dem Hause eitel auf ihn sein, und Keiner soll ihm in's Licht stehen. Die Weiber fühlen es, daß sie eigentlich nur die Planeten sind, die das Licht von der Sonne haben, d. h. vom Mann, daß ihre Stellung und Ehre in der Welt durch die des Mannes bedingt ist; sie fühlen es, aber sie denken es selten und bekennen es nie.

Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich ihnen erzählte, wie manche Wurst ich in dieser Woche bereits gegessen, und wie manche ich noch im Küchenschrank habe, wie viel ich eingeladen worden, und was ich Alles zum Heimtragen bekommen. Daß solche Erzählungen sie nicht zuckersüß stimmten gegen mich, und daß ihre Weiber, wenn sie dachten, was noch Alles in ihren Schränken Platz hätte, welches Niemand bringen wolle, sie nicht besänftigten, daß sie mit Luchsaugen mein Thun bewachten und manche bittere Bemerkung über mich auf nicht unfruchtbaren Boden fallen ließen, das kann man sich leicht denken. Das war mir aber ganz gleichgültig; ich dachte: „Mögen Die reden, schaden thun Die dir doch nicht; es müßten andere Kerls sein, wenn sie dir in's Licht stehen wollten! Denen willst du zeigen, wer du bist!“

Daran dachte ich aber nicht, daß ich mir selbst in's Licht stehen könnte, so daß sie nichts zu thun hatten, als mit den Fingern auf mich zu zeigen und zu schreien: „Seht, seht! haben wir es nicht immer gesagt!“

So wie ich nach und nach von einer Sache nach der andern, welche die Schule nichts anging, angefaßt wurde, so ging auch ein Stück meiner Seele nach dem andern aus der Schule fort, bis endlich nur noch der Leib in derselben war.

Nun ist aber ein himmelweiter Unterschied, ob man mit Leib und Seele bei einer Sache ist oder nur mit dem Leibe. Nehmt den gemeinsten Handwerker, den Rechenmacher, und laßt ihn mit innerer Lust und Liebe an einem Rechen arbeiten; dieser kömmt gewiß viel niedlicher und zierlicher heraus, als ein Rechen, den

Einer gemacht hat, um eben einen Rechen zu machen und vier Batzen zu verdienen. Seht einer Magd zu, die mit Lust einen Garten bearbeitet, und einer andern, die ihr Tagewerk ableiert und nicht warten mag, bis es Feierabend läutet, so werdet ihr sehen, wie Pflänzchen und Blüthen die Lust der Fleißigen zu empfinden, zu vergelten scheinen in fröhlichem Grünen und Blühen, während der Garten der andern und jegliche Pflanze derselben bedenkliche Verdrießlichkeit abzuspiegeln scheint. Wollt ihr das noch deutlicher sehen, so betrachtet ein Gemälde, welches hervorgetreten ist aus dem Geiste eines geistig Schaffenden, und ein andres, das nur der Pinsel gemacht hat. Bei dem ersten tritt euch aus der todten Leinwand etwas Unnennbares entgegen, es spricht zu euch, es regt euch auf; es ist der Geist des Künstlers, den er hineingezaubert hat in das Bild; es ist ein geistig Leben da, welches unwillkürlich auf euer geistig Leben anregend einwirkt, es beherrscht und hinreißt. Während bei dem gepinselten Gemälde Alles regelrecht gezeichnet und gefärbt dasteht und liegt, sieht man gleich, es sei eben nur gefärbt und gezeichnet; man sieht, daß es die Hand und nicht der Geist gemacht. Ledern und hölzern hängt das Ding da, mag es auch dem Auge gefallen, man geht doch kalt vorüber und fühlt nachher keinen Wiederklang desselben in der Brust. Leset ihr Bücher? Nun wohl, habt ihr da keinen Unterschied empfunden? Sind euch die einen nicht kreuzlangweilig vorgekommen, wie gelehrt und nützlich sie auch sein mochten? Stand da wohl ein schöner Spruch schön am andern, aber einen nach dem andern vergaßt ihr wieder. Und andere Bücher laset ihr mit Wohlbehagen durch, es war euch behaglich dabei, vielleicht schaurig, aber sie gingen durch euch hindurch wie Haferbrühe und hinterließen nichts als etwas Schleim. Gab es aber nicht auch Bücher, die euch ergriffen mit ganz eigener Gewalt, die euch fest bannten an sie, daß ihr sie kaum aus den Händen bringen konntet und noch viel weniger aus dem Kopf? die euer ganzes Wesen aufwühlten, wie der Sturm das Meer, die ein eigen Feuer in euch anzündeten, daß ihr nach den Köpfen griffet, ob nicht auch feurige Zungen denselben entsprühten, die eine süße Wonne in eure Herzen gossen, eine Labung, für die ihr keine Namen fandet? Die ersteren sind Bücher, welche man mühselig aus der Feder drückt, wie ein Huhn das Ei. Die Einen schreiben, schnaufend und schwitzend, träumend von Unsterblichkeit, und haben das

Schicksal der Frösche vergessen, die fliegen wollten in den Mond. Andere schreiben um's Futter, Futter für die kurze oder lange Weile. Sie wecken beide nicht Geist, werden nicht Leben, sie selbst haben darum auch nur ein kurzes Leben. Jener Letztgenannten Bücher Geburt ist wunderbar. Wie Minerva aus dem Kopfe ihres Vaters sprang, geharnischt und bewehrt, wie aus dem Schooß der Erde die Quelle strömt, süß und stark, wie aus der schwarzen Wolke der Blitz zuckt, feurig und zündend, begleitet von des mächtigen Donners mächtiger Stimme, die die Welt aus dem Schlafe ruft: so werden diese Bücher geboren. Des Geistes Brausen erfüllt ihre Väter, des Geistes Blitz erleuchtet sie, des Geistes-Strom ergreift sie, und geboren ist, was Geister erwecken, Leben erzeugen und selbst nicht sterben wird, als des Geistes geistig Kind.

Was ist eigentlich nun ein Lehrer Anderes als ein geistiger Vater, der ein inneres geistiges Leben zeugen soll in den ihm anvertrauten Kindern. Anbrennen und aufflammen lassen soll er in ihnen den göttlichen Funken, daß jede Kraft Flammen sprüht und herangebildet werden kann von des Meisters Hand auf rechte Weise. Ein eigenes Licht soll er anzünden in eines jeden Kindes Brust, damit es dort nicht dunkel bleibe, öde und leer, oder aussehe wie in einem Magazine, wo viele Waaren liegen und keine gebraucht wird, wo es nur von Zeit zu Zeit heller wird, im trügerischen Scheine einer Laterne, die man hineinträgt zuweilen, aber immer wieder hinaus. Das ist der Schule höchste Aufgabe. Aber aus Nichts wird Nichts, und wo Nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren; wo kein Geist ist, da wird auch keiner gezeuget. Wo aber in einem Lehrer Leben wohnt und Geist, wo er seine ganze Seele hineinlegt in sein Wirken, da seht doch nur hin, wie es aufgeht auf den Gesichtern der Kinder, wie Nordschein und Morgenröthe. Alle Züge werden lebendiger, über die Augen verbreitet sich ein eigener Glanz, und jegliche Bewegung zeuget von neu erregtem geistigen Hunger und Durst. Was dieser Lehrer auch treiben mag, und sei es nur das trockene Buchstabenschreiben, so wird auch hier es rege und rührig sein, und die Kinder werden gedankenvoll und nicht gedankenlos die Linien ziehen.

In einer solchen Schule blüht für Den, der eben Menschen sucht und nicht Magazine, eine wahre Seelenfreude, während sie für die Schulpedanten ein wahres Aergerniß sein kann. Es

geschieht manchmal, daß so recht innig belebte Lehrer des Stoffes nicht Meister sind oder ihn auf eine wunderliche Weise vorbringen; es geschieht, daß die Schüler beim Abfragen nicht Silben um Silben wiedergeben können unverdaut und darum eben ohne Abgang. Da muß man dann den Silbenstecher und den Terminologienheld betrachten, der freilich nicht Geist hat, aber in seinem Gedächtniß lange Worte an einem langen Faden gezogen, die, sobald man an ihm rupft, von ihm gehen, wie von einer Gans Speckbrocken, die man an langen Faden gezogen hat und die von ihr verschluckt wurden. Wie der seine Oberlippe höhnisch zieht, wie er von einem Bein auf das andere steht, mit dem Kopfe wackelt, einen Finger um den andern zwischen die Zähne stößt, sich räuspert, kurz dem Publikum alle möglichen Zeichen macht, damit es ja inne werde, daß er keine Schuld habe, seine Hände wasche über solche Seichtigkeit und Verkehrtheit! Und daß er ein ganz anderes Kameel sei und das Ding verstehe, giebt er zu verstehen in unverblümten Zeichen und etwas verblümtern Worten. Damit meine ich aber nicht, daß der Lehrer des Stoffes nicht Meister sein solle, meine nicht, daß er nicht auch den Stoff auf bestimmte Weise den Schülern beizubringen habe; meine nicht, daß er blos salbadern und schwadroniren solle, bewahre mich! aber ich behaupte nur, daß der Geist die Hauptsache auch in der Schule sei, und um so viel mehr werth als das Uebrige, akurat als die Seele mehr werth als der Leib ist. Es ist auch ganz eigenthümlich, wie in solche Schulen die Kinder hineingezogen werden, wie sie zum Fest für sie werden, und die Eltern mit Schlägen und Fluchen sie nicht vom Besuch abhalten können, wie ihnen die Zeit vergeht wie ein Augenblick, und allemal die Stunden ihnen zu schnell zu Ende sind. Da zeigt es sich, wonach die menschliche Natur sich eigentlich sehnt, hungrig und durstig ist.

Hat der Lehrer nicht Geist oder ist er sonst mit seinem Geiste nicht dabei, nicht dabei mit ganzer Seele, so verbreitet sich eine gewisse Schläfrigkeit über die ganze Schule, in jeder Bewegung, jedem Blick liegt eine bleierne Mattigkeit, und bleiern schleichen die Stunden vorbei. Die natürliche kindliche Lebhaftigkeit sträubt sich gegen dieses unbehagliche, schläfrige Wesen und sucht durch allerlei Possen und Streiche sich wach zu erhalten, denn ein bedeutender Theil der Zuchtlosigkeit in der Schule ist gar nichts Anderes, als Sträuben gegen den Schlaf und ein Zeugniß gegen den

Geist des Lehrers. Die einen Lehrer wissen mit Stock und Strafe eine gewisse Ordnung und Zucht zu erzwingen, der jugendliche Geist wird in spanische Stiefel gethan und in finstern Kerker gesetzt, um traurig zu verkümmern. Wahrlich, da will ich den Lehrer zehnmal lieber, der mit dieser Zuchtlosigkeit gar nichts mehr anzufangen weiß, sondern halt muß die Kinder walten lassen, daß es ein Graus ist. Es ist aber merkwürdig, wie man alsbald angesteckt wird, sobald man nur einen Augenblick einen Fuß in eine solche Schule setzt. Man wird schläfrig, wird zerstreut, müde, sieht an die Uhr, und wenn man schon wieder lange an freier Luft ist, kann man doch den beständig gähnenden Mund nicht zubringen.

Eine solche Schule erhielt ich nach und nach. Die Gefangennehmung meines Gemüthes durch andere Dinge war die Ursache. Meine Amtsbrüder glauben mir vielleicht nicht, wie unendlich wichtig es ist, sich ein frei und froh Gemüth zu bewahren. Das giebt sich aber selten von selbst, eben wegen den Strömungen der Seele und den Winden des Lebens; es braucht Selbstbewußtsein, Kraft und Glauben. Aber auch die übrigen Menschen erkennen die Wichtigkeit dieses Satzes nicht, sie würden sonst nicht Elend, Noth, Mangel auf den Lehrer hetzen, die seine Seele mit Sorgen bewölken, in Kummer ersticken und seinen Geist zwischen Erdäpfelschalen zappeln lassen.

Doch nicht nur meine Seele fing an meiner Schule zu fehlen, sondern auch der Leib. Meine Stunden hielt ich nicht mehr fleißig. Ich verschwatzte mich beständig. Vor diesem Hause hatte ich noch Das zu b'richten, vor einem andern Jenes; hatte mich zu necken mit diesem oder jenem Mädchen. Sah ich während der Schule irgend einen Kameraden beim Hause vorbeigehen, so konnte ich mich selten enthalten, hinaus zu laufen, mit ihm eine Abrede zu treffen, ihn zu fragen, wie er mit seinem Mädchen stehe, oder ihm zu erzählen, wie es mir ergangen, oder wie ich die Gefahren auf meinen nächtlichen Fahrten überstanden. Verständlich machte ich mich groß, verschwieg meine Seelenangst und machte Bülletins so gut wie Napoleon auf seinem Rückzuge von Moskau. Nun waren es gewöhnlich meine eigenen sogenannten guten Freunde, die mir die Streiche spielten, und die dann eine wahre Herzensfreude daran hatten, mich eine Geschichte machen zu hören über Etwas, das sie so gut wußten wie ich.

Man kann sich denken, wie viele Zeit sich also verplappern läßt. Und wenn ich auch in der Schule war mit meinem Leib, so taugte er doch selten etwas. Der Mensch bedarf des Schlafes. Derselbe ist eine der größten Wohlthaten Gottes. Er bringt Frieden dem Leidenden, Vergessen dem Betrübten, Ruhe und frische Kraft dem Müden. Wahrlich, ohne Schlaf würde jedem Menschen das Leben, über dessen Kürze wir klagen, viel, viel zu lang sein. Ruhe und Schlaf für Leib und Seele bedarf Der, welcher stillerer Beschäftigung sich hingeben muß. Der Knecht, Der Bauer, die nicht geschlafen haben, können füglich holzen und mähen, dreschen und hacken. Aber laßt sie eintreten aus der Tenne, dem Acker in die warme Stube, laßt sie von bedeutender Anstrengung übergehen zu stiller Beschäftigung, so wird der Schlaf in wenigen Augenblicken sie übermannen.

Man denke sich, wie es in einer Schule zugehen muß, wo der Schulmeister mit dem Geiste nicht da ist und mit dem Leibe nichts taugt! Man achtet viel zu wenig darauf, sich den Leib munter zu erhalten. Man denkt nicht daran, daß vielleicht hundert Kinder dadurch einen Tag verlieren, der ihnen zu ihrem Heil von ihrem Schöpfer geschenkt ist. Hundert Kinder einen Tag verlieren, um einer von Einem durchschwärmten Nacht willen, wahrlich, dieses Wort sollte gewichtig klingen Allen, an deren Gewissen überhaupt etwas anklingt. Ach, und es giebt später der Nächte genug, wo dem Schulmeister ohne seine Schuld der Schlaf fehlt, die Glieder matt, die Augen schwer werden, wo er nicht sein kann, wie er gerne sein möchte am Tage, wo wieder vielleicht hundert Kinder einen Tag verlieren, weil der Schulmeister eine Nacht verloren. Die werden ihm sicher nicht angerechnet werden; aber sollte er doch um ihretwillen nicht um so geiziger sein mit den Nächten, deren Verwendung in seinem freien Willen liegt, um so vorsichtiger dafür sorgen, daß die Kinder keinen Grund haben, einander zu stoßen und zu sagen: „Unser Schulmeister ist heute aber übel z'weg"?

So war ich bei und in meiner Schule, darum ging es nicht gut; aber noch eine andere Ursache kam dazu, daß es immer schlechter und schlechter ging.

Die Kinder hatten nämlich immer weniger Achtung oder, wie die Leute sagen, Furcht vor mir nnd daher auch kein Zutrauen, keinen Gehorsam, keine Liebe. Die Kinder haben einen eigenen

Instinkt, der ihnen sagt, ob dem Schulmeister etwas an ihnen gelegen sei, ob er begehre, sie weiter zu bringen. Wo sie diesen Willen, diesen Eifer nicht bemerken, da bemächtigt sich eine Art Widerwillen der Kinder, sie fühlen, ohne daß sie sich dessen bewußt werden, wie ihr Wohl versäumt wird, und dieses Gefühl erzeugt eine feindselige Stimmung. Ferner muß dem aufstrebenden, alle Augenblicke aufblitzenden Eigenwillen der Kinder ein Gewicht entgegen treten, das alle Augenblicke und nach allen Richtungen gleich schwer drückt gegen der Kinder Eigenwillen und Ungehorsam. Eine ruhige Festigkeit muß den Kindern gegenüber stehen, welche sich nicht durch die Listigkeit der Kinder bethören, nicht durch Liebkosungen einschläfern, nicht durch Trotz ermüden oder erschrecken läßt. Des Lehrers ganzes Benehmen muß nie erscheinen als Folge besonderer Aufregung, sondern als Nothwendigkeit. Es muß den Kindern einleuchtend werden, der Lehrer könne gar nicht anders sein in diesem und jenem Falle, als er eben ist. Gerade dieses Feste, Unerschütterliche, Ruhige wird dem flüchtigen, erregbaren Kinde die meiste Achtung, den meisten Gehorsam einflößen, es wird sich mit einem wahren gläubigen frommen Vertrauen vor diesem Lehrer beugen.

So war ich aber nicht, sondern eher das Gegentheil. Tage lang ließ ich Alles ungestraft hingehen, ward dann wieder einen halben Tag streng, strafte einen Fall heute, aber morgen nicht, befahl hundertmal, ohne einmal Gehorsam zu erzwingen, manchmal ohne nur darauf zu achten, ob er geleistet werde. Ward der Lärm zu groß, so ließ ich, wie an vielen Orten gebräuchlich ist, ein: „Still! wollt ihr still sein oder nicht!“ erschallen und fuhr dann in meiner Sache fort, ohne mich zu achten, wer Lärm gemacht und wer ihn noch forttreibe. Ich drohte viel, führte aber selten eine Drohung aus, sondern sagte: „Für das Mal mag es noch angehen, das nächste Mal aber, dann soll's losgehen!“ Und das Kind machte es wieder, und ich drohte wieder. So waren im Grunde die Kinder Meister und nicht ich, und sie hatten mich deßhalb nicht einmal lieb. Ich galt, und ich mußte es später oft hören, für einen gar schrecklich Ungerechten und Parteiischen — im Anfang ganz sicher aus keinem andern Grunde, als weil ich Allen drohte und nur Einige strafte. Ich strafte diese nicht deßwegen, weil ich sie besonders auf dem Korn hatte oder ihre Eltern, sondern nur, weil ich entweder in einer besondern Stimmung war

oder es endlich wieder einmal nöthig fand, ein Exempel zu statuiren. Natürlich aber fand das Kind, das um einer Sache willen gestraft wurde, welche zwanzig andere ungestraft begangen hatten, es müsse ungerecht leiden, das Gleiche hätte den andern auch gebührt. Und wie die Leute denn sind, sie grübelten nach den Ursachen, warum ich gerade ihr Kind gestraft. Bald glaubten sie, es sei wegen ihrer Armuth oder weil sie mir nicht Geschenke gebracht oder weil ihre Tochter nichts von mir wolle. Und waren sie reich und hatten mir Geschenke gebracht und ihre Tochter hatte mich freundlich angesehen, so begehrten sie erst recht auf und sagten, es hülfe Alles nichts mehr, ich sei nicht mehr zu befriedigen. Es wäre Zeit, mit mir bei Seite.

Später kam ich in eine immer gereiztere ungleichere Stimmung, kam in eine Menge Mißhelligkeiten, und während dieser Zeit glaube ich allerdings manchmal ein Kind den Groll haben entgelten zu lassen, welchen ich gegen seine Eltern oder Geschwister hatte. Ich glaube es, denn ich konnte mich nicht enthalten, manchmal über ihre Angehörigen den Kindern in der Schule Stichwörter aller Art fallen zu lassen, was immer ein Zeichen zu sein scheint, daß die Kinder zu Sündenböcken gemacht werden. Ich sage, ich glaube es, denn mir bewußt war ich damals dessen nicht, und wenn mich Einer der Parteilichkeit beschuldigte, so begehrte ich gar tüchtig auf und behauptete, ich halte alle Kinder gleich, und ich glaubte es auch, aber Eins merkte ich nicht.

Ich merkte nämlich nicht, daß es eine Menge Brillen giebt verschiedener Art, gefärbt durch Liebe oder Haß, schön roth und gelb und veilchenblau, schön schwefelgelb und dunkelgrau, und daß durch solche Brillen die meisten Menschen sehen und nicht durch die eigenen Augen. Man nennt das in der gewöhnlichen Sprache, eine Sache mit verschiedenen Augen ansehen. So sieht man eine Sache heute veilchenblau und morgen dunkelgrau, und die gleiche Sache an der einen Person schön roth, an einer andern Person aber kommt sie Einem schmutzig gelb vor, eben je nach der Brille, durch die das Auge sieht. Wer sich selbst klar und vor den Menschen achtenswerth werden will, muß das Dasein solcher Brillen kennen und wachen und beten, daß sie ihren Sitz nicht auf seiner Nase nehmen. Besonders dem Lehrer sind sie zum größten Verderben. Sie machen ihn ungerecht, parteiisch, und er weiß es nicht. Sie empören kindliche Herzen gegen ihn und erzeugen in

ihnen bittern Groll gegen erlittene Ungerechtigkeiten. Darum muß der Lehrer alle Tage sorgfältig untersuchen, ob er alle seine Kinder mit dem ruhigen klaren Auge des Verstandes an- und durchschaue und nichts Drittes zwischen ihn und das Kind getreten sei, weder eine Wurst, noch keine Wurst!

Nun that ich dieses nicht; ich wußte nichts von diesen Brillen und handelte also ganz sicher ungerecht. Einem Lehrer, den die Kinder achten, verzeihen sie noch Manches, verzeihen ihm einzelne Aufwallungen und Uebereilungen, und gut geartete Kinder werden es sorgfältig verschweigen, sollte dieser Lehrer sie auch einmal hart behandelt haben ungerecht. Dieser Zug im Kinde ist wirklich recht rührend, weil er von selbst sich entwickelt und gewöhnlich unbeachtet, unbemerkt bleibt. Wenn aber ein Lehrer der Kinder Achtung verscherzt hat, dann dulden sie nichts mehr von ihm, wollen nichts von ihm annehmen, haben weder Vertrauen zu ihm, noch Glauben an ihn. Es bemächtigt sich ihrer eine unglückliche Tadelsucht, ein Geist des Kritisirens, indem ihnen durchaus nichts recht ist, was der Lehrer sagt oder macht. Sie setzen Alles in Zweifel, wollen Alles besser wissen, machen sich über ihn lustig und verlachen ihn zu Hause oder verklagen ihn.

Am nächsten Examen tadelte mich der Pfarrer scharf und ließ einige verblümte Sticheleien über meine Aufführung fallen. Ein alter Vorgesetzter ließ etwas merken von Parteilichkeit, die Andern schwiegen still. Das machte mich nun fuchswild, ich war durchaus blind über den Zustand, in dem ich war, blind über meine Fehler und glaubte Ruhm und Ehre von Jedermann fordern zu können. Ich klagte von Haus zu Haus über die mir widerfahrene Unbill, klagte über die Bosheit der Kinder, klagte über manche Eltern und schloß gewöhnlich meine Rede mit dem Wunsch, ich möchte Den sehen, der es besser machen könnte, einmal der Pfarrer würde es nicht sein, der wisse nicht, was Schulhalten sei. Jedermann gab mir noch recht und machte mir den Kopf noch größer und schimpfte vielleicht noch selbst über die eigenen Kinder, es sei nichts mit ihnen anzufangen, — während man diese Kinder gegen mich aufhetzte, mich vor ihnen ausmachte oder wenigstens in den Reden über mich kein Blatt vor den Mund nahm.

Zu dieser bereits gereizten aufbegehrischen Stimmung kam nun noch die Geschichte mit Stüdi. Die schlug mich gar nicht nieder, wie sie es zwei Jahre früher gethan hätte, sondern sie

brachte mich furchtbar auf — so wunderbar kann sich ein Gemüth in kurzer Zeit verändern und besonders ein schwaches. Ich schämte mich nicht, sondern ich ergriff jede Gelegenheit, um zu erzählen, wie wüst Stüdi es mir gemacht, wie hochmüthig und brutal Stüdi's Vater sich betragen, und wie sie sich noch einst reuig sein würden. Die Leute hatten ihre Galgenfreude an dieser Erzählung, allenthalben brachte man mich darauf, und Anfangs ließ sich manches Mädchen mit mir ein, nur um den ganzen Hergang pünktlich zu vernehmen und den Buckel voll über mich lachen zu können.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie man hungrige Vögel in's Garn lockt.

Diesen Zeitpunkt benützte ein schlaues Weib gar schlau. Es war eine Wittfrau in ihren besten Jahren, wie man zu sagen pflegt, d. h. zwischen vierzig und fünfzig, rüstig und appetitlich noch. Ein Mundstück hatte sie wie eine Schlange und eine Tochter, die ihr gar wohl glich. Sie hatten ein Häuschen im Dorfe gemiethet, welches ein wenig bei Seite lag, pflanzten da ein wenig und handelten mit Garn und Faden. Sie liefen an mehrere Märkte und hatten bei allen Händlern recht gute Bekanntschaft. Mit den Leuten im Dorfe hatten sie scheinbar wenig Gemeinschaft, sie wurden verachtet, und wenn die Buben dem Mädchen etwas zu leid thun konnten, so sparten sie es nicht. Wenn zufällig ein Mann mit der Garnlise redete, auf dem Markt ein Stück mit ihr ging, und seine Frau vernahm es, so hatte der acht Tage Leidens genug. Allgemein hieß es, sie verthäten und vernaschten ihren Verdienst, und man könne einst sehen, wie das herauskommen werde. Ich hatte, da sie keine Kinder zur Schule schickten, mich ihrer wenig geachtet, und vielleicht kein Dutzend Worte mit Beiden geredet.

Diese Frau wußte aber doch recht gut, wie die Sachen im Dorfe standen, wußte aus denselben gar oft ihren Nutzen zu ziehen, wußte insgeheim Männern und Weibern zu dienen, oft Mann und Weib zugleich, und verrieth keins dem andern; wo

sie Nutzen sah, da konnte sie verschwiegen sein wie Keine. Die wußte nun, wie es mir mit Stüdi gegangen war, wußte, daß ich nirgends z'Platz kommen konnte und doch immer heiraths-süchtiger wurde, kannte meine Schulden, denn was weiß eine solche Frau nicht Alles! Sie fing an freundlicher zu werden, wenn sie bei meinem Hause vorbeiging, mir irgend einen Scherz anzuwerfen oder meine Blumen zu rühmen. Wie zufällig blieb sie einmal stehen und sagte, es komme ihr just z'Sinn, sie könnte mich das auch fragen. Sie möchte ein Stücklein weben lassen und habe gehört, ich sei ein b'sunderbar geschickter Weber. Die Weber seien heutzutage schlimme Leute, wenigen sei zu trauen, zu mir habe sie aber den Glauben. Ich hatte bald ein Stück fertig und kein neues bestellt, fühlte wohl, daß ich etwas verdienen sollte, und die Lise that so manierlich und glatt, daß ich ihr nicht absagen konnte, sondern versprach, ihr Garn anzunehmen, sobald ich mit dem aufgespannten Stück fertig sei.

Lise ließ von ihrer Tochter auch nicht das Geringste merken. Sie fragte mehrmals selbst nach, wann sie das Garn bringen solle? Sie brachte es selbst und hatte mich bis dahin noch nie zu ihnen kommen heißen.

Nachdem ich einige Zeit an ihrem Stück gearbeitet hatte, kam Lise einmal zu mir in den Webkeller unter dem Vorwand, sie müsse doch sehen, wie das Ding herauskomme. Sie verwunderte sich, wie viel ich schon gemacht und wie schön. Sie setzte sich zu mir und plauderte ohne alle scheinbare Absichtlichkeit mir vor, wie es sie wunder nehme, daß ich nicht für mich webe, statt um den Lohn, und das Tuch verkaufe; gerade mit solchem Zeug wäre viel zu machen. Sie habe schon lange daran gedacht, aber es sei gar bös so für ein Weib, dem Niemand an die Hand gehe. Sie verstände die Sache wohl, um den Absatz wäre sie nicht bange und auch nicht um's Geld, deren hätte sie mehr als in manchem Bauernhaus sei, man sehe es ihr nicht an, aber die meisten Bäuerinnen lache sie nur aus. Nur mit den Webern hätte sie nicht gerne zu thun, wenn man sie nicht könne zu fürchten machen, so machten sie mit Einem, was sie wollten. Wenn sie einen Gesellschafter fände, der ihr dieses abnehmen würde, so würden sie Geld verdienen wie Heu, und er brauchte keinen Kreuzer zuzusetzen. Sie sei dann nicht Die, für welche man sie ansehe, fuhr sie fort, sie würde sich schämen, wenn sie nicht besser wäre, als

die andern Weiber. Sie wolle nicht sagen, daß sie die Beste sei und keine Fehler habe, aber mit den Dorfweibern vergleiche sie sich nicht. Aber sie wisse es wohl, warum die Leute so über sie zu räsonniren hätten. Sie möge mit dem Klatschzeug nichts zu thun haben. Sie habe im Anfang auch gemeint, mit den Leuten Gemeinschaft zu machen, allein sie sei bald froh gewesen, für sich selber zu sein. Das habe die Leute böse gemacht. Dann möchten sie es ihnen auch nicht gönnen, daß sie so gut könnten verdienen, nicht immer an Wind und Wetter sein müßten und es doch besser hätten, als in den meisten Bauernhäusern, daß sie zum Frühstück Kaffee vermöchten, nicht so langes, zähes, ungeschmalztes Kraut essen müßten, an dem eine Luzerner Sau ersticken müßte, geschweige denn ein Christenmensch. Wenn sie aber sehe, wie die Leute es mir machten, so nehme es sie nur wunder, daß sie es ihr nicht noch ärger gemacht hätten. Das habe doch keine Art, wie es mir Stüdi gemacht habe, und der Vater habe sich aufgeführt, Der sollte sich sein Lebtag schämen. So ein Bauer, und wenn er auch kaum fünfe zählen könne, habe einen Hochmuth wie ein Wiedehopf oder wie ein Affe, dem man ein rothes Röcklein angezogen und eine Laus hinter das Ohr gesetzt. Er verachte Alle, welche weniger Land hätten als er, ja er würde unsern Herrgott verachten, wenn er nicht glauben müßte, der Himmel desselben sei größer als sein Höflein, das nicht einmal bezahlt sei. „Ihr, Schulmeister, werdet es noch später erfahren, ihr trauet den Leuten viel zu wohl, ihr meinet, sie seien alle wie ihr seid, aber im ganzen Dorf meint es kein Mensch mit dem andern gut, und wäre es der leibliche Bruder, geschweige denn mit einem Fremden!“

Und Garnlise brach hier ab mit einer Entschuldigung, daß sie mich sturm geschwatzt habe, aber es habe sie schon lange gedünkt, sie möchte es mir einmal zeigen, wie sie es eigentlich meine und mir einige Winke geben. Ich solle es nicht für ungut halten. Weiter sagte sie mir nichts und ließ nun Alles, was sie mir an den Kopf geworfen, ordentlich gähren in demselben.

Die Lise war nicht dumm, sie wußte, daß man die einen Köpfe überrumpeln, die andern unterholzen muß: Weiber und Diplomaten verstehen sich am besten darauf, welche Methode jedesmal mit Erfolg anzuwenden sei.

Nach acht Tagen kam die Tochter in den Webkeller, brachte mir Grüße von der Mutter, die mir blaues Garn schicke, da ich

es brauchen werde und sie nicht selbst habe kommen können. Das Mädchen schoß mir ein paar freundliche Blicke in die Augen und blieb gerade so lange, daß ich es ungern gehen sah und es nachher nicht mehr aus dem Kopfe bringen konnte, so daß der Handel und das Mädchen auf eine wunderliche Weise sich in einander verschlangen. Das ist aber auch eine verzweifelt schwere Kunst, an jedem Orte gerade so lange zu bleiben, daß man Einen ungern gehen sieht, daß man den Leuten im Kopf bleibt, einen angenehmen Eindruck und doch eine gewisse Leere hinterläßt.

Die Hexen ließen mich nun wieder im Stich, und als die Mutter einmal vorbeiging und ich sie anredete, hatte sie nicht Zeit, sich aufzuhalten, sondern lud mich ein, einmal selbst zu ihnen zu kommen, und wenn allfällig das Stück fertig sei, es an einem Abend selbst zu bringen.

Ich will mich nicht aufhalten zu erzählen, wie ich nach und nach immer mehr angedreht wurde, und wie die Weiber sich lange Zeit sehr vorsichtig und behutsam betrugen.

Es war etwas in mir, das eine große Uebereilung hinderte. Ich schämte mich doch mehr oder weniger der Leute und ihres Umganges, weil das ganze Dorf sie mied und verachtete. Ich hatte schon hie und da ein spöttisch Gesicht bemerkt, ein spöttisch Wort gehört, seit ich mit ihnen verkehrt. Das ärgerte mich doch, denn ich war ungern ausgelacht. Der Gedanke, wie die Leute spotten und lachen würden, wenn ich Bäbeli zur Frau nähme, schreckte mich ab, so oft ich daran dachte. So wurde ich angezogen und abgestoßen und flatterte doch immer näher um's Licht herum wie ein Nachtschmetterling, eine Fliege, welche am Ende die Flügel sich verbrennen.

Eines Sonntags hatte ich versprechen müssen, am Abend zu ihnen zu kommen, die Mutter wollte mir Garn zeigen und etwas mit mir abrathen. Es war ein rauher, stürmischer Oktobertag. Am Himmel fingen Schneewolken an sich zu bilden, über die Erde wehte es gelbe Blätter, und frostig strich der Wind über die frisch geackerten Felder. Ich hatte die Dunkelheit abgewartet, war auf einem Umweg hingegangen, und schauderte ordentlich, als ich über die Schwelle trat, vor Frost meinte ich.

Im Stübchen war es schön warm und gar freundlich wurde ich empfangen. Die Mutter hatte in einem Buche gelesen und Bäbeli etwas genäht. Gar traulich berieth mich nun die Mutter

und sagte mir vielmals, sie habe zu Niemand so Vertrauen, als zu mir, und auch Niemand so lieb, wie mich, außer Bäbi, sie könnte mir das Herz aus dem Leibe geben. Unterdessen sandte sie die Tochter in die Küche, mir Kaffee zu machen und etwas dazu, sie habe Hunger. Während die Tochter draußen hantirte, rühmte die Mutter sie gar sehr, wie Bäbi ganz ein Anderes sei, als so ein Bauernmensch, welches weder nähen noch stricken könne, zu faul sei, die Flöhe zu fangen, welche es pfundweise am Leibe herum trage. Nein, da sei Bäbeli ein ganz Änderes, reinlich und arbeitsam und geschickt und könne nähen trotz einer Herrenfrau, verstehe Alles gar wohl; dann sei es nicht, daß Bäbi nichts habe und nichts bekomme, eine schöne Summe habe es schon verdient, und sie selbst habe dann auch noch etwas, was nicht Jedermann denken und was man bei manchem vornehmen Bauer vergebens suchen würde. Töchterchen war ab- und zugegangen, trug Kaffee auf und einen tüchtigen Pfannkuchen, wie ich in der That lange keinen so guten gegessen hatte. Ich mußte essen und immer essen, als ich schon lange mehr als satt war. Wollte ich absetzen, so sagte Bäbeli, wenn ich's was schätze, so würde ich noch ein Stücklein nehmen, und dazu saß es mir ganz nahe, daß ich Bäbeli gar nichts absagen konnte. Als ich endlich von Ersticken zu reden anfing und von Versprengen, ließen sie mich zufrieden mit Essen, kamen aber nun mit Trinken, das werde mir wieder wohl machen. Die Alte brachte ein Maaß Rothen aus ihrem Schrank, die Tochter Gläser, schenkte ein und machte Gesundheit.

Der Wein war vom stärkern, und was der kann, weiß ein Jeder, der einmal zwei Schoppen dergleichen getrunken. Die ersten Gläser machten mir schon ganz warm, lösten mir die Zunge. Die Alte war eine Kennerin, kannte die verschiedenen Tempo des Weines und ihre Zeichen beim Menschen auf das genaueste und verließ uns daher jetzt unter dem Vorwande, es sei billig, daß sie auch etwas mache; habe das Mädchen gekocht, so wolle sie jetzt abwaschen; wir sollten nur nicht Langeweile haben, sie komme bald wieder. Wir hatten nicht lange Zeit. Bäbeli fing an mit einer Bauerntochter mich aufzuziehen, rückte mir aber immer näher, ich floh auch nicht, ließ nichts daraus gehen, wollte endlich Bäbeli zur Strafe für seine Neckereien küssen. Es meinte: „Wenn es Die und Die sehen würde, was würde sie sagen?“ „Meinethalben was sie will,“ antwortete ich, „dieser frage ich nichts nach, ich küsse, wen

ich will.“ Und ich setzte wieder an, und Bäbeli sagte: „Laß mich doch, wenn es die Mutter sehen würde!“ Als wir am besten am Küssen waren, kam die Mutter zur Thüre herein und rief: „So! so! das geht lustig, könnt ihr das auch, Schulmeister?“ Bäbeli wollte aufspringen und fort, und ich hätte es gehen lassen, denn trotz dem Wein war ich doch verblüfft, aber die Mutter sagte: „Seid nur ruhig, ich bin auch jung gewesen und gehe gleich wieder. Es freut mich, daß der Schulmeister thut, wie ein anderer Mensch und sich unserer nicht verschämt.“ Da blieb Bäbi und sagte: „Mutter, er kann küssen, wie wenn er's aparti g'lehrt hätt'.“ Und die Mutter sagte, das nehme sie nicht Wunder, so einem Schulmeister komme gar allerlei zu Handen, aber sehen möchte sie es doch auch, und trinken müsse man dazu, sonst werde man gar durstig, denn es mache nichts so durstig, als das Küssen.

Man trank mir zu, Bäbeli sagte, wie es mich liebe, mich oder Keinen, habe es schon lange gedacht. Ob ich es gefragt, weiß ich nicht, aber ich war ganz aufgelöst in Zärtlichkeit und that und schwatzte, ich weiß nicht mehr was.

Da schlug es draußen an die Fenster wie ein Donnerschlag, klirrend stürzte ein ganzes Fensterkreuz in die Stube, hinten nach polterte ein schwerer Stock und diesem nach sprangen ein paar Buben. Bäbeli war längst aufgesprungen, aber wie vom Donner gelähmt saß ich da und hörte zu, wie die Bursche mich verhöhnten und sagten: das sei ein schöner Schulmeister, der mit diesem Pack sich abgäbe. Das müsse der Pfarrer wissen, die Schande wollten sie nicht auf das ganze Dorf kommen lassen. Ich fing auch an aufzubegehren, warf ihnen vor, sie seien wie Mörder in die Stube gekommen. Wo ich sei, und was ich mache, gehe keinen Teufel und keinen Pfarrer, am wenigsten aber sie an, und dann hätte ich übrigens nichts Schlechtes gemacht. Das Weibervolk setzte sein Zungenwerk auch in Bewegung, besonders die Alte. Und jetzt, sagte sie, sollten sie sich packen, oder sie sollten sehen, wie es ihnen gehe! Aber sechs Nachtbuben lassen sich durch zwei Weiber nicht so leicht erschrecken. Sie stellten sich erst, als wollten sie da bleiben, tranken den Rest des Weines und sagten endlich: „Jetzt, du Schulmeisterlein, komm, wir wollen gehen.“ Nun ging der Lärm von vornen an, ich hatte nicht Lust zum Gehen, die Weiber erklärten, mich nicht gehen zu lassen, sie wüßten nicht,

was solche Ungeheuer mit mir anfingen, und der Schulmeister habe das Recht so gut da zu bleiben, als an einem andern Orte.

Aber die Buben ließen sich weder erschrecken noch mit sich kapituliren, rissen mich auf und stießen mich der Thüre zu. Ich wollte mich wehren, Bäbi hing mir an dem Hals, die Alte schlug mit dem Kunkelstecken drein, aber das half Alles nichts. Bäbi wurde in eine Ecke geschleudert mehrere Male; denn mit einer Beharrlichkeit, die mich gar sehr rührte, hängte es sich immer wieder an mich, die Alte erhielt einige Schläge mit ihrem eigenen Stecken, und ich wurde wie ein Strohbündel über die Schwelle gestoßen. Draußen nahmen mich Zwei unter die Arme und führten mich dem Dorfe zu, weit tönte das Geschrei der Weiber nach. Meine Begleiter hielten mir schöne Galgenpredigten: Kein Mensch hätte geglaubt, daß ich ein solcher Taugenichts sei; sie würden es aber jetzt dem ganzen Dorfe zeigen, wie sie einen schönen Schulmeister hätten!

Der Wein, die frühere Aufregung, die Angst vor der Schande, der ich entgegen ging, vor den möglichen Folgen, der auf mich einstürmende Hohn brachten mich in einen Zustand, den ich seither das trunkene Elend habe nennen hören.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie ein Schulmeister den Katzenjammer hat.

Nacht und Tag waren hingegangen, ein neuer Morgen erwachte, und immer noch fühlte ich mich elend über alle Maßen. In der düstern Einsamkeit erschien mir die Zukunft gar schwarz, meine Lage im trostlosesten Licht. Zu den schwarzen Bildern sang draußen ein kalter Schneewind ein schaurig Lied. O, es ist etwas unendlich Trauriges für ein in sich selbst nicht zum Bewußtsein gekommenes Gemüth, dem die Quelle des nie versiechenden Trostes nicht im eigenen Herzen aufgegangen, so einsam zu sein einzig mit seiner beschwerten, niedergebeugten Seele, hinter sich eine Vergangenheit, von der man mit Beben die Augen abwendet, vor sich eine Zukunft, die dem ängstlichen Auge, das sie entwirren möchte, die

gehegten Hoffnungen in grinsende Todtenköpfe verwandelt zeigt; Gespenster über Gespenster, eines graulicher als das andere, auf den Spiegel der Seele fallen läßt. Man möchte das beschauende Auge schließen, möchte Alles vergessen, an nichts gedenken, aber Vergangenheit und Zukunft dulden es nicht, sie drängen sich in die Seele hinein, wie der Stahl des Mörders in seines Opfers Herz. Ein Mensch, der Einen hört, der ein freundlich Wort zu Einem spricht, der eine andere Saite in uns anschlägt, eine andere Gedankenreihe in uns heraufruft oder nur andere Farben aufträgt, statt der schwarzen, welche wir allein noch im Besitz haben, wird uns zum Engel in der Wüste. Und wenn kein Mensch zugegen ist, nur etwas Lebendiges, eine Katze, die um unsere Füße streicht, ein Hund, der seinen Kopf auf unsere Kniee legt, ein Vogel, der uns in die Hand pickt, nur ein Wesen, das uns das Bewußtsein zurückruft, nicht verlassen, verstoßen zu sein, doch noch einen kleinen Theil der unerschöpflichen Liebe, der eigentlichen Weltseele, zu besitzen, und sei es auch nur Katzen- oder Vogelliebe, auch ein solches Wesen vermag uns wieder aufzurichten. Ein tiefes Bedürfniß nach Liebe ist in jedes Herz gelegt, die Zeichen der Liebe, welche wir erhalten, sind die eigentliche Nahrung der Seele; die Zeichen der Liebe, welche uns von Sterblichen werden, sind die Zeugen der göttlichen Liebe. Nur um des Guten willen wird ein Mensch geliebt, nur das Hervortreten des Göttlichen in ihm erweckt eigentliche Liebe, nur Milde und Kraft fesselt den Hund an ihn. Ein Mensch, der durchaus nur böse wäre, würde von allen Lebendigen geflohen, kein Hund würde ihm die Hand lecken, kein Vogel würde auf sein Pfeifen horchen, bei ihm hielte nichts aus als Flöhe und Läuse. Darum, wenn das Unglück über uns einbricht, wenn der Herr uns die Ruthe giebt, sehnt sich das Herz nach einem Zeichen der Liebe, der Theilnahme der Geschöpfe, als einem Zeugniß, daß es die ewige Liebe nicht verloren, kein vom Vater ausgestoßenes Kind sei, sondern nur ein zu seiner Heiligung gezüchtigtes. So wie nun die Menschen selten wissen, warum sie eine Sache thun, so wissen sie auch nicht, warum Bekannte und Freunde zu trauernden Unglücklichen laufen, sie würden sonst nicht mühselig ganze Körbe voll Trost und Redensarten aus der Plunderkammer aufladen und dem klagenden Freunde zur beliebigen Verdauung vorwerfen. Bei wahrem Leid schlägt kein solcher Wort-Trost an, aber das Kommen, das Nicht-Verlassen-

sein erhebt, und ein einziger Blick, aus dem Liebe spricht, giebt der Seele Kraft und die Gewißheit, daß man nicht aus den Grenzen der Liebe gestoßen worden.

Mir ward kein solcher Trost; ich blieb alleine. Trübe war's ringsum; doch konnte ich wieder etwas denken, nicht nur empfinden und phantasiren.

Den Zustand aber, in dem ich gewöhnlich an einem Abend war, kann man sich kaum denken. Es war eine tägliche Kreuzigung, zu der ich alle Morgen erwachte. Und wenn der Tag vorbei war, kam der Abend finster und lang und einsam, denn kein Mensch besuchte mich, und zu Niemandem mochte ich, mochte die Gesichter nicht sehen, ehedem so freundlich, jetzt hämisch und finster, mochte Anzüglichkeiten und Sticheleien von denen nicht hören, die früher ganz anders geredet, die auch ganz andere Dinge getrieben hatten, nur mit dem Unterschiede, daß es dann bei gelöschtem Lichte geschah, während es an jenem unglücklichen Abend noch gebrannt hatte.

Ich saß also daheim am Webstuhle, um mein Leben zu fristen und mein Leid zu vertreiben. Das Erstere konnte ich. Ich konnte noch einige ungestüme Mahner, die mir alle Augenblicke vor der Thüre waren, befriedigen. Das Letztere aber konnte ich nicht. Wob ich, so hatte ich Zeit zu denken, was ich Alles gehofft, in welchen süßen Träumen ich gelebt, wie wohl es mir gewesen, und wie nun Alles so ganz anders geworden, in welch Elend ich gerathen. Eigen ist, daß der Glückliche sich meist mit der Zukunft beschäftigt, froher Erwartungen voll, der Unglückliche mit der Vergangenheit, dem Grabe seines Glücks, doppelt leidend in der Rückerinnerung, so daß Beide die Gegenwart vernachlässigen. Wäre es vielleicht nicht besser, wenn Alles umgekehrt wäre?

Wenn ich dann so recht in's Elend hineinkam und dachte an die vergnügte Zeit und an meine jetzige Traurigkeit, dann wollte das Weberschifflein nicht mehr fliegen durch die aufgespannten Fäden, dann konnte ich nichts mehr, als die Tage zählen, welche ich noch in diesem Fegfeuer auszuhalten hatte, konnte nichts mehr, als verzagen an mir und an der Welt. Und wenn ich endlich müde von dem nie endenden Gebären und Verschlingen der Bitterkeit gegen mich und die Welt das Lämplein löschte, konnte ich nichts Anderes wünschen, als daß in der Nacht auch

das Lämplein meines Lebens verglimmen möchte. Es war mir ein Trost zu denken, es würde vielleicht der Eine oder der Andere an meiner Leiche erkennen, daß er mir zu viel gethan.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie ein Schulmeister merkwürdige Betrachtungen anstellt.

Die Krone der Schöpfung heißt der Mensch, er heißt der Erde König, einen Halbgott träumt er sich, wie ein Selbstbeherrscher geberdet er sich, trotzig und dünkelvoll. Er macht ein Gesicht, als ob er mit der Hand den Himmel aus den Angeln heben, mit dem Fuß die Erde in Splittern schlagen könnte.

Ein solches gottloses Gesicht zieht nicht etwa ein Kaiserlein allein oder Königskinder, sondern Millionen federkauende, ahnenstaubige, schulstaubige, mehlstaubige, straßenstaubige (was für ein Unterschied ist wohl zwischen Staub und Staub?) Menschlein ziehen noch ärgere — Gesichter nämlich. Der Staub an allen Haaren ist ihnen kein Zeugniß, daß sie keine Halbgötter seien, sondern halt schwache Geschöpflein, Staub und Asche. Ihr Haar, das ihnen zu oberst auf dem Haupte im Winde flattert und losgerissen ein Spielzeug desselben wird, ist von Gott ihnen gegeben zum warnenden Zeichen, daß sie nicht solche Haare seien im Weltenwinde, der vom Aufgang bis zum Niedergang bläst fort und fort, oder gar losgerissene Haare, die herumgetrieben werden, bis sie in Koth oder Dornen stecken bleiben; aber sie verstehen das Zeichen nicht.

Der gute Gott sprach am dritten Tage seiner Schöpfung: Es bringe die Erde Gras hervor Kräuter, welche Samen tragen, fruchtbare Bäume, welche Früchte bringen nach ihren Geschlechtern, in denen ihr Same sei auf Erden. Und es geschah also.

Und unter diesen Kräutern und Bäumen, aber nicht Kraut, nicht Baum, schuf der gute Gott den Epheu zum Sinnbilde dem Menschen. Wie alle Bäume und Kräuter strebt der Epheu nach oben, dem blauen Himmel, dem Lichte zu, aber allein vermag

er es nicht, an einem Stamme muß er sich empor winden und schlingen, nur an demselben steigt er höher und immer höher bis zur Spitze hinauf; und je stärker und höher seine Stütze aus dem Boden gen Himmel steigt, desto stärker wird auch er, desto näher kömmt auch er dem Himmel und grünt so blendend und saftig dann in Sommerhitze und im Winterschnee, als ob ewiges Leben in seinen Adern flösse. Stürzt den Baum, entreißt seine Trümmer den umschlingenden Armen und laßt dessen Epheu keinen Stamm mehr finden, so sucht es an jedem Zweige oder Steine sich zu erheben, kriecht elend, unbeachtet am Boden fort, kein Vieh frißt es, es zertritt ihn blos.

Wie wunderbar ähnlich ist nicht der Mensch, nicht Thier, nicht Engel, dieser Pflanze, nicht Kraut, nicht Baum!

Der Mensch ist für den Himmel geboren, zu ihm sieht sein Auge empor, nach ihm hin zieht ihn sein Geist; aber sein Auge hebt sich nicht, sein Geist zieht ihn nicht, wenn sie weder Stütze noch Stamm finden, sich aufzurichten nach oben. Setzt des Menschen Kind im Walde aus, laßt Bär oder Wolf seine Ammen werden, so wird der Leib sich nicht heben, auf Vieren wird es gehen, wird heulen wie der Wolf, brummen wie der Bär; sein Geist hebt sich nur, um auszugehen auf Raub, den Fraß sich zu suchen, zieht ihn nur zur Quelle, den Durst zu löschen. Ein Thier wird des Menschen Kind werden und bleiben.

Gebt dem Kinde aber eine Mutterhand, in die sein tastend Händchen sich lege, einer Mutter Arm, der es vom Boden hebt, einer Mutter Auge, das es vom Boden zieht zu sich hinauf, und seht nun, wie das Kind sich aufrichtet auf seinen Füßchen, an der Mutter empor sich schlingt; seht, wie sein Auge sich aufschlägt, das Mutterauge sucht, den Himmel findet, und wie unter goldnen Locken hervor das Engelchen zu lächeln beginnt.

So rankt der Mensch am Menschen empor zur Menschengestalt, aber auch seine Seele schlingt sich an Seelen auf und saugt aus ihren Säften Nahrung zum Wachsthum und hält an ihnen sich fest. O es ist eigen, wie die kleinen Seelen kleiner Kinder ihre Fühlfäden tastend ausstrecken nach größern, festern Seelen, sich da anklammern und einsaugen und an ihnen sich aufrichten. Es ist aber auch ein eigener Gedanke für den Erwachsenen, oder Erwachsenden, daß, ohne es deutlich wahrzunehmen, junge Seelen an ihm emporklimmen; daß er da sei, um ihnen Nahrung und

Richtung zu geben; daß wie er sich aufrichte und niederbeuge, im Schlamme krieche oder Himmelslüfte suche, sie mit ihm sich aufrichten oder beugen, mit ihm im Schlamme kriechen oder des Himmels Lüfte trinken. O es ist herrlich zu sehen, wenn in einem Hause ein oder, wie es sein sollte, zwei Zwillingsstämme mächtig und fest aufschießen himmelwärts, wie da keine Seele am Boden kriecht, sondern alle an den Stämmen die Höhe suchen. O es ist herrlich zu sehen, wie da zwei Kräfte walten unwiderstehlich, wie der angeborne Trieb nach der Höhe die jungen Seelen hintreibt zu den Stämmen, und wie diese mit dem Athem und Duft der Liebe, der rings um sie weht, die von eigener Kraft Getriebenen mit unwiderstehlicher Gewalt noch anziehen und festhalten. Auch hier ist die Liebe, die bindet; an eine Eissäule hinauf würde kein Epheu sich winden. In einem solchen Hause ruht und arbeitet es sich herrlich; dieses Haus steht im Schatten des immer grünen Lebensbaumes.

Wie schauerlich und wüste sieht es aber da aus, wo kein Stamm sich findet, sondern nur niederes Gestrüpp, wo die alten Seelen durch Moder, Koth und Trümmer kriechen, mühselig und schmutzig; wo die jungen Seelen ihnen nachkriechen und lange noch ihre Fühlfäden ausstrecken nach einer aufwärts strebenden Seele; aber wenn sie keine finden, dann sich eigene Wege suchen durch Moder und Koth! Da ist ein häßlich Wohnen unter häßlichem Gezüchte; da sind die Höhlen, wo verlorne Seelen ihr graulich Wesen treiben.

Bange muß es denn doch in der Brust werden, in welcher das Bewußtsein aufgeht, daß junge Seelen an ihre Füße sich klammern, in ihr ihre Himmelsleiter suchen; bange muß es werden in jedes ältern Menschen Brust; „wie hoch hebe ich mich, und wie fest stehe ich?“ muß der sich fragen, der das Festklammern Anderer an sich fühlt — muß sich fragen: „Woran stehe ich denn eigentlich? welches ist der Stamm, der mir Stütze, Halt und Richtung giebt?“ Denn welch starker Stamm Einer auch für Andere sei, er vermag doch nicht für sich allein zu stehen, er bedarf wieder eines Stammes, um sich aufrecht zu erhalten. Keiner in Menschengestalt hat je die Erde betreten, der durch selbsteigene Kraft das Haupt emporgehoben und ungebeugt und ungeknickt geblieben wäre. Wie bebte wohl Christus, vom Sturme erfaßt, im Garten Gethsemane, und was erhielt ihn fest und ungebeugt?

Es muß das Jeglicher untersuchen. Denn was er umschlingt, woran er sich aufwindet, an dem kriecht auch die junge Seele auf, die wohl zuerst an der alten sich hebt, aber dann auch an dem, was die alte stützt; und wenn die alte von hinnen geht, dann wird der Stamm der alten auch zum Stamm der jungen. Solcher Stämme sind nun vielerlei, denn die suchende Seele erfaßt nicht nur Seelen, sondern auch Sachen, auch Gegenstände, selbst bloße Einbildungen, und erwählt sie zu Trägern ihres Daseins, ihres Heils.

Je fester die Säule steht, desto sicherer das Heil; je höher die Säule geht, je näher kommt der Mensch dem Himmel; je niederer dieselbe bleibt, desto ähnlicher bleibt der Mensch dem Thiere. Nun, Mensch! thue die Augen auf und schaue, woran du kriechst, was deines Lebens Haltpunkt bildet, was der Magnet deiner Seele ist; dann erkennest du auch dein Schicksal, deiner Seele Werth. Sind Sinnengenüsse die Glanzpunkte deines Lebens, kriecht nach ihnen deine Seele, dann kriecht sie durch Koth über niedere Steine und wird im Koth ersticken.

Das Geld zieht Viele an, macht ihnen den Rücken gerade, stellt hoch ihnen die Nase, zieht ihre Seelen an und auf. O ja, etwas hilft das schon, über das rein Thierische kömmt man weg, aber hoch kömmt man deßwegen doch nicht, einen Engel stellt man nicht dar, sondern nichts anders, als ein Additions-Exempel. Viele haben freilich großen Respekt vor solchen Exempeln und sie selbst fordern großen; aber das kömmt nur daher, daß sie und die Andern eben noch nichts Höheres kennen, als solche hörnerne Exempel. Aber in solchen Exempeln verrechnet man sich oft wüst, und das Geld gehört auch der Erde an, ist flüchtig und vergänglich; darum kömmt die Seele nicht hoch und steht nicht fest, die an dem Gelde empor will.

Mancher will durch eine schöne oder reiche Weibsperson emporkommen — du mein Gott!

„Was ist brüchiger als das grüne Glas?
„Was gebrechlicher als ein Weibsbild, — was?“

Andere klimmen an gestorbenen Menschen auf und geberden sich gar merkwürdig. Die Gesammtheit dieser Abgestorbenen nennen sie Familie, Ahnen. An gelbem Papier, an todten Namen klimmen sie empor, wie der Affe am Kameel, und geberden sich oben auch gerade wie Affen auf dem Kameel, und mit jedem Gestorbenen

kriegt das Kameel einen Höcker mehr und ein neuer Affe setzt sich oben hin und geberdet sich wunderlich; und manchmal hat der Affe noch eine Frau, und die geberdet sich noch wunderlicher; und oft haben beide noch junge Affen, und die geberden sich am wunderlichsten. Denn die stehen wieder höher, nämlich auf den zu einem neuen Höcker gewordenen alten. Ja, wenn die Leutchen an den Tugenden ihrer Vorfahren emporklimmen wollten statt an den Namen — Respekt da! Aber du mein Gott! da ist bei manchem Namen keine Tugend. Mancher Name hob sich an der Elle oder am Metzgermesser, und Mancher eben war nichts Anderes als ein gutes Additions-Exempel. Und wo auch Tugend war, da kennt sie oft der Enkel nicht oder bekümmert sich nicht darum.

Andere, ja ganze Familien strecken sich aus nach allen Posten und Pöstlein und meinen an diesen zu steigen von Höhe zu Höhe. Du lieber Himmel, sie haben da ein gefährlich Ding erwählt. Mancher Wurm kriecht auf einen Baum, wo nur der Vogel sitzen sollte, aber deßwegen bleibt der Wurm doch Wurm, wird nicht Vogel, und immer kommt die Zeit, wo man ihn hinunterschüttelt, weil er Blüthen und Blättern Verderben bringt.

Viele versuchen an allen begegnenden Menschen emporzuklimmen und von diesen aus ihre Aeste und Arme auszustrecken nach allen Dingen. Diese werden von den immer auseinander gehenden Menschen hin und her gerissen, zerrissen und fallen endlich zerrissen Allen unter die Füße.

In eitlem Wahn bilden welche sich ein, selbstständig und frei dazustehen, durch selbsteigene Kraft sich zu erhalten und höher zu schwingen. Die guten Kinder! Die Rebe ohne Stock wird von jedem Lüftchen zu Boden geworfen; nur etwas Unbedeutendes, nur ein tüchtig Zahnweh acht Tage lang sollte diese Majestäten zur Besinnung bringen, wenn sie nämlich noch zur Besinnung kommen können, was aber bekanntlich Majestäten selten zu Stande bringen.

Alle diese Stützen der Menschen vermögen wohl vom Thier den Menschen zu erheben, dem Leibe Behaglichkeit, der Seele Stolz oder eine Art von Selbstgefühl zu geben; allein je sinnlicher sie sind, desto gebrechlicher sind sie, und der Erde entsprossen, erheben sie sich nicht über die Erde und darum auch Andere nicht.

Auf der Erde haben wir aber nicht nur sinnliche Dinge, sondern auch Kinder des Geistes schweben unter uns; unsichtbar

sind sie, und doch vermögen wir sie zu erkennen; sie haben nicht Arme, nicht Beine, und doch erfassen sie Seelen und reißen sie mit überirdischer Gewalt an sich hinauf. Ich meine die Ideen, und das Erfaßtwerden von ihnen heißt Begeisterung.

Sie füllen die Seele mit himmlischer Kraft, sie führen sie zu einer Höhe hinauf, die gewöhnliche Menschen nicht mehr zu ermessen vermögen.

Und dennoch wehe dem Menschen, der von einem dieser Himmelskinder sich ergreifen läßt und an demselben, als einem für sich allein bestehenden, abgesonderten Stamme, der in sich selbst Anfang und Ende findet, sich emporschwingt.

Hat eine solche Idee den Menschen erfaßt, begeistert, so fühlt er sich unwiderstehlich berufen, dieselbe zu bezeugen mit That und Wort, dieselbe durch sich in's Leben treten zu lassen, dieselbe zu verwirklichen auf Erden. Das aber vermag kein Sterblicher.

Die eigene Gebrechlichkeit und Beschränktheit auf der einen Seite, das Widerstreben der Welt auf der andern Seite erzeugen eine unausfüllbare Kluft zwischen dem Mögen und dem Vermögen, zwischen der Auffassung und der Idee und ihrer Darstellung. Und je reiner die Idee sich abspiegelt im menschlichen Gemüthe, um so greller wird demselben der Abstand in ihrer Verwirklichung erscheinen, um so unglücklicher muß das Gemüth werden. Je höher der Gedanke es erhoben hatte, desto tiefer stürzt es die Wirklichkeit, wenn nämlich die Idee abgerissen allein herrschend da stand in seinem Gemüthe, wenn die Idee sein Gott war.

Was kann wohl den Menschen tiefer schlagen, als wenn er zur Erkenntniß kommt, daß er ein ohnmächtiger Diener seines Gottes ist, oder gar, daß sein Gott selbst ohnmächtig ist, daß er keinen Himmel hat für seine Gläubigen?

Da kommt es gerne dazu, daß man den eigenen Kopf an der Mauer einschlägt, oder daß man seinen Gott mit Füßen tritt in den Koth.

Denkt an die Ideen der Freiheit, der Schönheit, der Liebe — wie Viele wurden wahnsinnig durch sie; und wie Viele haben, da sie selbst die Idee nicht zu verwirklichen vermochten, ihr Dasein geläugnet und in blinder Wuth sie bekämpft, treulose Abgefallene? So wurden Freiheitsapostel Tyrannen, und die innigste Menschenliebe verwandelte sich in Menschenhaß. Die Stämme, an denen sie sich emporgeschwungen, verließen sie erbittert, getäuscht und

warfen sich auf den Boden hin verzweiflungsvoll, oder sie erhoben frevelnd die Hände gegen das, was sie früher angebetet, was ihres Lebens Richtung bestimmt hatte. Sie wollten den Himmel auf Erden niederziehen, die Thoren hatten ihre Leitern nicht am Himmel fest gemacht; darum thaten sie auch den großen Fall.

O diese Ideen sind wohl Himmelskinder, sind Leitern zum Himmel, aber eben nur Kinder, nur Leitern; für sich allein sind sie ein eitler Wahn, bringen nur bittere Täuschung.

Mensch! willst du den Himmel finden, willst du zum Engel werden, mußt du an diesen Leitern aufsteigen allerdings, aber einem Ziele zu, und wohin wohl anders, als zu ihrem Vater selbst, zu dem Urquell alles Geistigen, zu Gott. Von diesem kommen sie, zu ihm führen sie; hier ist das Steigen, das Streben nach ihnen; dort erst das Erreichen, die Vollendung, das Ziel. In diesem Gedanken, in dieser ewigen Wahrheit liegt die Vermittlung; sie erhält den Muth und giebt die nie ermüdende Kraft, aufzufahren mit Fittigen wie die Adler. Die Ideen sind Kinder des Lichtes, die Feuersäulen, die uns leuchten auf der dunkeln Erdenbahn, sie können aber nie völlig übergetragen werden auf die Zustände der Erde, da wachsen sie immer verkrüppelt auf, wie die Pflanzen des Südens im kalten Norden. Sie sollen aber eben nicht die Erde zum Himmel machen, wo bliebe da die Sehnsucht nach dem Himmel, nach der eigentlichen Heimath? Sie sollen die Ahnung des Himmels wecken in der Menschenbrust, sie sollen nach dem Himmel ziehen. Dieses Ziehen und Bilden der Menschen ist die Hauptsache, nicht das Umschaffen der Zustände der Erde zu einem Himmel. Allerdings wird Jeder sein inneres Leben als Siegel auch dem äußern, den ihn umgebenden Zuständen aufdrücken wollen; aber das wird nie vollkommen gelingen, wegen eigener und Anderer Gebrechlichkeit. Daher eine unselige Doppelthorheit unserer Zeit. Erstlich das Heil der Menschheit suchen zu wollen in einem äußern Zustande, einer Form, einer Verfassung allein, ohne Rücksicht auf das Innere des Menschen; zweitens die Menschen beglücken zu wollen nur mit einer Idee und ihrer Ausführung, in unsinnigem Uebermuthe Gott und den Himmel überflüssig glaubend. Gerade die werden sich bald die Haare ausraufen, bald die Menschen mit der Knute nach ihrem Willen zwingen wollen und am Ende trostlos verzweifeln an allem Guten, an allem menschlichen Streben. Gerade diese Thoren sind es,

welche durch ihr traurig Treiben und traurig Ende den Glauben bei Halbblinden erzeugen, alles höhere Streben sei eitel und Sorge für sich allein und seinen thierischen Theil einzig wahre Weisheit. Darin liegt die Vermittlung, daß wir also hier das Vollkommene nicht erwarten, dem Irdischen nichts Ueberirdisches zutrauen, daß wir nicht die Ernte wollen für jede Aussaat und doch überzeugt bleiben, daß kein höheres Streben eitel sei, kein Versuch, das Geistige darzustellen, thöricht, daß das Unvollkommene gegründet sei im Willen Gottes, das Mißlingen dienen solle zur Erhöhung unserer Kraft, zur Prüfung unseres Glaubens, zur Prüfung unserer Stützen, an denen wir aufklimmen, daß jegliches Streben darin seinen Werth habe, daß es den Menschen dem Himmel näher bringe und ihn tüchtiger mache, eine Leiter für Andere zu sein, dann im Himmel die Vollendung zu schauen.

Wer so in den Himmel hineinbaut und zu Gott selbst aufsteigt und an ihn sein Dasein knüpft, den will ich vergleichen einem klugen Mann, der sein Haus auf einen Felsen gebaut hat. Da nun ein Platzregen herabfiel und Wassergüsse herabkamen und die Winde bliesen und an dasselbe Haus stießen, da fiel es nicht, denn es war auf einen Felsen gegründet.

Die Annahme dieser Vermittlung, das getroste Arbeiten und Dulden hienieden in freudigem Vertrauen auf eine künftige Erfüllung, auf ein Schauen von Angesicht zu Angesicht, was Einem hier nur dunkel erschien, heißt mit einem fremden Worte Resignation, mit einem heimischen Ergebung.

Ideen sind aber gar dünne Wesen, und die meisten Augen sehen nicht, was nicht dick verkörpert ist; darum ist uns darin die heilsame Gnade Gottes erschienen, daß er diese Ideen in seinem Sohne verkörperte. In ihm erscheint uns die wahre Freiheit, die geistige Schönheit (Heiligkeit), die Liebe männiglich sichtbar, sichtbar auch den Einfältigen, Unmündigen, den Armen im Geiste. In ihm wurde uns klar die Wahrheit, daß Jeder vom Sturme der Erde, von ihren Unvollkommenheiten und des Fleisches Beschränktheit erfaßt wird, dessen Füße den Erdboden berühren, daß Jeder in Menschengestalt bebt und schwankt und nur die Kraft von Oben ihn aufrecht erhält, daß nur der stehen bleibt, der sein Haupt in des Vaters Schooß gelegt hat. In ihm wurde uns die Kraft der Ergebung klar, die Alles thut und doch Nichts fordert, die in sich das Göttliche trägt und doch nicht in gebrechliche, ver-

gängliche Formen es niederlegt, sondern in des Menschen Brust, wo aber der Same Tausende von Jahren braucht, bis er aufgeht in seiner Fülle. In ihm wurde klar die Ergebung, die im Glauben an den Willen des Vaters nie seinen Kindern, den Ideen, untreu wird, nie an der Freiheit verzweifelt, wenn auch die Zeitgenossen Sklaven bleiben wollen, die Heiligkeit nicht verwünscht, wenn auch das Laster triumphirt, die Liebe nicht in Haß verwandelt, wenn auch Tod ihr Dank ist. Das ist das Getreusein bis an's Ende, und dessen Lohn ist Seligkeit bei dem Vater, ist das Finden des Vaters. Wie dem Volke Israel die Schlange, ist uns daher Christus aufgerichtet als die Säule, die bis in den Himmel geht, als die wahre Himmelsleiter, an welcher die schwache Menschheit aufsteigen und vom Thier zum Engel werden soll. Er ist der Rebstock, wir sollen die Reben sein; keine bringt Frucht, die nicht an ihm bleibt; durch ihn und seine Vermittlung kömmt der Mensch zum Vater. Also nur der kömmt sicher an's Ziel und stehet fest, der an Christus sich aufschlingt; aber auch nur der Mensch ist eine feste und sichere Leiter für Andere, der zu Christus führt, von dem aus sie Christus finden, von dem aus sie treten können mit eigenen Füßen auf die wahre Himmelsleiter.

Drum, Menschen! ehe ihr einen großen Fall thut und Andere mit euch reißt, prüfet euch, woran ihr denn eigentlich steht. Denn entweder steht ihr an etwas oder liegt im Kothe, Eins von Beiden; durch sich selbst alleine steht Niemand, höchstens nur auf Augenblicke. Glaubt es mir, ihr seid unter den Geschöpfen, was der Epheu unter den Pflanzen ist, eine Stütze muß euch aufrichten und aufrecht erhalten. —

Ach, eine feste Stütze hatte ich eben nicht, darum sank ich auch so tief. Ich hatte mich wohl aufgerichtet, allein meine Stützen täuschten mich; darum fiel ich ohne Halt darnieder. An meiner Eltern Hand war ich dem Thiere entwachsen, der Vater warf frühe in mich den Ehrgeiz, etwas mehr zu werden. Höher richtete er mich nicht auf; ja er suchte ihn wieder zu ersticken und hatte mich zum leidenden Hausthiere bestimmt. Da blies ihn der alte Schulmeister wieder an, da bliesen noch eine Menge andere Leute und an diesen Leuten allen, die mit freundlicher Miene bliesen (denn wie gesagt, man kriecht nicht leicht da hinauf, wo man nicht Liebe wähnt), kroch ich auf und kroch allen den Dingen nach, an denen *ihre* Seelen hingen und die sie deßhalb anpriesen. Diese

Leute alle hatten aber gar niedere Interessen und Niemand mich eigentlich lieb. Sie zogen mich nicht an, wie ein Vater seine Kinder zieht, daß sie auch das erreichen möchten, wonach er sich ausstreckt. Keinem kam in den Sinn, mir zu einer reichen Frau oder zu zweien Kühen zu verhelfen. Sie spielten nur mit mir, ergötzten sich an meinem ungeschickten hastigen Tappen; und als sie sich satt gelacht hatten, als mein Tappen ihnen Beschwerde verursachte und Aerger, so schüttelten sie mich erbarmungslos ab und traten mich mit Füßen, um über meine schmerzhaften Geberden wieder lachen zu können. Da lag ich nun zertreten und hatte rings um mich Nichts, um mich wieder aufrichten zu können, also in wahrer Trostlosigkeit. Kein einzig Kind war in meiner Schule, dessen freundliche Blicke mich angezogen, dessen freundliche Worte mich wieder zu dem Bewußtsein erhoben hätten, daß mich doch noch Jemand liebe, daß ein Gemüth mir nicht verschlossen sei. Das ist ein furchtbar Verhältniß für einen Lehrer, besonders wenn er eben Niemand hat, als gerade seine Kinder.

Aber auch in mir selbst fand ich nichts, an dem ich mich erheben konnte. Ich hatte mein Amt zuerst fleißig und mit Eifer geführt; aber warum? Ich wollte von den Leuten gerühmt sein, wollte der Beste sein, wollte zeigen, daß es Keiner könne wie ich, wollte damit auch reich und angesehen werden; kurz, ich arbeitete um irdischen Lohn. Ich bildete mir ein, das könne mir gar nicht fehlen, in wenig Zeit werde meine Schule die beste sein weit und breit; den Erfolg meiner Arbeit glaubte ich alsobald sehen, den Lohn alsbald einstreichen zu können. Das also war's, worauf mein Fleiß, mein Eifer ruhte. Nun geschah von Allem gerade das Gegentheil. Ich erntete Dornen und Disteln und unterlag einer schauerlichen Mißkennung; darum versank ich auch in die grenzenlose Muthlosigkeit.

Da liegt aber auch die Ursache, warum Tausende und manchmal recht tüchtige Naturen untüchtig werden und, Anfangs der besten Vorsätze voll, später dem schmählichsten Schlendrian sich hingeben und nichts mehr können, als erstlich über die ganze Welt schimpfen und zweitens alle die verhöhnen, welche Höheres und Besseres anstreben. Sie hatten ihre Kräfte überschätzt, darum die Arbeit zu leicht geglaubt, sich glänzenden Erfolg ganz nahe gedacht, hatten geglaubt, die Menschen seien darum noch nicht umgewandelt, weil die rechten Arbeiter gefehlt. Diese meinten sie zu

sein und sahen auf alle Vorgänger mit verächtlichem Mitleid nieder. Sie träumten von einer Anerkennung ihrer eitlen Ansprüche, träumten von Lob und Preis, Geld und Ehre. Nun Anfangs ging die Sache herrlich und ihre ganze Umgebung bestärkte sie in diesem Wahn.

Wenn dann die Sonne höher stieg, die Arbeit nicht vom Fleck wollte oder wenigstens nicht, wie es Anfangs schien, wenn die Leute des Rühmens satt wurden, auch der Tadel sich einfand, gegründeter und unverdienter; wenn der geträumte Lohn nicht kommen wollte, man wirklichen Undank erfahren mußte: dann lösten die Träume sich auf; mit ihrem Schwinden schwanden aber auch die Kräfte, welche nur aus den Träumen ihre Nahrung gesogen, an ihnen sich aufrecht erhalten, und die Helden, welche die Welt erobern wollten mit ihrem Ruhm, schrumpften zusammen zu keifenden Männlein, die mürrisch um's tägliche Brot sich mühen und mit Unlust es essen.

Mir fehlte also das Bewußtsein des Willens, der das Höhere sucht, der Kraft, die kein Mißlingen lähmt; mir fehlte, zu meiner Schande muß ich es sagen, der Glaube. Erschrecket nicht, Leute, vor mir, saget nicht: das sei doch eine gräßliche Sache, wenn es sogar Schulmeister gebe, die keinen Glauben haben; da sehe man doch deutlich, daß die Welt immer schlechter werde, und jener Chorrichter habe Recht, der behauptete, er wüßte nicht, warum man jetzt den Schulmeistern mehr Lohn geben solle, ehedem seien doch viel mehr Leute selig geworden. Ich hatte allerdings einen Glauben, und der wird akurat so gut gewesen sein, als der Glaube der Meisten unter euch. Ich glaubte an den Teufel und an die Hölle, an Gott und an den Himmel so gut als ihr, ja ich glaubte sogar auch an Gespenster und an Hexen. Ich half bedenklich den Kopf schütteln, wenn Einer behaupten wollte, es liefen keine Ungeheuer mit dem Kopf unter dem Arme herum. Ich wollte selig werden und nicht verdammt sein, und ich glaubte so gut als ihr: wenn ich mich nur auf Christus verlasse, so werde der mich schon selig machen.

Aber dieser Glaube half mir gerade so viel, als Einem eine Brille hilft in stockfinsterer Nacht. Er machte mich im Glück nicht demüthig, im Unglück nicht geduldig, er zeigte mir meine Fehler nicht, er zeigte mir Gott nicht, er gab mir nicht Liebe, löschte nicht den Haß, brachte nicht Frieden, brachte nicht Muth. Mein

Glaube war mir nichts Anderes als ein Hausschlüssel, den man, wenn man des Morgens früh ausgeht, in die Tasche steckt, damit man des Abends wieder in's Haus hineinkomme und nicht draußen zähneklappern müsse. Den ganzen Tag bekümmert man sich um ihn nicht, er nützt nichts, ja er ist lästig, man steckt ihn von einer Tasche in die andere, nur verlieren darf man ihn ja nicht — wie sollte man sonst in's Haus hinein? Dieser Glaube knüpfte mein Leben nicht an Gott, mein Arbeiten war nicht ein Schaffen mit Gott; er machte mich nicht zu einem Gliede des großen Bundes, der in sich und außer sich den Willen Gottes auszuführen hat, der hier beginnt und dort das hier Begonnene wieder aufnimmt und weiter ausführt. Nicht zu einem erleuchteten Glied dieses Bundes machte er mich, der diese Aufgabe als das wahre Leben betrachtet und alle Schickungen und Zustände dieser Erde bald als Gelegenheiten zur Arbeit, bald als Prüfungen der Kraft des Arbeitenden, bald als Warnungszeichen, daß man auf falschem Wege sich befinde. Ich sah nicht ein, daß der wahre Lohn der Arbeit nur in der Erhöhung der Kraft, in dem kräftigen Mitwirken, in dem engern Anschließen an Gott bestehe, daß das, was die Erde giebt, was die Menschen als Lohn betrachten, wieder nichts sei, als bald Aufmunterungsmittel für unsere Schwäche, bald wieder Prüfung unseres Sinnes, ob er auf Gott oder auf sich selbst gestellt sei. Christus war mir nicht das Haupt dieses Bundes, nicht der Stamm der Glieder, nicht die eigentliche Himmelsleiter, an der wir hinan steigen sollen zu sittlicher Freiheit, zu geistiger Schönheit, zu himmlischer Liebe, — zu Gott; er war mir nur das geschlachtete Opferlamm, dessen Blut mich rein wascht von allen Sünden, sobald ich für wahr annehme, daß er wirklich gestorben und sein Blut auch für mich vergossen sei.

Ich war zu vergleichen einer Eintagsfliege, die im Zeitraume ihres Tageslebens flattern, genießen will Alles, was sie genießen kann; denn nach diesem Tage ist keiner mehr für sie, und nach einer lustigen Stunde erhebt sich ein Sturmwind, ein Platzregen stürzt herab. Von ihren Blumen fällt die arme Fliege hinab in's nasse Gras mit gelähmten Flügeln, in unerreichbare Ferne sind die Blumen entrückt, und mit Weh und Angst zappelt sie im nassen Grase ihrem Ende entgegen; aufschwingen kann sie sich nicht mehr, und Niemand ist da, der sie aufhebt und wieder auf eine Blume setzt.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie mir wieder Trost kömmt in's ermattete Herz, fernere Prüfungen zu ertragen.

Wenn ich dann so recht elend und zerknickt mein Tagewerk durchgemacht hatte, nicht mehr weben, nicht lesen mochte — so saß ich auf dem Ofentritt mutterseel alleine und kaute trübselig an trübseligen Gedanken. Da war es mir eines Abends besonders unheimelig. Der Wind schüttelte das Haus, daß alle Wände krachten, an die Fenster schlugen Schnee und Riesel, und auf dem Tische flackerte unruhig die Lampe. Der Wind drang durch die lockern morschen Fenster und ein kaltes Wehen strich durch die Stube. Es war wie kalter Geisterhauch, der mir fröstelnd den Rücken überlief, das Girren der Wände tönte wie Seufzer unseliger wiedererstandener Todten, die durch ihre Sünden an die Erde gebannt nicht Ruhe finden können im Grabe. Es wurde mir immer bänger in der öden Stube. In der Schulstube, die auf die Straße ging, von wo aus man in andern Häusern die Lichter sehen konnte, hoffte ich des Schauers los zu werden, und mit innerm Beben durch die dunkle Küche schreitend flüchtete ich mich dorthin. Aber vom Regen war ich in die Traufe gekommen. Mein Lämpchen erhellte nur den kleinsten Theil des Raumes, und im dunkeln Hintergrunde schien es sich nun zu regen, bald in dieser Ecke bald in jener Gestalten aufzutauchen, zu schleichen und zu stöhnen. Ich war bei der Thüre eingetreten, wo meine Orgel stand, und dort stehen geblieben, weil ich nicht weiter gehen durfte. Die Orgelthüre stand zufällig offen und zufällig, wenn nämlich etwas zufällig ist, legte ich meine Hand auf die Tasten.

Ein Ton voll und tief rauschte auf aus der Orgel Brust, welcher der Mensch Leben und Athem giebt. Wohl schrak ich im ersten Augenblicke zusammen und glaubte, die Orgel vergessend, ein Geist erhebe seine Stimme; aber der gleiche Ton löste alsbald den Schrecken wieder und klang wie Freundes-Stimme in meine Seele hinein. Unwillkürlich setzte ich mich zu diesem Freunde hin und lockte seine Stimme in's Leben. Da schwand das Beben aus meinen Gliedern, die Gestalten schwanden, das Pfeifen und Schwirren verlor den geheimnißvollen Schauer, und allmählich kam über meine Seele eine wunderbare Beruhigung. Ich konnte nicht phan-

tasiren. Es kam mir so wenig in den Sinn, daß man aus der Seele etwas spielen könne, als es Andern einfällt, daß man aus dem Herzen beten könne. Hat man kein Buch bei der Hand, so hält man sich wenigstens an die auswendig gelernten Worte oder Töne. Aber das Herz läßt sich seine Rechte nicht nehmen, und ohne daß es der Betende oder Spielende weiß, legt er es hinein in die Worte und Töne und saugt aus ihnen Trost, Frieden, Kraft. Der feierliche 104te Psalm war es, der in meine Seele drang, der auch den Bann des Herzens löste, das dumpfe Brüten über meinem Elend verwandelte in stille Ergebung und in mir die Keime des Glaubens weckte, daß denn doch nicht Alles verloren, daß ich nicht ganz verworfen sei, — der eine Ahnung mir aufdämmern ließ, daß ich von meinem Falle mich erheben und ein Anderer werden könne, daß Vieles eitel sei aber doch nicht Alles. Nichts von diesem kam mir zum Bewußtsein und trat deutlich hervor. Es wogte in mir bunt durch einander, wie im Anfang es gewesen sein muß, als der Geist über dem finstern Chaos schwebte, als Gott sprach: „Es werde," als das Schaffen begann, aber noch nicht geschaffen, vollendet, vom Lichte der Sonne erleuchtet, da stand.

Ich fühlte nur, daß mir unendlich wohl ward, daß mein Herz erleichtert, meine Seele freier geworden. Und als ich zu spielen aufhörte, empfand ich eine gewisse Ruhe, eine Kraft, dem folgenden Tag entgegen zu gehen, die ich bisher nicht gekannt hatte. Ohne Seufzen konnte ich mich niederlegen, konnte mich am folgenden Tag der Sonne wieder freuen, die nach wilder Sturmesnacht in goldenem Glanze ihr herrlich Antlitz erhob und freundliche Blicke in mein Stübchen sandte.

Von da an blieb die Orgel mein tröstender Freund.

In meinen äußern Umgebungen änderte sich nichts. Die Leute blieben sich gleich, meine Stellung zu den Kindern, mein Wirken in der Schule besserte sich nicht. Aber ich ward davon nicht mehr erdrückt, sondern ich trug es als eine Buße. Ich weiß nicht, ob Alle diesen Unterschied verstehen. Aber denkt euch nur den Unterschied in der Lage eines Menschen, wenn er unter einer Bürde stöhnend am Boden liegt, oder wenn er die gleiche Bürde auf der Achsel trägt.

Es warteten mir noch heiße Tage, strenge Prüfungen für den sich ermannenden innern Menschen.

Der heißeste war der Examentag. Er machte mir schon lange angst und bang. Freilich beschleicht dieses Gefühl auch den besten Lehrer im Bewußtsein des Gegensatzes zwischen seinem Wollen und Vollbringen. Diesem ist dann um so größere Freude bereitet, wenn er dankbare Anerkennung seines Vollbringens findet, wenn ihm deutlich wird, daß seine Bangigkeit nur die schöne Quelle in der Bescheidenheit und dem Streben nach einem hohen Ziele habe, wenn er dadurch das beste Zeugniß erhält, daß er kein Augendiener, sondern ein Diener des Herrn sei, dessen Dienst auf Erden freilich Keiner vollkommen erfüllt.

Freilich giebt es auch Bürschchen, die diese Bangigkeit nicht empfinden, die glauben, mit ihren Leistungen die ganze Welt in Erstaunen zu setzen, indem so was noch nie erhört worden, Bürschchen, die zu dem Ende ganze Wochen vorher die Kinder zu einem schändlichen Augendienst vorbereiten, Antworten auswendig lernen lassen und keine Ahnung haben, wie verächtlich der ist, der nur seinen Ruhm sucht und nicht den Nutzen der Kinder, keine Ahnung haben von der Schlechtigkeit des Lehrers, der seine Kinder zu Lug und Trug förmlich abrichtet. Solche Bürschchen aber giebt es in Städten und auf dem Lande.

Nun hatte ich aber alle Ursache bange zu sein. Es konnte mir nicht verborgen sein, daß meine Kinder diesen Winter eher zurückgekommen waren, als vorwärts, daß eine Zuchtlosigkeit in der Schule herrsche, die sich am Examen nicht verbergen lasse. Ich wußte, daß der Pfarrer und die Vorgesetzten in feindseliger Stimmung kommen und daher auch Alles mit böswilligen Augen betrachten würden. Wo man von vornherein eingenommen ist, scheint auch das Beste schlecht und das Schlechte noch einmal so schlecht.

Wie ich gefürchtet hatte, so geschah es auch.

Unwillige Gesichter und des Pfarrers Stimme, der alle Augenblicke, und zwar mit Recht, rief: „Seid doch stille, man versteht gar nichts; das ist eine Ordnung!“ — brachten mich außer Fassung, so daß es noch schlechter ging, als es hätte gehen können. Endlich war die Marter zu Ende, wenigstens vor den Kindern; denn als sie entlassen waren, kam ich an den Tanz. Ich mußte bittere Vorwürfe hören über die Ungeschicklichkeit der Kinder und ihren Ungehorsam. Beides legte man mir allein zur Last und sagte mir: „So geht's, wenn der Schulmeister sich so aufführt.“

Was mich am bittersten berührte, war, daß die, welche mich sonst gegen die Vorwürfe des Pfarrers aufwiesen, nun vollkommen mit ihm übereinstimmten, daß die, welche ihre Kinder gegen mich aufwiesen, nun alle Schuld des mangelnden Respektes auf mich schoben. Das war die Strafe, daß ich den Aufweisenden Gehör gab, und nicht den Zurechtweisenden.

Nachdem ich wiederholte Salven von Vorwürfen ausgehalten hatte, brachte ich kaum die Bitte um ein Zeugniß hervor, um mich nach einer andern Schule umsehen zu können.

Es wurden drei Meinungen vorgebracht, wie ich draußen an der Thüre hörte, nachdem ich nach manchem Stichwort hatte abtreten müssen.

Die erste Meinung gab der Eigennutz. Ein Bauer, dem ich noch schuldig war, wollte mir gar kein Zeugniß geben, bis ich den letzten Kreuzer bezahlt. Wäre ich einmal fort, so kriegte man nichts mehr; ich würde es dann wie ein Anderer machen, der bei seinem Weggehen einen Gläubiger damit tröstete: „Habe nur Geduld, Anderen bin ich noch mehr schuldig!“

Eine zweite Meinung wollte mir ein recht gutes Zeugniß geben, damit ich nur fortkomme, sonst bleibe ich ihnen auf dem Halse, und wenn sie einen solchen Schulmeister länger behalten müßten, so würden sie verbrüllt im ganzen Lande; man halte ihnen denselben ja schon in allen Wirthshäusern und an allen Märkten vor.

Eine dritte Meinung hielt es für sehr gefährlich, mir ein gutes Zeugniß zu geben. Man hätte schon viele Beispiele, brachte sie vor, daß Schulmeister Zeugnisse gefordert hätten unter dem Vorwande wegzugehen, dann aber nicht weggegangen seien, sondern dieselben gegen die Gemeinde benutzt hätten, wenn diese klagend aufgetreten sei. Gegen ein solches Zeugniß könne man nichts mehr machen, sondern sei gefangen. Auch glaube man gar nicht, daß ich fortbegehre, eine Stellung wie diese erhalte ich doch nicht mehr. Am besten wäre es, mir ein Zeugniß zu geben präzis, wie ich es verdient habe, und das Garn-Bäbi sollte auch darein; aber dann komme ich nicht fort. Darum solle man mir eins geben, welches mir nicht schade und ihnen auch nicht, so eins, aus dem man machen könne, was man wolle. Sehe man dann, daß ich nicht fort wolle oder keinen Platz erhalte, so könne man noch immer klagen, wenn man wolle.

Diese Meinung behielt als die klügste die Oberhand, und ich

erhielt folgendes Zeugniß: Daß Peter Käser vier Jahre auf der Schnabelweide Schulmeister gewesen sei, daher man ihn allenthalben bestens empfiehlt und ihm zu seinem weitern Fortkommen Gottes Gnad' und Segen wünscht, bezeugen u. s. w.

Das Empfehlen erregte zuerst einigen Anstoß, allein derselbe wurde durch die Erklärung gehoben: es stehe ja nicht da, warum man mich empfehle, man empfehle ja viele Sachen, nur um von ihnen loszukommen. Andere könnten damit machen und dabei denken, was sie wollten, ich aber könne daraus keinen Griff bekommen. Die Erklärung befriedigte, und ich erhielt unter zärtlichen Vorstellungen, wie viel unverdiente Huld und Gnade man mir erweise, gedachtes Zeugniß.

Die Leute hätten nach dem strengen Recht noch viel ärger mit mir umgehen, ich nichts dagegen haben können, aber daß sie das, was sie aus Selbstsucht nur um ihretwillen thaten, mir anrechneten als Gnade und Güte — das ärgerte mich.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wie nach dem Trost ich auch zu einer Schule komme.

Frisch athmete ich auf, als sie endlich aus dem Hause waren; hatte ich doch den Paß in der Tasche!

Ich las nun wieder fleißig das Wochenblatt, zu sehen, ob nicht etwa eine Schule in der gehörigen Entfernung ausgeschrieben sei. So weit meine Geschichte bekannt war, wollte ich mich nicht an einem Examen blicken lassen; ich wollte nicht den alten Ruf mitbringen, sondern mir einen neuen machen.

So mußte ich manches Examen vorbeistreichen lassen, das ich sonst besucht hätte. Endlich fand ich die Schule von Gyziwyl oder Gytiwyl ausgeschrieben.

Das Dorf lag im Herzen des ackerbautreibenden Kantonstheils. Mächtige Felder, umkränzt von Buch- und Eichwäldern, umgaben dasselbe. Der Klee schien da zu Hause zu sein, und die Kartoffeläcker waren wie Allmenden. Die Häuser, groß und gewaltig, waren mit Stroh gedeckt, und vor denselben standen mächtig

und prächtig Misthaufen, fein gezöpft und glatt getätschelt, wie man sie in keinem andern Lande findet. Die einen waren bereits angestochen und die schwarzen Seiten glänzten schwarz und saftig, fast appetitlich. Das Schulhaus war das schlechteste Haus im ganzen Dorfe. Allenthalben sahen am Dach die Bänder hervor und ganze Zöpfe Stroh hingen herunter. Der mit Lehm gepflasterte Schuppen war voll Löcher, der Gartenzaun eingefallen und die Fenster rund, blind und mit Papier geflickt.

Das Land, welches zur Schule gehörte, bestand in zwei Stücken, von denen das eine auf dem morastigen Theil der Allmend lag, das andere die schattigste Rütti war.

Es fanden sich nach und nach vier Bewerber ein und endlich auch der Pfarrer und der Schulkommissär. Von den Vorgesetzten ließ sich keiner blicken.

Als immer noch Niemand sich sehen ließ, wurden die Herren ungeduldig und schickten Boten aus, den säumigen Ammann, Gerichtsäß und Chorrichter zu rufen; zusammen brachten sie dieselben aber nicht. Es ging fast wie im Evangelium. Der Ammann war in die Schmiede gefahren; er habe das Examen ganz vergessen und müsse kommen, sobald er heim sei — ließ die Frau Ammannin sagen. Der Gerichtsäß ließ melden, er könne nicht kommen, er müsse Mist fahren; wenn es Nachmittags noch Zeit sei, so werde er suchen es möglich zu machen. Der Chorrichter ließ freundlich guten Tag wünschen und vermelden, er wolle es den Herren vertrauen, er müsse am Vormittag Pflug halten und Nachmittag säen.

So begann endlich das Examen, welches nichts Merkwürdiges darbot, als daß einer der Bewerber nicht lesen konnte. Er war ein ältlicher Mann mit kupfernem Gesicht, der aber noch nie Schule gehalten hatte. Der Schulkommissär fragte ihn, wie es ihm einfallen könne, Schulmeister zu werden, da er nicht einmal lesen könne. Ho, sagte derselbe, das mache ihm keinen Kummer, das wolle er von den Kindern bald gelernt haben. Ob er es lernte, weiß ich nicht, aber Schulmeister wurde er bald nachher.

Als das Examen zu Ende war, ließ man uns abtreten, aber da die Fenster offen blieben, hörten wir die Verhandlungen.

Der Schulkommissär eröffnete sie, sprach sein Bedauern aus, daß nicht tüchtigere Bewerber sich gezeigt; wie es scheine, hätten sie keinen Ortsbürger, der die Schule begehre.

Der Pfarrer meinte, es habe Alles seinen guten Grund, weder Besoldung noch Haus seien lockend; unter denen, welche sich gestellt, gefiele ihm der Käser am besten.

Der Ammann sagte, Lust zum Schulmeister habe noch kein Bürger gehabt, es habe jeder noch was Besseres gewußt. Ihm sei Einer wie der Andere. Schulmeister sei Schulmeister, der Unterschied zwischen ihnen werde nicht groß sein.

Der Gerichtsäß stichelte: es habe sich immer noch Jemand gefunden, der über Haus und Lohn froh gewesen sei. Ihm sei auch recht, was die Herren machten, nur begehre er Keinen mit einem Trupp Kinder, die man immer vor der Thür habe.

Der Schulkommissär bestätigte des Pfarrers Bemerkungen, setzte hinzu, wie dem Schulmeister die Ziegen erfroren wären im Winter, wenn er sie nicht in die Schulstube genommen hätte, und mahnte zu Verbesserungen.

Der Gerichtsäß aber entgegnete: nur wer zahle, habe zu befehlen. Der Schulmeister könne seinen Lohn in der Stube verdienen, während sie bei Wind und Wetter sich quälen müßten; daß man in einem neuen Hause mehr lerne, als in einem alten, habe er noch nie gehört, und wenn die Ziegen zu kalt hätten im Stalle, so solle der Schulmeister keine halten, so sei der Klage schon abgeholfen.

Der Herr Schulkommissär ließ das Thema fallen und machte den Wahlvorschlag, auf welchem ich der Erste war.

Der Pfarrer gab mir davon einen freundlichen Wink und sagte, vielleicht, daß man mich abholen würde, wenn ich die Vorgesetzten geziemend darum bitte.

In der Freude meines Herzens wagte ich mich zu ihnen heran mit der Frage, ob sie mich wohl abholen würden, wenn ich ihr Schulmeister werden sollte? Der Ammann gab mir die Antwort: das gehe ihn nichts an, er schicke keine Kinder in die Schule! und wies mich an den Gerichtsäß. Dieser sagte: er könne mir nichts verheißen; zuerst müsse der Mist geführt und gepflügt sein, dann werde man g'meinwerken müssen; man sei immer nur geplaget. Ich solle warten, bis ich gewählt sei; dann solle ich wiederkommen; man könne dann sehen, wie es einem sich schicke.

Mit diesem trocknen Bescheide trabte ich noch selben Abend heim, denn Niemand bot mir ein Nachtlager an, und Geld ver-

thun wollte ich nicht. Ich hatte nun eine Schule und entrann dem feurigen Ofen, in dem ich die letzte Zeit durch geröstet und gebraten worden war. Aber doch war mir seltsam im Gemüthe, so recht freuen konnte ich mich nicht. Der Gedanke wegzugehen that mir wohl, aber um mich recht zu freuen, hätte mir meine neue Stelle neue Hoffnung in die Seele gießen, mir vorspiegeln müssen, was ich dort sein und was ich gewinnen werde. Das fehlte. Ich fühlte wohl, daß ich dort gar klein sein und von Allen, die einen Kreuzer mehr besaßen als ich, würde verachtet werden.

So richteten mich keine frohen Aussichten zu fröhlichen Hoffnungen auf; daher wollte die Freude nicht kommen und immer trübere Schatten warfen sich auf meinen Lebensweg. Der Abend war in Nacht übergegangen. Am klaren Himmel glühten die Sterne in ihrem stillen Licht; sie sprühten nicht Funken, sie flackerten nicht hoch auf, aber dafür erloschen sie auch nicht. Mochte die Erde auch ganze Wolkenmeere gegen sie aufsenden, nur verhüllen konnten sie dieselben auf Augenblicke, aber die Wolkenmeere zerstoben wieder, die Sterne glühten fort. Gar klein und bescheiden glühen sie am klaren Himmel; jeder Kohlkopf auf der dunkeln Erde scheint größer als sie; aber groß sind sie vor dem Allmächtigen, und wenn einst der Mensch ihre Pracht erkennen wird, so wird er staunend rufen: „O Herr, wie sind deine Werke so groß, wie herrlich hast du sie alle geordnet!“ Sie haben zwar keine Worte, und doch dringt ihre Stimme in die Herzen der Menschen, ihnen oft unbewußt. So kam allmählich, wie die Nacht dunkler wurde, und die Sterne immer heiterer strahlten, statt der Freude eine unaussprechbare Ruhe oder Ergebung über mich. Ich verzichtete auf Ehre und Gewinn ohne Schmerz; ich wollte in der Stille meine Pflicht thun, den Unverstand und den Hochmuth nicht übel nehmen; ich verzichtete auf Dankbarkeit und vergab im voraus Kränkungen, wollte neben meiner Schule für mich sein und in stiller Arbeit mein Leben zubringen.

Höher hoben sich meine Gedanken nicht, und wehmüthige Blicke auf die geschwundenen Träume flogen noch immer wie leichte Wölklein über den sich aufklärenden Himmel meiner Seele. Aber mit dem bestimmten Wollen, mit der erhaltenen Fassung kehrte auch der Muth wieder. Der Kopf hob sich, die Beine traten fester auf, ich ließ mich nicht mehr vom Schicksal schleppen, sondern ich trat ihm entgegen, nicht mit streitfertigem Gemüthe zwar,

sondern mit ergebenem. Dieser Zustand kam zwar plötzlich über mich, aber er war schon lange vorbereitet in mir und trat jetzt durch die bestimmte Lage, in die ich kam, bestimmt hervor. Wäre ich an eine andere Schule gekommen, hätte man wieder viel aus mir gemacht, mich auf den Händen getragen, mit schmeichelnder Rede mich begrüßt, über den Vorfahr geschimpft und mich dagegen erhoben — da wäre wohl wieder der alte Adam hervorgebrochen. Erwartungen hätten meine Seele umtanzt, meine Schwäche hätte ich vergessen, die Schuld nur auf die Andern geschoben, hätte Alles für baar Geld genommen und die neuen Leute für unendlich besser gehalten als die alten. Und das Ende vom Liede wäre ein neues Elend gewesen, dem alten gleich.

Ein am Leibe kranker Mensch muß allerdings durch Mittel sich heilen. Eine innere Krankheit durch innere Mittel, eine äußere durch innere und äußere. Aber hebe man auch eine Krankheit und entferne sie, so hinterläßt sie doch eine Schwäche, eine große Empfänglichkeit, die Krankheit wieder aufzunehmen. Mit der größten Sorgfalt hütet man daher den Genesenden vor den die Krankheit erzeugenden Ursachen, damit er nicht Rückfälle erleide, die weit gefährlicher sind als die Anfälle.

Das verstehen nun die Menschen geistig nicht oder selten, darum ist so Vieler Leben ein immer tieferes Fallen bei ohnmächtigen Versuchen sich zu erheben. Das versteht Gott, aber die Menschen verstehen ihn nicht. Er ist der beste Krankenwärter, er kennt die Schwächen und hütet und bewahrt vor den Krankheit erzeugenden Ursachen, schafft Lagen, in welchen die Schwäche erstarken kann, bis sie die Rückfälle abzuweisen vermag. Gar Mancher jammert und schreit über seine Lage, richtet seine verlangenden Blicke nach einer andern, schimpft mörderlich, daß sie ihm unzuträglich sei, aber Gott hält ihn fest; in der gewünschten Lage würde er untergehen, in der so schwer auf ihm liegenden erstarkt er. Am Ende seines Lebens, wenn die Wege Gottes ihm deutlicher werden, dankt er Gott inbrünstig, daß Gott nicht nach des Verblendeten Willen gethan.

So war auch Gott mein treuer Krankenwärter, ohne daß ich die Hand, die mich wartete, recht erkannte.

Er rieb mir durch Noth und Schande den wüsten Aussatz weg; er reinigte das unsaubere Blut durch Zerknirschung und Erkenntniß; er stärkte die ermattete Seele durch Ergebung, aber er

hütete auch den Genesenden vor Lockungen und Versuchungen — dadurch, daß er ihn wohl aus dem Fegfeuer nahm, aber in keinen scheinbaren Himmel ihn versetzte.

Nun hatte ich meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Durch großen Fleiß und Sparsamkeit ward ich in Stand gesetzt, meine laufenden Schulden alle zu bezahlen, sogar das Bett fast ganz. Aber die Orgel, meinen Freund und Tröster, konnte ich weder bezahlen noch von ihr lassen. Ich mußte mit den Leuten mich abzufinden suchen, daß sie mich ziehen ließen, ohne Beschlag auf meine Sachen zu legen. Die Krämerin war nun eine ganz Andere, als damals, wo sie mir das Bett aufgeschwatzt hatte. Grob war sie auch jetzt nicht, sie bedauerte nur die bösen Zeiten und die vielen Verluste, die sie machen müßte, so daß sie nicht vermöchte, auf das Geld zu warten, und nicht Ursache habe, den Leuten viel zu trauen. Nach vielen Umständen und vielen Bedenklichkeiten ließ sie sich dazu verstehen, daß ich meine Schuld mit Weben abverdienen könne. Sie sah, daß ich nicht der Mensch dazu sei, mit einem Bündel Garn mich davon zu machen. Ich lieferte auch das Tuch zur gehörigen Zeit und am gehörigen Orte ab, allein den Weberlohn, der mir noch herausgehörte, sah ich nie.

Mit der Orgel ging es mir schlimmer. Der Gläubiger begehrte die Orgel nicht zurück, er wußte auch, daß man mit einer Orgel einem im Kanton Bern nicht wohl entrinnen kann, aber er sah, wie gerne ich sie behielt. Darum stellte er sich gar geldnöthig, gar mißtreu, hatte Käufer dafür in Menge, sie selbst zu behalten Lust und brachte mich richtig dahin, wo er wollte, daß ich ihm nämlich Stündigungsgeld bezahlen mußte. Wer mir aber noch schuldig war, der hatte alle möglichen Ausflüchte, und wenn ich meine Gläubiger an Schuldner weisen wollte, so hatten auch die Gläubiger Ausflüchte und wollten nicht an die Schuldner kommen.

Als ich glaubte, die Zeit rücke heran, wo in Gytiwyl der Mist geführt sein werde, dachte ich in meiner Einfalt: es sei doch dumm, sechs Stunden weit zu laufen, um ein Fuhrwerk zu bestellen und dann sechs Stunden wieder zurück; das werde am besten mit einem Brief abzumachen sein. Ich schrieb einen, bestellte drei Rosse, bestimmte den Tag und glaubte Alles vortrefflich gemacht zu haben; ja ich hatte eine ordentliche Freude an mir selbst über den unerwarteten Einfall, daß man sechs Stunden

weit etwas mit einem Brief so gut verrichten könne, als mit eigener Person. Der Tag kam, aber kein Gytiwyler, und die ganze Woche zeigte sich Niemand. Ich lief hinauf nach Gytiwyl, fand aber dort saure Gesichter. Man lasse sich nicht so befehlen, sagte man mir. Das wäre kommod, wenn man nur so einen Brief schreiben und dann befehlen könnte wie ein General, was man machen oder was man ihm bringen solle. Ich mußte persönlich den Leuten nachgehen, mußte harren auf gnädigen Bescheid, mich ausfragen, angucken lassen, brachte es aber auch dahin, daß man mit drei Rossen mich abzuholen versprach, sogar den Tag bestimmte, statt bloß zu sagen: „Wenn es sich uns wohl schickt"; ja daß mir endlich eine Bäuerin zu essen gab und gar noch ein Gläschen Kirschgeist oben darauf, freilich nicht umsonst; sie frug, ich sollte antworten. Sie frug Dinge, die mir den Schweiß auf die Stirne trieben, die examinirte noch ganz anders als der Schulkommissär; nicht unzufrieden, wie es schien, entließ sie mich.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wie ich meinen Nachfolger bewillkommne und auf der Schnabelweid Abschied nehme.

An einem der nächsten Tage wußte ich nicht, warum so viele Leute vor den Häusern standen, nach etwas sahen und dann wieder hineingingen. Als ich genauer hinsah, bemerkte ich einen schlanken Mann in dunkelm Kleide, der ein geputztes Weibsbild am Arm führte. Der stellte sich bei den Häusern und die Leute nöthigten ihn hinein, und nach Langem kam er dann wieder heraus bis zu einem andern Hause, wo der Auftritt sich wiederholte. Da fiel mir ein, wie es mir akurat so gegangen, als ich die Schule zu besichtigen gekommen, daß ich damals vor lauter Essen und Trinken fast zu Grunde gegangen, daß das wahrscheinlich der neue Schulmeister sein werde, den man nun mit der gleichen Liebe und Ehre empfange, wie früher mich. Ich muß bekennen, es ging mir ein Stich durchs Herz. Es that mir weh, meinen Nachfolger sehen zu müssen, und doppelt weh, daß die Leute so närrisch mit

ihm thaten, während ich noch da war. Ich dachte, was sie ihm Alles über mich sagen und wie sie ihn dagegen rühmen würden. Im ersten Augenblick wollte ich mich fortmachen, um ihn nicht sehen zu müssen, denn ich vermuthete, er werde sicher auch das Schulhaus sehen wollen. Doch ermannte ich mich und blieb. Ich fühlte, die Leute würden das Gespött mit meinem Fortlaufen haben, und es regte sich eine Art Mitleiden in mir. Ich dachte: „Du guter Tropf, wenn du wüßtest, was ich!“ Eine gewisse Ehrlichkeit rang mit der Schadenfreude. Die Ehrlichkeit wollte ihm Winke geben, die Schadenfreude ihn ungewarnt in den gleichen Fallen sich fangen lassen, die mir gelegt wurden. Dieser Streit währte noch, als die Beiden zum Hause kamen und ihn selbst entschieden. Ich wollte gastfreundlich sein, sie sitzen heißen und ihnen etwas aufstellen. Allein sie hatten nicht Zeit dazu, hatten schon mehr als genug gegessen und noch versprochen, bei der Rückkehr da und dort einzusprechen. Das seien gute Leute, bei denen sei es noch zu sein, meinte die Frau oder Braut, die mit schnippischen Blicken Alles musterte und ein geziertes Wesen in's Feld führte. Er stimmte ein und meinte, solche Leute habe er sich schon lange gewünscht, um etwas auszurichten. Ich wollte einige Winke fallen lassen, allein sie blickte mich so höhnisch an und so übermüthig, daß ich schwieg. Ihr und ihm war wenig recht. Sie wollte Das und Jenes geändert haben, und er konnte nicht begreifen, wie man in einer solchen Schulstube Schule halten könne, die müsse ihm auf der Stelle anders eingerichtet sein. Einige zurückgebliebene Schriften gaben ihm Anlaß zu erzählen, wie prächtig die Kinder in seiner bisherigen Schule geschrieben. Er habe es dort noch nicht sagen dürfen, daß er fortgehe, er wisse nicht, wie es gehe, wenn sie es vernehmen würden, das werde ein Wesen geben! Er dürfe gar nicht daran denken. Ueber den Stand der Schule fragte er Nichts. So Einer hat gar nichts nöthig zu fragen, er weiß Alles zum Voraus und auf einmal und auf das allerdeutlichste. Aus seinem ganzen Wesen sprach er zu mir: „Ja sieh mich nur an, bin ein anderer Kerl als du, und aus der Schnabelweid will ich ein Schlaraffenland machen!“ Und als sie fortgingen, hatte er kaum Zeit, mir behüte Gott zu sagen; sie sagte gar nichts. Beim nächsten Hause stellte man sich wieder, und da sah ich ein Lächeln und vernahm ein spöttisches Kichern, daß ich wohl wußte, man hudle mich durch. Nun siegte die Schadenfreude, und ich mochte die Zeit nicht erwarten,

bis Erfahrung diesen Uebermuth gebrochen, bis er mich gut gemacht und die Leute sagen würden: „Diese Hoffartsnarren wollten wir gerne an den Käser tauschen und noch ein Schönes nachgeben.“ Diese Gefühle wurden noch verstärkt, als ich sticheln hörte, der habe gesagt, das müsse jetzt ganz anders gehen, und sie seien doch glücklich gewesen, daß sie einen Solchen bekommen hätten. Wartet nur, dachte ich, ihr werdet es schon erfahren! —

So standen der Vorfahr und der Nachfahr zu einander. Der Nachfahr verkleinerte den Leuten mich und meine Arbeit, stellte sich recht hoch, erzeugte große Erwartungen, und sein Dichten und Trachten ging dahin, zu zeigen, daß er ein ganz Anderer sei als ich, daß ich Alles verkehrt und unrecht vorgenommen. Er wollte der Geliebte werden. Und der Vorfahr sah mit Neid auf den Nachkommenden, der so werth aufgenommen wurde, fühlte tief die darin liegende Demüthigung, hoffte aber mit Schadenfreude, die Herrlichkeit werde von kurzer Dauer, des Nachfahren Mühe eitel sein, er werde die Schule nicht besser, die Kinder nicht geschickter machen, den Leuten nicht größere Liebe, größere Achtung einflößen, sondern von Allem eher das Gegentheil.

So gingen christliche Schulmeister an christlichen Schulen auseinander, so gehen noch viele Vorfahren und Nachfahren auseinander, so stehen aber auch viele Arbeiter nebeneinander. Ich frage aber, kann es gut kommen, so lange es so in den Herzen der Menschen steht, so lange es so steht in den Herzen derer, die Unkraut aus den Herzen rotten und guten Saamen hineinsäen sollen? Wenn die Arbeiter in einem Weinberg in sich zerrissen sind, einer die Arbeit des andern verachtet, zertritt oder wenigstens unbekümmert um sie wieder jätet und säet, wie es ihm einfällt, wie muß es da mit dem Weinberg aussehen? Wenn Jeder nur sich im Auge hat und das Seine, seine Ehre, seinen Gewinn nicht die Ehre dessen, von dem er sich gesandt glaubt, wie muß es da um die Arbeit aussehen, um das Näherschreiten zum Ziele von Gott gesetzt, das doch aller Arbeit Zweck ist?

Liebe Brüder! So lange nicht der Vorfahr im Nachfahr den Bruder sieht und mit aufrichtigem Herzen seine Arbeit in dessen Hände niederlegt und froh hofft, daß derselbe es noch besser machen, die Arbeit noch weiter fördern werde, so lange der Nachfahr nicht mit demüthigem Sinn die Arbeit übernimmt und zur Ehre des scheidenden Bruders fortarbeiten, sein Andenken in Ehren erhalten

will, so lange alle Brüder nicht Hand in Hand schlagen und am gleichen Werk mit gleichem Sinn, keiner zu eigener Ehre, sondern alle zur Ehre des Herrn des Weinberges arbeiten wollen: so lange kömmt es nicht gut, und wenn wir auch weise würden wie Salomo und reich wie er, wenn wir auch alle Stiefelchen hätten, schön glänzend schwarz und Anglaisen dazu von allen Farben, knapp und fein, und wenn man uns auch Herr Schullehrer sagen und den Hut abziehen würde hinten und vornen. Wahrlich, das Alles hilft nichts, und haben wir die Liebe nicht, so sind wir eitel tönend Erz und klingende Schellen.

O! ich kann nichts tiefer hassen als den Neid, mag er nun aus Eigennutz oder Eitelkeit entspringen. Wüst ist er schon zwischen Schneider und Schneider, zwischen Schuhmacher und Schuhmacher, aber unendlich wüster ist er noch an denen, die nicht blos an Schuhen und Hosen arbeiten, sondern an Menschen, an Menschenglück und Wohlfahrt.

Eine andere erwartete Prüfung war folgende. Ich fürchtete nämlich, wenn die Gytiwyler mit den Schnabelweidern zusammen kämen, so möchten die Letzteren die Ersteren einweihen in meine Vergangenheit. Ich hatte daher alle mögliche Sorgfalt getroffen, ihr Zusammenkommen zu verhindern, hatte Futter zusammengebracht für Mann und Roß und Alles bestmöglichst vorbereitet, damit ich mit meinen Fuhrleuten wegkäme, so schnell als möglich. Das gelang mir auch. Und meine Schnabelweider, das muß ich ihnen nachreden, zeigten sich in diesem Augenblick recht brav, besser als ich sie mir gedacht hatte. Sie stichelten nicht nur nicht, sondern gaben mir noch manches gute Wort auf den Weg. Wenn Einer diese Leute zu nehmen und nicht durch sie sich verleiten zu lassen gewußt hätte! Als ich dem alten Mann, der mich zuerst gewarnt, noch die Hand gab, sagte er mir: „Peter, hättest du Glauben gehabt an die, welche es gut mit dir meinten, so hättest du dir viel Leid erspart; es ist mir leid für dich und uns, denn in der letzten Zeit hast du gezeigt, daß du ein braver Kerl sein könntest. Fahr' so fort, so kömmt noch Alles gut."

So geht es Manchem mit dem Glauben, er kömmt ihm erst nach der Erfahrung, und Viele machen gar keine Erfahrung, d. h. aus dem Erlebten lernen sie nie etwas, darnm kömmt ihnen auch der Glaube nie.

Ich hoffte recht früh in meine neue Heimat zu kommen und

wohlfeil, aber ich hatte die Rechnung ohne Wirth gemacht. Ein Knecht und ein Bauernsohn, welche mich abholten, blieben den ganzen Tag durstig, trotz Trinkens und Einkehrens, und statt einer raschen und wohlfeilen, kriegte ich eine lange Reise und eine theure.

Spät genug kamen wir an, und bei Laternenschein mußte abgeladen werden. Große Mühe kostete es, die Orgel in der Schulstube aufzustellen und sie zur Hausthüre hineinzubringen. Die Schulstube war kaum sieben Fuß hoch, man wußte Anfangs nicht, müsse man die Orgel abnehmen oder die Decke aufbrechen. Am Ende gab es sich. Nachdem man das Uebrige unter und über einander versorget hatte, lud der Bauernsohn, der im Weine aufgeweicht war, mich für die erste Nacht zu ihnen ein.

Am folgenden Morgen suchte ich mich einzuhausen, konnte es aber nur mit Mühe. Wie gesagt, das Haus war klein und schlecht. Die Schulstube bot für hundertundfünfzig Kinder, die hinein sollten, kaum drei Quadratfuß für ein Kind, die Hälfte Scheiben waren blind, der Ofen, ein ungeheures Thier, gespalten und mit Griffeln fast durchgewetzt. Als Behausung hatte ich nur eine Stube, und die war noch klein genug. Da kein Webkeller war, so mußte ich meinen Webstuhl darin aufschlagen, welcher neben dem Bett den Raum so ausfüllte, daß ich kaum wußte, wo mein übriges Mobiliar, welches in einem Schrank, einem Kasten, einem Tisch und drei hölzernen Stühlen bestand, aufstellen sollte. Der Stubenboden hatte Löcher, in welchen man einen Fuß verrenken konnte, und in der mit Lehm gepflasterten Küche waren sie so zahlreich und tief, daß man da ordentliche Cisternen hätte anlegen können. Es wollte mir dieses Alles über's Herz kommen. Ich hatte es früher nicht recht bemerkt, denn so ein lediger Mensch hat nur halben Verstand, und merkt solche Dinge erst wenn man ihn mit der Nase drauf stößt. Doch der Gedanke: lieber hier als dort! machte, daß ich mich darein schickte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie ich abermals einen Pfarrer besuche.

Diesmal erinnerte ich mich daran, was mir mein früherer Pfarrer gesagt hatte, daß eine Schule keine Bettlerkutte sei, an

der es gleichgültig, wo Einer zu plätzen anfange, hinten oder vornen. Der vorige Schulmeister war gestorben, und wenn er auch da gewesen wäre, so hätte er doch kaum mich so unbefangen in's Klare setzen können über die Schule und die übrigen Verhältnisse wie ein unpartheiischer Drittmann. Ich wußte daher nichts Besseres, als zum Pfarrer zu gehen, der mir am Examen ein freundlicher Mann geschienen hatte, welcher sich der Schulen annahm.

An einem Abend machte ich mich auf zu ihm. Es war ungefähr eine halbe Stunde weit. Auf dem Moore erhob sich weißlich der Nebel, in den Bäumen spielte ein leiser Wind und löste die sterbenden Blätter; sie flatterten trübselig nieder von ihrem lustigen Baume in ihr düsteres Grab.

Auf einzelnen Birnbäumen spielte lustig das Eichhörnchen und dachte kaum an die kümmerlichen kommenden Tage, wo es erbärmlich frieren und mühselig an harzigen Tannzapfen nagen müsse. Darum freute es sich während der Tage der Freude; war es doch genug, wenn es trauerte während der traurigen Tage. Es kannte den Kummer nicht, die Plage des Menschen, der so viel wissen will als Gott, der Gott nicht traut. Und aus dem Holze trat der Ammann mit noch Einem, die Axt im Arm; sie hatten Holz verzeigt. Als der Ammann hörte, daß ich zum Pfarrer wolle, sagte er: „Du kannst gehen, wenn du willst, aber wenn du ein Ohrenbläser des Prädikanten werden willst, wie der Vorige war, so sieh zu, wie es dir geht, du wirst es erfahren. Wir geben den Lohn.“ Natürlich entschuldigte ich mich und sagte wie Wilhelm Tell dem Geßler, das sei Schulmeisterbrauch, er solle es nicht zürnen. „Geh nur,“ sagte er, „aber sieh, was d'machst!“

In freundlichen Bäumen lag das freundliche Pfarrhaus, und freundlich grüßte mich der Pfarrer über die Gartenwand hinüber, wo er eben graue Ankenbirnen abnahm, alle Säcke voll hatte und auf seinen Knaben wartete, der mit einem vollen Körbchen hineingegangen war und mit dem leeren nicht wiederkommen wollte, so daß der Papa ein Mal über das andere sagte: „Wo bleibt doch mein Bub?“ Aber der Papa konnte lange warten, denn als man den Schaden umsah, saß der Bübel auf einem Zwetschenbaum und hatte den Herrn Papa rein vergessen.

Nachdem der Pfarrer seine Säcke geleert hatte, führte er mich in seine Stube. Er war ein Mann in seinen besten Jahren, noch nicht vierzig, mit sprechenden Zügen, lebhaft in allen seinen Be-

wegungen und immer ungeduldig, bis er zum Worte kam, und wenn er es einmal ergriffen hatte, so konnte ein Anderer zusehen, wie er auch zu einem kommen wolle. Er konnte also viel besser reden als zuhören. Das ist ein Fehler, den gar viele Leute haben, aber es ist ein folgenreicher Fehler. Er macht, daß man nichts vernimmt, was die Andern wollen und denken, den Andern aber kund werden all unsere Vorhaben und Gedanken gewöhnlich zur Unzeit.

Der Pfarrer sagte: es sei brav von mir, daß ich zu ihm komme und nicht meine, keinen Rath nöthig zu haben. „Schulmeister," sagte er, „ich pflege einen jeden Schulmeister, der neu in die Gemeinde kommt, mit den Leuten und ihrem Charakter bekannt zu machen so gut ich kann; das erspart viel Zeit und viel Verdruß. Freilich hat mir das schon manchen Verdruß zugezogen."

„Es giebt zwei Schlüssel zum Menschenherzen, die es vor allen andern aufthun, Liebe und Zorn. Wenn einem Schulmeister Liebe erwiesen wird und Ehre, man ihm aufstellt, ihn rühmt, daß ihm der Kopf schwindelt, daß er lauter gute Leute um sich sieht, — wer will es ihm übel nehmen, wenn ihm das Herz voll wird und aufspringt und er sagt: „ich hätte nicht geglaubt, daß es solche Leute hier gebe; der Pfarrer hat mir etwas ganz Anderes gesagt, ich kann nicht sagen, wie es mir Kummer gemacht hat." Und wenn man einen Andern böse macht und verfolgt, so bricht der Zorn ihm den Mund auch auf und er schreit: „Ich habe es schon lange gewußt, daß es so kommen werde, der Pfarrer hat es mir von Anfang an gesagt, wie es mir gehen werde, und was ihr für Leute seiet; man kennt euch weit und breit." Von diesen Herzensergießungen hat dann natürlich der Pfarrer den Verdruß. Und doch thue ich es immer wieder und hoffe, Schulmeister, ihr werdet von meiner Rede keinen Mißbrauch machen."

Nachdem die üblichen Versicherungen gegeben worden, machte er mir folgende Mittheilungen:

„Mit den Gytiwylern weiß ich gar nichts mehr anzufangen. Als ich sie zuerst sah, freute ich mich der Hoffnung, da den rechten Boden für alle möglichen Verbesserungen zu finden. Der Boden vortrefflich, die Eigenthümer reich, wenig Lasten, und dazu sahen sie so stattlich und verständig aus, daß ich lauter Kleinjoggs in ihnen erblickte. Ich kam mit einem Kopf voll Verbesserungsplänen und dachte, am klügsten sei es, mit dem anzufangen, was dem

Landmann am nächsten liegt. Ich machte mich traulich an meine Gytiwyler, beklagte sie wegen ihrer zerstreuten Aecker, wegen ihres Moors, sprach ihnen von Mergel, Teichen, neuen Pflügen. Ich bot ihnen meine Dienste an zu Vermessungen ihrer Aecker, damit sie zusammen tauschen, jeder sein sämmtlich Land in ein Stück bringen könne. Das würde so kommode Höfe geben, darauf könnten sie dann ihre Häuser bauen, auf alle Fälle viel leichter arbeiten. Sie hörten mir mit weiten Augen zu, ich meinte gar andächtiglich; aber sie sagten nichts.

„Als sie immer nicht anfangen wollten und ich immer ungeduldiger in sie drang, sagte mir endlich Einer: Hört, Herr Pfarrer, mit dem laßt uns ruhig, darans giebt es nichts. Die Leute, welche solches in die Bücher schreiben, sind nicht halb so gescheut als man glaubt, verstehen hell nichts von dem, was sie schreiben.“ Es seien die Felder verschieden, wollte er mir erklären, das eine trüge Dies lieber, ein anderes etwas Anderes; auf dem einen sei Wasser, auf dem andern keins. Was für Kosten das Tauschen bringen würde und vollends das Bauen! Und wenn man nicht bauen wolle, wer wollte dann alle seine nähern Stücke Land weggeben und an den Enden eines Feldes all sein Laud zusammenbringen. Da würde man ja weit mehr Zeit verlaufen, als jetzt. Das müßte ihm ein lustig Grasen und Bohneng'winnen, Pflanzen und Kohlbegießen geben. Und wenn einer auch bauen wollte, was sollte er machen, wenn er kein Wasser habe, kein Kleeland, keine Bäume?

„Das ärgerte mich, daß sie nicht glauben wollten, was doch so deutlich geschrieben stand, daß sie nicht versuchen wollten, was doch so leicht schien. Ich fing nun selbst an zu bauern, ließ fahren, düngen, Teiche graben, Mergel suchen und demonstrirte den Menschen ein Langes und Breites vor, wie großen Gewinn das gebe. Sie sahen mir zu, rührten sich nicht, lächelten auf den Stockzähnen, und am Ende mußte ich das Bauern aufgeben, wenn ich nicht ein Lump werden wollte. Ein Einziges guckten sie mir ab, sie ließen nach und nach größere Jauchebehälter machen und leerten sie immer fleißiger.

„Ich dachte, man müsse die Leute aufklären, um sie weiser und besser zu machen und alle ihre Zustände vernünftiger einzurichten. Ich brachte viel Gemeinnütziges in meinen Predigten an, ich bot allerlei Bücher aus, aber damit kam ich ungelegen. Die

Einen nahmen sie ab, aber gaben sie ungelesen zurück, und Andere sagten: „Herr Pfarrer, wir haben nicht Zeit zu lesen, Tags müssen wir arbeiten, Nachts schlafen, und am Sonntag thut's uns die Bibel."

„Da war auch nicht der fernste Trieb zu erwecken, daß Einer mehr zu wissen begehrte, als er wußte oder als der Andere. Sie hielten darauf, wer am meisten Land, am meisten Vieh, am meisten Garben, den schönsten Zug Pferde und den größten Misthaufen habe, aber für alles Andere hatten sie keinen Sinn. In die Predigt kommen sie fleißig am Sonntag und sitzen stattlich da; allein ich habe noch nie gemerkt, daß eine Predigt sie angerührt habe, außer wenn sie glauben, ich stichle auf sie. Wie sie pünktlich den Zehnten zahlen, so machen sie dem lieben Gott des Sonntags auch fleißig ihre Visite, damit er den Regen nicht spare und die Sonne nicht, jedes zu seiner Zeit.

„Da ich mit den Alten nichts mehr anzufangen wußte, so beschloß ich, mich mit aller Zeit und Kraft auf die Bildung der Jugend zu werfen, um von da aus zu helfen. Zum Glück war der verstorbene Schulmeister gerade gekommen, ein feuriger, thätiger Mann, lernbegierig und ohne Blatt vor dem Munde. Der ging in meine Pläne nicht nur ein, sondern ihnen voran. Zum Unglück fanden wir aber zu ihrer Ausführung Manches nöthig. Das Schulhaus war so elend und klein, daß es durchaus neu gebaut werden sollte. Uns fehlten Lesebücher, Wandtafeln, und an den Kindern war's auch, noch dieses oder jenes Lehrmittel anzuschaffen. Auch fand ich den Lohn des Lehrers zu gering bei der großen Arbeit, die er hatte, die sich immer noch vermehrte. Für dieses Alles mußte man die Gemeinde ansprechen, aber ich hatte keinen Zweifel daran, daß es nicht gehe. War doch die Gemeinde reich, hatte lange keine Extra-Auslagen gehabt, war Alles so nöthig und geschah Alles für ihre Kinder, daß ja kein vernünftiger Mensch etwas dawider haben konnte. Aber potz tausend, wie stachen wir da in ein Wespennest! Im Anfang lachten uns die Leute aus und glaubten, es sei nicht Ernst; als wir aber nicht nachließen, da schlug das Feuer auf. Da mußte man Reden hören, die ich nicht wieder sagen mag, und jeder Kreuzer wurde abgeschlagen. Sie hätten zu essen und zu arbeiten, hieß es, ihre Kinder sollten keine Herren werden. Was trüge das den Kindern ab, wenn die Alten verlumpten, um die Kinder etwas lernen zu lassen? Das sagten die gleichen Leute,

die im Stande waren, sechzig bis hundert Thaler an eine einzige Kleidung einer Tochter zu wenden, wenn es galt, sich zu zeigen. Man habe noch nie gesehen, daß Einer besonders gut Haus gehaltet und deßwegen mehr vorgestellt habe, wenn er schon geschickt geworden sei; man solle nur die Schulmeister ansehen, was das für Hungerleider seien.

„Die Bauern werden auch gerne Etwas, stellen gerne Großes vor, halten es für eine Ehre im Chor zu sitzen und Vorgesetzter zu sein; aber zu dieser Ehre kömmt man nicht durch Geschicklichkeit, sondern durch den Reichthum. Wer das meiste Land und den größten Misthaufen hat, dem wird die größte Ehre angethan, er mag nun daneben können, was er will, ja er kann Amtsrichter werden, ohne Geschriebenes lesen zu können.

„Da sie also alles Mögliche werden konnten und reich obendrein, da ihre Söhne reiche Weiber erhielten, ihre Töchter reiche Männer und nie gefragt wurde: „kannst du lesen oder schreiben?“ sondern: „wie viel tausend Gulden vermagst, wie viel Land hast, wie viel bist schuldig oder wie viel hast ausgeliehen?“ Wie groß mußte ihnen also die Unvernunft vorkommen, Auslagen von ihnen zu verlangen, die nichts abtrugen?

„Bei dieser Gelegenheit wurde über die Gemeindeverwaltung so Manches gesprochen, die Verhältnisse der Mächtigern zu den sogenannten Untergebenen schienen so seltsamer Art zu sein, daß weder der Schulmeister noch ich uns enthalten konnten, Worte darüber fallen, merken zu lassen: wenn man besser verwalten würde, so wüßte man schon Geld zu finden, ohne daß es den Einzelnen beschwerlich fiele.

„Nun ging erst das Feuer recht auf. Die Kleinern rührten sich, aber sie brachten nichts ab, als daß der ganze Haß auf den Schulmeister fiel und auf mich. Der Schulmeister litt am meisten darunter. Schweigen konnte er nicht, nicht ruhig annehmen, was ihm gesagt und gethan wurde. Der Groll wurde alle Tage neu, verzehrte seine besten Säfte, machte ihn auch reizbar in der Schule, und je reizbarer er wurde, desto mehr wurde er von den Eltern der Kinder verfolgt, bis endlich eine Auszehrung sich bildete, die seinem Leiden ein Ende machte.

„Mich traf freilich die Verfolgung weniger, allein ich mag nun vorbringen was ich will, so richte ich nichts aus, sondern erhalte immer die gleiche Antwort: „Wir thun's nicht.“

„So, Schulmeister, bin ich fertig mit diesen trocknen, kalten, unbeweglichen Menschen und weiß gar nicht mehr, wo sie packen. Es thut mir leid, daß es so ist, daß ich euch nicht besser unterstützen kann, aber sobald ich ein Wort für euch reden würde, so wäre die ganze Gemeinde gegen euch. Ich wollte euch das ganze Verhältniß vor Augen legen, damit ihr mich nicht mißdeutet und im guten Eifer die alte Geschichte wieder aufwärmt. Ich weiß euch keinen bessern Rath, als in der Stille eure Pflicht zu thun, euch so wenig bemerklich zu machen als möglich, mit eurem geringen Lohn auskommen zu suchen und Niemand lästig zu fallen. Kann irgend Etwas sie euch gewinnen, so ist es, wenn ihr spart und arbeitet, vor einem guten Haushalter haben sie hundertmal mehr Respekt, als vor einem guten Schulmeister. Die Schule ist wie die meisten andern Schulen beschaffen. Auswendiglernen ist die Hauptsache, doch hat es der vorige Schulmeister durchgesetzt, daß nicht nur die Reichsten rechnen und schreiben dürfen, sondern wer will.

„In der Schule wurde eine scharfe Zucht gehalten. In der letzten Zeit war sie nur zu scharf, durch den beständig gereizten Zustand des Lehrers. Wenn ihr nun mehr Liebe der Strenge beimischt und mit Freundlichkeit zu wirken versucht, ehe ihr die Ruthe braucht, so werdet ihr mit den Kindern schon zurecht kommen. Nur hütet euch ja, den Kindern etwas über die Eltern oder Pflegeltern zu sagen. Bringen die Kinder auch Schläge heim, so werden die wenigsten sich beklagen, sie sind ihnen nicht ungewohnt. Aber wenn sie ein Wort auflesen können, das auf die Alten gestochen ist, so werden sie es hinterbringen sammt den Schlägen, weil sie gleich glauben, der Schulmeister habe sie der Alten und nicht ihretwillen gezüchtigt. Dann ist das Wetter los.

„Ihr seht, Schulmeister," schloß der Pfarrer, „daß ich es wahrhaft gut mit euch meine, sonst hätte ich euch das Alles nicht gesagt. Meinet ihr es auch gut, so wollen wir zusammenhalten, denn wir arbeiten an Einem Werke. Es freut mich allemal, wenn ein Schulmeister kommt aus Ernst zu der Sache. Aber freilich Manchen fertige ich kurz ab, wenn er bei mir nur allerlei vernehmen will, um es weiter zu sagen oder mir Angesichts den Hof macht, um dann mit seinen Bauern über mich zu lachen, oder nur allerlei klagen, aber keinen Rath hören will oder zu mir kömmt, um dann seine eigenen Dummheiten entschuldigen zu

können, er sei beim Pfarrer gewesen und der wolle es so, er habe es ihm angegeben."

Ich dankte dem Pfarrer, ward auch offen gegen ihn, und wir schieden als gute Freunde. Das mir enthüllte Verhältniß füllte meinen Kopf.

Ich weiß nicht, ob es allen Menschen geht wie mir. Wenn meine Einbildungskraft einmal Funken gefaßt hat, so lodert sie auf und spiegelt nun, ich kann nicht sagen Gedanken, sondern nur Bilder mir vor, über deren Anschauen ich weder sehe noch höre. So zeigte sie mir jetzt die Gytiwyler, ihre Kinder, die Schule, meine Bedrängnisse, aber auch mein festes, stilles Betragen. Und wie die jüdischen Propheten von der Schilderung des moralischen und des darauf folgenden körperlichen Elendes sich am Ende aufschwangen zu den messianischen Zeiten von Glück und Herrlichkeit, so träumte auch ich von gebesserten Menschen, einem neuen Schulhause, Wandtafeln in allen Ecken und einem stattlichen Schulmeister, der neben dem Ammann auf der Bank vor dem Hause Tabak rauchte, von dem das Päcklein nicht blos drei, sondern sechs Kreuzer kostete.

Solche Träume sind aber einem Wandelnden nicht günstig, wenn er im Herbstnebel einen nur einmal gemachten Weg geht. Ein Brücklein, auf dessen unebenen Brettern ich stolperte, brachte mich zur Besinnung. Ich erinnerte mich, über keine solche Brücke gegangen zu sein. Es dünkte mich, schon lange sei ich unterwegs, doch sah ich keine Anzeichen eines Dorfes; die Gegend, so weit der Nebel sie sehen ließ, war mir unbekannt. Sterne waren keine am Himmel, wie man zu sagen pflegt nach der Uebung des Menschen, das Dasein dessen, was er nicht sieht, in Abrede zu stellen. Da ist's aber böse sich zurechtzufinden, wenn man nicht weiß, wo man ist und nicht um sich sieht.

Da hörte ich auf einmal einen Ton durch die Nacht und erschrak, daß ich zitterte. Es klang mir wie pfeifen, anhaltend und verstohlen. Räuber, hatte ich gehört, pfeifen sich, wenn sie Reisende überfallen wollen, in eine solche Bande glaubte ich gerathen zu sein, die nun Anstalten treffe, mich zu überfallen, in ihre Höhle zu schleppen, auszuplündern oder gar zu tödten. Ich stand wie Loths Weib, doch nicht unbeweglich, sondern bebend und lauschte der Töne durch den Nebel. Die waren nun eigentlich gar nicht, wie ich mir gedacht hatte, daß Räuber pfeifen, so

gellend und räuberlich, sondern gar lieblich und weich stahlen sie sich bis zu mir hin durch die Nacht. Nach und nach kam ich zur Besinnung, dachte mir, ich hätte von Räubern in der Gegend doch gar nichts gehört, und wenn welche wären, so würden sie wenig bei mir finden, als allfällig die Tabakspfeife und die Kleider. Ich hatte auch gehört, daß rechte Räuber so mit armen Teufeln sich nicht abgeben, die ohnehin genug geplagt seien, sondern nur mit reichen und vornehmen Herrn. Sie sind also eigentlich die Vorläufer des Teufels, der es auch gerade so machen soll. Und wenn es auch schlechte Räuber wären, so niederträchtig arme Leute zu plagen, so glaubte ich ihnen bis dahin unbemerkt geblieben zu sein, weil sie sonst nicht auf diese Weise pfeifen würden; denn weil ich mich nie mit Vogelfang abgab, so wußte ich nicht, daß man auch Lockvögel habe und zwar mit und ohne Locken. Ich dachte mir ohne Gefahr näher schleichen zu können, um dann, wenn es Räuber, wegzulaufen, wenn es aber ehrliche Leute, den rechten Weg zu erfahren.

Langsam und leise tappte ich vorwärts, und kam zu meinem großen Schrecken in ein Gebüsch, wie Räuber sich wählen sollen zum Aufenthalt. Aber die Töne wurden immer schöner und zarter, und mir schien, das sei wohl eine rechte Flöte, von denen ich viel gehört, aber doch nie eine gehört hatte. Noch vorsichtiger schlich ich vorwärts, kam wieder aus dem schmalen Walde heraus und hörte nun ganz nahe vor mir die lustige Melodie des Liedes: „Wohlauf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd“, sah aber gar nichts, kein Feuer, keine Menschen, nichts, gar nichts. Bald schien das Lied aus dem Boden, bald aus den Lüften zu kommen, oder die Stimme des Nebels zu sein, der wie eine schwarze Heeresmasse über Nacht auf der Erde lagerte, um bei hellem Tagesschein als luftige Wolken über Land und Meer zu reiten. Schon fing es wieder an mir zu gramseln am Rücken, der geheimnißvolle Schauer wehte mich an, der aus einer andern Welt herüber bläst, als ich anstieß und erschrocken einen niedlichen Gartenzaun vor mir sah. Wo ein Garten ist, da ist auch ein Haus. Das entdeckte ich endlich nach langem Hineinstarren in den Nebel dicht vor mir, denn es war nicht ein schwarzer großer Holz- und Strohhaufen, sondern ein weißes Rieghäuschen, das in Nacht und Nebel aussah wie der Geist eines Hauses.

Nun verschwanden Angst und Schrecken, und mir ward wie-

der wohl zu Muthe. Ich klopfte an die Thür. Ein Fensterladen wurde aufgestoßen, ein wilder schwarzer Kopf fuhr wild heraus und fragte mit fremdem Anklang in der Stimme nach meinem Begehr. Ich sagte, ich sei verirrt, fremd in der Gegend und habe nach dem Wege fragen wollen. Ich mußte ihm berichten, wer ich sei, wohin ich wolle, worauf er den Laden mit dem Versprechen schloß, mir den Weg zeigen zu wollen. Bald trat er zur Thür hinaus. Es war eine hohe Gestalt, aber mager, nur Muskeln und Knochen bildeten seinen Leib. Sein Gesicht war dunkel, fast wie sein Haar, mager und knochigt wie sein Leib. Unter der großen Nase sträubte sich ein fürchterlicher Schnauz, die weißen Zähne konnte ich trotz der Finsterniß erkennen. Auf seinem Kopf saß etwas Wunderliches, ich wußte nicht was, eine kurze Jacke und weite Hosen bedeckten seinen Leib, und in der Hand trug er einen Stock, mit dem man einen Ochsen hätte fällen können. Als er mein Zaudern und Zagen sah, lachte er und sagte: „Ja, fürchte dich nur, es hat sich noch mancher ganz andere Kerl vor mir gefürchtet!“

Beim Gehen fing er ein Verhör mit mir an, besser als mancher Untersuchungsrichter es kann, scharf und streng, daß ich antworten mußte, die Wahrheit, ich mochte wollen oder nicht. Auch überspringen durfte ich nichts; er hielt zu Boden, wie ein guter Ackersmann seinen Pflug. Als ich nun sagen mußte, was mich eigentlich zum Schulmeister gemacht, wie bös ich es daheim gehabt, wie man mich endlich verflucht und im Stiche gelassen, wie ich nicht mehr das Herz habe heimzugehen und Niemand habe auf der Welt, da schwieg er auf einmal stille und schritt so wild fort mit seinen langen Beinen, daß ich ihm kaum nach konnte. Nach einer langen Weile, während welcher ich nicht wußte, was das geben solle, sagte er: „Schulmeister, siehe, dort ist Gytiwyl. Wenn du noch mehr verirrest, so komme wieder, ich will dir wieder zurecht helfen, du bist ein armer Teufel wie ich. Gute Nacht!“

Und verschwunden war er im Nebel.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Leiden und Freuden

eines Schulmeisters.

Von

Jeremias Gotthelf.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Julius Springer.
1877.

Erstes Kapitel.

Der erste Winter im neuen Amte.

Diesmal klopfte mir das Herz, als meine Schule begann. Ich wußte nun, daß es einem fehlen könne in einer Schule, auch wenn man sich noch so geschickt glaubt, daß also das Gelingen in einer Schule nicht von der Geschicklichkeit des Lehrers allein, sondern auch von seinem Betragen, von der Art und Weise, wie er sich in und außer der Schule giebt, abhänge.

Daß meine Gelehrsamkeit nicht weit her sei und mein Unterricht selbst eine Stümperei, das sah ich noch nicht ein. Ich begriff noch immer nicht, wie man von einem Schulmeister verlangen könne, daß alle Kinder sollten rechnen und schreiben lernen, und noch viel weniger fiel mir ein, daß die Kinder lernen sollten, Selbstgedachtes auszudrücken, daß sonst das Schreiben ihnen nichts nütze. Ich begriff noch gar nicht, wie man eine Schule in Klassen abtheilen und so gar Vieles möglich machen könne, was bei der alten Unordnung unmöglich schien. Als man anfing, eine ganze Klasse zusammen im Takt lesen zu lassen, zu furchtbarem Ohrenzwang für Alle, welche nicht kalbslederne Trommelfelle hatten, da glaubte man eine Entdeckung gemacht zu haben, über welche aus man nicht mehr könne, auf die das tausendjährige Reich bald folgen müsse.

Hatte ein Kind der Bevorrechteten aufgesagt, so sagte man ihm: „Du kannst jetzt schreiben;“ und zu den andern: „Lernt,“ d. h. buchstabirt oder leset oder lernt auswendig. Von einer eigentlichen Stundenabtheilung war keine Rede, darum wurde und wird sie noch an vielen Orten für unmöglich gehalten. Wenn man besonders gut aufgelegt war, so wurde konstruirt und zweimal in der Woche katechisirt aus dem Fragenbuch. Das waren die stabilsten

Stunden. Die Hauptsache für den Lehrer war, daß er Fleiß habe, d. h. daß er unermüdlich von einem Kinde zum andern renne und alle so oft als möglich aufsagen lasse.

Diese Aufgabe zu erfüllen bangte mir nicht, und über die Forderung, daß alle Schulkinder schreiben und rechnen sollten, dachte ich, ihre Unhaltbarkeit werde von selbst sich herausstellen. Aber die traurigen Erfahrungen hatten in meine Selbstgenügsamkeit doch das Loch gemacht, daß mir bange ward, hundertundfünfzig Kinder zu meistern, mich bei ihnen in Respekt zu setzen und in Respekt zu erhalten und in der Schule die nothwendige Ordnung festzustellen.

Ich hatte es erfahren, daß es in einer Schule zugeht wie in einer Ehe. Beide haben ihre Flitterwochen oder Honigmonde; während derselben lauscht der schlauere Theil dem andern seine schwachen Seiten ab und setzt sich in die Stellung, in der er bleiben will. Dünkt es nun den ehrlichen überlisteten Theil, es sei genug geflitterwöchelt, es sei nun einmal Zeit zu sagen, was auch er eigentlich wolle und wie es künftig gehen solle, so vernimmt er zu seinem großen Erstaunen, daß es just so gehen solle, wie es just gehe; versucht er es dennoch, sich auf einen andern Fuß zu setzen: ja, dann zerrinnen die Himmel, Regengüsse strömen, dumpfer Donner grollt, späte Reife fallen nieder, drückende Schwüle wechselt mit frostigem Winde, es schmollt die Sonne, sendet nicht Licht, spendet die rechte Wärme nicht, und trübe wird es am Ehehimmel. O, wer kennt das Schmollen, das Grollen, das Sticheln, das Aufbegehren, das Verwunderttthun nicht, wer kennt die Schlußworte nicht: „Wenn ich das gewußt hätte, wenn ich das gedacht hätte!“ Wer weiß nicht, daß dann hier selten wahre Einigkeit stattfindet, sondern entweder eine stumme Unterwerfung von der einen, unbedingte Oberherrschaft von der andern Seite, oder aber ein dreißig- bis vierzigjähriger Krieg, je nachdem die Theile ein zähes Leder haben? Je mehr nun ein Mensch in seliger Ueberschwänglichkeit meint, das verstehe sich von selbst, daß es gehe, wie er wolle, desto eher kömmt er unter den Pantoffel oder sieht sich zu einem ewigen Keifen, das nichts abträgt, verdammt. Bei den Kindern aber herrscht Schlauheit, sie fühlen sich die Schwächern, darum lauschen sie auf die schwachen Seiten des Stärkern.

Zu diesem Auffassen der schwachen Seiten treibt die Kinder der Instinkt; selten wird ein Kind ein Jahr alt, ohne der Eltern

schwache Seiten zu kennen und benutzen zu können. Mit dem gleichen Instinkt fassen sie jede neue Erscheinung auf, die in ihr Kinderleben tritt, und fassen ihre Eigenthümlichkeit meist weit schärfer auf als ältere Leute, denen das eigene Ich, vorgefaßte Meinungen, gehegte Absichten und hundert Gegenstände die Augen blenden. Nun tritt nicht bald etwas Wichtigeres in der Kinder Leben hinein, als ein Lehrer, bei dem sie einen bedeutenden Theil ihrer Zeit zubringen sollen, der als Oberer Wohl und Wehe zufügen kann. Wie sie nun dem Lehrer seine Macht nehmen, ihn entwaffnen, lähmen, täuschen, ihm trotzen können, das ist der Kinder Augenmerk. Sie beobachten die ersten Tage gar manierlich, allmählich strecken sie ihre Fühlhörner aus, immer weiter und weiter; stoßen sie an, so versuchen sie es auf andere Weise, bis sie wissen, woran sie sind, und das Alles sehr selten mit Bewußtsein, sondern instinktmäßig.

Wehe nun dem Lehrer, wenn er bewußtlos ist, wenn er, wie Obere es so gerne pflegen, vor lauter Oberherrlichkeit nichts Anderes sieht als eben diese, wenn er dieses Tasten der Kinder nicht fühlt und ihm nicht zu begegnen weiß mit Liebe und Ernst; denn weiß er das nicht, so wird er auch bei den trefflichsten Lehrtalenten nimmer der Kinder Liebe und Achtung gewinnen. Eine vernünftige Schulzucht gelingt nimmer, die Schule wird entweder zuchtlos oder ein Zuchthaus.

Ich fühlte dunkel etwas von diesem, fühlte das Gewicht des Anfanges, des ersten Eindruckes; ich wußte, daß ich in meiner früheren Schule durch zu große Milde zum Spott geworden war, und ward zuerst versucht, in's Gegentheil zu fallen. Nun kann es nichts Unglücklicheres geben, als wenn ein an sich sanftmüthiger und fast schwacher Mensch den Bramarbas und Eisenfresser spielen will. Alle Augenblicke fällt er aus seiner Rolle, männiglich sieht des Esels Ohr hervorgucken aus der Löwenhaut. Er hat verloren Spiel; denn trotz der Löwenhaut macht er Eselsstreiche, und als Esel wird er behandelt von Jung und Alt. Auch das fühlte ich.

So erwachte ich am ersten Schulmorgen mit ordentlichem Herzklopfen, und es nahm nicht ab, als ich die ersten Schulkinder kommen sah und hinüber zu ihnen mußte. Es waren ihrer nicht viele, und so ging es recht gut. Ich war ernst aber weich gestimmt, fühlte mich nicht veranlaßt durch meine Stimmung, mit den Kindern Scherz zu treiben oder sie lachen machen zu wollen, und das kam mir

wohl. Einen Berg hinunterfahren ohne zu spannen in hellem Trabe kann nur ein guter Kutscher und wird es selten noch thun, ein ungeschickter bricht Hals und Beine. So kann nur ein sehr gewandter, sattelfester Lehrer Spaß in der Schule treiben und dazu noch selten; und doch versuchen das Tölpel am meisten und führen dabei Etwas, das Witz sein soll, in's Feld, das aber dem Witz gerade gleicht, wie eine Kuh dem König Salomo. Ich polterte aber auch nicht, glaubte nicht, daß erst alle Kinder in's Bockshorn müßten, bevor ich recht anfangen könne.

Ernst und weich begann ich meine Schule, und es ging recht gut. Die Kinder betrachteten mich scharf, aber bei dem Betrachten blieb es. Als ich Mittags bei meinen Erdäpfeln und einem Restchen Milch saß, hätte ich gerne ein Mäuschen und bei allen Tischen im Dorfe sein mögen, um zu hören, was die Kinder zu erzählen wüßten und wie ich ihnen gefallen habe. Ach, und am Abend wäre ich gar zu gerne zu Jemanden hingegangen, um zu vernehmen, was gesagt worden, um mich rühmen zu hören oder doch wenigstens Anerkennung zu finden. Aber mit dem Denken, was die Leute sagen möchten, mußte ich mich begnügen. Niemand hatte mich kommen heißen.

Meine Schulkinder waren die einzigen Menschen, mit denen ich umging und mit denen ich reden konnte. Die Schulstunden wurden mir daher eigentliche Erholungsstunden, auf die ich mich freute, jedes Schulkind war mir eine liebe Erscheinung, die mich aufheiterte. Weil ich Freude an den Kindern hatte, so empfanden sie auch welche an mir; weil mir die Schulstunden wie Augenblicke entschwanden, so wurden sie ihnen auch kürzer und sie kamen gern in die Schule. Ich merkte schon nach einigen Tagen, daß die, welche Anfangs gekommen waren, selten fehlten, und fehlten sie, so klagten sie mir das nächste Mal, der Vater oder die Mutter hätten sie nicht gehen lassen. Aber trotz dem tasteten doch die Schüler nach meinen schwachen Seiten und suchten ihren Willen von meinem Willen frei zu machen, mein Wort unbeachtet zu lassen. Ich merkte es, und das ist schon viel; ich ließ es nicht unbemerkt hingehen, und das ist noch mehr. Eine Bemerkung fruchtete anfänglich, aber bald schon nicht mehr; es mußte ein Verweis folgen, dem Verweis eine Strafrede, eine Appellation an die Liebe der Kinder. Hier blieb ich eine Zeit lang, vielleicht zu lange, stehen und predigte zu lange.

Es ist nichts thörichter, als wenn ein Lehrer allzu oft und

allzu lang in's Predigen fällt, er richtet nichts aus, als daß er sich selbst unglücklich und bitter, den Kindern Langeweile macht. Daß den Kindern das Predigen Langeweile macht, weiß Jeder, der der Kinder Flüchtigkeit kennt. Ein Kommandowort, ein kurzer ernster Zuspruch dringen durch, während eine Predigt abläuft wie Regen vom Dach. Das Predigen bringt aber den Lehrer in ein ordentlich Elend hinein. Das Predigen bringt ihm ein Vergrößerungsglas vor Augen, darin sieht er seine Treue, der Kinder Flüchtigkeit, seinen Willen, der Kinder Ungehorsam, seine Liebe, der Kinder Undank. Das Alles kommt ihm, je länger er predigt, desto greller, furchtbarer vor, je nach seiner Eigenthümlichkeit wird er immer zorniger oder immer gerührter, auf alle Fälle immer elender, und sagt den Kindern Dinge, vor denen er bei nüchternem Zustande erschrecken, ehrliche andere Leute blinzeln müßten. Er entwürdigt sich vielleicht gar so weit, daß er Eltern und Verhältnisse in seine Predigt bringt oder gar sagt: sie verachteten ihn nur deßwegen, weil er so arm sei, wenn er reicher wäre, so würden sie schon mehr Respekt vor ihm haben. Pfui, wenn ein Lehrer so was Kindern vorwirft, es mag auch noch so viel Wahres daran sein!

Da kam ein Tag, an welchem wegen besonderer Umstände nicht gedroschen wurde. Da redeten einige der größeren Bursche mit einander ab, zur Schule zu kommen und zu sehen, wie der Schulmeister einer sei, und zu versuchen, wie weit sie es wohl treiben könnten mit ihm. Wenn nun ein halb Dutzend Bursche, von denen jeder sein Malter Korn trägt, zusammen in eine Schule einrücken, so tasten die nicht lange, sondern fallen gleich mit der Thüre in's Haus. Protzig traten sie ein, protzig setzten sie sich, wo sie wollten; thaten, als ob sie der Schulmeister gar nichts angehe. Ich war ganz verdutzt von dem Betragen dieser Bursche. Ich hustete, ich machte: „Bscht," ich sagte: „Still!" sie merkten von dem Allem nichts. Sie rissen sich Bücher aus den Händen, drehten sich um, redeten nach allen Seiten. Ich begann Vorwürfe zu machen, sie achteten sie nicht; ich fing an zu predigen von bösen Buben, welche die Schule störten; sagte, wie viel sie mir zu leid thäten damit. Sie lachten dazu. Das nun machte mich böse, ich drohte, und die Bursche lachten nur lauter und flüsterten sich in die Ohren. Da wurde ich böse, griff nach dem Lineal, wollte einem auf die Hand geben, und da er sich dagegen sträubte, gab ich ihm auf den Rücken und walkte noch Zwei oder Drei tüchtig durch, die

mir das Lineal nehmen wollten, so tüchtig, daß mir der Arm ordentlich weh that. Aber Ruhe war nun geschaffen und kein Mensch machte mir darüber Vorwürfe.

Hätten die Buben die Oberhand gewonnen, so würde man tüchtig gelacht und die Alten schmunzelnd gerühmt haben: wie ihre Bursche dem Schulmeister gezeigt, wer Meister sei. Nun, da ich den Handel gewonnen und die Bursche mit blauem Rücken heimgekehrt waren, fand man mich vollkommen im Recht und wunderte sich nur, daß ich ein so Entschlossener sei; man hätte mir das gar nicht angesehen.

Freilich wird auch mancher Pädagoge neuester Zeit schreien: „Bewahre Gott, welche Rohheit, welch schlechter Lehrer, der noch zu Schlägen seine Zuflucht nimmt!“ Ja, du gutes Männlein, schreie nur, ich weiß wohl, was Mode ist, aber die Mode wechselt eben, weil keine Mode das absolut Rechte oder Wahre umfaßt. Ich halte das Prügeln auch nicht für die Hauptsache; aber anf einen harten Klotz gehört ein scharfer Keil; was man nicht bürsten kann, muß man ausklopfen. Ich möchte da kein System aufstellen, z. B. daß man anständig erzogene Kinder nicht schlagen solle, oder daß bei roh erzogenen Kindern Schläge nothwendig seien. Man findet unter den vornehmsten Kindern welche, denen die Ruthe oder eine Ohrfeige mit Verstand sehr heilsam wäre. Dagegen findet man Kinder, welche roh erzogen sind und durch und durch verhärtet scheinen, aber sie sind nur gegen Schläge gehärtet, das erste Wort der Liebe geht in die Seele hinein, und mit solchen ungewohnten Worten richtet man fürder alles aus. So sind Schläge äußere Heilmittel für Krankheiten der Seele, die sichtbar werden, sind chirurgische Operationen; im rechten Augenblicke angewendet, wirken sie manchmal ohne alle innere Hülfe, ja da, wo alle innere Hülfe nichts gefruchtet hätte — so bei Kindern und Erwachsenen. So jagte einmal eine Mutter ihr Kind in vollem Zorn um's Haus, in voller Angst schrie das Kind erbärmlich: „Ach, Großmutter, hilf! ach, Großmutter, hilf!“ Auf der Straße ereilte die Mutter das Kind, warf es zu Boden, kniete auf dasselbe und schlug es auf unmütterliche Weise, in ihrem Zorn nichts hörend, nichts sehend, was um sie vorging. Das sah ein handfester Bauer auf seinem Wägelein, wohlgemuth vom Berner Markt kommend. Das Feuer kam ihm in's Dach, hinter der Frau hielt er sein Pferd, stieg ab und steckte der Frau so eine rechte tüchtige Ohrfeige, daß sie über

ihr Kind wegfiel. Er aber stieg, ohne ein Wort zu sagen, gelassen auf sein Wägelein und fuhr davon. Als er zurück blickte, sah er die Frau mit offenem Munde mitten in der Straße stehen, wie ein Oelgötze, und ihm nachsehen. Aber seither hat man bei jenem Hause niemals mehr ein solches Geschrei des Kindes gehört.

Aber schnell und rasch muß die Anwendung solcher Mittel sein, lange Vorbereitungen dazu im Angesicht des Patienten oder gar damit verbundene Ceremonien oder förmliche Feierlichkeiten, Spektakelstücke, zeugen eben von dem Unsinn, der so lange in den Schulen herrschte. Darum aber auch läßt sich kein System darüber abfassen. Da kann der Lehrer nicht in sein Heft schreiben: „Hier pflege ich Schläge anzubringen," wie ehedem ein Göttinger Professor an die Ränder seiner Hefte soll geschrieben haben: „Hier pflege ich einen Witz zu reißen.'•

Eine Schule, wo das Prügeln systematisch würde, würde mich an jenes Waisenhaus mahnen, wo sechzig Buben, große und kleine, gesunde und kranke, wenn ich nicht irre, alle Jahre zweimal sämmtlich laxiren mußten, ich weiß nicht, ob zwei oder drei Tage lang alle miteinander. So wurde aber ehedem in den Schulen geprügelt, auf dem Lande und in den Städten. Wenn man erzählen hört, wie Buben Schläge erhielten Vormittags und Nachmittags, mit Ruthen, Stöcken, Fäusten, wie sie bluteten und ächzten, so begreift man wohl, wie ein Abscheu gegen das Prügeln bei denen einreißen mußte, die so geprügelt worden, begreift, daß so geprügelte Väter keinem Lehrer zutrauen, mit Verstand prügeln zu können, weil kein Lehrer solchen an ihnen zeigte, daß man daher allen Lehrern das Prügeln radikal abstellen oder verordnen wollte, daß sie in jedem gegebenen Fall die Erlaubniß ihrer Obern dazu einholen sollten, was das Thörichteste von allem ist. Aber mit dem Bade soll man das Kind nicht ausschütten. Soll man in jenem Waisenhause nun gar keinen Knaben mehr laxiren, weil früher sechzig auf einmal mußten?

Freilich ist das die beste Schule und zeugt von der besten Gesundheit der Kinder, in welcher solche Strafen am seltensten vorkommen, wo der Lehrer die Herzen zu heilen, den Ausbrüchen der Krankheit zuvorzukommen weiß. Denn allerdings muß so Mancher nur deßwegen prügeln, weil er nicht sieht, was im Anzuge ist, oder weil sein Ansehen bei den Kindern oder ihre Liebe zu ihm nicht so groß sind, daß sie zu natürlichen fort und fort

wirkenden Heilmitteln werden. Bringt ein Lehrer es noch so weit, daß er in Anwendung solcher Strafen wirklich gerecht sein kann, ohne den Kindern ungerecht zu erscheinen, so will ich den Hut vor ihm abziehen. Ich meine nämlich, wenn er es dahin bringt, daß er auf die gleichen Fälle nicht immer die gleichen Strafen müsse folgen lassen und doch die Kinder überzeugt bleiben, daß er vollkommen gerecht und gleichmäßig gestraft habe. Jede Strafe ist nämlich von Seite des Lehrers nie eine Züchtigung, sondern ein Heilmittel. Kann ein Arzt nun mit einem Löffel voll Trank heilen, soll er dann einen ganzen Topf voll einschütten oder gar Arme und Beine abnehmen? Das würde man doch unvernünftig finden. Darum studirt der Arzt die Natur seines Kranken, nach dieser richtet er seine Heilmittel ein, und je besser er die Natur kennt, desto kräftiger werden seine Mittel anschlagen. Nun sollte von Rechtswegen der Lehrer auch nie strenger strafen, als es gerade zur Heilung nöthig ist. Wir wissen aber, daß die einen Naturen härter und zäher sind, als die andern, also der Krankheitsstoff viel fester bei ihnen sitzt und viel gewaltsamere Mittel zur Austreibung erfordert, als andere. Bringt es nun ein Lehrer dahin, daß die Kinder dieses begreifen und es dulden ohne Aerger, daß der Lehrer bei gleichen Vergehen auf andere Weise und härter oder gelinder straft, je nach der Natur des Fehlenden, so habe ich Respekt vor ihm.

Freilich muß der Lehrer, um dieses zu können, folgende Dinge verstehen. Er muß dieses selbst begreifen, muß Menschen begreifen, ihre verschiedenen Naturen auffassen und nachdenken können über ihre zweckmäßigste Behandlungsweise.

Er muß zweitens jede Brille von seiner Nase thun können und namentlich die Brillen, wodurch er Kuchen, Brot, Schweinerippen oder gar Schinken sieht statt Kinder, und auch die, durch welche ihm die eigenen Kinder ganz anders vorkommen als fremde.

Er muß des Zornes Meister sein können, denn der Zorn macht blind und unvernünftig. Was würde man zu dem Arzte sagen, der im Zorne einem armen Teufel ein halbes Pfund Opium verschreiben würde, statt höchstens ein halbes Quentchen?

Wenn der Lehrer ein Kind eines Muthwillens wegen züchtigt in vollem sichtbarem Zorn, muß das Kind sich nicht selbst fragen: „Wer züchtigt dann den Lehrer um seines Zornes willen? Mich ist Muthwillen angekommen, ihn der Zorn; welches ist ärger?“

Meine Prügelei hatte also gute Wirkung gethan, ging nirgends übel an, und doch war, je mehr die Kinder sich mehrten, desto weniger Stille und Ruhe in der Schule. Ich kann nicht sagen, daß die Kinder nicht gehorchten, sobald ich ihnen befahl, aber es war Augenblicks wieder im Alten. Ich klagte einmal meine Noth dem Pfarrer. Dieser gab mir einen guten Rath, der viel half, aber doch nicht radikal; das Hauptmittel kam mir erst später. Nachdem er meine Schule betrachtet hatte, sagte er mir: „Die meisten Lehrer haben den gleichen Fehler wie die meisten Leute. Wenn diese sehen, so hören sie nicht, wenn sie hören, so sehen sie nicht, und wenn sie selbst reden, so können sie weder sehen noch hören. Sie können nur einer Thätigkeit mit Bewußtsein sich hingeben, während sie das eine Organ, z. B. das Auge, mit Bewußtsein beschäftigen, vernimmt das Ohr wohl Allerlei, allein was das Ohr vernimmt, vernimmt der Mensch nicht, seine Seele ist im Auge, nicht im Ohr, und ein Organ, in dem die Seele nicht ist, bringt dem Menschen nichts zu. Nun ist es allerdings das Bequeme, Gewöhnliche, seine Seele nur an einem Orte zu haben, und die Leute, die nicht geweckt sind, begreifen gar nicht, daß die Seele an verschiedenen Orten sein oder vielmehr die Thätigkeiten verschiedener Organe auffassen oder leiten könne zu gleicher Zeit. Ihr seht viele Mägde z. B. Rüben jäten oder Flachs. Sie denken bei dieser einförmigen Arbeit an ihren Schatz. Ruft ihnen nun ein-, zwei-, dreimal, sie hören euch nicht, ihre Seele kann nicht vom Schatz weg in's Ohr. Laßt Knechte heimkommen zum Essen, ihre Seele ist beschäftigt mit dem Gedanken, ob Kraut oder Schnitze auf dem Tische seien, ob das Sauerkraut auch Schmalz bekommen habe oder nur die Kelle; legt ihnen Werkzeug aller Art neben und vor die Füße, sie werden es nicht aufheben, nicht einmal sehen; ihre Seele ist nicht im Auge, sondern beim Sauerkraut und zwar ungetheilt. So wird es begreiflich, daß in einer Stube voller Leute eine Menge Dinge geredet werden, die Einen sie nicht hören, und die, welche sie hören, nicht sehen, was dabei getrieben wird.

„Vollends wenn ein Mensch redet und mit Eifer redet, so scheint er meist taub und blind zu sein, weil er gerade nur bei seiner Rede ist und weder die Gesichter sieht, die Andere schneiden, noch das Gähnen hört, das hinter ihren Händen hervor quakt. Nun sollte von früh an der Mensch gewöhnt werden, aller Thätig-

keiten seiner Organe sich zu bemeistern, zu gleicher Zeit mit seiner Seele allgegenwärtig zu sein im ganzen Körper. Zu dem Ende ist sie eben geistig und nicht ein Erdapfel oder eine Rübe.

„Der Mensch muß zu gleicher Zeit sprechen, sehen, hören, lernen; ja, was noch schwerer ist, er muß lernen an zwei Orten zu gleicher Zeit sehen, zwei Reden zu gleicher Zeit hören. Wer einmal sich daran gewöhnt hat, der weiß es nicht mehr anders, es geht ihm das von selbst zu, es ist sein natürlicher Zustand; ja, er muß sich zusammennehmen, wenn er seine Seele ungetheilt einem Gegenstande widmen und durch nichts Anderes sich davon will abziehen, unterbrechen lassen. Nun wird aber keiner ein guter Knecht und kein Stüdi eine gute Magd, wenn sie nicht offene Augen und Ohren haben, wenn sie das, was ihre Sinne ihnen zuführen, nicht schnell und auf einmal aufzufassen vermögen, sondern nur immer langsam Eins nach dem Andern.

„In noch viel höherm Grade bedarf ein Lehrer dieser Eigenschaften, wenn er einer Schule, und besonders einer großen Schule, recht vorstehen will. Er muß in der ganzen Stube gegenwärtig sein, die Kinder müssen zum Bewußtsein kommen, daß der Lehrer Alles in derselben wahrzunehmen im Stande sei, daß er gar keinen Rücken habe, hinter dem sie Unziemliches treiben können. Und dieses Bewußtsein entsteht bei den Kindern gar bald, wenn sie merken, daß der Lehrer alle sieht, während er einem zuhört, daß er auf alle hört, während er einem zusieht, und daß er Beides, hört und sieht, während er selbst spricht. Dieses Alles muß sich aber geben nicht auf eine gezierte Weise, nicht äußern durch ein Hin- und Herschießen, sondern als ob es sich von selbst verstehe, so sein müsse. Es ist kaum eine Eigenschaft des Lehrers, welche die Kinder so schnell auffassen, als diese, so viel Respekt davor haben; durch sie kömmt man hundert Unarten zuvor, erspart sich also auch hundert Strafen, eben so viele Unterbrechungen, und die Schule erhält erst dann ein ordentliches Aussehen. Und es ist wohl nichts Schöneres, als wenn bei aller Thätigkeit der Lehrer in unerschütterlicher Ruhe über seiner Schule steht; wenn er zur Seele der Schule wird, die allenthalben ist und doch nirgends sich aufdrängt.

„Nun," fuhr der Pfarrer fort, „ist aber das ein gar seltenes Ding und eine Menge Lehrer haben gar keinen Begriff von dieser

Allgegenwärtigkeit, keinen Begriff von der Möglichkeit, zu sehen und zu hören zugleich, und keinen Begriff von der Nothwendigkeit dieser Eigenschaft. Es ist, als ob wenigstens drei Viertel einer Schulstube hinter des Lehrers Rücken liegen würden, in denen Jedes machen kann, was es will. Und wenn es einmal zu wüst geht und der Lehrer befiehlt Stille, so ist wohl einen Augenblick Stille, bis und so lange die Kinder glauben, der Lehrer höre jetzt nicht mehr, sondern er sehe wieder, oder er sehe nicht mehr, sondern er höre, oder er rede und sehe und höre nicht mehr. Ihr werdet es in hundert Schulen bemerken, daß Befehle ungefähr so lange fruchten, als die Worte tönen an den Wänden.

„Und in diesem Fehler, Schulmeister, seid auch ihr!“ schloß der Pfarrer, „ihr könnt nur in einer Ecke Stille behalten und nicht in der ganzen Stube, eben weil ihr nicht in der ganzen Stube gegenwärtig seid. Versucht meinen Rath, er wird sicher helfen, aber freilich, es wird euch schwer ankommen Anfangs.“

Das dünkte mich eine strenge Zumuthung; indessen fing ich das Ding doch an zu versuchen, und es leuchtete mir bald ein, daß ich mehr Ordnung in der Schule erhielte, wenn es mir möglich wäre achtsamer zu sein. Aber es ward mir schwer, besonders wenn ich sprach. Da war es mir, als ob ich mit den Augen die Worte suchen müßte im Kopf, wie beim Lesen im Buche, als ob die Ohren aufpassen und entscheiden müßten, ob ich die rechten gefunden und hervorgebracht. Aber wenn man so etwas will und sich Mühe giebt, so bringt man es doch irgendwohin, auch wenn man schon erwachsen ist. Ein wahres Unglück ist, daß Lehrer solche Neuerungen nicht mehr versuchen wollen. Ich meine nicht neue Methoden, neue Terminologien, sondern sich selbst zu beherrschen, Unarten abzulegen, auf neue und bessere Weise sich darzustellen. Aber, aber, die unglückliche Selbstgenügsamkeit, Selbstgefälligkeit oder Suffisance, wie der Welsche sagt!

Ich hatte auf diese Weise viel weniger Ursache aufzubegehren, die Kinder wurden mir daher lieber, besonders die Mädchen. Ja, lacht nur Leute, es ist doch so. Gewiß werdet ihr heutzutage keinen Lehrer finden, der es macht wie jener alte Pfarrer. Der haßte die Weiber furchtbarlich und kehrte sich in den Unterweisungen immer den Buben zu, den Mädchen aber wendete er den Rücken. Diese, darüber theils geärgert, theils zum Muthwillen gereizt, trieben allen möglichen Spuk. Der alte Pfarrer sah nie

hinter sich, wie wüst es auch gehen mochte, wenn Schimpfwörter nicht halfen, so schlug er mit seinem Meerrohr hinter sich, aber wieder ohne zu sehen, wohin. Man kann sich den Jux denken, den die Kinder dabei hatten.

Die Buben sind von Natur roher, wilder und besonders unbedachtsamer, rücksichtsloser, die Mädchen weniger roh und besonders bedachtsamer, mehr berechnend und feiner fühlend. (Doch will ich wetten, bei Lehrerinnen würde sich das Verhältniß anders herausstellen.) Das Mädchen weiß schon frühe, daß sein Lehrer ein Mann ist, und diese zu berücksichtigen von früher Jugend an, lehrt es ein Instinkt. Es will ihm gefallen und es findet, wenn der Lehrer nur einigermaßen die Nase mitten im Gesicht hat, Gefallen an ihm. Wie manches Mädchen hat daheim schon gesagt: „Unser Schulmeister ist so schön!" Hat das je ein Bube gethan? Das Mädchen hütet sich, dem Lehrer zu mißfallen, fühlt tief ein Wort von ihm und weiß, meist sich selbst unbewußt, in die Stimme, in die Augen, in sein ganzes Thun und Lassen so Manches zu legen, was den Lehrer anziehen muß. Wenn dem Lehrer etwas zu bringen ist, wer erzwingt es, dasselbe zu tragen, Knaben oder Mädchen? wer läuft der Mutter mehr nach, um sie zu mahnen, daß man dem Schulmeister lange nichts gebracht und daß, wenn man frisch backe, man ihm doch ein Brot bringen wolle — Knaben oder Mädchen?

Abgesehen davon, daß ein Lehrer Mädchen weniger zu strafen braucht, macht schon ihr Wesen an sich mehr oder weniger Eindruck auf ihn, er fühlt sich zu ihnen hingezogen, und die Aufmerksamkeit, die sie ihm widmen, vergilt er wieder. Man achte nur einmal auf den Ton der Stimme, ob nicht eine ganz andere Modulation darin liegt, wenn er frägt: „Hans, kannst mir's sagen?" oder: „Bäbeli, weißt du es etwa?" Da es nun immer so gewesen ist, so fällt dieser Unterschied, den der Lehrer zwischen Knaben und Mädchen macht, nicht auf, ja der Lehrer sagt ganz ungenirt: die Mädchen seien ihm viel lieber, er habe nicht halb so viel mit ihnen zu thun, als wie mit den Buben. Niemand wird den geringsten Anstoß daran nehmen. Nur muß der Lehrer davor sich hüten, daß seine allgemeine Liebe nicht eine spezielle werde, daß er nicht ein Mädchen vor den andern auszeichne, sonst hat er es mit allen verspielt.

Er meint vielleicht, das habe gar nichts zu bedeuten. Wohl, das bedeutet etwas, er fühle sich nur selbst den Puls, so weiß er, was es bedeutet, und alle seine Schüler wissen es, ohne ihm an den Puls zu greifen. Die Buben verhöhnen ihn, die Mädchen werden erbittert und schämen sich, und wenn es den Alten zu Ohren kömmt, so giebt es Lärm. Ueberhaupt (s. das frühere Kapitel über das Verhältniß von Mann und Weib) darf der Lehrer nie die Schwäche darstellen, sonst kömmt er unter ihren Pantoffel. Er muß die Kraft darstellen, die anzieht ohne Absicht, in wahrer Liebenswürdigkeit durch ein wahrhaft männlich Wesen, dessen Grund Ernst und Liebe ist, das sich darstellt fern von jeder Künstlichkeit in Milde und Kraft. Ein solches Wesen bringt selbst die Buben zu Liebe und Anhänglichkeit, geschweige denn die Mädchen. Die Mädchen haben, so sinnlich sie sein mögen, doch einen eigenen Zug zu höhern bessern Naturen, nur müssen diese nicht in gar zu wüster Hülle sein. Daher sieht man so unendlich oft die Schülerin an den Lehrer sich hängen gegen den Willen der Eltern. So hat man viele Beispiele von Lehrern, die ihren Schülerinnen immer warm im Herzen blieben, denen bei des Lehrers Anblick die Augen ganz eigen glänzten, denen in den Tiefen wieder auftauchte die entschwundene Jugend, der Frühling des Lebens, die knospende Liebe mit all ihrem Wogen, ihrem Regen. Wie manches Mädchen fühlte nicht, wenn der Unterricht aufhörte, eine Langeweile, eine Oede im Herzen, die es sich nicht zu erklären wußte?

Je mehr der Lehrer die Kraft darstellt, je weniger er sich hinreißen läßt zu Tändeleien und Spielereien, desto unschädlicher bleibt, ja desto nützlicher wird diese Liebe oder Anhänglichkeit. Zum Bewußtsein durch Erklärungen kommt sie nicht, die Blume geht nicht auf, nur die Knospe bildet sich verschämt zwischen Blättern, genährt und hervorgelockt durch milde kräftige Luft. Das Mädchen, gewöhnt an diese reine bessere Luft, empfindet Ekel gegen die unreine; vor seine Seele hat sich das Bild einer edlen Seele gestellt, die hat sein Herz erwärmt. Wieder eine edle Seele verlangt es, um dasselbe in Glut und Flammen aufgehen zu lassen. Wohl zieht viel und oft durch das Verlangen der Seele die Schwäche des Fleisches einen Strich oder ein Geldsack legt sich schwer auf dasselbe. Allein untergehen wird in dieser Seele doch selten ganz die Sehnsucht nach edlern Wesen, und schwere Seufzer ringen

denselben sich entgegen, durch schwere Leiden oft; und oft endet das Ringen nicht, bis die Augen sich wieder öffnen in einer andern Welt.

Es wird mancher bedächtliche Lehrer bedenklich den Kopf schütteln über meine Rede und unverblümt sagen, ich rede Thörichtes. Ich glaube es nicht. Ich meine zur Sprache zu bringen das Bestehende, damit dasselbe begriffen und vernünftig benutzt werde.

Zum Beweis, daß ich es auf alle Fälle redlich meine, will ich aufrichtig bekennen, wie es mir ergangen. Damals freilich wußte ich nicht, daß es mir so erging, und wenn Jemand es mir gesagt hätte, so wäre ich böse geworden oder hätte ihn ausgelacht. Aber doch that es mir allemal wohl, wenn ich zu den Mädchen kommen konnte, um sie zu überhören. Ich sparte sie manchmal auf bis zuletzt, wie man auch den Dessert zuletzt ißt und, nach dem Sprüchwort, den Bauer nicht gerne auf den Herrn setzt. Es lachte mir allemal das Herz im Leibe, wenn ich eins der ältern Mädchen in die Schule kommen sah, und es war mir recht öde in der Stube, wenn keins derselben da war. Manche Viertelstunde ging ich früher in die Schulstube, um, wie ich mir sagte, Federn zu schneiden. Das Federnschneiden kam mir aber gewöhnlich erst in Sinn, wenn ich von jenen Mädchen eins oder einige bereits in der Schulstube wußte. O, es ist recht wunderlich, was dem Menschen Alles einfällt, um etwas thun zu können, das er weder sich noch Andern bekennen will, dem er keinen Namen geben möchte. Aber närrisch that ich mit den Mädchen nicht, es that mir nur wohl, bei ihnen zu sein, dummes Zeug schwatzte ich nicht mit ihnen. Sie begannen gewöhnlich in ihrer geschwätzigen Natur das Gespräch, ich brauchte nur hie und da ein freundlich Wort zu erwidern, so war ihnen angeholfen und ich vernahm gar Allerlei, das mir nützlich war. Wenn ich zufällig nicht gleich hinüber kam, so hatten auch sie Einfälle in meine Stube zu kommen oder mich hinüber zu rufen. Da ich mir nichts vergab, so verlor das schulmeisterliche Ansehen durchaus nichts; im Gegentheil hüteten sie sich recht mädchenhaft, mir einen Verdruß zu machen, und ein einzig strenges Wort fand allzeit weichen Boden. Möglich auch, daß mein weichmüthig, wehmüthig Wesen (in den Städten würde man sagen, es sei ein interessanter Anflug von Melancholie gewesen) ihr Mitleid erregte, denn man will wissen, daß solche Stimmung bei einem Mann auf Mädchen ganz beson-

dere Wirkung thue, da Instinkt sie zu dem Amte des Tröstens treibt.

Sie suchten mir gefällig zu sein, wie sie nur konnten. Sie sahen, daß mir das Kehren der Schulstube sehr beschwerlich war. Von nun an hatte ich gar nichts mehr damit zu thun, die Mädchen schlugen sich fast darum und reinigten mir meine Stube, daß es eine Freude war. Und weil ich zusah, verrichteten sie die Arbeit mit einer Rührigkeit, einer Schnelligkeit, welche sie zu Hause kaum an den Tag legten.

Noch sehe ich, wie einmal ein armes Mädchen vor der Schule um mich herumstrich, immer eine Hand im Sack. Endlich zog es einen Apfel daraus hervor, von den schönsten einen, gelblich mit rothen Backen zum Malen. Es war sicher der schönste, den das Mädchen seit Jahren gehabt. Mit einem ganz eigenen Zagen bot es mir ihn an und sagte: „Schulmeister, mögt ihr nicht einen Apfel?“ Ich antwortete vielleicht etwas kurz: „Ich will dir deine Aepfel nicht essen, behalte du ihn.“ Da wurde das Mädchen ganz roth, schlug seine schwarzen Augen mit einem ganz eigenen bittenden Ausdruck zu mir auf und sagte: „Schulmeister, nehmt mir ihn ab, er ist gewiß gut.“ Ich konnte natürlich nicht widerstehen; das Mädchen hatte nun keinen Apfel zu essen denselben Nachmittag, und doch war es von einer Fröhlichkeit wie sonst nie, ein sinnig Lächeln saß beständig auf seiner Stirne. Wer sagt mir, was in des Mädchens Herzen vorgegangen vor dem Geben, bei dem Geben und nach demselben? Um dieses Apfels willen wurde dieses Mädchen aber auch meine Eva.

So rückte das Examen heran, für Kinder und jüngere und ältere Schulmeister, die ihres Amtes leben, ein wichtiger Tag. Es wohnt in den Kindern ein Trieb, das zu zeigen, zu bewähren, was sie gelernt haben, zugleich mit einer Bangigkeit über den Erfolg, einem Zagen: ob es ihnen wohl gelingen möchte, zu bestehen? Ach, daß dieser Trieb im Kinde und diese Bangigkeit nicht gepflegt werden, daß sie nicht geführt werden aus der Schulstube in's Leben, daß das Kind nicht gelehrt wird, daß jeder Lebenstag ein Examentag vor Gott sei, und daß alles Lernen nichts abtrage, wenn es Einem nicht dazu helfe, um in dem Examen vor Gott zu bestehen! Aber nein, zwischen Schule und Leben, zwischen Kirche und Haus hat die Zeit Klüfte ausgefressen und tolle Menschen haben sie noch tiefer gegraben, Brücken darüber sind nicht

gebaut, und hinüberspringen sollen die Menschen von einem Uferrand zum andern: da brechen viele den Hals, andere die Beine, und die meisten können nicht begreifen, warum man sie bei dieser Gefährlichkeit von dem Einen zum Andern hinüberjage, statt Jedermann ruhig sitzen zu lassen, wo er einmal ist. Die Knaben freuen sich auf den Lohn ihrer Arbeit, auf die schönen blanken Batzen; die Mädchen freuen sich, in den weißen Hemdärmeln wieder als lustige Sommervögel zu erscheinen, und nur hie und da sieht man an schönen frühlingswarmen Examentagen traurig ein blasses Kind in einem traurigen Kamisölchen. Ach, das arme blasse Kind hatte kein gebleichtes weißes Hemde oder keine ganzen Aermel an seinen zwei Hemdchen; es darf sie nicht sehen lassen, muß seine Aermchen traurig verstecken in die abgetragene Hülle, muß die Andern rauschen und funkeln sehen in den weißen bauschigen Aermeln. Ach! da ist wohl keine Frühlingsfreude in dem kleinen Herzchen, in den Augen sitzt die Scham und zieht sie nieder, und nur der blanke Batzen wirft einen Schimmer der Freude über die blassen leidenden Züge.

Ach, ich habe schon manchmal mein Ohr gelegt an solche kleine arme Herzchen, die so Vieles sehen müssen und Nichts besitzen, die in Noth und Kümmernissen gespeist und getränkt werden, die, sobald sie zum Bewußtsein gelangen, von den Eltern ihre Armuth vernehmen und täglich Zeugen sind von dem Jammer, den die Eltern verhandeln. Da habe ich vernommen, was die Menschen nicht ahnen, sinnige Gedanken und tiefe Gefühle, habe sie weinen hören im Herzen. Aber was mich weinen machte, war, wenn diese kleinen Herzchen sich einmal freuten, freuten über Dinge, die andere Menschen nicht sehen, reiche Kinder achtlos zertreten, und diese Freude war so rein, so kindlich und umwob so schnell den eingegrabenen Kummer, wie reiche Kinder sich nimmer freuen können. Aber selten denkt Jemand an die Freude armer Kinder, als unser lieber Herrgott, der bunte Steinchen für sie geschaffen, schöne Blümchen und Stecken, krumme und gerade. Ach, die erwachsenen Menschen wissen selten mehr, was rechte Freude ist!

Ach, und Schulmeisterherzen mahnen mich eigentlich auch an arme Kinderherzen, die an gar kleinen Dingen sich Freude machen müssen, denn größere sind ihnen nicht bescheert. Den in der Schule vergossenen Schweiß merkt Niemand mehr, von der ausgestandenen Noth und Mühe nimmt man nicht Notiz.

Nach Schluß des Examens folgte ich der Einladung, mit den Vorgesetzten eine Flasche zu trinken, ich hoffte noch dies und jenes Erfreuliche über mich zu hören. Allein ich täuschte mich. Nachdem abgehandelt war, was am letzten Berner Markt die Kühe g'golten und das Korn, kam man in's Prozediren, und da wurde man mit einer Flasche nach der andern fertig, aber nicht mit dem Prozediren.

Zweites Kapitel.

Ach Gott! wenn die Liebe nicht wär', wie vernünftig man wär'!

Ist das Examen und die Winterschule zu Ende, so ist Manchem, als ob ihm ein Zentner von dem Herzen falle. Dem Einen fällt das lästige Schulhalten weg, das ihm ungefähr ist wie Fabrikkindern das Fabrikgehen, dem Andern die schauderhafte Geldlosigkeit, in welcher er seit Monaten geschmachtet. Er erhält seine paar Batzen Lohn für's ganze Jahr und kann seine Sonntagsschuhe flicken lassen für baar Geld. Auf das Geld hatte ich mich gefreut, hatte gedacht, besser meinem Verdienst nachhängen zu können. Aber als die Schulkinder fortgingen, konnte ich nicht aufhören, ihnen nachzusehen, bis sie mir aus den Augen waren, eine ordentliche Wehmuth kam mich an; und als am andern Morgen keines kam, die Schule leer blieb, da fühlte ich es auch unerträglich leer in mir. Um's Haus herum stand ich, stand in allen vier Ecken desselben und sah nach allen vier Weltgegenden, ob denn nicht etwa ein Bein von einem Schulkinde zu erblicken sei. Endlich kam ein kleiner Junge mit zwei Schafen daher und weidete sie an einem Gartenzaune.

Nun mit dem redete ich einige Worte und ging dann an meine Arbeit. Aber es hatte mir doch nicht recht gewohlet, und ich konnte nicht begreifen, warum gerade dieser Junge mir erschienen sei und nicht jemand Anderes. Als es eilf läutete, und ich vom Webstuhl in die Küche ging, um für mein Mittagbrot zu sorgen, sah ich von Weitem bei'm Brunnen einige weiße Hemdärmel und erkannte bald zwei der ältesten Schulmädchen. Nun weiß ich nicht, wie es kam, aber ich hatte auf einmal auch bei'm Brunnen zu thun, und wie

ein Wirbelwind fuhr ich unter sie. Das Gespräch war freilich nicht halb so hitzig als mein Kommen, aber einige freundliche Worte wurden doch gewechselt, und eines der Mädchen sagte: es habe ihm heute immer gedünkt, es sollte in die Schule gehen. Das that mir, gar zu wohl! Nur wurmte mich die Bemerkung des andern Mädchens: wenn es dann auch nicht mehr in die Unterweisung gehen könne, so wisse es vor Langeweile nicht was anfangen. Ich konnte nicht recht fassen, daß so ein Mädchen auch nach der Unterweisung sich sehnen könne und nicht blos nach der Schule. Von nun an war der Brunnen mein Lustplatz, mein Casino, meine Promenade, mein Palaisroyal. Ich wusch Alles viel fleißiger, bedurfte viel mehr Wasser als sonst; am Samstag Nachmittags ging ich sogar mit meiner Kaffeekanne zum Brunnen, mußte mich aber dabei nicht wenig auslachen lassen.

Es kostete mich manchmal Mühe, dumme Witze zu unterdrücken, allein ich war ein so tüchtig gebranntes Kind, daß ich noch nicht vergessen hatte, wie das Feuer brenne. Die Wunde war nicht schnell zugeheilt worden, sie hatte auseitern müssen, und was ich dabei gefühlt, das wollte ich nicht zum zweiten Mal empfinden. Nur Quacksalber streichen auf jegliche Wunde gleich einen heilenden Balsam oder gar ein Heftpflaster; es giebt Wunden, die ausbluten, auseitern müssen, wenn sie gut heilen sollen. So ist es auch mit den Seelenwunden und Eiterbeulen. Ich bin fest überzeugt, Tausende von Büchern und Millionen von Predigten wirken darum nicht, weil man auf jeden bittern Trank nicht geschwinde genug Zuckerbrot bringen kann, auf ausgetheilte Schläge alsbald ruft: „Ach weine nicht, ach weine nicht, du bist ja so lieb und gut!“ weil man auf die gezeigte Hölle alsbald die Seligkeit setzt, wie den Deckel auf den Topf, weil man sich vor nichts mehr fürchtet, als einen tiefgreifenden Eindruck zu hinterlassen.

Meine Liebe war noch keine besondere, sondern nur eine allgemeine, an's Heirathen dachte ich nicht; ich dachte an's Fürsparen. Ich hatte Freude an den wenigen Thalern, die ich im Schranke hatte, und an den zwei neuen Hemden, welche ich hatte machen lassen. Ich zerlegte oft in Gedanken meine Bedürfnisse, die erforderlichen Anschaffungen und daneben mein Einkommen und meinen Verdienst, und ich fand allemal, daß ich ein Schönes bei Seite legen und in wenig Zeit meine Orgel werde zahlen können. Dann rechnete ich weiter, sparte in Gedanken immer mehr vor, wurde

am Ende ein sehr reicher Mann. In diese Rechnungen brachte ich nie eine Frau und noch weniger Kinder.

So verfloß der Sommer, auf den Winter und die Schule, die er mitbrachte, freute ich mich. Aber so ganz füllte sie doch mein Herz nicht aus. Denn beim Brunnen traf ich noch oft mit den Mädchen zusammen, welche zu Ostern die Erlaubniß zum Abendmahl erhalten hatten, und am meisten eben mit jenem, das mir den schönen Apfel gegeben hatte. Es wohnte nicht weit vom Brunnen, hieß Mädeli und war eines armen Schuhmachers Tochter. Eines Schuhmachers, wie es viele giebt, die ihr Lebenlang nie das Handwerk recht erlernt hatten, nie Leder kaufen konnten, die sechs ersten Wochen, nachdem sie als Meister sich gesetzt, die Modeschuhmacher des Ortes waren und später höchstens gut genug, Pechschuhe zu machen, Knechten und Mägden die Schuhe zu flicken.

Mädeli war des Vaters jüngstes Kind und seine Haushälterin, da seine Frau gestorben war und seine andern Kinder ihn verlassen hatten. Mädeli war schlank und hoch, hatte aber nicht so herzschöne Backen wie Milch und Blut, bei denen es einem dünkt, wenn man sie nur etwas drücke, so müßten aus der einen Backe einige Schalen Milch spritzen kühwarm und aus der andern einige Dutzend Kartoffeln rollen, schön mehlicht und aufgesprungen. Mädeli's Haut hatte etwas von der Schuhmacherwerkstatt angenommen. Freilich war sie nicht so schmutzig pechgelb wie die Haut eines Altgesellen oder einer fünfzigjährigen meisterlichen Pechseele; sie hatte nur das Gelbliche, das mit dem Bräunlichen vermischt und mit einem rothen Anhauch, gleichsam dem himmlischen Thau, übergossen, die wundersame Haut bildet, welche in ihrem sammetnen Schmelz unendlich anziehender ist als das schönste Roth und Weiß, auch wenn beides auf das Kunstgerechteste gemischt ist. Mädeli's Haar war schwarz und seine Augen dunkel und tief, wie gemacht, um darin zu ertrinken. Es ist recht eigen, wie es Augen giebt von unergründlicher Tiefe. Die Seen, bewohnt von Nixen oder Seefräulein, die, wenn man nur einen Finger in's Wasser steckt oder nur einen Blick hineinwirft, einen ergreifen bei Finger oder Blick und hinunterziehen auf den Grund, wo es dem Fischlein so wohlig wird, sind das wohl nicht schöner bräunlicher Mädchen tief dunkle Augen?

Es giebt gar viele Augenarten, von denen ich aber jetzt nicht reden will, da ich noch zu sagen habe, daß über Mädeli's Augen

geschweifte schwarze Bogen sich wölbten, rund wie die Wölbung über Kirchenfenster, durch welche gute Augen hineinschauen können in's dunkle geheimnißvolle Heiligthum. Auf einem in lieblichen und zarten Anschwellungen sich endenden Halse stand das kurze feste Kinn und trug den nicht kleinen, nicht großen Mund, der reine weiße Zähne barg und ohne Worte redete ohne Unterlaß, theilnehmend und schalkhaft. So sprachen bald die Augen, bald der Mund, bald beide zusammen, und doch störte keins das andere, und mitten inne stand verwundert die Nase, horchte gwunderig auf die Wechselrede und verstand doch so wenig davon wie ein Welsch, wenn Einer vernünftig redet, nämlich deutsch. Und dieses Gesicht war alle Tage gewaschen, was viel heißt. Die schlanken Finger waren gewöhnlich gewaschen und die schwarzen Haare selten ungekämmt unter die Kappe gewurstet. Die Stirne war heiter und glänzend, ohne eben mit Speckschwarte gerieben zu sein, wie manche Mädchen zu thun pflegen, wenn sie glänzen wollen. Doch würde mancher Mann dem lieben Gott danken, wenn seine Frau, die den Glanzteufel im Leibe hat, kein theureres Mittel brauchte, um ihren Teufel zu befriedigen, als eben nur Speckschwarte.

Die ganze Gestalt, die nicht üppig, aber springfedrig und ebenmäßig war, war säuberlich übergossen und hatte etwas Nettes, auch wenn keine Strümpfe an ihren Beinen und manchmal die Schuhe die besten nicht waren.

So war das Mädchen beschaffen, welches ich mehr als andere am Brunnen antraf, das mir besonders wohl gefiel, in seinem rührigen raschen Thun, seinen ernsten Augen und freundlichen Mund, ohne daß ich nur ahnte, verliebt zu sein. Aber es ward mir immer lästiger mein Alleinsein, und ich fing an Beschwerden zu fühlen, von denen ich keine Ahnung gehabt hatte. Bei jedem Knopf, der mir absprang, seufzte ich über die Qualen dieses Lebens und dachte, wie kommod es wäre, wenn Jemand mir ihn annähen thäte. Hatte ich die Schule zu Ende gebracht, so drückte es mich schrecklich, daß ich noch kochen müsse, und als Glückliche beneidete ich Alle, die aus der Schule ohne weitere Präliminarien an den bereits gedeckten Tisch sich setzen konnten. Und hatte ich abgegessen, so kam mich das Seufzen ganz besonders an, denn nun mußte ich noch abwaschen, und hatte ich abgewaschen Teller und Pfannen, so hatte ich mich oder die Kleider besudelt, mußte mit dem Waschen von vorne anfangen. Unter solchen Seufzern sang ich oft aus

Herzensgrund: „Ach wie ist das Leben schwer hier auf dieser Erde!“ Hatte ich diese Last so recht grausamlich gefühlt, so fing ich in meinen einsamen Abendstunden an nachzudenken, ob solchem Elend nicht abzukommen sei. An die Kost zu gehen fiel mir ein, aber würde man mir dort die Knöpfe annähen, würde man mir meine Strümpfe waschen nach Nothdurft? O du liebe Zeit, was trägt doch mancher Mensch für Zeug, nur weil er von Tag zu Tag vergißt, dasselbe waschen zu lassen!

Und wie fatal ist's, wenn man am Sonntag sich verschlafen hat, in die Predigt sollte, schlaftrunken zum Schranke springt, um ein sauber Hemde anzuziehen, und keines darin sieht? Und wie noch fataler ist's, wenn man ein sauber Hemd findet, aber an dem Kragen desselben keine Knöpfe, um ihn einzuthun, oder den Kragen halb durchgerissen, oder sonst einen Schaden, den die derbe Faust der Wäscherin in das verwaschene Zeug gerissen und wohlweislich verschwiegen hat? Was soll dann so ein armer Teufel von Mensch, dem es nicht einfällt, die Hemden zu untersuchen, wenn er sie abzieht, und noch viel weniger, wenn die Wäscherin sie zurückbringt, mit seinem zerrissenen Hemde anfangen? Noth bringt Erfahrung. Er zieht es in Gottes Namen an, aber er nimmt das größte Halstuch, das Gilet, an welchem die Knöpfe am weitesten hinaufgehen, und verbirgt so die Schäden, die er nicht heilen kann, vor der Menschen Augen. Wenn man im Sommer so einen behalstuchten, eingeknöpften Menschen sieht, so denke man nur zuversichtlich: „Oha, dem hapert's am Hemde!“

Ich kam immer mehr darauf, daß eine Frau das radikalste Mittel sei gegen alle diese Uebel. Eine Frau würde mir kochen und abwaschen, und ungesorget könnte ich zu Tische sitzen. Eine Frau würde dafür sorgen, daß ich nicht nur am Sonntag ein frisch gewaschenes, tragbares Hemde hätte, sondern sie würde es mir zum Bett geben und mir sogar den Kragen einthun. Eine solche Frau würde mir Wäscher- und Näherlohn ersparen, würde mir pflanzen und spinnen. Es wurde mir immer einleuchtender, daß eine Frau, auch wenn sie keinen Batzen hätte, ein ordentlicher Fund, eine eigentliche Spekulation für mich wäre. Ich war immer deutlicher überzeugt, daß ich es mit einer Frau weit besser werde machen, weit mehr fürsparen könne, als ohne Frau. So eine Frau esse nicht so viel, dachte ich, und wo Eines genug habe, da sei sicher auch für Zwei.

Es ist recht lustig, wie die Menschen verschieden rechnen und einer an der Rechnung des andern nichts begreift, und wie der Mensch in verschiedenen Altern verschieden rechnet und in einem Alter die Rechnung des früheren Alters nicht mehr verstehen kann. Man sagt oft von diesem oder jenem Menschen: der weiß zu rechnen! Thorheit! Es rechnen alle Menschen, und der meisten Menschen stilles Denken ist gar nichts Anderes, als beständig Rechnen. Die Menschen aber werthen die Dinge anders. Was die Einen als ein Plus ansehen, sehen die Andern als ein Minus an und umgekehrt. Was die Einen mit keinem Auge ansehen, bringen die Andern als Hauptfaktor in Anschlag. Und endlich ist's, als ob die Einen viel mehr oder ganz andere Augen hätten als die Andern; denn wie die Einen immer viel sehen, viel mehr Zahlen als da sind, sehen die Andern immer zu wenig, viel weniger, als vorhanden. Deßwegen begreifen die Menschen ihre gegenseitigen Rechnungen so wenig, lachen oder schelten einander aus und seufzen zu Zeiten: „Ich weiß nicht, was ich auch gedacht!“

Und woher kommt dieses verschiedene Rechnen wohl? Das Ding läßt sich verschieden ausdrücken: Es kommt daher, weil in den Menschen verschiedene Rechenmeister sind. Bei den Einen rechnet das Herz, bei den Andern die Sinne, bei den Dritten der Verstand, bei den Vierten die Selbstsucht oder irgend eine andere Leidenschaft. Jeder dieser Rechenmeister rechnet anders, und jeder für sich allein falsch. Das fühlt der Mensch am besten, bei dem diese Rechenmeister abwechseln und immer einer den andern ausschimpft, daß es dem Menschen dabei übel wird.

Vermag der Mensch nun nicht jeder Leidenschaft das Rechnen zu verbieten, vermag er nicht die Vernunft zum Rechenmeister zu erheben, der die Aufgaben stellt, und Herz und Verstand zu vereinen, daß sie zusammen rechnen, und vermag er diese nicht duldsam zu stimmen, daß sie den Sinnen auch zuweilen ein Wörtchen, freilich nur ein untergeordnetes, vergönnen, so bleibt er sein Leben lang ein armer Teufel im Rechnen, verrechnet sich immer und, was das Peinlichste ist, vermag doch selten den Fehler zu finden, bis es zu spät ist. Und wenn zuweilen Einer den Fehler findet und nun einen andern Rechenmeister an das Rechnen setzt, so rechnet ihm dieser wieder falsch und der letzte Fehler ist ärger als der erste. Darum, ihr Menschen, verwundert euch nicht, wenn ihr in der Schule die vier Spezies durchgemacht habt sammt den Brüchen,

und vielleicht sogar die Algebra, und ihr doch keine Lebensrechnung anzusetzen und durchzurechnen vermögt, sondern in die Brüche kommt und nicht wieder heraus.

In meiner Rechnung also stand eine Frau als Plus, nicht als ein zehrender, sondern als ein einbringender Posten, und nicht weil ich auf Vermögen rechnete, sondern auf ihr Kochen, Pflanzen, Waschen und Flicken. Obgleich dieses Rechnen in mir immer lebendiger wurde und immer häufiger wiederkehrte und erzeugt ward durch eine geheime Neigung, die mir selbst noch geheim war, so bewegte es mich denn doch noch nicht zum eigentlichen Suchen einer Frau. Durch eine besondere Güte Gottes wird das, was wir thun, in den meisten Fällen gar langsam in uns vorbereitet, damit wir demselben zuvorkommen oder es regeln könnten, wenn wir nämlich Augen hätten zu sehen, Ohren zu hören und einen Verstand zu begreifen.

Einst holte ich Wasser bei'm Brunnen, Mädeli stand mit seinem Kessel eben an der Röhre, eine alte Frau wartete und ein anderes Mädchen wusch Erdäpfel. Ich war pressirt, denn wenn ein Schulmeister von elf bis ein Uhr kochen und abwaschen soll, so hat er keine Zeit zu verlieren. Mädeli wußte das, und wie es sehr oft that, sagte es: „Schulmeister, gebt mir euren Kessel, ich will ihn füllen, ich habe Zeit zu warten.“ Damit nahm es mir denselben aus der Hand, stellte den seinigen bei Seite und den meinigen unter die Röhre. Stillschweigend standen wir neben einander und sahen dem Wasser zu, wie es nach und nach den Kessel füllte. Drüben hatte die alte Frau mit giftigen Blicken uns betrachtet, böse darüber, daß Mädeli lieber einem jungen Schulmeister seinen Kessel abgenommen, als einer alten Frau. Endlich sagte sie: „Mädchen, meinst, der Schulmeister sei der Elieser oder gar der Isaak selbst? Eins wie du sollte die Nase nicht zu vorderst haben, es fällt den mannssüchtigen Mädchen gar zu gerne was drauf!“ Der erste Theil der Rede machte mich lachen, darum achtete ich den zweiten wenig und ging mit meinem Wasser lachend nach Hause, ohne etwas Weiteres zu denken oder irgend Gewicht auf die Worte zu setzen.

Es vergingen ein bis zwei Tage, es verging eine Woche, ich traf Mädeli nicht mehr bei'm Brunnen. Da ward mir alle Tage bänger und jeder Tag länger, und als ich es einmal von weitem sah mir entgegen kommen und in ein Gäßchen ausbiegen, sobald

es mich erblickte, mochte ich es nicht länger aushalten. Ich konnte gar nicht begreifen, was das Mädchen ankam. Unter meinen zwei Paar Schuhen stöberte ich so lange herum, bis ich etwas fand, das ich dem alten Schuhmacher zum Ausbessern bringen durfte. Es war Nacht und kalt, der Schnee knirschte unter den Füßen, und in den gefrorenen Fensterscheiben glitzerten funkelnd die sonst düstern Oellampen. Vor ihrem Häuschen wußte ich erst nicht, sollte ich am gefrorenen Fensterchen oder an der verschlossenen Küchenthüre anklopfen. Da hörte ich in der Küche das Reiben des Harnischplätzes in der Pfanne, wußte also Mädeli in derselben und klopfte bei ihr an. Der obere Theil der Thüre ging auf und Mädeli frug: „Wer hat geklopft? Ei, Herr Jesus," setzte es alsobald hinzu, „seid ihr es, Schulmeister?" Das schien mir ein recht freudiges Verwundern zu sein. „Ein Paar Schuhe hätte ich da, an welchen mir der Vater was machen sollte," antwortete ich und trat in die Küche und wollte da nach einigen Vorreden Mädeli fragen, was es denn eigentlich habe? Aber halte doch Niemand jungen Mädchen lange Vorreden! Mädeli trat in ihr Stübchen mit einem raschen Schritt und hieß mich nachkommen, der Vater sei da. Ich mußte nun hinein, und fort war das Mädchen wieder.

Mit dem Schuhmacher konnte ich nun plaudern und seine Geschichte anhören, wie er auf seiner Wanderschaft in der Fremde gewesen, weit, weit hinter Murten bis gerade da, wo der große See aufhöre, und wie da ganz andere Menschen seien, als hier. Sie sagten dort drü Manne und drü Frauen und redeten überhaupt eine ganz andere Sprache, die hier der Hundertste nicht verstünde. Dem hörte ich mit einem Ohr gar andächtig zu und mit dem andern auf Mädeli in der Küche, immer hoffend, es werde bald hereinkommen. Und als es endlich hereinkam, wollte es eine andere Schürze umbinden, um in's Dorf hinunter zu gehen, unter dem Vorwand, Oel zu holen. Das wollte nun der Alte nicht geschehen lassen und klagte, es halte sich seit einiger Zeit gar nicht mehr zum Spinnen, und in der Haushaltung thue es, wie wenn es noch nie etwas angerührt hätte; er wisse gar nicht, was mit ihm sei. Es solle jetzt am Spinnrad sitzen, sonst sehe der Schulmeister, was es für Eins sei und wie nichts nutz. Ich meinte: das werde sich schon wieder machen, es gehe den Mädchen gar viel in den Kopf, aber auch wieder daraus. Mädeli warf mir einen langen Blick zu und setzte sich schweigend an's Rad. Da ich von ihm nichts

als einsilbige Antworten erhielt und der Alte mir auch nicht kurze Zeit machte, so ging ich endlich wieder. Als Mädeli mir hinaus leuchtete, frug ich es, diesmal ohne Vorrede, ob ich ihm etwas zu Leide gethan, es dünke mich nicht wie sonst. „Nicht, daß ich wüßte," sagte es, „gut Nacht, Schulmeister, der Vater hat kein Licht und begehrt auf, wenn ich mich säume." Somit stand ich wieder allein und wußte nun nur so viel, daß das Mädchen wunderlich oder böse über mich sei. Ich wurde nun auch böse und fand, es sei nicht der Mühe werth, um ein solches Mädchen sich weiter zu bekümmern, es thue so vornehm und stolz wie eine Herrentochter und habe doch hinten und vornen nichts. Aber je böser ich mich stellte, desto mehr ging das Ding mir im Kopfe herum, und sobald man nicht mehr gleichgültig werden kann, so hat es gefehlt.

Endlich brachte mir der alte Schuhmacher meine Schuhe wieder mit der Entschuldigung, daß ich sie schon früher erhalten hätte, wenn er sein Mädchen hätte zwingen können, sie zu bringen; aber wenn er ihm den Kopf abgedreht hätte, es hätte es nicht gethan. Er glaube, der Hochmuth habe ihm den Kopf verdreht, ein schöner Kühersſohn habe einige Male mit ihm geredet, da werde es meinen, es habe ihn schon.

Wahrscheinlich war ich feuerroth geworden, als ich das vernahm, und wo ich ging und stand, wurde ich des Sinnes nicht los, wie Mädeli sich schon mit Buben abgeben möge, so schlecht hätte ich es nicht geglaubt und noch dazu mit Küherbuben, die ja immer thäten wie ungeleckte Bären. Zum Pfarrer hatte ich gewollt, ihn aber nicht angetroffen, und ging in der Dämmerung wieder nach Hause. Vor mir sah ich ein Mädchen und holte, mit längeren Schritten behaftet, dasselbe bald ein. Es war Mädeli, das Salz geholt hatte. Wir erschraken Beide, und Beiden ward bange um's Herz.

Ein Mädchen ist an sich ein banges Wesen, und aus Mädeli's Selbstgeständnissen habe ich nachher erfahren, daß, was man für Stolz, Kälte oder gar Abneigung nimmt, gar oft nichts Anderes als Bangigkeit ist. Bangigkeit im Bewußtsein der Schwäche, Bangigkeit, die einen Sturm erwartet, den abzuschlagen man nicht Kräfte genug fühlt. Darum macht Suffisance so viel Glück bei Mädchen, und die widerwärtigsten aber zuversichtlichsten Menschen nehmen die Preise vorweg, während so manche blöde Seele leer ausläuft, weil sie sich durch die mädchenhafte Bangigkeit, die aussah wie ent-

schlossene, verhaltene Feindseligkeit, vom Sturme abschrecken ließ, wie die Krähwinkler vor gemalten Kanonen davon liefen und die bekannten sieben Schwaben sich nicht an einen Hasen wagten.

Wir liefen neben einander her, ich frug bald Dies bald Das; aber Mädeli wurde immer trockner und kürzer. Da wurde auch ich wieder bitterer und böser und frug endlich: wann es wolle aufbieten lassen? Das Mädchen sah mich groß an und sagte: es müsse erst Einen haben. Nach langem Hin- und Herreden sagte ich endlich: des Kühers Bub würde es ungern haben, wenn er hörte, wie es ihn verleugne. Da blieb Mädeli stehen und eine zornige Röthe stieg ihm durch die Backen auf bis zu den Augen und rasch frug es: „Wer hat was von Kühers Bub gesagt?" Ich wollte zu spaßen fortfahren, aber Mädeli sagte: „Schulmeister, ich schelte, wenn mir noch Jemand was von des Kühers Bub sagt, und jetzt sagt mir, wer hat euch was gesagt, sonst glaube ich, ihr habt es selbst erdacht." Da mußte ich endlich mit der Sprache hervor. Laut auf fing nun das Mädchen zu jammern an, daß die Leute so was von ihm sagen könnten, der Vater es bestätige, und daß ich es glaube, das daure es am meisten, das sei nicht brav von mir!

Ob dem Jammer schmolz mein Herz. Bei Mädchenthränen sind Männerherzen gern wie Wachs im Ofen, nicht die gleiche Wirkung machen Weiberthränen. Ich bin aber auch überzeugt, sie sind sich chemisch nicht gleich. Ich fing an mich zu entschuldigen und zu trösten. Es sei gar nicht böse gemeint, sagte ich, aber es sei gegen mich so wunderlich gewesen und gar nicht mehr wie sonst, daß es mich böse gemacht, auch der Vater habe es ja anders gefunden, und da habe ich glauben müssen, was er gesagt. Ich hätte es fragen wollen, was es gegen mich habe, aber es habe mir ja nie gewartet. Es solle mir jetzt sagen, was es gegen mich habe, sonst müsse ich doch glauben, was die Leute sagen. Nach manchem Zögern, manchen Ausflüchten vernahm ich endlich in von Husten viel unterbrochenen Worten, daß ich ja bei'm Brunnen es auch ausgelacht, als es in guter Meinung mir Wasser gegeben und die alte Frau es so ausgeführt. Mein Gott, daran hatte ich nicht gedacht! So geht es Einem, der nicht Ironie und Witz versteht, der nicht weiß, wie tief solche Anspielungen bei Mädchen einschlagen und sie gewöhnlich zum Bewußtsein bringen, und dieses Bewußtsein nun sich verpallisadirt, die Offenheit in Verschlossenheit verkehrt, wodurch gar oft Herzen, die nicht mehr zum Verständniß

kommen können, getrennt werden. Ich hatte jene Worte, hatte mein Lachen vergessen, aber in Mädeli war Beides tief gedrungen; es errieth sich und glaubte sich errathen, und daß ich bei diesem Errathen gelacht, das that ihm wehe.

Nun war wieder die Reihe an mir, mich zu entschuldigen. Das that ich dann auch ganz ehrlich und redlich, so daß Mädeli mir anfing zu glauben, wieder traulich zu mir aufsah und ohne Husten erzählte, wie unwohl es ihm dabei gewesen, und wie weh ihm der Gedanke gethan habe, daß auch ich es nicht gut mit ihm meine. So gab sich eine recht gründliche Versöhnung, eine innige Vertraulichkeit, und wir waren mit einander im Dorfe, ehe wir es uns versahen. Und kaum hatte ich noch Zeit, schnell und leise die Hoffnung auszusprechen, daß es wieder zur gewohnten Zeit bei'm Brunnen sein wolle, und ein Nicken zur Antwort erhalten, als begegnende Leute uns trennten und Jedes seinem Häuschen zu mußte.

Ein heimlich Wort mit einem Mädchen sprechen, will schon was sagen, aber eine Versöhnung ist doch etwas viel Größeres. Es giebt nichts Gefährlicheres, aber auch nichts Schöneres zwischen Mädchen und jungen Burschen, als eine Versöhnung. Wie die einem den Kopf so heiter und lustig, das Herz so leicht und doch so voll macht! Aber, Mädchen, hütet euch davor, sie sind gefährlich. Wie Liebeszank in unteren Ständen viel häufiger ist als in oberen, so sind da die Versöhnungen auch viel häufiger, viel inniger, viel gefährlicher.

Ganz eigen war es mir selben Abend zu Muthe, und Nachts in den Träumen sah ich Mädeli mir Knöpfe annähen, hörte ich rufen: „Männchen, komm, ich habe gekocht, komm und iß!“ Und aus den Träumen der Nacht ging der Gedanke, Mädeli zu heirathen, in die Träume des Tages über. Immer nothwendiger schien es mir, eine Frau zu nehmen, immer unerträglicher ward mir meine häusliche Bürde, immer glücklicher ward ich, wenn ich das Mädchen sah, und immer klarer zeigten mir meine Rechnungen, daß ich es nirgends besser machen könne, als gerade mit Mädeli.

Drittes Kapitel.

Wie eine Wäscherin zum praktischen Professor wird.

Da brachte mir eines Sonnabends Abend die Wäscherin meine paar Hemdchen gewaschen wieder. Ich nahm sie ab und legte sie hin, ohne weiter nachzusehen, da ich gerade daran war, mir die Schuhe für den Sonntag zu putzen. Als ich die Hemden in den Schrank thun und eins für morgen zurücklegen wollte, fehlte mir mein bestes. Ich wußte gar wohl, daß ich es zu waschen gegeben, und lief daher über Kopf und Hals zur Wäscherin und forderte dasselbe zurück. Diese stellte sich ganz verwundert, wollte nichts davon wissen, fragte: warum ich es nicht gleich gesagt habe, daß mir etwas fehle? Hinterdrein könnte ein Jeder kommen und sagen: „Mir fehlt dies oder das." Sie hätte da viel zu thun, wenn sie einem Jeden Bescheid und Antwort geben wollte oder müßte. So könnte Einer kommod und wohlfeil zu vielen Hemden kommen. Kurz, die Frau brauchte ihre Zunge wie ein Wäscherweib, wälzte die Vorwürfe absichtlichen Betruges auf mich zurück, verdächtigte mich auf die schamloseste Weise. Sie sagte mir in's Gesicht, man habe sie schon lange vor mir gewarnt, sie werde noch Verdruß von mir bekommen, sie solle sich in Acht nehmen. Jetzt erfahre sie es, und sie begehre gar kein Stückchen mehr von mir zu waschen, sie werde es aber allen Leuten sagen, was ich für Einer sei, und wie ich es ihr gemacht hätte. Ich wußte auf ihren Wortstrom nichts zu erwidern als: „Du bist eine wüste Frau, eine wüste Frau bist du!"

Das waren aber Alles nur blinde Schüsse gegen ihre Kartätschen, so daß ich nichts Besseres anzufangen wußte, als davon zu laufen, froh, daß das Weib mir nicht nachlief. Als ich aus dem Bereich des Feuers war, fing mein Kopf immer mehr an aufzuschwellen und zu brennen. Neben aller Noth nun noch den Verlust und neben dem Verlust die Verdächtigung und das Verbrüllen — das hatte ich von meinem ledigen Leben. So wollte ich es nicht länger ertragen, einmal mußte die Sache anders werden, und am besten doch, während ich noch einige Hemden hatte. Eine Frau, so hoffte ich, werde den Reden der Wäscherin wohl die Spitze zu bieten wissen. Ohne nun weiter mich zu besinnen, stürmte ich auf das Schuhmacherhäuschen zu. Ob ich

klopfte, weiß ich nicht, wenigstens auf den Bescheid wartete ich nicht und fand Mädeli im düstern Stübchen allein, kämmend sein langes, schwarzes Haar, vor sich ein altes Buch, Arndt's Schatzkästlein wahrscheinlich. Als ich hineinplumpste so ungestüm in's stille Stübchen, sprang Mädeli erschrocken auf, faßte mit der einen Hand das Licht und leuchtete nach der Thür hin, während die andere die langen, alle anf einer Seite herabrollenden Haare zurückhielt. Und als ob das Lämpchen selbst Freude habe an dem lieblichen, in Schrecken erglühten Mädchen, warf es seinen hellsten Schein auf dessen Gesicht und über dessen Gestalt.

Vor mir stand lautlos das erleuchtete Mädchen, eher einer staunenden Fee, als einem kämmenden Schuhmachermädchen gleich, und ich brüllte dasselbe, ohne nur recht die Augen aufzuthun, an: „Mädchen, ich muß eine Frau haben, willst sie sein, willst mich zum Manne?“ Da erschrak das Mädeli noch mehr, die Hand, welche die Lampe hielt, erzitterte, und Oel trat in den Docht. Finster, fast erlöschend, brannte das Lämpchen, als ob es eifersüchtig geworden wäre und mir Mädeli verhüllen wolle, und Mädeli sprach: „Mein Gott, Schulmeister, was hat's gegeben, was kömmt euch an so auf einmal!“ Da stürmte ich allerlei untereinander in meinem Zorn, von nicht mehr aushalten, von Hemden, Wäscherinnen, Heirathen und Kochen, daß der Kukuk klug werden konnte daraus. Mädeli mußte noch einmal sagen, es wisse gar nicht, was ich eigentlich meine.

Endlich vermochte ich ihm die Geschichte mit meinem Wäscherweib verständlich zu machen, aus welcher dann Mädeli so viel begriff, daß ich zornig geworden über meinen Verlust, über die Unverschämtheit des Weibes in Verzweiflung gerathen sei, und nun, statt mich in dieser Verzweiflung zu hängen an einen Nagel, an ein Weib mich hängen wolle. Darum antwortete Mädeli auch auf meine erneuerten Anträge: „Schulmeister, es ist euch nicht Ernst, ist der Zorn verraucht, so habt ihr mich vergessen; wir wollen lieber nicht mehr davon reden, sonst könnte geschehen, was ihr bereut.“

Da wurde ich dringlicher und sprach von Liebe und Zuneigung, aber noch immer fand ich keinen Glauben, sondern immer die Antwort: ich wüßte im Zorn nicht, was ich mache. Da wurde ich noch dringlicher und inniger, setzte mich zu Mädeli auf die Bank und sagte ihm, wie ich nicht erst jetzt an eine Heirath mit

ihm gedacht, wie es schon lange mir im Sinne gelegen, von allen Mädchen mir am besten gefallen, wie mein Herz mich zu ihm gezogen und mir immer am wohlsten in seiner Nähe gewesen, wie ich aber nie recht gewußt, woran ich mit ihm sei, bald sei es freundlich gewesen, bald habe es mich geflohen. Jetzt aber habe mich der Zorn nur gestärkt, einmal zu vernehmen, woran ich sei und ob ich meinem Junggesellenelend nicht ein Ende machen könne. Es solle mir doch recht nicht zürnen, daß ich so gekommen sei, und mir glauben, daß ich es schon lange lieb gehabt und ohne es nicht mehr sein könne. Es solle mich doch ja recht nicht verstoßen.

Ich hatte es bei der Hand gefaßt und sah ängstlich ihm in's Auge. Und sein Auge trübte sich und füllte sich mit stillen Thränen, während es seine Hand mir ließ und diese Hand die meine fester umfaßte, schüttelte es wehmüthig seinen Kopf und die losen Haare und sagte: „Ich kann nicht glauben, daß ihr mich schon lange geliebt; ach! ich bin nur ein armes Mädchen, wer wollte mich lieben!“ Und in ein lautes Weinen brach das arme Mädchen aus, legte Kopf und Arme auf den Tisch und ließ in vollen Fluten rinnen Ströme der tiefsten Wehmuth. Ich tröstete, so gut ich konnte, aber es brach immer wieder in Jammer aus und rief: „Ach, Schulmeister, ich bitte um Gott, setzt ab und haltet mich nicht zum besten!“ Da fing es denn doch an, mir wieder warm im Kopf zu werden, und ich frug: ob es denn Ursache habe, zu glauben, daß ich ein so schlechter Kerli sei, der Mädchen so für einen Narren hielte, ob es je etwas so Schlechtes von mir gesehen oder gehört habe? Mädeli hängte ihr Köpfchen, hielt mir an, ich solle doch nicht zürnen, sie habe ihren bestimmten Grund dazu, mir nicht zu glauben, aber sagen könne sie mir den nicht. Ich aber wollte ihn wissen, begehrte mehr und mehr auf, während Mädeli sich immer fester an mich schmiegte und mir anhielt, doch ja das nicht zu begehren. Aber je mehr Eins nachgiebt, desto hartnäckiger wird das Andere. Ich behauptete: wenn ich Mädeli lieb wäre, so hätte es mir von Anfang an geglaubt und würde jetzt den Grund auch sagen dürfen. Das erschütterte das Mädeli, es kapitulirte endlich mit mir dahin, daß es die Sache mir leise in's Ohr sagen wolle, laut dürfe es wahrhaftig nicht. Ich hielt mein Ohr hin, aber es kitzelte sein Athem mich so wunderlich, bald sprach es so leise, daß es gar oft wiederholen mußte: „Ihr habt nie

gethan wie die andern Bursche, seid nie vor mein Fenster gekommen und Sonntags nirgends wohin mit mir zum Weine."

Nun war es wieder an mir zu erklären, wie das gekommen. Ich erzählte, wie es mir früher ergangen, Stüdi mich zum Besten gehalten, Lisi mich angelockt und mißbraucht, wie mir das ganze Dorf aufgepaßt und mich zum Gespött gemacht habe, wie ich mir da vorgenommen, mich solchem Elend nicht mehr auszusetzen, weil ein Schulmeister an einem fremden Orte immer ein verkaufter Mensch sei, und weil es mich denn doch dünke, es schicke sich nicht recht für einen Schulmeister, zu thun wie die andern Bursche.

Meine Beichte begleitete Mädeli mit den gehörigen Geberden und Ausrufungen. Ueber die Weibsbilder ließ es manchen Ton hören und meinte, alle Weiber müßten sich dessen schämen, daß es solche gebe, und man könne sich nicht wundern, wenn die Mannsbilder nicht besser wären und viele meinten, sie könnten mit jedem Mädchen machen, was sie wollten, wenn es aber das nur gewußt hätte, und wie leid es ihm nun sei, daß es mir mißtraut! Ich tröstete wieder und fragte es nun auch: ob es mich denn eigentlich lieb habe und begehre, meine Frau zu werden? Da hob Mädeli seine schönen Augen auf und schlang den Arm um mich und sagte: „O, Schulmeister, mein Lebtag war mir nie ein Mensch so lieb, wie ihr; ich dachte oft, ich versündige mich, weil ich euch mehr liebte als meinen Vater. Er tadelte mich nur, rühmte mich nie und die andern Mädchen verachteten mich, weil ich nicht so schöne Kleider hatte, als sie, die Buben spotteten mich auch aus; ihr waret der erste Mensch, der mich nie schalt, immer freundlich mit mir war. Von Anfang an war es mir lieb, wenn ich euch nur etwas zu Gefallen thun konnte. Ich hätte für euch durch's Feuer laufen mögen und weinte oft, weil ich dachte, die Anderen müßten euch lieber sein, weil sie hübscher seien und schönere Kleider hätten. Als ich aus der Schule kam, war es mir so weh und öde, ich hätte sterben mögen, und allemal that es mir wohl, wenn ich euch sah, auch nur von weitem. Als ich vernommen, ihr kämet auch zum Brunnen, da war es mir, als schenke man mir das Himmelreich. Zwischen durch wußte ich oft lange Zeit nicht, war ich im Himmel oder auf der Erde, und wenn man mir nicht in die Ohren brüllte, hörte ich nichts. Aber erst, als die alte Frau das Gespött mit mir trieb, merkte ich, wie es mir war um's Herz. Da weinte ich mich fast todt. Ich dachte,

ich sei nur ein arm Mädchen, Niemand kümmere sich um ein solches. Darum wolle ich ledig bleiben mein Leben laug, und Niemand müßte es mir mehr ansehen, daß ich euch lieber habe als andere Menschen, und deßhalb mich ausspotten. Gabt ihr mir ein freundlich Wort, so that es mir wohl im Herzen, aber nachher mußte ich um so bitterer weinen, wenn ich denken mußte, so ein arm Mädchen schätztet ihr doch nicht, da ihr auslesen konntet aus den schönsten und reichsten."

Da war denn wieder die Reihe an mir, zu betheuern, wie es mir lieber sei als andere Mädchen, und wie ich an seiner Liebe gezagt, der Küherbub mich eifersüchtig gemacht, und wie Mädeli ein Mädchen sei, das für einen Landvogtbub zu gut wäre.

Solche Wechselrede ist gar süß und doch gar wunderlich. Man wird nicht satt zu hören und muß dann doch auch darein reden, und wenn man zu reden begonnen hat, so kann man wieder nicht aufhören, bis auch das andere volle Herz von süßen Worten übersprudelt. Wir saßen so wonnereich bei einander, hatten die Hände zusammengelegt, sahen einander tief in die Seele hinein, in die Seele, die nun unser war und an deren Gewinn wir nicht satt uns freuen konnten. O, es ist so herrlich, eine Seele sein nennen zu können, und doch können so viele Menschen sich nur über neue Kleider freuen, und so manche Braut nur über den Hochzeitsrock. Die armen Leute mit ihren armen Freuden!

„So, so, das geht lustig zu; wenn die Katze aus dem Hause ist, so tanzen die Mäuse!" erscholl es auf einmal dicht vor uns. Wir fuhren aus einander und sahen den Papa Schuhmacher vor uns stehen, der von einem lustigen Schulmeister zu reden anfangen wollte, während Mädeli verschämt sich in eine Ecke drückte. Ich aber ermannte mich, trat dem redenden Schwiegerpapa mitten in seine Rede und erklärte: daß ich nichts Unehrliches begehrt, sondern Mädeli gefragt habe, ob es meine Frau werden wolle und Mädeli habe nicht Nein gesagt, und da hätten wir uns zusammen gefreut, daß wir zusammenkämen, wenn er nichts dawider habe.

Da warf sich mein Schuhmachermeister in die Brust und meinte: das lasse sich noch besehen. Sein Mädeli sei ein Mädchen, wie es weit und breit keines gebe, das wäre für einen Bauern gut genug und nicht so für den Ersten Besten. Und wer ihm dann die Sache machen solle, wenn Mädeli heirathe? eine Magd vermöge er nicht. Man sei nur angeführt mit Mädchen; habe man

sie groß gefüttert und ihnen Alles angehängt, was man auf- und anbringen könne, so flögen sie aus, dem ersten Lump zu, der sie wolle, und ließen die Alten im Stich. Wenn sie auch noch an die Alten dächten und eine Ecke zu erheirathen suchten, wohin sie die Alten mitnehmen könnten, so wäre das ein Anderlei. Es frage sich, ob er mir das Mädchen gebe; wenn das noch ein wenig warte und thue wie die andern Mädchen, so fehle ihm ein guter Schick nicht.

So polterte der Alte und wollte lange nicht auf gute Worte hören. Als ich endlich sagte, meine Eltern hätten auch zwei Kühe zuweilen, und im Schulhaus werde wohl auch Platz sein für ihn, und Mädeli bittend ihn streichelte und ihm versprach, ihn nie zu verlassen: da ließ er allmählich die Milch herunter und nach einigem Brummen, so ein Mädchen sei doch der dümmste Hund von der Welt, gab er sich zufrieden und erklärte, wenn es nicht anders sein könne, so wolle er das Wüsteste nicht machen, aber sagen müsse er, daß er nicht geglaubt, nur einen Schulmeister zum Tochtermann zu bekommen, so Einer sei gerade zu ästimiren wie gar Niemand, und verlassen auf sie könne man sich auch nicht, unter Hunderten sei kaum Einer, der selbst sich durchbringen möge, geschweige denn Andern helfen könne. Kurz, es that dem Mann wohl, sich einmal breit zu machen und Etwas von sich erbitten zu lassen, und als das geschehen war, und er alle seine Höflichkeiten an Mann gebracht hatte, so wurde er zufrieden, ergötzte sich an dem Gedanken, was wohl die Leute sagen würden, daß sein Mädchen schon einen Mann bekäme, während manche reiche Tochter keinen kriegen könne, und schoß nebenbei allerlei Witze auf uns ab.

Es war spät geworden, der Alte schläfrig. Er sprach vom zu Bette gehen und ich rüstete mich zum Weggehen, aber lange ging es, bis ich es zuwege brachte. Und als ich endlich draußen war, konnte ich wiederum vom zündenden Mädeli nicht Abschied nehmen oder vielmehr ihn nicht enden, und wenn Mädeli ihn nicht endlich mit einem herzlichen Kuß geschlossen hätte, ich glaube ich stünde noch dort.

Viertes Kapitel.

Von den Verdrießlichkeiten eines Bräutigams.

Erinnert sich noch Jemand, wie er es trieb, als ihm sein Pathe oder die Pathin den ersten neuen Batzen gab? Wie er den nicht aus der Hand brachte, höchstens auf Zureden der Mutter in die Hosentasche auf Augenblicke, aber schnell ihn wieder hervorzog, und wie er jedem Menschen sagte: „Siehe, was mir der Pathe gegeben hat!“ und wie der Batzen mit in's Bett mußte am Abend. Ungefähr so macht es Einer, wenn er zum ersten Mal eine Braut hat, eine Braut nämlich, die er einigermaßen liebt und auf die er einigermaßen stolz ist. Und ich stand alleine auf der Gasse und mußte mich einzig spazieren führen in mein einsames Häuschen, wo ich keinem Menschen es sagen konnte, daß ich eine Braut habe und was für eine! Das war eine lange Nacht, es schien mir gar nicht Tag werden zu wollen, und ich glaube nicht, daß ich mein Lebtag an einem Wintersonntag meinen Kaffee so früh z'weg hatte und so früh gerüstet war, um in die Predigt zu gehen. Ich hatte mich geputzt nach Vermögen und wenigstens dreimal das Halstuch anders umgelegt, und sah mehr als dreißig Mal nach der Uhr, ob es wohl nicht Zeit sei zu gehen. Endlich machte ich mich auf die Beine, aber Niemand war noch auf dem Wege; kein Mädchen sah ich hinter mir, keines vor mir.

Mädeli hatte einen Sinn mit mir, und wahrscheinlich war ihm die Nacht nicht kürzer vorgekommen als mir. Es war auch frühe gerüstet, aber so ein alter Schuhmachermeister läßt sich durch eine Braut nicht aus seiner Gewohnheit bringen, höchstens zu einem Fluch: was das für ein dolders Pressier sei heute, es werde noch lange frühe genug kommen, um an die Füße zu frieren und Langeweile zu haben. Ja, wenn der Pfarrer es könnte wie der hinter Murten, so wollte er nichts sagen, der habe gepredigt, daß der Kalk von den Wänden gefahren sei, und auf das Kanzelbrett habe er geschlagen, daß es einen hoch aufgesprengt. Ja, da habe es sich der Mühe gelohnt, in die Kirche zu gehen, aber hier könne Keiner nichts, und im Winter sollte man es ihnen ganz abstellen. So machte er eher langsamer als geschwinder, daß ich ganz die Hoffnung aufgab, Mädeli zu sehen in der Kirche. Endlich, als man schon zu singen angefangen, kam es herein. O, wie wohl that

mir das, und wie ein ganz anderes Gesicht machte ich, wahrscheinlich eines wie die Erde, wenn die Sonne sie anscheint. Was weiter Kirchliches vorging, weiß ich nicht. Meine ganze Seele, alle meine Wahrnehmungskraft lag in meinen Augen, und diese Augen sahen ein Stücklein von Mädeli's Haaren, und da blieben sie vor Anker unverwandt. Das Schelmenkind hätte mir wohl etwas besser zweg sitzen können, wie andere Mädchen auch thun; allein es hatte sich hinter eine Bäuerin gepflanzt, die einen Kopf hatte wie ein Bombenkessel, und dort blieb es fest und unbeweglich. Nur beim Aufstehen und Niedersitzen wußte es mir ein Aeugelein zuzukehren, um sich zu überzeugen, ob ich noch immer an's gleiche Ort sehe. Nach der Predigt wollten mich einige Schulmeister aufhalten und mir berichten von einer neuen Mode Schule zu halten, wo die Kinder wie die Soldaten auf der Schützenmatt auf und ab marschirten; man nenne sie die gegenseitige, weil die Kinder immer gegen einander sehen müßten. Mir brannte aber der Boden unter den Füßen, ihren gelehrten Erörterungen entwand ich mich gewaltsam. Leider fand ich Mädeli nicht alleine, sondern der lange Chorrichter ging mit ihr und noch einige Mädchen. Und der Chorrichter erzählte den Mädchen lange Geschichten vom Chorgericht, und wie das Einer ergehe, wenn sie vor das Chorgericht müsse. So konnte ich mit Mädeli gar nichts reden; aber ansehen konnte ich es doch vom Kopf bis zu den Füßen, wenn nicht etwa der lange Chorrichter wie ein dicker Schatten zwischen uns trat.

Ich hoffte nun, es komme in die Kinderlehre, doch umsonst; Mädeli ließ sich nicht sehen, wohlweislich. Ein rechtes Mädchen hat hundert Mal mehr Verstand, als ein Mannsbild. Was hätte das für eine Kinderlehre geben müssen, wenn Mädeli da gesessen und meine Gedanken und Augen immer bei ihm gewesen wären. Was das für einen langweiligen Nachmittag gab, und wie ich immer bei mir verweisete, ob ich nicht auch am hellen Tag zu Schuhmachers könne, das gehe ja Niemand etwas an, und die Leute würden es doch bald vernehmen. Aber ich hatte nicht mit Mädeli darüber gesprochen, wußte nicht, ob es dasselbe etwa ungern hätte und wartete so, bis es dunkel ward. Da steckte ich meine Tabakpfeife an und füllte meinen Tabakseckel zu, um meinen Schwiegervater mit Dreikreuzerigem traktiren zu können, und wollte eben das Licht ausblasen, da klopfte noch Jemand. Ich meinte schon, es sei etwa Mädeli, aber da trat herein des Ammanns Knecht und sagte:

„Schulmeister, du mußt mir etwas schreiben.“ Somit zündete er seine Pfeife an, pflanzte sich auf den Ofen so lang er war und berichtete erst lange von einer Kuh, welche rothe Milch gebe. Als ich ihn mit Mühe von diesem Kapitel abbrachte und wissen wollte, was ich schreiben solle, da blies er dicke Wolken aus seiner verschlammten Pfeife, und etwas verlegen sagte er: „Unsere Magd, welche Weihnachts fort ist, hat mir geschrieben und befohlen, daß ich ihr auch einen Brief mache, und jetzt mache mir einen, Schulmeister.“ O Herrgott! wie mir da die Ungeduld im Blute krabbelte! Aber wenn einmal so ein Hans oder Benz auf dem Ofen liegt, mit einer Pfeife im Gesicht, so bringt da keine Ungeduld mehr etwas ab.

Ich wußte also nichts Besseres, als so schnell möglich mich hinzusetzen, nahm Papier vor mich und fragte: „Nun, Hans, was soll ich schreiben?“ „Meinethalben was du willst, mache nur einen, daß man ihn vermachen kann und auf die Post thun.“ „Aber was soll ich drein machen?“ frug ich ungeduldig. „Das sollst du wissen, Schulmeister, was man so in einen Brief macht,“ antwortete er kaltblütig. Ich sagte, es werde im Brief, wo er bekommen habe, wohl etwas gewesen sein, darauf hätte geantwortet werden sollen. Ja, das wisse er nicht, sagte Hans, er habe sich auf das Gekratz nicht können verstehen. Ich fragte nach dem Briefe. Ja, den habe er behalten wollen und ihn in der Tasche gehabt, allein heute beim Melken einer Kuh das Euter abgewischt, weil er gerade kein sauber Stroh im Stall gehabt. Aber das mache ja nichts, ich solle doch nur was machen, das sei doch gleichgültig, was so in einem Briefe sei. Ich fragte Allerlei und brachte endlich heraus, daß ich schreiben solle: der Zingel habe zwei Kälber gehabt, beides Stierenkälber, und gebe einen ganzen Kessel voll Milch, und die neue Magd sei ihm nicht anständig, sie brauche ihm gar viel Stroh für die Schweine und verlege ihm den Säumist nie. Wenn sie wieder zusammenkämen, müßte sie ihm eine Flasche zahlen, von wegen ihr Brief habe sechs Kreuzer gekostet, daneben lasse er sie grüßen. So viel brachte ich endlich heraus und stilisirte das, so gut ich in meiner Ungeduld konnte.

Endlich war ich fertig, aber Hans begehrte nicht fort, er war gewillt, mir den Abend durch kurze Zeit zu machen. Er nahm den Brief, sagte: „Danke, oder kostet er was?“ und blieb liegen. Ich durfte nicht sagen, daß ich zu Schuhmachers wolle, sonst hätte

er gesagt, er komme mit. Nach langem Sinnen wußte ich nichts Anderes zu machen, als nothwendiges Reden mit dem Wirthe vorzuschützen. Kam Hans mit, so konnte ich ihn dort sitzen lassen, kam er nicht, desto besser, so brauchte ich auch nicht hin. Hans sagte, er habe die Holzschuhe an, möge heute nicht in's Wirthshaus. Es sei ihm wohl hier, er möge wohl warten, bis ich wiederkomme. Ohne weitere Komplimente ließ ich ihn nun liegen und eilte über Hals und Kopf zu meinem Mädchen.

Es ist kurios, wie der Brautstan deine Zeit der Sympathie ist, oder, wie Gelehrte sagen würden, wie zwei Brautleute in einer Art magnetischem Rapport zusammen stehen; was das Eine fühlt, fühlt auch das Andere, die gleichen Gedanken steigen zu gleicher Zeit auf, die gleichen Bedürfnisse wandeln sie zu gleicher Zeit an.

Mädeli hatte nach mir verlangt, so gut wie ich nach ihm, und zu seinem Verlangen war noch die Angst gekommen: was das Ausbleiben zu bedeuten habe, ob ich reuig geworden oder sonst etwas? Da hatte es sein Näschen zwischen der Küchenthüre hinaus in's Freie gestreckt, bis es roth angelaufen war und es endlich mich daher schnaufen hörte. Da fuhr es erst zurück und ward bange um's Herz und dann wieder fröhlich und öffnete die Thüre und hatte nun keine so große Eile mehr, mich in die Stube zum Alten zu stoßen, und keine Angst, als mein Gesicht etwas nahe zu dem seinen kam. In der Stube saßen wir gar fröhlich beisammen, und Mädeli zog aus dem Ofenloch eine sorgsam zugedeckte Kanne mit Kaffee und legte mir Brot vor und hatte eine gar herzliche Freude, mich zum ersten Mal speisen und tränken zu können und noch dazu mit so gutem Kaffee, denn zu dieser Kanne hatte es drei Bohnen mehr genommen, als gewöhnlich, nach der Tradition von seiner Mutter her, zu nehmen waren. Nun kam gar Manches zur Sprache, was gestern im Sturm der Gefühle nicht berührt worden.

Fünftes Kapitel

Von den Verhandlungen über Hochzeittag und Ehesteuer.

Wir hatten gar nichts davon geredet, wann Hochzeit gehalten werden solle. Schon am nächsten Sonntag wollte ich verkünden

lassen. Mit beiden Beinen hätte ich gerne auch diese Zwischenzeit übersprungen. Mir und Mädeli gab ich ganz ehrlich als Grund an, daß ich in vier oder fünf Wochen längstens wieder müsse waschen lassen, und wer mir dann waschen solle, wenn ich noch keine Frau hätte? zu jener Wäscherin werde ich doch nicht mehr sollen?

Aber der Alte und Mädeli waren nicht dieser Meinung. Ueber Mädeli's ganzes Wesen zuckte freilich ein Strahl glühender Freude, als es sah, wie ernst es mir sei, denn vor lauter Freude hatte es noch immer gezagt und gezweifelt, wie Thomas; aber es überlief es doch ganz heiß, sich in vier Wochen als Frau zu denken. Gar viel hätte es noch zweg zu machen, meinte es, so daß es bis zu jener Zeit unmöglich fertig sein könne. Und der Alte schüttelte noch mehr den Kopf ob solchem Pressieren. Er vermöge zwar seinem Kinde nichts mitzugeben, und aparte neue Kleider könne er ihm auch nicht machen lassen, die, welche er ihm habe machen lassen, als es konfirmirt worden sei, seien aber noch wie neu. Aber ein oder zwei Hemden, ein Paar Schuhe und ein Paar Strümpfe, das wolle er doch sehen zu machen; aber dazu brauche es mehr Zeit, als vier Wochen.

Wenn er zu uns komme, so bringe er allweg noch etwas Hausrath mit, und das werde mir auch kommod kommen. Daß ich keine Ehesteuer erhielt und Mädeli zur Ausstattung nicht mehr als ein neues Hemd oder zwei, erschreckte mich gar nicht, hätte ich es doch eben so lieb auch ohne das genommen. Ich meinte, von der Liebe leben zu können, die ich jetzt eigentlich zum ersten Mal zu einer bestimmten Persönlichkeit recht fühlte, obgleich ich von Jugend auf die Mädchen gerne gesehen und bereits zwei Liebesgeschichten gehabt hatte. Hätte ich vornehmere Gesinnung gehabt, so hätte ich da mit meinem Schwiegerpapa zu markten angefangen, denn einen Bruder oder Vater hatte ich nicht, dem ich des Anstands wegen den Handel auftragen konnte, wie man es da thut, wo man ein besonders feines Gefühl für Anstand besitzt. Da marktet man dann zusammen bis auf's Blut schriftlich und mündlich, und giebt sich auf die feinste Weise die unverschämtesten Dinge zu verstehen und bricht den Handel doch nicht ab.

Es geschieht aber doch auch, daß ein solcher Handel sich zerschlägt, weil man bei genauerem Nachfragen fand, daß das Ding sich dennoch nicht standesgemäß gebe. Da ist's nun wirklich bewunderungswürdig, mit welcher Naivität die Leute das sich ge-

stehen, und mit welcher christlichen Resignation sie aus einander gehen, sich gegenseitig kaltblütig sagen: „Adieu ma chère!" „Adieu mon cher!" Da sieht man den wahren bon-ton, da zeigt sich, was feine Lebensart heißt, da sieht man die wahre Abgeschliffenheit.

Freilich hätte der Handel nur um noch ein Hemd, einen Unterrock und höchstens um ein Mieder gehen können und nicht um doch dreißig- oder vierzigtausend Gulden, am Ende ist Handel Handel. Dieser Handel wird allerwärts getrieben, doch je vornehmer man sich glaubt, um so offener und naiver treibt man ihn. Wahrscheinlich aus dem Grunde, weil ein Vornehmer glaubt, alles was er thue, sei auch vornehm, und Niemand habe da von ferne den Verstand, ihn zu kritisiren. Ist noch Niemand aufgefallen, welch bedeutenden Unterschied man macht zwischen vornehm und nobel? Noblesse hat dann schon wieder die höhere Bedeutung von nobel verloren und ist blos das Hauptwort von vornehm.

Wenn also nicht vornehm, so hoffe ich doch nobel gehandelt zu haben, als wir ohne Markten zusammentraten, und Jedes nur in der Liebe des Andern seine Rechnung fand. Diese Rechnung legte uns freilich viel Entbehrungen auf, brachte uns in manche Noth, aber wir versanken doch nicht in der Noth, die Noth erzog uns, rief Kräfte in uns auf; die Noth gab Erfahrungen, die Erfahrungen brachten Läuterungen, von denen ich sonst keinen Begriff erhalten hätte.

Solche Erfahrungen und Läuterungen machen das wahre Fuchsenthum dieser Welt aus, das eine obere Hand geordnet hat und leitet und das die darin Bestehenden nobel macht. Darum, Leute, sucht es nicht muthwillig, aber scheut es auch nicht feige. Macht es euch auch nicht vornehm, so macht es euch doch nobel. Und seid ihr schon vornehm, so thut einmal eure Augen auf und seht, wie herrlich und imponirend Einer aussieht, wenn er beides, vornehm und nobel ist, und wie lächerlich und traurig Einer aussieht, wenn er imponiren will und nicht nobel drein sieht, weil er nicht nobel ist.

Doch wo gerathe ich hin! Von meinem alten Schwiegervater, der ehrlichen Pechhaut, weg, mit der ich nicht marktete um sein Kind, auf alte und neue Junker, die imponiren wollen und nicht können, die um Alles handeln und markten, um ihre Kinder und um andere, um ihre eigenen Sachen und um andere Sachen. Nehmt es nicht für ungut, alte und neue Herren, aber eben das Pech, an dem so viel kleben bleibt, und wo man, was einmal klebt,

nicht mehr losbringen kann, brachte mich von meinem Schwiegervater weg in eine so vermessene Gedankenreihe.

Bei meinem Schwiegerpapa war aber leider nichts kleben geblieben, als gerade das Pech selbst und einige Erinnerungen aus seinen Wanderungen hinter Murten, daher preßten ihm auch seine geringen Versprechen schwere Seufzer aus. Ich wollte mich dadurch nicht abschrecken lassen, wollte versprechen, alles Nöthige selbst anzuschaffen, er solle gar keine Kosten haben. Aber er fragte mich: ob ich dann so viel Geld habe, und ob ich nicht daran gedacht habe, daß noch viel andere Dinge anzuschaffen seien, und ob es nicht für einen Schulmeister gescheuter sei, mit dem Heirathen zu warten, bis die Schule zu Ende sei, wo man dann Zeit habe, der Sache nachzusinnen und nachzudenken, und noch dazu der Lohn fällig sei? Nach langem Hin- und Herreden mußte ich endlich einwilligen zu warten bis nach dem Examen.

Was aber die Leute für Augen machten, als sie sahen, daß ich einst ungescheut für Mädeli bei'm Krämer ein Nastuch und einen Fingerring kaufte, und ein ander Mal es zwang, selbst mit mir zum Krämer zu gehen, um sich Tuch auszulesen für ein Kamisol.

Ich hätte dem Mädchen Alles anhängen können, was ich hatte, und alle Tage mußte es mir abwehren, wir würden das Geld sonst noch brauchen. Dann sang es mir gewöhnlich das bekannte Lied:

My Schatz, we du de z'Märit thuesch gah,
Su chrämerle nit geng so viel.
We du de dys Güetli verchrämerlet hesch,
Was söll ih de mache mit dir?

Was nun aber das den Leuten zu reden gab, und wie sie an unsern Brautstand nicht glauben wollten und immer meinten, ich meine, ich sei ein Herr und müsse es machen wie ein Herr, d. h. ein Maitreßli haben und dieses mit Geschenken überhängen!

Wir mochten nicht warten, bis wir durch das Verkünden unsern Ernst zeigen und die Leute etwas g'schweigen konnten.

Sechstes Kapitel

Wie ich mit Mädeli auf Reisen gehe.

Endlich wurden die Tage länger. Der Schnee verließ die Felder, Lerchen sah man auf den Aeckern wieder und in den Baumgärten die Märzenglöcklein, der Kinder Lust. Die Schuljugend wurde wilder und ungezähmter, neue Lebenslust fuhr in sie, ihr Blut schien heißer zu werden; eine Regsamkeit durchströmte sie, mit der der Schulmeister gewöhnlich seine liebe Noth hat. Er bringt sie nicht vom Spielen weg, nicht mehr in die Stube herein, wenn sie einmal draußen sind.

In den Gärten sah man wieder Weiber, in den Baumgärten wurde geschafft, und schöne weiße Wäschen in einfacher Reihe aufgespannt, damit sie desto größer schienen, hingen allenthalben zum Trocknen an der lieben Sonne; Märzenstaub wirbelte auf den Straßen, und lustig wälzten in demselben sich die Hunde.

Mit Mädeli hatte ich je länger je mehr abzureden und konnte doch nie recht mit ihm ausreden. Wir mußten an's Pflanzen denken und wußten nicht recht, was und wie viel von Diesem und Jenem, und wußten nicht recht, durfte Mädeli mir dabei helfen. Es schämte sich fast dessen, ehe wir verheirathet waren. Und zwischen ein redete es mir immer mehr von meinen Eltern, meiner Heimat und fragte, ob ich ihnen von meiner Heirat geschrieben, ob sie nicht kämen, ob ich nicht hin wolle, daß ich am Ende einmal fragte, ob es etwa mit mir kommen wolle, um auch zu sehen, wo ich daheim sei. Mädeli meinte, das sei ihm gar das Rechte; es habe schon lange gedacht, es wäre doch nicht recht, wenn es sich meinen Eltern nicht anrekommandiren würde; es seien doch immer die Eltern, und sie meinten es vielleicht jetzt besser mit mir, als früher. Ueberdies nahm es Mädeli doch auch Wunder, wie unser Gütlein aussehe und ob wir auf demselben wirklich Kühe und nicht etwa nur Ziegen halten könnten. Ueberhaupt hat es für ein Mädchen immer einen ganz besondern Reiz und besonders im Frühjahr, einen Tag frei in die Welt hinaus zu können. Reiche Mädchen fahren ein- und zweispännig, aber mit noch größerer Lust gehen arme Mädchen zu Fuß. Und wenn sie auch in den ungewohnten Lederschuhen Blasen bekommen, erst die Strümpfe, dann die Schuhe ausziehen und barfuß gehen müssen: so ist ihr Herz doch wonne-

voll und noch ganz besonders, wenn ein Bräutigam ihnen vorausgeht und alle hundert Schritte einmal zurücksieht, ob sein Schätzeli noch nachhinke oder etwa schon am Zaun liege.

Mir war das Ding auch ganz recht, und nur Schüchternheit war's, was mich so lange abgehalten, hinzugehen. Wenn schon nicht feurige Liebe, eine gewisse Anhänglichkeit fühlte ich immer gegen meine Eltern. Auch spienzelte ich gern mein Mädchen in meiner Heimat, und manchen Abend vor dem Einschlafen sah ich, wie die Weiber meiner Mitbürger unter die Küchenthüre schossen bei unserm Durchgehen, hörte, wie dann eine Nachbarin zu der Andern sagte: „D's Webers Peterli hat noch ein brav Mensch, es nimmt mich Wunder, daß es ihn nimmt." Und mich nahm Wunder, was meine Mutter dann von ihr erzähle, und ob sie nicht rühme, es sei nicht nur eine hübsche, sondern auch eine reiche, und ihr Vater habe sieben Gesellen und das Leder für viele Jahre voraus. Ob sie es machte, weiß ich nicht, aber gelacht habe ich oft, wenn so eine Schwiegermutter, welcher ihr Sohn eine Braut aus einem andern Dorfe vorstellte, dann von Haus zu Haus lief und herausstrich, wie ihr Sohn eine Reiche erhalte und was er Alles erheirate, wie spärlich ärmlich dann die Braut aufzog, und dann die Mutter mit einem reichen Vetter sich aushalf, der gar geizig sei und jetzt Nichts geben wolle, sondern immer sage, man könne einst Alles zusammen nehmen, es gebe dann nur desto besser aus.

Trotz dem Liedchen kramete ich Mädeli doch noch, um recht stattlich mit ihm aufziehen zu können, wurde dafür auch tüchtig ausgescholten und dann noch zärtlicher geküßt, als sonst. Es ist ein eigenes Wesen mit Bräuten und Weibern; sie lassen sich alle gerne kramen, ja viele machen den Kram zum Maßstab der Liebe, und viele, denen am Kram viel, an der Liebe wenig liegt, geben vor, nach dem Kram müßten sie die Liebe messen. Da unterscheide nun ein Mann, woran er eigentlich ist!

Das war ein wichtiger Tag für Mädeli, so weit war es sein Lebtag nicht gekommen, daher war des Abredens gar viel, und es hatte sicher manche fast schlaflose Nacht.

Mädeli wäre um Mitternacht aufgebrochen, nur mit Mühe konnte ich es dahin bringen, daß es erst um drei Uhr das Frühstück bereit hielt. Als ich ziemlich exakt hinkam, hatte es meiner schon lange gewartet und war zweg, so zweg wie die Kinder

Israel bei'm Auszuge aus Egypten, und hatte auch gar Nichts vergessen. Zweg sein zur abgeredeten Stunde und Nichts vergessen, das ist eine gar schöne Tugend, die allen Weibern gar schön stehen würde, zwar den Männern auch. Aber es giebt halt Menschen, die nie zweg sind, im Leben nie und auch im Tode nicht.

Am Morgen zwitschern am lustigsten die Vögel, den Tag über verstummen sie, vor dem Schlafengehen öffnen sie dann wieder ihre Schnäbelchen und schlagen bald weichmüthige, bald zärtliche und bald schläfrige Triller.

Kühl war der Morgen, aber heiter der Himmel, an dessen westlichem Ende der erblassende Mond der Erde die letzten Küsse gab.

Es ward uns weit um's Herz und traulich in demselben; behaglich und vertraulich wanderten wir mit einander. Ein gewisses freudiges, unnennbares Erwarten des kommenden Tages lagerte auf unsern Gesichtern. Etwas Aehnliches fühlt jeder Reisende an schönen Morgen. Aber so ganz das Gleiche fühlten nur die Braut und der Bräutigam, wenn sie zum ersten Mal allein zusammen auf den Weg sich machen, sei's zu Fuß oder zu Wagen. Sie sind nun Reisegefährten, vor ihnen liegt ein langer Weg und ein unbekannter Tag. Vereint zu Schutz und Trutz gehen sie dem Weg und dem Tag entgegen und fühlen vereint den heitersten Muth, das wonnige Bewußtsein, Lebensgefährten zu sein. Dieser Tag ist ihnen ein Vorbild des Lebens, der Weg die Reise durch's Leben. Möchte man doch die Fröhlichkeit und die Traulichkeit bei'm Ausmarsch den ganzen Tag über bewahren und am Abend ohne traurige Täuschungen noch inniger vereint Einkehr halten wieder in der Herberge!

O wie rosig sah es an diesem ersten Reisetage in manchem Mädchenherzen aus, und aus so manchem rosigen Mädchenherz ist ein Weiberherz geworden, inwendig gallenvoll, auswendig stachlig, wie eines Igels wohlbekannte Haut! Weiber, wer hat euch also verhext?

Munter ging die Wechselrede, und Jedes redete von sich und bekannte seine Fehler, die, welche es kannte nämlich, und seine Vorsätze und seine Hoffnungen. Mädeli bekannte manche Unkunde, besonders im Pflanzen; kochen hingegen könne es, wie wir es etwa haben würden, und ich brauche es nicht zu trösten wie jene Braut, die gar bitterlich weinte, als sie mit dem neuen Mann aus der Kirche ging. Der fragte sie endlich: „Was weinst du?" „Ach

Gott, wenn ich nur kochen könnte, aber ich kann Nichts, kann weiß Gott Nichts!“ (Aus diesem Grunde könnte noch Manche weinen.) Da antwortete der Mann: „Du Tröpflein, deßwegen weine doch nicht, ich habe ja nichts zu kochen!“ Da soll die Braut erst recht angefangen haben zu weinen. Hingegen, sagte Mädeli, könne es nähen für den Hausbrauch, und das sei ihm schon manchmal kommod gewesen. Aber ich solle nicht zürnen, es sei empfindlich, möge böse Blicke und böse Worte nicht ertragen, die thäten ihm gar zu weh; dann halte man ihm vor, es schmolle, und doch sei es gewiß nicht das Schmollen, sondern das Weh, daß man es nicht lieber habe. Ich bekannte auch, bekannte Unschlüssigkeit und ein mißtrauisch Wesen, das mich aber erst kürzlich angekommen. Aber eine Frau solle es gut haben bei mir, meinte ich, fast wie eine Herrenfrau und viel besser als viele Bäuerinnen. Zu pflanzen hätten wir nicht so viel, und dann könne sie an Schatten und Schirm bleiben, und zu dem Geld wollten wir nur einen Schlüssel haben; was mein sei, das sei auch sein, und da könne es nehmen, so viel es wolle. Wir wollten es nicht so machen, wie es mancher Herrenfrau und auch noch Bauernweibern gehe, die jeden Kreuzer mit Angst und Noth betteln müßten. Ich vergaß nur zu versprechen, daß Mädeli immer Geld genug vorfinden solle; aber an dem zweifelten wir nicht. Wir rechneten zusammen meinen Lohn, meinen Verdienst, wollten noch aus unsern Pflanzungen etwas lösen, und Mädeli meinte: so eine Strenge Garn wolle es doch wohl noch ein Tag in den andern spinnen, und das mache immer einen Batzen. Wir überschlugen auch die Ausgaben und hätten fast Freudensprünge gethan, als sich jährlich wenigstens fünfundzwanzig Thaler Vorschlag zeigte, und doch hatte ich nur dreihundert Arbeitstage gerechnet, während nicht fünfundsechzig Sonntage sind.

So schwand die Dämmerung, der Weg, wir wußten nicht wie, und im Umsehen waren wir in einem stattlichen Dorfe, nur eine Stunde von meiner Heimat. Dort sah Mädeli sich immer nach etwas um, ich wußte nicht wonach, und vernahm endlich, daß es einen Krämer suche, um meinen Eltern etwas zu kramen nach üblichem Gebrauche. Nachdem es ein halbes Pfund Zucker und ein viertel Pfund Kaffee eingekauft und bei'm Bezahlen sich wie üblich bei Seite gedreht hatte, damit Niemand sehe, wie wenige Bätzlein und wie mühselig es dieselben hervorklaube, fand ich denn doch auch billig, ihm eine Halbe zu zahlen. Und wie es auch sich wehrte

und vorgab, es habe nichts nöthig, so kam es mir doch nach, als ich voranging. Es ist nichts Lustigeres, als so ein Paar zu sehen, das in's Wirthshaus kommt, und wo die weibliche Hälfte sich gewöhnlich erst wehrt, meist aus Höflichkeit, aus Ernst selten. Der männliche Theil geht voraus und stößt noch manchmal im Vergeß hinter sich die Thüre halb oder ganz zu, und oft, wenn er schon an einem Platze sitzt, drückt sich erst das Mädchen verlegen durch die zugehende Thüre hinein, weiß nicht recht, ob es vorwärts will oder nicht, sagt verschämt: „Gott grüß euch!" und hat nicht ungern einen Finger im oder am Mund, weil es nicht weiß, wo es ihn sonst haben soll.

Von da an begann es mich zu heimelen, und ich hatte Mädeli Tausendfältiges zu erzählen von allen Umgebungen und wer auf diesem und auf jenem Hofe wohne, wie viel Kühe sie hätten, und was das für Leute seien. Und während dem Erzählen sah ich mich immer nach bekannten Leuten um, ward immer ungeduldiger nach bekannten Gesichtern und einem bekannten Gruß. Wenn Einer wieder in die Heimat kommt, so heimelet ihn erst die Gegend, dann will er heimelige Gesichter und am Ende auch Herzen, bei denen es ihm heimelig wird. Findet er die beiden letztern nicht, dann kommt das Heimweh auch in der Heimat.

Solches Heimweh drückt schwer manches alte Herz, das nie aus der Heimat gekommen. Die mit ihm jung waren, sind heimgegangen, Die, welche mit ihm die Hitze des Tages ertragen, hat der Tod in seinen Schatten gebettet, Die, welche es zu seiner Hülfe, seinem Trost erzogen, sind ihm abberufen worden zu anderer Arbeit oder in der immer neu werdenden Welt ihm fremde geworden; so findet sein Auge kein heimelig Gesicht als Zeugniß früherer Tage mehr, findet kein heimelig Herz mehr, bei dem ihm früher bei Leid und Freude wohl gewesen. Fremd ist's um ihn geworden. Da kommt ihm dann das rechte Heimweh nach der rechten Heimat, unheimelig wird ihm im bekannten Lande, und er sehnt sich nach dem Lande, das kein sterblich Auge noch gesehen hat. Er weiß, dort wird ihm heimelig sein, denn dort findet er, was hier in seinem Herzen wohnte. Glücklich, wem bei'm Gedanken an den Himmel ein heimelig Gefühl in seinem Herzen aufdämmert! Wem aber hier nie heimelig im Herzen wohnte, was im Himmel ist, dem würde nicht heimelig im Himmel werden, auch wenn er hineinkäme.

Endlich kamen die heimeligen Gesichter, und sie kannten mich

recht ordentlich wieder. „Peter, bist du's? hätte dich bald nicht gekannt! Bist fett geworden. Ist das dein Frauchen? Du Vogel, hast immer auf die Schönsten gesehen." Das war der gewöhnliche Gruß neben dem Handlangen, welches zu unterlassen nach kürzerer oder längerer Trennung eine Beleidigung wäre.

Die freundlichen Begrüßungen allenthalben thaten mir wohl. Als gar auch noch der Statthalter mir die Hand reichte und sagte, ich hätte mich für ihre Schule melden sollen, sie hätten mich gerne gehabt und hätten über mein Ausbleiben fast gezürnt, da ward ich ordentlich stolz, Mädeli blickte mich mit Respekt an und meinte, da müsse ich wohl an sein. Ich wuchs wenigstens drei Zoll und machte mich so breit als möglich. Es ging mir aber nicht anders als verschiedenen anderen Honorationen mit verschiedenen Namen. Ich mußte oft lachen, wenn solche Standespersonen mit Visiten im Dorfe spazierten. Da traten sie viel stattlicher einher, weil sie sich mit ihren Visiten, wenn diese nämlich etwas zu bedeuten hatten, meinten und gleichsam sagten: „Ihr Leute seht, solche Leute kommen zu mir, ich muß also auch anderwärts etwas gelten und bekannt sein!" Und hinwiederum, wenn die Dorfleute sie grüßten und gar den Hut zogen, so thaten sie viel freundlicher und zugleich gravitätischer und sahen die Visiten an, fragend: ob sie denn bemerkten, wie geachtet sie seien, und wie gut man es mit den Leuten könnten.

Je näher wir unserm Häuschen kamen, um so banger ward mir dennoch, trotz aller begegnenden Freundlichkeit. Ich hatte Mädeli's Vater nicht eigentlich gelogen, hatte nicht aus unserem Heimwesen einen Bauernhof gemacht. Ich hatte es nicht gemacht wie jener Schelm, der seiner Braut gesagt hatte: die Sonne in B. sei sein. Als daraufhin die gute Braut in die Sonne zu B. auf die G'schaui gekommen, die Meisterschaft ergreifen, sich Kisten und Kasten öffnen lassen, dem ganzen Personal befehlen wollte, so glaubten die Wirthsleute, die Person sei verrückt. Nach einigen nicht verblümten Reden mußte endlich der Schalk bekennen, daß er unseres Herrgottes und unser Aller Sonne gemeint, die zu B. auch seine sei, wie jedes andern Bürgers, und nicht das Wirthshaus zur Sonne. So hatte ich es nicht gemacht, aber im Scheine der Jugenderinnerung, in welchem Alles einen größern Maßstab hat, und im Wunsche, mich recht angenehm zu machen und im allgemeinen Drang das Eigene auszuschmücken, mochte doch Manches schöner und größer geworden sein in meiner Erzählung, als es in der Wirklichkeit war. Ich

ging daher immer langsamer, während Mädeli immer mehr pressierte. Es trug ein klein wenig g'wundriges Herz in sich, dachte vielleicht an eine kleine zu hoffende Ehesteuer. Wer mag sich solcher Hoffnung wohl erwehren? Es trug aber auch ein Herz voll Liebe und Freude den neuen Eltern entgegen, und solch ein Herz macht auch geschwinde Beine.

So in ungleichem Schritt erreichten wir endlich unsere Umzäunung. Ach, wie viel hatte das Alles sich noch verschlechtert! Die Bäume waren halb dürr und voll Moos; das Land war noch gelb und grau, während an anderen Orten alles grünte; und das Haus, Dach, Scheiben, kurz Alles sah aus, wie wenn Niemand da daheim wäre.

Wir trafen die Mutter im Garten, der keinen Zaun mehr hatte. Auf unsern Gruß sah sie auf, sah uns lange an, und sagte endlich: „Nimmt es dich doch mal Wunder, ob wir noch leben?“ Sie reichte uns endlich die nothdürftig abgewischte Hand, hieß uns in die Stube kommen, aber frug nicht, wer bei mir sei? Im Schuppen schnitzte mein Bruder, ein großer, derber Bursche, etwas; der sah uns spöttisch an und war noch einsilbiger als die Mutter. In der Stube stellte ich ihr meine Braut vor, die mit einfachen Worten bat: sie möchte sie für die Tochter halten, sie wolle sie für die rechte Mutter halten. Die Mutter meinte: ich hätte nicht nöthig gehabt, so zu pressieren, und Mädeli sagte sie: „Du hast, wie es scheint, auch nicht warten mögen, bis du einen Mann gehabt. Du weißt auch noch nicht, was heirathen und was ledig sein werth ist. So hat man es, hat man die Kinder am nöthigsten, so kümmern sie sich am wenigsten um die Alten.“ Mädeli bat, sie solle doch nicht zürnen, da habe es ihr was gekramt. „Das hättest können bleiben lassen,“ sagte die Mutter. „Es ist nur ein Zeichen,“ sagte Mädeli. „Je nun, meinetwegen,“ sagte die Mutter. Endlich kam aus dem Webkeller auch der Vater, bleich, hager und hustend. Er sah gar grämlich aus und klagte, wie er in seinen alten Tagen es viel böser habe, als in den jungen, wie immer Leute da seien, wenn man zu fressen habe, aber Niemand, um zu arbeiten. Ueber das ganze Haus und alle Gestalten war etwas unbeschreiblich Aermliches und Verdrießliches verbreitet, und man mochte anpochen, wo man wollte, so sprang eine neue Quelle von Verdrießlichkeit auf.

Die Mutter machte einen Kaffee, und während dem Essen jammerte der Vater, er müsse nun seit dem Neujahr das Brot kaufen

und die Kuh gebe keine Milch, da helfe kein Geld. Das war nicht, um Appetit zu machen. Die Mutter, welche glauben mochte, des Vaters Klagen seien eine Art Vorwurf für sie über schlechte Haushaltung, warf ihm vor, daß er eine so schlechte Kuh gekauft. Das erzeugte häßliche Sticheleien, und die machen auch nicht Appetit. Der Bruder mischte sich auf unverschämte Weise ein und trümpfte beide Eltern ab, und — sie ließen es geschehen. Nach dem Essen sagte ihm der Vater: er solle doch ein wenig für ihn an den Webstuhl, und der Junge antwortete: da wollte er ein Narr sein im Webkeller zu hocken. Draußen schlich der Schlingel mit einer Flinte den Krähen nach. Und weil man dem Schlingel nichts sagen, nicht einmal etwas zumuthen durfte, so ging es desto mehr über Andere los rücksichtslos, und ich mußte ziemlich deutlich hören, daß es braver von mir gewesen wäre daran zu sinnen, ihnen zu helfen, statt zu heirathen. Das machen Eltern aber oft, daß, je mehr ein Kind sie plagt und aussaugt, je weniger sie ihm sagen dürfen, sie desto mehr über die andern Kinder herfahren, desto mehr von ihnen fordern. Sie denken nicht daran, daß sie gerade dadurch die Liebe, welche geben, helfen sollte, tödten. Es wurde mir eng und heiß im engen Stübchen, und Mädeli war das Weinen immer zuvorderst.

Mir thaten meine Eltern so leid und doch so weh. Ich sah, wo der Schuh sie drückte, und konnte doch nicht helfen, konnte die Säure nicht mehr entfernen aus ihren Gemüthern, konnte das Verhältniß zu ihrem Kronprinzen nicht mehr herstellen, konnte das Mangelnde ihnen nicht verschaffen. Was ich konnte, gab ich dem Vater im Webkeller. Er seufzte, sagte, das werde nicht viel helfen, es sei einmal so wie es sei; er hoffe aber, daß er bald draus könne. Doch schien ein weicheres Gefühl gegen mich ihn zu ergreifen. Er hieß mich wiederkommen, sagte zu, uns einmal zu besuchen, wenn sein Husten ihm bessere, und wünschte Mädeli, daß es ihm gut gehen möge. Auch die Mutter war bei'm Abschied etwas freundlicher und entschuldigte sich, daß sie Mädeli Nichts zu geben habe. Es ist merkwürdig, wie Leute oft erst bei'm Abschied aufthauen, und manchmal erst beim Abschied aus dem Leben.

Stumm gingen wir lange neben einander, grüßten und dankten den Leuten, die uns noch hineinkommen hießen. Als wir vom Dorfe weg waren, fing Mädeli laut zu weinen an. Ich erschrak gar bitter, im Glauben, es weine getäuschter Hoffnungen wegen, es habe

geglaubt, ich habe Etwas zu erben, und nun gesehen, daß weniger als Nichts da sei. In diesem Sinne fing ich an zu trösten und zu entschuldigen. Aber Mädeli ließ mich nicht ausreden, sondern sagte: „Ach, Peter, glaub doch nicht, ich weine, weil du nicht mehr hast als ich, kein Reicher wäre mir so lieb. Aber wenn ich denke, es sollte uns auch so gehen, daß wir einander nicht mehr verstehen könnten, immer auf einander stichelten, Jedes an Allem schuld sein sollte, so will es mir fast das Herz zerreißen. Lieber wollte ich noch heute sterben, als das erleben. Nichts kommt mir schrecklicher vor, als wenn Zwei Nichts an einander leiden mögen, Eins dem Andern sagt, was ihm in den Mund kommt. Es dünkt mich, ich hätte keine fröhliche Stunde mehr, wenn du auch so auf mich stichelteſt vor den Leuten. Nicht wahr, Peter, du willst mir immer Alles in der Liebe sagen? Sieh, dann will ich Alles annehmen, dir die Hände unter die Füße legen, nur nicht ausspotten vor den Leuten. Nicht wahr, Peter, das versprichst du mir?" Natürlich versprach ich es. Mädeli tröstete sich nach und nach, und wir sprachen recht erbaulich über den Ehefrieden und das Eheglück und meinten, es sei unmöglich, daß wir über einander böse werden könnten jemals. Ach Gott, das sind schöne Träume: aber wenn man nur immer wieder zufrieden wird und die Sonne nicht untergehen läßt über dem Unfrieden!

Unser Gespräch ging langsamer allmählich wie die Beine. Müdigkeit setzte sich in die Glieder, und mit den schweren Gliedern wurde auch die Zunge schwerer, die Seele matt. Mädeli mußte Strumpf und Schuh ausziehen, seufzte schwer über spitzige Steinchen und wollte sogar einmal fast böse über mich werden, daß ich in Gedanken fortgegangen war, als es stille stehen mußte. Das gute Mädchen merkte aber, wie schnell es selbst gegen unsern Vertrag gesündigt habe. Wir Beide nahmen uns die Lehre daraus, wie nahe Leib und Seele einander angehen, und wie wunde Füße auch eine reizbare Stimmung erzeugen, und wie ein matter Körper über jede Kleinigkeit die Seele unwillig machen kann. Es ist gut, wenn man das weiß, dann kann man Andere schonen zur rechten Zeit und auf sich selbst Acht haben. Weil man aber das nicht weiß, so haben Reise- und Lebensgefährten so viel Streit unter einander, besonders wenn es mühselig geht und zu Fuße, und am meisten Streit gerade, wenn es am mühseligsten geht und die Tagesreise am beschwerlichsten ist. Wir erquickten uns, ruhten

aus, doch sehnten wir uns sehr nach der Heimat, und erst als ihre Lichter durch die Büsche schimmerten, wachten wir wieder auf, schritten munterer und rüstiger der Herberge zu und wechselten wieder rascher die Worte. Froh waren wir Beide, daß der Tag vorbei war, als wir uns küßten zum Abschied. Und doch war es nachher einer der Tage unseres Lebens, von denen wir am meisten redeten und dessen Andenken mich noch heute erfreut.

Siebentes Kapitel.

Wie ich am Vorabend wichtiger Ereignisse stehe.

Der Hochzeittag rückte immer näher. Das Gefühl, mit welchem ich ihn herannahen sah, mit welchem ich alle Abende die Tage zählte, war ein eigenes. Ich möchte es eine freudige und ungeduldige Beklommenheit nennen, denn es war gar seltsam gemischt. Mädeli muß es auch so gewesen sein, denn es ward allemal roth, wenn davon die Rede war.

Mädeli wehrte sich, und das machte mich böse, gleich in der ersten Woche nach dem Aufgebot Hochzeit zu halten. Gründe gab es vor, aber keinen rechten; Mädeli hatte einen guten Grund, aber den hielt es geheim. Das gute Mädchen wollte mir doch auch etwas geben zum Hochzeitgeschenk, und zwar aus dankbarer Anerkennung, weil ein verlorenes Hemde uns zusammengebracht, ein Hochzeithemde und zwar ein schönes. Sage ein Hemde, denn Unsereins rechnet solche Dinge nicht nach halben oder ganzen Dutzenden wie hoffärtige Hausfrauen, die, wenn aus einem halben Dutzend eins fehlt, im Stande sind, auch die andern fünf Stück bei Seite zu werfen, um nur nicht ungerad zu haben. Nun wollte Mädeli den Aufschub nicht etwa aus Saumseligkeit, weil es zu spät daran gedacht, oder aus ängstlicher Pünktlichkeit, weil die Näherin es ihm nicht gut genug machen konnte und alle Säume auf besondere Weise gemacht sein mußten, sondern das arme Kind mußte das Geld dazu erst erspinnen, mußte von dem Spinnerlohn noch in die Haushaltung abgeben und mußte noch Dieses und Jenes für sich anschaffen oder zurecht machen. Da kann man sich denken, daß Mädeli

fleißig sein mußte. Auch sah das liebe Kind auffallend blässer aus; aber um so heller leuchteten die Augen mich an. Es mußte mir endlich doch den Grund des Aufschubes erklären, da ich gar zu ungestüm wurde, und daß es mir darum nicht weniger lieb ward, kann man sich denken. Hie und da geschah es, daß Mädeli des Abends auch zu mir in's Haus kam, um zu sehen, was da sei, und was ich gepflanzt habe.

Das waren schöne Abende. Es ist ein ganz eigenes Gefühl, wenn unser Mädchen zum ersten Mal über unsere Schwelle tritt, wenn es seine Augen schweifen läßt über unser Eigenthum, und wenn wir dann neben ihm sitzen auf unsern Stühlen. Es ist aber noch viel eigener das Gefühl, wenn eine Braut an unserer Seite sitzt, wenn unsere Augen zusammen gehen über Schränke, Stühle, Tisch und Bett, und wir zusammen gehen durch Küche und Keller, Stube und Kammer. In süßem Ahnen schwebt vor uns in zauberischem Dämmerlichte die Zukunft, es wird uns so eng um's Herz und doch so wohl, der Mund wird gewöhnlich so schweigsam, der Blick so beredt! Der Blick redet aus den Tiefen der Seele herauf, das Innerste giebt er kund, Geheimes drückt er aus, was nicht einmal zum eigenen Bewußtsein gekommen; denn in ganz eigenem unmittelbarem Zusammenhange steht das Auge mit der Seele. Was in ihr sich regt, kann sie, ohne den Verstand zu berühren, ohne erst es in Nachdenken zu läutern, durch das Auge schicken in die Welt hinein. Der Mund giebt nur oben ab, was auf der Oberfläche schwimmt, was seiner Leichtigkeit wegen oben aufgetragen, oder was mühselig oben aufgebracht und durch den Verstand gebürstet und geglättet worden.

Da saßen wir dann Hand in Hand, Auge senkte in Auge sich, und aus den Augen sahen wir hinauf in's blaue tiefe Gewölbe, in dem der Mond so silbern leuchtet, so ehrlich drein luegt, hinter dem ehrlichen Gesichte den Schalk verbergend; denn er weiß wohl, warum er des Nachts so leise und mit so ehrlichem Gesichte über die Erde geht. Was der wohl Alles zu erzählen hat! und wem erzählt er wohl Alles? In's tiefe Gewölbe verloren sich unsere Blicke, in dessen unermeßlichem Schooße unzählige Welten kreisen, geboren werden und untergehen. Und wie der Blick sich verliert im unermeßlichen Schooße, so geht durch den Blick auch die Seele hinein in jene Unendlichkeit und verliert sich in unendlichen Gedanken. So saßen wir oft zusammen, in stillem Frieden ahnungsvoll

die Brust geschwellt, dann küßten wir uns leise, und Jedes ging seiner Ruhe zu. Wir wußten nicht, daß man das sentimental oder empfindsam nennt. Aber wenn in dieser Zeit, wo dem Menschen seine Zukunft geboren wird, wo sie noch ruht in des Schöpfers Hand, in dieser Zeit, wo eine Seele noch eine andere will, Einer Nichts empfindet als irdische Lust oder irdisches Berechnen, dann sieht es seicht oder steinern aus in seiner Seele. Dann verwundere sich Keiner, wenn so Einer nicht bewegt wird von unaussprechlichen Ahnungen, von einem wirklich und eigentlich göttlichen Gefühl. Bei'm Thiere gattet nur der Leib mit dem Leibe sich, der Mensch nimmt eine Seele in sich auf und Seelen gehen von ihm aus; das ist göttlich, ein Zeugniß seiner göttlichen Natur. Zum Gott wird jeder Mensch, wenn er in die Ehe tritt: die Ehe ist sein Reich, das er bevölkert, regiert, erhält, in dem er im Kleinen walten will, wie Gott im Großen in seinem großen Reiche. Darum ist, wer nur von fern seine Würde ahnet, in diesem Zeitpunkt so hoch gestimmt; traurig ist's, daß diese Stimmung nicht anhält, sie sollte durch's ganze Leben klingen. Wir konnten freilich darüber nicht reden, wir wußten nicht, was in uns sich regte so ahnungsvoll. Und so geht es sicher manchem Christeli und manchem Liseli, denen man solche Gefühle nicht zutrauen würde.

Ein Wichtiges, das wir auszumachen hatten mit einander, war der Ort, wo wir Hochzeit halten wollten, und die Art, dahin zu gelangen. Mädeli war noch nie in Bern gewesen, aber Bern war etwas weit, um zu Fuß dorthin zu gehen. Es wurde ein etwa zwei Stunden weit entfernter Ort auserlesen, wo ein Wirth war, den man als gar billig rühmte.

Achtes Kapitel.

Der Hochzeittag.

Frühmorgens brachen wir auf und fanden uns außer dem Dorfe zusammen, damit man uns nicht etwa aufhalte mit Seilen oder Stangen, um Lösgeld zu erhaschen. Am östlichen Himmel schickte die Sonne den Tag herauf, dem schläfrigen Tag sandte sie

Strahlen nach, welche rosenroth thronten auf den schneeigen Firnen und den Thälern das Kommen der Königin des Tages verkündeten. Majestätisch und feierlich stieg sie über der Erde Rand empor. Da schien sie mir stille zu stehen und verwundert mein Bräutchen anzuschauen, mit besonderer Huld und besonderem Glanz dasselbe anzustrahlen und, nur dasselbe in ihrem Lichte verklärend, zu vergessen die übrige Erde. Aber dessen wunderte ich mich nicht. Was konnte wohl die Sonne an diesem Morgen Lieblicheres sehen, als eben mein Bräutchen? Und die Sonne weiß wohl, was schön und lieblich ist, und vielleicht hatte ihr auch der Mond gesagt, sie solle diesen Morgen aufpassen. Mein Bräutchen glänzte so blank und weiß, so niedlich und nett, wurde so freundlich roth, wenn es mich ansah, und seine Augen funkelten so träumerisch und bodenlos in die strahlende Sonne hinein, daß mich nicht gewundert hätte, wenn die Sonne den ganzen Tag stille geblieben wäre, um meines Mädchens willen. Aber die Sonne darf nicht lange säumen, es ist noch Einer ob ihr, der sie nicht stille stehen läßt.

Wir sprachen nicht viel mit einander, aber daß unsere Herzen voll waren, das gaben unsere gegenseitigen Fragen kund. „Mädeli, hast du mich denn auch so recht lieb und nimmst mich gern?“ So frug ich. „Peter, bist du nicht reuig, dünkt es dich nicht, du möchtest eine Reichere und Hübschere?“ So frug Mädeli. Und dann gaben wir uns tröstende und liebende Versicherungen mit Mund und Hand, bald wieder schweigend, sinnend und ernst. Denn es ist ein ernster Morgen, der Hochzeitmorgen, und ein ernster Gang, dem Kirchlein entgegen, wo aus Zweien Eins gemacht wird, die dann auf immer vereint des Lebens Last und Hitze tragen, Lieb und Leid theilen, gleichen Schrittes den Weg durch's Leben, dem Ziele zugehen sollen. Wie die Hälfte zur Hälfte passe, mag eine fühlende Brust immer banger bewegen, je näher die verhängnißvolle Stunde kömmt.

Glockentöne klangen von ferne zu uns her. Wir hörten sie nicht nur, wir fühlten sie bis in's tiefste Mark hinein und gaben uns schweigend die Hände. Es war das erste Zeichen zum Gottesdienst. Die Glockentöne mehrten sich, schienen rings uns zu umweben; ein Kirchlein antwortete dem andern und verkündete den Menschenkindern, daß es sich öffne, die Gelübde für den Vater zu empfangen und den Trost des Vaters zu spenden den leidenden Herzen.

Zusammen gingen wir zum Pfarrer, uns zur Kopulation zu melden. Es war ein würdiger alter Mann, der das Band schon manchmal geknüpft haben mochte, dem aber die Handlung denn doch nicht gewöhnlich geworden war, so daß sie ihn gleichgültig ließ und er sie handwerkmäßig verrichtete. Er richtete ernste, bedeutungsvolle Worte an uns, an mich als Schulmeister, der wissen solle, was ein guter Ehemann sei und welchen Segen eine Ehe bedürfe, und dann auch an Mädeli: wie schwer es sei, eine gute Hausmutter und eine würdige Schulmeistersfrau zu sein, nicht Andern zum Aergerniß und zur Last, sondern zum Muster und zum Segen.

„So jung bist du noch, Mädchen," sagte er, „hast du auch Alles recht überdacht? überdacht, was es heißt, einen Schulmeister zu heiraten, was du da zu ertragen übernimmst: böse Leute, manchmal einen übellaunigen Mann und meist Noth und Mangel, und was du doch schuldig bleibst: deinen Mann zu beglücken, die Leute zu versöhnen, aus deinem Milchkrüglein der Wittwe Oelkrüglein zu machen, ein fromm und froh Gesicht in allen Tagen, und vor Gott und Menschen und vor dem Manne insbesondere."

Mädeli antwortete nicht, aber zwei große schwere Tropfen rollten ihm über die Backen. Ich wurde ärgerlich über sein Schweigen, fürchtend, der Pfarrer möchte glauben, es sei einfältig, und wollte ihm später Vorwürfe darüber machen, aber es sagte, daß ihm gewesen sei, als ob eine eiserne Hand den Hals ihm zuschnüre. Für alles Geld in der Welt hätte es nicht Athem zu einem Worte gefunden.

Der Pfarrer muß es besser begriffen haben, als ich, denn er sagte: „Nun, nun, Mädchen, ich will dir nicht Angst machen, aber sagen wollte ich dir, was deiner wartet in Bürde und Pflicht. Wohl dir, wenn du es fühlst, und Gott gebe dir Kraft zu bestehen." Darauf sagte uns der Pfarrer, es werde bald läuten; ob wir zweg seien? Da packte Mädeli ein Säcklein aus und fing in einer Ecke an seine Strumpfbänder aufzulösen, und als es einen Strumpf am schönen Beinchen heruntergestrichen hatte, um ihn dann mit einem weißeren zu vertauschen, wies uns der Pfarrer in eine andere Stube, wo die Köchin Herr schien den Küchenschürzen nach, die herumlagen auf dem Bett und am Boden, schwarz und klebrig. Dort machte ich zum ersten Mal in meinem Leben den Kammerdiener, zog die Kappenschnüre aus dem Kamisol her-

vor und half auf die Kappe das Kränzlein festmachen. Das stand Mädeli ganz besonders wohl; es gab ihm etwas Vornehmes oder Nobles, und das Köpflein schien sich noch einmal so stolz unter dem Kränzlein zu heben. Das Köpflein wußte wohl, daß das Kränzlein ein wohlverdientes sei, ein zierlicher Jungfernkranz, darum hob das Köpfchen das Kränzchen so hoch und stolz.

„Vergiß nicht," sagte Mädeli, ehe wir das Stübchen verließen, „daß wir während der Kopulation uns fest aneinander drücken müssen, damit der Teufel nicht zwischen uns kommen könne. Der Vater hat es mir noch aus dem Bett nachgerufen, als ich schon unter der Thüre war." Ich kannte diesen Glauben wohl und glaubte daran, daß, sobald der Teufel während der Trauung zwischen den zu Trauenden eine Lücke sehe, er zwischen einfahre und sie trenne auf immer. Aber daß in diesem Glauben für junge Eheleute bildlich und einfältig, aber kräftig die Wahrheit ausgesprochen sei: Haltet fest und unzertrennlich zusammen, laßt nicht zwischen euch hineinkommen weder einen Freund noch einen Feind, weder ein Glück noch ein Unglück, weder Leidenschaft noch Gleichgültigkeit, sondern bleibt Eins für und für, das begriff ich nicht. Das begreifen noch Viele nicht, die trotz allem Zusammendrängen während der Trauung immer etwas zwischen sich und den Gatten zu ziehen haben, Leute zum Aufweisen, Leute um klagen zu können, Leute um zu lieben oder zu hassen, unerfüllbare Wünsche, unerträgliche Eigenheiten: giftiges Mißtrauen oder gar Alles vergiftende Eifersucht. In gar mancher ländlichen Sitte, manchem sogenannten Aberglauben ist ein tiefer inniger Sinn, aber man versteht den Sinn nicht mehr, während man noch lange am Gebrauche hängt.

Das Kirchlein war klein, düster das Licht in demselben, trübe die Fenster, in denen einige gemalte Scheiben glühten. In den Bänken waren noch drei hochzeitliche Paare, die des Pfarrers harrten. Die Bräute mit frohen Gesichtern, daß sie es endlich so weit gebracht, und andächtigen Händen, die sie auf ihren hochaufgetriebenen Fürtüchern bequemlich und zusammengelegt ruhen ließen.

Endlich kam des Pfarrers ehrwürdige Erscheinung — und in klarem tiefdringendem Basse, würdig und langsam, las er die schöne Liturgie uns vor, welche durch die meisten Traureden nur verwässert wird. Ein feierliches Beben ergriff uns Beide, als wir Hand in Hand an den heißen Stein traten, und als die kräftigen Mahnungsworte an uns ergingen, in Freud und Leid, in

gesunden und in kranken Tagen einander zu helfen und zu rathen, in liebreicher Geduld je Eins des Andern Mängel und Schwachheiten zu ertragen. Es rannen Thränenströme über Mädeli's Wangen nieder, und mich fing es an zu stechen und zu brennen in den Augen. Unsere Hände legten wir so fest in einander, als ob es die Herzen selbst wären, die ewig nicht mehr aus einander gehen sollten. Aber das Ja, so freudig es das Herz heraufsandte, fand doch den Weg zum Munde nicht, sondern quoll im Halse und ließ sich ersetzen durch einen weit ausgreifenden Scharrfuß. Und als wir beten mußten zu unserm Herrgott um Segen zu unserm Bunde, um Segen im Leben, um Segen im Tode, Eines betend für das Andere, da versanken wir in die Andacht, die die Worte nicht mehr hört, die mit unaussprechlichen Seufzern uns bei Gott vertritt.

Das nach einer Pause ausgesprochene Amen weckte uns wieder; wir sprachen es mit von ganzem Gemüthe, aus voller Seele, und Amen, Amen klang es in uns fort und fort, bis wir, den andern Paaren nachwandelnd, in's Wirthshaus kamen. Dort nahm zur augenblicklichen Stärkung bis zum Mittagessen Jedes was es wollte, wir nach alter Sitte ein gutes Weinwarm. Die jungen Weiber fingen nun an zu reden und zu rühmen und zu hecheln und zu fragen, was der Brautstaat einer Jeden gekostet. Die drei Bräutigame frugen nach Karten, um die Zeit bis zum Essen sich zu verkürzen. Mir ward die Zeit lang ob dem Hören und Sehen, und das beständige Sticheln, da ich nicht mitspielen wollte, trieb mich endlich hinaus.

Wie ein Schmied von weitem in einem Dorfe die Schmiede wittert und ein Bäcker die Backstube und derselben zusteuert, so ging's auch mir. Ich fand das Schulhaus bald und nicht weit davon den Schulmeister. Ein Wort gab das andere, und da wir die Tugend haben, daß es gerne Einer besser macht, als der Andere, so mußte immer der Andere, wenn Einer erzählt hatte, wie er etwas mache, sagen: „Und ich mache es so, so kömmt es mir gut, und ich weiß nicht, wie es mir käme, wenn ich es machen wollte wie die Andern.“ Ueber Diesem verging eine lange Zeit, ich verklapperte mich ordentlich, und als ich wieder gegen das Wirthshaus kam, sah ich mein Weibchen ängstlich um dasselbe trippeln und in alle Ecken gucken.

Das arme Kind hatte fast geweint, als die Andern zu Tische

saßen und ich nicht da war. Alleine sich hinsetzen durfte es nicht. Es suchte mich daher, fand mich nicht und war in der peinlichsten Angst, nicht begreifend, ob ich verunglückt, gestohlen worden oder davon gelaufen sei. So einem ständigen Weibchen muß es seelenangst werden, wenn es auf einmal den Mann nicht mehr finden kann!

Man denke sich, wie es sich freute, als es mich wohlbehalten die Straße herauf kommen sah! Wie es doch so freundlich mir an den Arm sich hing und gar nicht mit mir branzte! Manch ander Weibchen hätte trotz der Freude Wetterwolken über's Gesicht gezogen und aufbegehrt nach Noten über mein Fortlaufen oder hätte vielleicht den ganzen Tag mit mir geschmollt, so daß es ausgesehen hätte, als wäre es gerade deßwegen böse, daß ich wohlbehalten wiedergekommen.

Es giebt Gemüther, die allen Dingen die böse, andere, die ihnen die gute Seite abgewinnen. Die ersten finden Stoff zu Klagen in jeder Freude, die andern Stoff zur Freude in jedem Jammer; die einen schütten Galle in jeden Honigtopf, die andern Balsam in jede Wunde, die einen nehmen jeden Zufall übel, die andern verzeihen jedes Wehthun; die einen sind gar unglückliche Gemüther, schlechten Jahren vergleichbar, wo nichts wachsen will, während es noch um so lieber hagelt; die andern sind Gemüther wie Mainächte, wo Alles auferstehen möchte, Alles grünt und duftet. Mädeli hatte der letztern Gemüther eins, und mit keinem sauern Blick versalzte es mir die Suppe, mit keinem bösen Worte verpfefferte es mir den Tag.

Nach Wirthshausart trug man langsam auf, damit wir nach Landessitte Zeit hätten, das Essen so recht z'weg zu legen, daß es sich setzen konnte und Platz für immer Neues wurde. Das dauerte aber den drei Kumpanen zu lange, sie schoben das Tischtuch zurück und fingen wieder an zu spielen, obgleich ihre Weiber dagegen redeten und meinten, sie sollten doch zuerst genug essen. Sie hörten nicht darauf, sie sahen ihre Weiber nicht an, schenkten ihnen nicht ein. Sie spielten noch fort, als Mädeli und ich fortgingen. Sie spielten den ganzen Nachmittag fort. Sie achteten nicht darauf, wie Einer nach dem Andern von seinem Weibe gezupft und an's Heimgehen gemahnt wurde. Sie spielten den ganzen Abend fort, sahen die Schatten nicht länger werden, die Sonne nicht zu Bette gehen, achteten das Schelten ihrer Weiber nicht. Sie spielten in die Nacht hinein mit immer wüthenderem Eifer, sahen den Zeiger der Uhr nicht der Mitternacht zueilen, hörten das

Heulen ihrer Weiber nicht, die nun zum ersten Mal am heutigen Tage so recht ergriffen waren, aber nicht von Ernst und Andacht, sondern von Wuth und Elend. Sie hörten nicht Mitternacht schlagen, aber nach Mitternacht schlugen sie einander selbst, wüthend durch Wein und Verlust, und schlugen sich fürchterlich; die Weiber heulten gräßlich dazwischen und wollten ihre Männer aus einander reißen und erhielten selbst Schläge, eins flog hier aus, das andere dort aus. Und endlich that der Wirth seine Schuldigkeit und jagte das Gesindel zur Stube aus. Und als sie sich draußen noch satt geprügelt und geschimpft hatten, zog ein Paar hier aus, das andere dort aus, zerrissen, zerschlagen, fluchend und heulend. So zogen sie hinein in die Ehe. Wie mag die Ehe geworden, welche Ahnungen mögen in den Herzen der unglückseligen Weiber sich heraufgewälzt haben in jener Nacht? Aber diese Nacht war nichts als eine Vergelterin mancher frühern. Statt golden und freudevoll, war sie blutig und jammervoll, war die Vorhölle zur kommenden Hölle.

Wir aber, Mädeli und ich, zogen schon früh Nachmittags von der wüsten Gesellschaft weg. Wir hatten den Vater in ein Wirthshaus auf dem Wege bestellt, um ihm auch einen fröhlichen halben Tag zu machen. Wir wanderten gar fröhlichen Schrittes mit einander, mein neu Weibchen und ich. Das Gefühl, einander zu besitzen, that uns gar unbeschreiblich wohl und machte mein Weibchen so reizend, so sinnig und wieder so schalkhaft und wieder so weich, daß ich es die ganze Zeit am Herzen hätte tragen mögen. Wir fanden den Vater schon vor und gar glücklich. Einigen Anwesenden erzählte er von seinen Wanderjahren hinter Murten und all den Wundern an Land und Leuten, die dort zu schauen seien. Und sie hörten ihm andächtig zu, was ihm selten mehr begegnete.

Von da brachen wir erst in der Dämmerung auf, um nicht Tags heim zu kommen. Redselig war der Vater und merkte nicht, daß wir stumm neben ihm hergingen. Wir hatten Hand in Hand gelegt und zu denken genug, und je nachdem die Gedanken flogen, drückten die Hände fester sich.

So kamen wir heim, und mit einer Art von Ehrfurcht führte ich mein Weibchen über meine Schwelle, und mit bebender Hand schob ich den Riegel an der Thüre, und vor dieser Thüre bleibst du nun, mein lieber Leser.

Neuntes Kapitel.

Der Maienmorgen des Lebens.

Mancher hätte dieses Kapitel vielleicht die Flitterwochen geheißen, aber ich hasse das Wort, so passend es bei mancher Ehe sein mag. Wo man sich mit allerlei Flitter geschmückt hat, theils um zu gefallen, theils um Mängel zu verbergen, wo man sich künstlich übertüncht hat aus Instinkt oder Berechnung, wo man alles Gute an sich prunkend ausgehängt, das Böse nicht bekämpft, sondern nur verborgen hat, da paßt das Wort. All diesen künstlichen, unhaltbaren Flitter nimmt man noch mit in die Ehe hinein, wie den Hochzeitmaien, aber wie der verwelkt, eine Blume nach der andern sich entblättert, so zerstiebt dieser Flitter, einer nach dem andern flattert in alle Winde, die Tünche fällt ab, die nackte Wahrheit tritt alle Tage greller an's Licht. Man merkt es nur nach und nach, daß es anders wird, bis endlich ein versagter Wunsch, ein hartes Wort, eine hervortretende Gemeinheit oder Bösartigkeit die Enttäuschung aufdringt. Dieser Wochen sind selten viele. Ein starker Reif beendet sie, dann folgt gewöhnlich Regenwetter oder starker Wind, beides oft sehr anhaltend, ja manchmal durch die ganze Ehe.

Besonders geschieht dieses, wo Keines mit dem Wunsche, das Andere zu beglücken, in die Ehe tritt, sondern mit dem Wunsche, durch das Andere glücklich zu werden, Jedes sein Glück und nicht das des Andern im Auge hat, und zu diesem Ende die Meisterschaft sucht, um alles Wasser auf seine Mühle zu leiten, wo Beide diese Wünsche und dieses Streben verborgen haben klüglich, und nun nach und nach es hervortreten lassen. Der Stoff zu solch unseligem Kampfe wird nur zu gerne durch ältere Leute in jugendliche Herzen gelegt. Wenn z. B. die Mutter die Tochter mahnt, nie nachzugeben, auch wenn sie Unrecht hätte, und der Vater den Sohn oder den Schwiegersohn ebenfalls mahnt, von frühe an Meister sein zu wollen und der Frau den Daumen auf's Auge zu halten, oder wenn zur Ehe ein Theil beredet wird durch Vorspiegelung eines sinnlich behaglichen Lebens: da ist etwas Fluchwürdiges geschehen, es ist eine Ehe vergiftet worden. Da findet man Flitterwochen und von ihrem Flitter bald keine Spur mehr.

Den Maimorgen des Lebens nenne ich in einer rechten Ehe ihr erstes Jahr. Da knospet und blüht auf, was später seine Früchte bringen soll. Wie jeder Maimorgen neu erfreut und Neues bringt, so tritt beim ächten Manne und dem ächten Weibe alle Tage neue Liebenswürdigkeit hervor, und es entfalten sich Keime süßer Früchte in ihnen, die sie früher selbst nicht geahnet, denn die Aechtheit des Mannes und des Weibes, der wahre bleibende Werth, bewährt sich im Hause und nicht außer demselben, alle Tage und nicht nur des Sonntags. Der Mai ist der Hauptmonat des Jahres; nicht nur kann er der schönste sein, sondern von seinem Verlauf hängt der Reichthum des Jahres, die Ernte des Sommers, die Fülle des Herbstes ab. Kühle Tage schaden nichts, aber Reife zerstören Blüthen und Pflanzen. Auch in der besten Ehe giebt es kühle Tage, wo Verdrießliches das Gemüth erkältet. Wo man diese Kälte im Herzen nährt und mehrt und sie dem warm und liebend entgegenkommenden Herzen des Andern schneidend entgegentreten läßt, da wird auch ihm die Wärme der Liebe entzogen, es entsteht der Reif, und Pflanzen und Blüthen der Liebe sterben, wie wenn die erkältete Luft der Erde Wärme entzieht, daß an ihrem erkälteten Busen ihre Frühlingskinder erfrieren. Darum ist so thöricht das sogenannte Zanken der Liebe, das man nothwendig meint. Es sind Gewitter im Frühjahr, sie schaden vielleicht nicht sogleich, allein sie sind's, die die Wärme verzehren und so den Reif erzeugen. Im Sommer, wo die Wärme festen Fuß gefaßt, vermögen sie das nicht mehr."

Bang und verlegen mag für manches Weib, welches keine Hausfrau ist, am ersten Morgen das Erwachen und Aufstehen in ihrem Hause sein. Was soll sie da anfangen? Sie weiß es nicht; sie weiß nicht was anrühren und wie, nicht wonach fragen, und in gar bittere Verlegenheit käme Manche, wenn sie der Magd befehlen sollte, was sie für den Mittag zu bereiten habe. Und in welche wohl, wenn sie es erst selbst machen sollte, sie, die nicht einmal weiß, wie das Rindfleisch aussieht, und ob man zu einem Kalbsbraten Schaffleisch nimmt und für eine Erdäpfelröste Birnenschnitze? Um dem Weibe diese Verlegenheit zu ersparen oder sie doch wenigstens hinauszuziehen (die Leute schieben selbst das Unvermeidliche gerne auf die lange Bank), führt man diese Weiber auf Reisen. Und da ein Bräutigam nicht immer weiß, von welcher Sorte sein Weib ist, ob eine Hausfrau oder keine, so fängt man

an, alle Weiber auf Reisen zu führen, vierspännig, auf Bernerwägelein und nun bereits auch auf ihren zehn Zehen.

Abgesehen davon, daß auf solchen Reisen meist schlecht Wetter ist, daß auf Reisen gar manche Laune unnöthig an's Tageslicht kömmt, gar manche Ermüdung langweilig macht, gar selten innerer Gehalt genug da ist, um Tage oder Wochen lang ohne gewohnte Beschäftigung kurzweilig zu bleiben; abgesehen davon, daß bei der Rückkehr eine Abspannung herrscht, welche das eigene Haus und das Zusammenwohnen unendlich öde und leer erscheinen und gerne eine äußerst unglückliche Stimmung gegen das eigene Haus und das Wohnen darin zurückläßt: abgesehen von diesem Allem, entbehrt man unendlich viel, wenn man das Walten einer sinnigen und liebenden Hausfrau am ersten Morgen und au den ersten Tagen in seinem Hause nicht sieht, nicht mit ihr die Haussorgen theilt, mit ihr an seinem Tische und von ihren Speisen ißt.

Wie fröhlich waltete Mädeli und suchte seine besten Künste hervor, um mich zu befriedigen, feuerte mit dem wenigst möglichen Holz, ordnete in der Küche und kehrte mit schalkhaftem Blicke aus mancher vergessenen Ecke hervor. Dann musterte es mein Eigenthum, untersuchte die Hemden und das übrige Zeug, wollte wissen, wo ich die Lappen zum Ausbessern habe; denn meinen Sachen mangelte das Flicken gar sehr, es wolle das aber fortan selbst machen, Geld sollten wir keines mehr brauchen für solche Dinge. Zwischendrein bekam ich einen Kuß, und als wir Alles durchgekramt, die gestrigen Kleider ausgebürstet und weggehängt hatten, trugen wir unsere Baarschaft zusammen. Mädeli war ganz erstaunt, als es bei mir sieben Thaler baares Geld vorfand, aller der Ausgaben ungeachtet. Verschämt suchte es seinen Schatz hervor, den es mir einkehrte. Er bestand aus sechs ganzen und einem halben Batzen. Die Thränen, die ihm dabei in die Augen traten, küßte ich weg, und mein süßes Mädeli war mir mit siebenthalb Batzen viel lieber, als ein Galläpfel hunderttausend Pfund schwer. Es läutete Mittag, wir wußten nicht, wie die Zeit vergangen war. Mädeli hatte viel gethan, ich nur getändelt und mich erlabet am Zusehen.

Nachmittags zog Mädeli ein, und wir suchten dem Vater Platz zu machen zum Schlafen in der Kammer, zum Arbeiten in der Stube, wo bereits mein Webstuhl, mein Bett und unser Tisch war; aber wir fanden für Alles Platz.

So verfloß der erste Tag, und einen glücklichern hatte ich noch

nie gehabt. So verflossen noch viele Tage, wahre Maitage voll neuer Freuden und neuer Lust. Mädeli pflanzte nun auch draußen gar emsig und wollte Alles alleine machen, damit ich am Webstuhl verdienen könne und es vorwärts gehe mit uns. Mädeli glaubte in der Woche nicht mehr zu brauchen zu Haushaltungskosten für uns Drei, als zwei Franken, da wir ja Holz und Kartoffeln besaßen, alle Tage für einen Batzen Milch, einen Batzen Brot, für zwei Batzen Kaffee in der Woche und das Uebrige für Mehl, Butter und Salz; also für Mehl, Butter und Salz nur vier Batzen in der Woche, und doch brachte das schon hundert und vier Franken im Jahr. Freilich meinte mein Weibchen, es müsse noch Manches angeschafft werden, nicht zur Hoffart, sondern zur Nothdurft; meine Hemden besonders, die sähen aus wie ein Gitter, aber wenn es brav spinne und brav pflanze, so möge das auch viel bringen. Aber daß mein Weibchen so allein pflanze, wollte mir nicht behagen. Daß es am Morgen gegen sieben Uhr fortgehen und Mittags von halb ein bis sechs Uhr fortbleiben sollte, kam mir gar zu lang vor. Mein Weberschifflein wollte nicht laufen; ich mußte alle Augenblicke nach der Uhr sehen, ob der halbe Tag nicht vorbei sei. Mein Weibchen mußte mit mir kapituliren und mich mitnehmen auf die Pflanzplätze, denn ich bewies klar und bündig, daß Zwei zusammen mehr als doppelt so viel arbeiteten, als Eins allein. Mädeli mußte mich gewähren lassen, und so verschwanden die Tage wie Minuten. Ueber unserm Arbeiten wurden wir recht reich. Wir rechneten alle Tage Ausgaben gegen Einnahmen ab und fanden der Erstern immer weniger, der letztern immer mehr. Wir hatten unerwartet manches Geschenk bekommen, und manche Hand hatte sich für uns aufgethan, die wir verschlossen wähnten.

Unsere Pflanzungen standen ganz prächtig, so daß wir aus Flachs und Hanf über das aus, was Mädeli spinnen zu können glaubte, noch ein Ordentliches zu verkaufen hofften. Jungen Eheleuten und besonders einer jungen, saubern, emsigen Frau, scheint unter den Händen Alles doppelt zu gedeihen. Es ist, als wenn die freundlichen, verschollenen Erdmännchen eine besondere Lust an ihrem Treiben hätten, ihre Arbeiten pflegten und hüteten, Nachts den Thau ihnen zutrügen, Tags die Sonnenstrahlen ihnen milderten. Es ist übrigens merkwürdig, daß jungen Leuten das Pflanzen besser gedeiht als alten, daß namentlich Pfropfer behaupten wollen, mit zunehmendem Alter verdürben ihnen immer mehr Schoße an den

gepfropften Bäumen, bis ihnen zuletzt gar keines mehr wachse. Hat das wohl nicht der Schöpfer besonders geordnet, um die in der Natur lebenden Menschen durch eine handgreifliche Lehre aufmerksam zu machen auf den Werth der jungen vollkräftigen Jahre, die so gerne verschwendet oder verträumt oder ganz verschlafen werden?

Eines Sonntags waren wir nach der Predigt bei unserm Flachs vorbeigegangen und fanden ihn so schön, daß wir noch einige Pfund in unsere Rechnung bringen zu dürfen glaubten. Ganz fröhlich gingen wir heim, und ich überschlug insgeheim, ob ich nicht diesen Abend mein Weibchen einmal in's Wirthshaus führen oder wenigstens eine Flasche Wein holen lassen dürfe. Da saß vor dem Hause neben dem Vater, der heute die Köchin machte, ein Mann, der mir sehr bekannt vorkam. O Himmel! Es fiel mir wie Berge auf's Herz. Es war der Mann, dem ich meine Orgel schuldete. Von dieser Schuld hatte ich meinem Weibchen nichts gesagt, in meinem Glück sie so viel als vergessen, und wenn sie mir schon einfiel, schnell wieder aus dem Sinn geschlagen, nie den Augenblick gefunden, sie zu bekennen. Nun kam die Eröffnung unerwartet, unvorbereitet, und durch alle schönen Träume meines lieben Weibes ein fünfzig Thaler breiter Strich.

Ich konnte Mädeli nicht antworten auf seine Frage, wer der Mann sei? Der Hals war mir zugeschnürt wie mit einem Wellenseil.

Der Mann war gar nicht versteckt, meinem Schwiegervater hatte er bereits die ganze Geschichte erzählt und fing sogleich damit an, zu sagen: er habe nun wieder lange gewartet und hoffe, daß ich ihn einmal werde bezahlen können. Mädeli erblaßte, sah mich mit bebenden Augen an, in der Hoffnung, daß diese Rede an die unrechte Person gerichtet sei, vielleicht dem vorigen Schulmeister gelte. Als ich aber nicht verneinte, als ich mich entschuldigte mit ängstlichem Gesichte und schlotternder Zunge, da ging Mädeli hinein in's Haus, und drinnen hörte ich es weinen. Ich hatte keine Ruhe mehr bei dem Manne, ich mußte hinein, den Riß im Herzen zu heilen, zu verbinden. Ich umfaßte das weinende Weibchen, das sich an die Stubenthüre gelehnt und den Kopf in die Arme verborgen hatte. Als ich auf mein: „Weine doch nicht, weine doch nicht!“ keine Antwort bekam, zog ich den Kopf ihm zurück, küßte die Augen und bat gar dringend und innig: es solle doch nicht so thun, die Sache sei nicht halb so bös, ich sei das Geld für

keine schlechte Sache schuldig, sondern für die Orgel und habe sonst gar keine andere Schulden mehr, als diese.

Wenn Weiber über geheime Schulden ihrer Männer kommen, so klemmt gleich eine doppelte Angst ihr Herz ein und preßt ihm Jammer aus. Sie fürchten erstlich, die geheimen Schulden kämen von geheimen Sünden, und zweitens, daß, was sie vernommen, noch bei weitem nicht Alles sei, sondern immer mehr zum Vorschein kommen werde. Mädeli hatte ein gläubig Herz von Natur und den Glauben an mich nicht verloren. Als die doppelte Angst ihm genommen war, erhielt es die Sprache wieder, that die Augen auf und jammerte mir zu: „Aber um Gotteswillen, warum sagst du mir das nicht und lässest mich so Freude haben am Sparen und Rechnen? das thut mir so weh, daß du es mir verheimlicht hast.“ Ich entschuldigte mich, daß ich es immer habe sagen wollen, aber es doch nicht über die Zunge gebracht, und geglaubt, es vernehme das noch immer früh genug. „Aber hast du nicht mehr Zutrauen zu mir? ich sage dir Alles und du sagst mir Nichts,“ weinte Mädeli weiter. Ich bat ab, versprach, es nicht mehr zu thun, bat nur, daß es sich zufrieden geben möge, ich wolle mir das Nöthigste am Munde abbrechen und arbeiten Tag und Nacht, bis Alles bezahlt sei, oder die Orgel wieder verkaufen, wenn es wolle. Da faßte sich mein Weibchen. Es hatte so viel Freude gehabt an derselben, wenn wir manchmal des Abends vor dem Schlafengehen noch ein Lied dazu gesungen hatten; daß ich sie verkaufen wollte ihm zu lieb, das freute es. „Nein, Peter, sagte es, gehe jetzt hinaus zu dem Manne, wir wollen sehen, wie wir es machen.“ Beide Männer draußen machten ebenfalls flämische Gesichter, mein Schwiegervater über meine Schulden, mein Gläubiger über mein Unvermögen zu bezahlen. Er drohte gar sehr mit Betreiben, warf mit anzüglichen Worten um sich, daß von Schulmeistern Nichts zu erhalten sei, daß man alle publiziren sollte. Endlich ließ er mit sich reden, fing an zu hören auf Vorschläge, abschlagsweise etwas zu nehmen, so wie ich ihm ja schon mehrere Male gegeben habe, sagte ich.

Er besinne sich an nichts, als an die Zinse, sagte er.

Da rief uns Mädeli zum Essen herein. Wir hatten kein Fleisch auf dem Tische. Ich, ein Schulmeister, lebte sechsmal schlechter als Diebe, Mörder, Betrüger im Zuchthause, die in der Woche zweimal Fleisch haben, während wir nur den dritten Sonntag

höchstens welches vermochten, und dann zwei Pfund kaum für uns drei, und zu den zwei Pfund gab der Metzger uns noch Knochen oder Leber, und doch waren wir gesund und klagten eben nicht besonders. Auch hatten wir weder Wein noch Schnaps, welche, wie böse Leute sagen wollen, ebenfalls dort ausgetheilt werden. Ach Gott, hätte doch die Regierung einmal durch geniale Aerzte, die sich an Hähneli und Schinken so gewöhnt, daß sie meinen, sie gehören zum Leben, oder durch einen Regierungsrath, der sich alle Tage seinen Lafitte oder Château-Margaux oder Rheinwein zu Gemüthe führt, unsern Zustand untersuchen lassen, die würden sicher ein Zetermordiogeschrei erhoben haben über unser Elend, das Berge erzittern, steinerne Herzen beben gemacht hätte, und uns vom Staat aus eine Kost verordnet worden wäre, die keine Schulmeisterin hätte zu kochen wissen, und aparti Köche im Lande hätten herumreisen müssen, um das Kochen zu lehren. Eigene Schulköche, womit man dann füglich auch Dorfkochschulen hätte verbinden können, die von ungeheurem Nutzen für das ganze Land gewesen wären, besonders wenn der Staat den Stoff dazu geliefert hätte, was sich natürlich von selbst versteht.

Wir hatten auf dem Tische nach einer Suppe Aepfelschnitze und Erdäpfelbitzli und hätten sicher sehr wohl daran gelebt, wäre nicht der fatale Mann da gewesen, der uns das Essen versalzte und mich in beständiger Angst erhielt, er möchte aus Dummheit oder Bosheit noch Allerlei erzählen von der Schnabelweid her, das wohl Mädeli, aber der Alte nicht wußte, oder er möchte so schlau sein sollende Andeutungen machen, daß mein Weibchen auf den Verdacht kommen müßte, es sei noch viel mehr geschehen, als ich bekannt hatte. Dies Wetter ging aber glücklich vorüber, denn der Mann hatte genug zu berichten vom neuen Schulmeister, der gar ein Hochmüthiger sei und dessen Frau eine Hoffartsnärrin, die zu aller Arbeit zu vornehm und zu faul sei. Sie möge nicht einmal selbst eine Wäsche halten. Sie habe mir nichts dir nichts ihr Zeug den Bäuerinnen zu waschen gesandt und als keine mehr ihre Baucherin sein wollte, es eingepackt, um dasselbe nach Bern zu schicken und dort waschen zu lassen. Das habe aber doch der Mann nicht gewollt, sondern selbst eine Wäsche angestellt und selbst bauchen müssen, während seine Frau im Nest gelegen. Ja, die Leute sagten viel und dick, wenn sie nur den alten wieder haben könnten, dem hätten sie es doch schier zu grob gemacht. Solche Reden sind Ohren-

balsam für Vorfahrer, und wenn ein Vorfahrer Leute aus seinem frühern Aufenthaltsorte sieht, und er spricht sie an, so klopft ihm das Herz in der Hoffnung, zu hören, es gehe unter seinem Nachfahr nicht gut, und was der frühere gemacht, lasse der wieder zerfallen; wenn er aber unverhofft des Nachfahrs Lob hört, so führt er mit dem Lobenden nicht lange Gespräche. „Adieu," sagte er, „ich muß gehn," und lange geht es, bis er den Aerger verwerchet hat. So ist die menschliche Natur.

Da wir keinen Dessert hatten, als schwarzes Brot, von dem Jedes zuletzt ein Stückchen abschnitt und auch keinen schwarzen Kaffee, so war bald abgegessen, und nahm die Unterhandlung wieder ihren Gang. Ich sagte, fünfzig Thaler sei ich noch schuldig, das bringe zwei Thaler Zins, und was wir am Kapital zusammenbringen könnten, wollten wir sehen. Er aber behauptete, seine Forderung belaufe sich noch auf sechzig Thaler, und diese werde ich ihm doch nicht abläugnen wollen. Ich bat ihn doch nachzudenken, daß ich ihm dort und dort Geld gegeben, so und so viel, und daß nun das Alles so und so viel bringe. Er aber wollte von dem Einen nichts wissen, von dem Andern behauptete er, ich habe es ihm als Schadloshaltung gegeben, weil er anderwärts Geld habe suchen müssen, da ich ihm keines habe geben können. Der Vater sagte, ich solle doch die Quittungen hervorsuchen, da werde es sich schon finden. Der Andere rief: „Ja, Quittungen, da wird es sich finden!" Allein ich hatte gar keine Quittungen und mußte es bekennen. „Ja, ja, kommod wäre es, wenn man Jedem glauben müßte, was er sagte," schmunzelte er. Ich machte ihm bemerklich, daß ich ihm doch bereits auch einige Zinse bezahlt hätte und ja auch für diese keine Quittnng gefordert, weil ich geglaubt, mit einem rechtlichen Manne zu thun zu haben. Er meinte, Zinse und Abschlagszahlungen seien verschiedene Dinge, und so gab ein Wort das andere, daß wir uns bei den Köpfen genommen hätten, wenn nicht die beiden Andern dazwischen getreten wären. Endlich nach langem Marckten und nachdem er mir die anzüglichsten Dinge gesagt hatte über meine Ehrlichkeit, stellten wir die Schuld auf sechsundfünfzig Thaler fest, und der Vater ging, um Stempelpapier zu holen. Wer am meisten Unrecht hat, begehrt am meisten auf, mit der Unverschämtheit imponirt er, bringt die Andern zum Schweigen, und der große Haufe sagt: „Der muß beim Ketzer recht haben, sonst würde er nicht so aufbegehren."

Unterdessen suchten Mädeli und ich unsere Baarschaft zusammen und fanden acht Thaler fünf Batzen; zwei Thaler sechs Batzen gaben wir als Zins, und um die andern sechs Thaler voll zu machen, um gerade Rechnung zu haben, fehlte uns ein Batzen, den legte der Vater zu, und nun hatten wir keinen Kreuzer mehr im Hause. Und als der Schlingel Alles hatte, forderte er noch ein Billiges für seinen Gang, mußte aber mit des Kaisers Recht vorlieb nehmen, denn wo nichts mehr ist, kriegt dieser auch nichts mehr.

Endlich war der böse Geist aus dem Hause, aber ein solcher läßt immer etwas zurück, entweder Gestank oder wenigstens seinen Schatten. Dieser Schatten lag trübe und schwer auf meines Weibchens Gesicht, hing wie Blei sich an seinen Füßen und steckte ihm im Halse, daß die Stimme ganz verdrückt und weinerlich klang. Mir lag es in allen Gliedern und besonders auf den Augen, ich konnte beide fast nicht aufheben. Ich war in der Stube und hatte den Kopf auf den Tisch gelegt. Mädeli saß betrübt draußen auf einem Bänklein, mochte alle die vergeblichen Rechnungen noch einmal durchrechnen und vielleicht an einer neuen machen. Es war ein kühler Nachmittag, aber einer von denen, wo bei einigen Sonnenblicken es heiß wird, es ein Gewitter giebt, weil es geregnet hatte vorher, und dann unfehlbar einen Reif. Endlich hielt ich es nicht mehr aus und suchte Mädeli auf, setzte mich neben es, nahm seine Hand und fragte: „Faueli, zürnst mir?“ Zu weinen fing es wieder an, aber nicht zu zürnen, sondern nur zu klagen. Daß es sich so umsonst gefreut habe, daß ich ihm nicht die Sache zur rechten Zeit gesagt, daß ich ihm so viel gekramet und so gut gewesen, statt das Geld für die Schuld zu brauchen. Daß wir nun keinen Kreuzer hätten und noch fünfzig Thaler zu zahlen, darüber verlor es kein Wort. Meine Bitten wies es nicht kalt, nicht schroff zurück, ließ keine selbstsüchtige Klage hören und ward bald wieder mein liebes, gutes, vertrauendes Mädeli, dem wohl noch das Auge feucht schimmerte, wie der Boden nach einem Regen, über dessen Stirne sich aber wieder wölbte der Regenbogen der Liebe, glatt und schön. Es hatte kein Gewitter gegeben, darum gab es auch keine Kälte, darum keinen Reif.

Diese Versöhnlichkeit ist's, die die Liebe bewahrt und alle ihre zarten Blüthen.

Diese Versöhnlichkeit entsteht aber nicht aus der zudringlichen, sondern aus der innigen, wahren Liebe, die siebenzigmal siebenmal

vergiebt und nie die Sonne untergehen läßt über ihrem Zürnen, und die am Ende gar nicht mehr zürnen kann. Diese Liebe ist aber auch die, die Alles überwindet und hundertfältige Früchte trägt.

Es saßen einmal drei Saufbrüder beisammen in tiefer Nacht und hudelten auf gewohnte Weise. Da sprachen zwei von ihnen: „Was werden unsere Weiber sagen, wenn wir heimkommen? das wird etwas absetzen, und bis wir sie abschlagen, werden sie nicht schweigen;" der Dritte aber sagte: „Und Meine wird gar nichts sagen und wird mir dienen und aufwarten, wie ich will." Das wollten die Andern nicht glauben, und er sprach: „Kommt und seht." Und sie gingen hin, und der Mann schlug mit der Faust ein Fenster ein, um bequemer der Frau rufen zu können, daß sie aufthue. Sie that auf mit freundlichem Gruß und erhielt den barschen Befehl, auf der Stelle zu kücheln. Mit freundlichem Bejahen ging sie an's Werk und stellte bald eine Platte Küchli vor die drei Männer. Der Mann nahm zum Dank die Frau, führte sie auf den Abtritt und schloß sie dort ein, und das Weib gab kein böses Wort. Da standen die beiden andern Männer ergriffen auf und sagten, das sei kein Weib, sondern ein Engel, sie aber seien Teufel, diese himmlische Geduld also zu versuchen; schämen tief in den Boden hinein müßten sie sich; ob solchem Thun sollten weder Sterne noch Sonne sie mehr erblicken. Und ergriffen wurde auch der verhärtete Mann ob dieser Anerkennung seines getreuen Weibes, er bat ihm ab seine Unthat, erklärte durch diese Liebe sich überwältigt, sie auch verdienen zu wollen, und er hielt Wort. Die beiden Andern wurden mit dem Dritten ein Kleeblatt braver Männer. Sie wurden es nicht durch keifende Weiber, sondern durch eine versöhnliche Frau, inniger Liebe voll.

Solche Liebe aber wird selten gefunden in Israel, darum versuche Einer nicht muthwillig, ob die Liebe, die er gefunden, eine solche sei. Junge Liebe besonders ist gar gern empfindlich und reizbar; sie ist noch nicht im Wettersturm und Sonnenhitze fest und kompakt geworden. Darum mache ja kein Mann in seiner ledigen Zeit auf solche Liebe hin Schulden, solche Schulden werden schwer vergeben. Die Entbehrung, welche ihre Bezahlung fordert, muß nun das Weib theilen, während es von dem, was die Schulden erzeugte, nichts hatte; ja diese Entbehrungen fallen ihm oft alleine auf, in der Haushaltung muß das Nöthigste entbehrt werden. Hat man bei ledigem Leibe Schulden gemacht, wie schwer wird es dann, sie

los zu werden, wenn die Ausgaben durch eine vergrößerte Haushaltung alle Tage sich mehren. Und seien die Schulden noch so gering, sie sind immer ein Berg, den man vor sich hat, der einem den Athem benimmt, und des Weibes Herz wird nicht leicht, oder es sei denn ein går leichtsinniges, bis sie abgetragen sind. Dieses Abtragen ist ein furchtbarer Hemmschuh fröhlichen Gedeihens und nimmt der Frau fast die Freude am Haushalten. Man kann das Nöthige nicht anschaffen, man hat keinen Sparpfennig für Unvorhergesehenes, keinen Kreuzer, um zu rechter Zeit etwas zu kaufen; man ist beständig auf dem Trocknen, geräth in immer größere Entblößung, das Gemüth wird immer saurer, und wenn am Ende auch die anfänglichen Schulden bezahlt sein sollten, so hat man vielleicht neue gemacht, oder muß neue machen, um zu dem Nothwendigsten zu kommen. Da hält es selten ein Weib liebend, froh, geduldig, vergebend aus.

Vor solchen Schulden hüte sich also Jeder und besonders ein Schulmeister. Wenn einer ledig ist, so kann er es sehr füglich machen, wenn er nicht die Kosten seiner eigenen Erziehung abzutragen hat. Läßt er nur das Händelen sein, streckt sich nach der Decke, giebt nicht jedem Gelüsten nach, so kann er mehr verdienen, als er braucht. Und hat Einer nothwendige oder muthwillige Schulden gemacht, so nehme er sie nicht in die Ehe hinein. An solchen Schulden tragen Zwei viermal schwerer, als Eins allein, und sie sind zehn Mal schwerer zu tilgen. Und kann er es nicht anders machen, muß er sie in die Ehe nehmen, so sage er es vorher, wie die Sachen stehen, und sehe, was seine Braut dazu für ein Gesicht macht. Macht eine Braut ein mißvergnügt Gesicht, nun, so läßt sich das Ding ändern; trägt aber einmal eine Frau ein solches im Hause herum zu Tisch und zu Bett, dann muß man es halt haben. Und solch mißvergnügte Weibsgesichter, auf welchen alle möglichen Leiden, Elender und Jammerthäler ausgedrückt sind, sind ein gräßlich Elend. Sie mahnen mich an Meerrettig, den man schabt. Man darf ihm die Augen gar nicht zukehren, sonst laufen sie einem ganz miserabel über. Solche Gesichter machen freilich einige Weiber, auch wenn die Männer keine Schulden haben. Aber wenn sie wüßten, wie solche mißvergnügte Gesichter (oft nur darüber gemacht, nicht weil ein Floh sie gebissen, sondern daß es da und nicht da geschehen) ihnen übel stehen, wie sie der Sauerteig sind, der Alles versäuert, das Haus und das Herz, die Liebe und das Glück, wie ein solch

Gesicht für die Wohlfahrt des Hauses ist, was ein ungewaschen Geschirr für die Milch im Sommer, wo alles versauert im Umsehen — wahrhaftig, die Weiber würden mehr auf ihre Gesichter achten, d. h. ob sie vergnügt oder mißvergnügt seien.

Ich war kein Klotz, darum ging es mir gar tief zu Herzen, daß jetzt mein Weibchen um meinetwillen schmalbarten solle. Es war wieder freundlich und wo möglich noch inniger als sonst, aber eben das that mir um so mehr weh. Ich fing an weniger zu essen, aß kein Brot mehr nach dem Essen und arbeitete viel emsiger als sonst.

Am ersten Tage achtete mein Weibchen nicht darauf; am zweiten frug es mich, warum ich doch nicht Brot nehme? Ich schützte vor, viel gegessen zu haben, nicht mehr zu mögen. Gar ängstlich ward es, es sei mir nicht wohl, trat zu mir heran, streichelte mich mit seinen braunen Händchen, bat, ich solle ja mich legen, diesen Nachmittag nicht arbeiten, es wolle mir Thee anrichten — Melissenthee, der mache Einem gar aparti wohl. Den Thee mußte ich trinken, ich mochte protestiren wie ich wollte, und es ward mir gar wohl, aber nicht vom Thee, sondern von Mädeli's Angst und Liebe. Man glaubt gar nicht, wie wohlig es einem wird bei den Kümmernissen und zärtlichen Sorgen, die ein junges Weibchen an den Tag legt, wenn es seinem Männchen zum ersten Mal nicht ganz wohl wird. Man möchte sein Lebtag krank sein, solch liebevoller Pflege wegen, an die ein lediger Mensch, um dessen Uebelkeiten sich Niemand bekümmert hatte, nicht gewohnt ist. Man ist ganz selig dabei, zu sehen, wie lieb man seinem Weibchen ist, aus allen dessen Zügen das Herz in allen Tönen jammert: „Ach! stirb mir nicht, stirb mir nicht!“ Denn so ein junges Weib meint, es gehe gleich an's Sterben, eine Alte nimmt's kaltblütiger.

Als ich am dritten Tag gar munter und wohl aussah ob all der Liebe und der Ueberzeugung, daß Mädeli mir ganz verziehen habe, und denn doch kein Brot essen wollte, da sah mich mein Weibchen einige Augenblicke still und scharf an, es füllten sich ihm die Augen mit Thränen, und leise frug es mich: „Willst doch nicht etwa nicht Brot essen, weil ich so wüst that am Sonntag?“ Da ich nicht gleich Antwort gab und etwas verblüfft über die Nase sah, denn ich hätte gar nicht daran gedacht, daß Mädeli das merken würde, also keine Ausrede vorbereitet, und nur so hinter dem Ohr hervor konnte ich keine nehmen, so fing Mädeli

an zu weinen: es habe es doch gewiß nicht bös gemeint; es sei wahr, es habe wüst gethan, aber es habe ihn's gedauert, daß ich ihm Nichts gesagt; wolle ich aber deßwegen kein Brot mehr essen, so esse es gar Nichts mehr. Natürlich protestirte ich, daß der Fehler auf seiner Seite sei, sondern nahm ihn auf die meine, und behauptete, daß es nichts als billig sei, daß ich etwas leide, da ich allein gefehlt, und es mache mir im Grunde ja wenig, kein Brot zu essen, und werde mir nicht schaden. So stritten wir eine Weile hin und her, wer im Fehler sei, und wer dem Andern zu verzeihen habe, und wurden doch nicht einig darüber, versöhnten uns aber doch mit einem Kuß. Dieses Zanken ist ein Zanken der Liebe, das ich wohl leiden mag. Wenn ein Jedes seine Fehler sieht und bekennt, Jedes die Schuld auf seine Schultern nimmt, dann sind Eheglück und Ehefrieden gesichert. Warum ist es aber meist umgekehrt?

Zehntes Kapitel.

Wie eine junge Frau die Auszehrung hat.

Bald darauf wurde Mädeli blässer, sein Gang matter, es fehlte ihm bald hie, bald da. In allen Gliedern liege es ihm, klagte es oft, und es schmecke ihm kein Essen gut; ein unreifer Apfel schmecke ihm zuweilen am besten.

Das machte mir gar bange, aber ein Mann ist in solchen Dingen unbehülflich. Ich wußte nichts Anders, als ihm immer anzurathen, es solle doch ja Melissenthee anrichten; aber ein Weib ist gar eigensinnig: wie gern sie einem Mann Etwas einschütten, sie selbst wollen keinen Tropfen davon auf die Zunge nehmen. Unterdessen ward das Uebel immer schlimmer, bei'm Essen rührte es selten einen Bissen mehr an, sein Gesicht schien immer länger zu werden und fiel immer mehr ein um die Augen herum. Endlich fing ich an vom Doktor zu reden, aber mein Weib sagte: „Wart', es wird schon bessern.“ Und wenn es am andern Tag nicht besser war, so sagte es wieder: „Wart', es wird schon bessern,“ und doch traf ich es oft weinend an.

Ich fing an eine Auszehrung zu fürchten. Das klagte ich

einmal einer Nachbarsfrau. Die sagte mir: „Du Tropf, es wird was Anderes sein!" Mit diesem Bescheid lief ich ganz erstaunt und erfreut zu meinem Weibchen, aber es sah mich gar böse an und meinte, ich hätte nicht brauchen der Nachbarsfrau zu klatschen, wie es ihm sei, es müßte es doch am besten wissen, wenn es etwas wäre. Aber es sei ihm ganz anders, als die Weiber sagten, daß es ihnen sei.

Mit ganz eigenen Augen sah ich Mädeli, die werdende Mutter, an, und keiner Königin konnte man aufwärtiger sein, als ich meinem Weibchen. Ganz eigen schwellte sich mir das Herz, wenn ich dachte, daß ich Vater werde. Und Mädeli ward so zärtlich und so bange, es schien mich noch einmal so sehr zu lieben, und doch schlich es öfters bei Seite, und mit verweinten Augen fand ich es wieder. Wenn ich es dann in die Arme nahm und nach seinem Kummer fragte, oder ob es böse über mich sei, dann schmiegte es sich fester an mich und jammerte, es müsse gewißlich sterben, es stehe das nicht aus. Früher wäre es so gern gestorben, jetzt aber so ungern. Es könne nicht von mir weg, es könne mich nicht lassen, so gerne hätte es auch das Kind gesehen; aber das könne nicht sein, das mache es so traurig, denn sterben müsse es.

Diese Hirngespinnste wollte ich ausreden, verjagen, wurde aber am Ende selbst davon angesteckt. Bald hatte es geträumt, unter seinem Zeug das Todtenhemd gefunden zu haben, bald hatte eine Krähe drei Morgen hinter einander bei Tagesanbruch auf unserem Hause gekrächzt, bald der Todtenwurm gepickt zunächst neben unserm Bette; bald hatte es einen Klapf gegeben in der Stube, wie einen Schuß, und man konnte nicht entdecken, was eigentlich geklapft. Diese Wahrnehmungen alle machten auch Eindruck auf mich, entkräfteten daher meinen Trost. Und wenn wir uns auch einigermaßen beruhigt hatten, und Mädeli in meiner Nähe zuweilen die Todesgedanken vergaß und wieder lachte, so kam, fast wie vom Teufel hergeblasen, irgend ein Weib, um die Angst von Neuem anzublasen. Die erzählte dann schauerliche Geschichten, bald von erfüllten Ahnungen, und wie sich die Kindbetterin selbst gesehen habe im Todtenbaume (Sarge), bald von den Schmerzen und Gefahren des Kindbettens, wie es zum ersten Mal immer am härtesten zugehe, wie hie und dort eine gestorben sei oder für ihr Lebtag ein Gebrechen davon getragen; von hübschen, jungen Weibern, die seit dem ersten Kindbette herumschlichen wie ein Schatten

an der Wand, wie wenn sie aus dem Grabe kämen und keine gesunde Stunde mehr hätten. So erzählte ein Weib um's andere und eins schauerlicher als das andere. Hinterdrein sagten sie wohl: „Sei doch nicht ein Närrchen, so Angst zu haben, es geht nicht Allen so, im Kriege kommen auch nicht alle Soldaten um. Du mußt dich nur nicht fürchten, dann wird es schon gut gehen."

Daß dann aber dieser Trost nicht besonders anschlug, kann man sich denken. Es fehlte Mädeli allerdings gar viel etwas, und da gab wieder eine Frau Dieses an, eine andere wieder etwas Anderes, riethen besseres Essen an und ermahnten, Fleisch und Wein zu brauchen. Da fühlte ich am bittersten meine Schulden und meine Entblößung. Das Geld vom Schullohn, das uns im Frühjahr bezahlt worden, war längstens fort, wir mußten vom Verdienst leben, und der war nicht groß. Wir hatten einen langen Winter vor uns, in welchem ich fast nichts verdienen konnte, und eine Kindbette, die viel kostet, und für die ein guter Hausvater allweg etwas Geld zweg macht, und endlich sollten wir noch erübrigen, um an unsern Schulden etwas zu zahlen. Da ward es mir schwer und bang, und dennoch trug ich Mädeli zu, was ich konnte; aber es wollte es dann nicht brauchen und jammerte über die Kosten, die es verursache, tadelte mich über meinen Leichtsinn, das Geld jetzt wegzuwerfen, das später viel besser zu gebrauchen sei. Das war auch wieder ein Zanken der Liebe, das angehen mag.

So hatten wir zu jammern, zu zanken und dann wieder abzurathen, was wir für die Kindbette und das Kind zurecht zu machen hätten. Wir scheuten uns, Jemand zu fragen, und trugen aus unsern Jugend-Erinnerungen und aus dem, was wir hier oder da sahen, zusammen, was wir konnten, und rathschlagten gründlich und bedächtlich, mit wie Vielem wir es wohl machen könnten. Aber wir mochten rechnen, wie wir wollten, Geld brauchte es immer, denn wir hatten nicht alte Tücher und Hemden zum Verschneiden. Glücklicherweise gab es ein gutes Flachsjahr, gab Hanf, und aus diesem lösten wir so viel, daß wir einen Sparpfennig für die Kindbette zu haben hofften. Auch der Vater hatte Verdienst und konnte uns in der Haushaltung nachhelfen.

Der Winter kam wieder und mit ihm die Schule.

Diesmal freute ich mich nicht besonders darauf, ich hatte eigentlich Anderes zu sinnen und zu thun.

Eilftes Kapitel.

Von Vaterfreuden und Vatersorgen.

Gott hatte uns ein Kind, einen Buben, geschenkt.

Das Vatersein erzeugt ganz eigene Empfindungen. Man kommt sich viel bedeutender vor, macht unwillkürlich eine gewichtigere Miene und fühlt sich, entbunden von der früheren Angst, leicht und froh wie ein Fisch im Bach, wie ein Vogel in der Luft; es dünkt einem fast, man sollte fliegen können. Man weiß aber vor lauter Freude nicht recht, wo einem der Kopf steht und hat trotz der Vaterwürde etwas von einer sturmen Gans an sich. Mit der Wöchnerin kann man nicht reden, kann nur sehen, wie sie so wonnereich ihr Kindlein in den Arm nimmt, wie die dankerfüllte Seele so freudig aus den Augen glänzt und bei aller Schwäche das Gefühl behaglicher Ruhe in allen Gliedern sich ausdrückt. Mit welcher Ahnung hält der Vater sein erstes Kind, und besonders einen Buben, zum ersten Mal auf dem Arme und schaut in sein schreiend Gesicht! Was wird wohl aus dem Bürschlein Alles werden, wie wartet auf ihn die Welt, was wird sie ihm bieten, wie wird er sie bezwingen? Daß noch kein solches Ding in die Welt gekommen, davon ist der Vater überzeugt, sieht im Geiste den Sohn mit Ruhm und Ehren gekrönt und mit gaffendem Munde über solchem Wunderding rings um ihn die Welt. Und je nachdem der Vater etwas ist, je nachdem legt er dem Kinde Titel und Würden bei im Geiste. Der Patrizier sieht in seinem Jungen einen Schultheiß oder wenigstens einen Obersten. Der Bauer sieht in dem seinen einen Ammann, der breit mit den Händen in den Westentaschen vor seinem Hause steht und zusieht, wie man vier schwarz glänzende Rosse an den Mistwagen legt. Der Pfarrer sieht seinen Sohn als Professor, der Griechisch und Lateinisch, das ihm so viel vergeblichen Schweiß auspreßte, kann wie Schnupf, oder sieht ihn wenigstens als Stadtpfarrer, und in heiligem Respekt bückt er sich tief vor dem kleinen Ding, als ob es schon wirklich ein Großes wäre. Der Schulmeister träumt sich seinen Buben auf der Kanzel als stattlichen Pfarrer, und hört, wie Alle sagen: „Ja, der kann's, wie Keiner!“ und wie er als Vater mitten unter den Leuten steht und sagt: „Ja, der kann's, vom Ackerbau versteht mein Junge nichts, aber auf der Kanzel ist er ein Unteufel!“ — So gehen Träume durch

der Väter Seelen und ähnliche durch der Mütter Seelen, aber nur ähnliche und nicht gleiche. Die Mütter träumen von schöner Leibesgestalt, rothen Backen, lockigem Haar, witzigem Munde, und im Hintergrunde schimmert ihnen immer eine Hochzeit entgegen. Und dann hat der Vater und die Mutter bereits Langeweile nach der Träume Erfüllung. Sie gehen alle Augenblicke zum Kinde, zu sehen, wie schnell es den Träumen entgegenreife, und wenn es schläft, so kommen sie beständig in Versuchung, es zu wecken, erstlich, damit es die Zeit nicht verschlafe, und zweitens, um zu sehen, wie bedeutend es sich in der letzten halben Stunde entwickelt habe. Und wenn man schon vom Kinde weg ist, so verfolgen einen solche Träume und legen sich quer durch den Kopf, so daß sie andern Gedanken den Weg verlegen, daß man, wie man zu sagen pflegt, den Kopf nicht mehr beisammen halten kann. Daß man in der Schule konfus wird, gar nicht mehr aufpassen kann beim Lesen, und beim Aufsagen die Fragen verwechselt und immer falsche Antworten fordert auf die vorgesagten Fragen, so was ist fatal. Ein Schulmeister soll nie Unrecht haben; aber wenn dann die Kinder mit dem Katechismus kommen, was soll er anfangen?

Kommod ist's, wenn die Kindbetten auf den Sommer fallen, im Winter läßt es sich fast nicht machen, besonders in den alten Schulhäusern, wo Schulstube und Wohnstube an einander stoßen oder doch auf dem gleichen Boden sind. Wie soll der arme Teufel Schule halten mit seinem Kopf voll andern Dingen? Wo soll er Zeit dazu finden? Er muß die Haushaltung machen, er muß doch der Frau abwarten, er muß geschwind nachsehen, wenn das Kind schreit. Freilich ist zuweilen eine gute Nachbarsfrau da, welche ihn etwas ablöst, oder es kömmt die Hebamme. Und wenn er schon Zeit hat, so ist er doch matt und müde von der Abwart, dem Nichtschlafen in der Nacht. Dann nehme man, wie wohl der Schullärm der Wöchnerin thut, und wie Langeweile sie hat, wenn der Mann nie bei ihr sein kann! Und wenn man einen Schwäher hat, der schustern muß, und nirgend anders schustern kann, als in der einzigen Stube, welche man brauchbar hat, so ist es auch kommoder, im Sommer Kindbette zu halten, da kann er doch schustern vor dem Hause oder in der Schulstube. Denn man nehme, wie lieblich die Hammerschläge tönen im Kopf einer Kindbetterin; man bedenke, daß geschustert werden muß, wenn die Kindbetterin ihre Buttersuppen gehörig haben soll.

Wir hatten gar Manches zu reden zusammen, was bei dem ersten Kinde ebenfalls mit ganz besonderer Wichtigkeit verhandelt wird. Wir mußten dem Kinde einen Namen auslesen, der ihm wohl anstand. Heutzutage sieht man bei den Namen nur auf den Klang und sagt: „Der gefällt mir.“ Ehedem sah man auf die Bedeutung desselben; da konnte man sicher eher einig werden, als jetzt über den Klang. Wir haben unsere Namen aus Sprachen her, die wir im Allgemeinen nicht mehr kennen, daher bleibt uns die Bedeutung der meisten Namen unbekannt. Das ist nun recht schlimm, denn sein Name war Manchem ein Mahnungswort, das ihm beständig in die Ohren klang. Man ist so gewohnt, bei den Namen nichts mehr zu denken, nicht zu denken, daß sie eigentlich Eigenschaften oder das ganze Wesen eines Menschen bezeichnen sollen, daß man auch bei denen nichts mehr denkt, auf den bloßen Klang achtet, bei welchen man doch sehr gut weiß, was sie sagen sollen, z. B. Friedrich, Gottlieb, Gotthelf, Gottfried, Siegmund. Wie mancher Vater hat den Namen Gottlieb zur Erziehung benutzt!

Wir waren uneinig, ich und meine Frau. Sie wollte einen Peterli, der gefalle ihr gar wohl und töne schön. Ich war für einen Johannes gestimmt. Johannes sei gar schön, meinte ich, und Johannesli, mi Johannesli, komme gar so lieblich heraus. Mein Schwäher fühlte wohl, daß ihm da nicht eine erste Stimme gebühre, aber er muckelte von einem Daniel, der habe ihm etwas Majestätisches, und hinter Murten hießen die vornehmsten Leute so. Wir stritten zusammen, bis Mädeli mich auf seine Weise ansah und sagte: es könne nicht genug Peter haben, so lieb sei ihm der, wo es bereits habe.

Da war das Streiten über diesen Punkt aus, aber nicht über den zweiten. Was sollten wir für Gevatterleute nehmen? Da wollte lange Keins recht mit der Sprache heraus. Ich war der Meinung, die Leute würden es mehr oder minder für eine Ehre halten, beim ersten Kinde des Schulmeisters zu Gevatter zu stehen, oder es könnten es wenigstens die Einen zürnen, wenn man Andere nehme statt ihrer.

Man lache nicht darüber und glaube, das sei noch eine meiner alten Mücken, die übrig gebliegen. Es ging mir dabei nicht anders, als es gar vielen Vätern bei'm ersten Kinde geht. Wie viele meinen nicht, die Geburt dieses Kindes sei für die ganze Welt ein bedeutungsvolles Ereigniß. Weil diese Geburt für sie so wichtig ist, so

meinen sie, für Alle habe sie den gleichen Werth. Du mein Gott, wie vergehen diese Faxen! Wenn dann die Kinder kommen, eins nach dem andern, daß man nicht weiß, wo wehren, so fängt man an, sich fast eben so sehr zu schämen, als man sich Anfangs gemeint hat. Während man bei'm ersten Kinde eine Ehre empfing und Andern eine Ehre anzuthun meinte, wenn man sie zu diesem Kinde erbat, so empfindet man später bei jeder neuen Geburt eine sich vermehrende Last und fürchtet nun auch bei'm Gevatterbitten eine Last anzuthun.

Meiner Meinung nach sollten also die Honorationen des Dorfes zu Gevatter gebeten werden, womit ich aber doch hinter dem Berge hielt, hoffend, Mädeli werde und müsse gleich denken wie ich, und solle sich darüber zuerst aussprechen. Endlich äußerte es sich, es dünke es, man könne an die Verwandten kommen; die würden es schon thun. Nun mußte ich denn doch widersprechen und bemerken, daß wir doch ja wenig Verwandte hätten, daß sie fern seien, entweder ihm oder mir unbekannt, daß man es hier zürnen würde, und daß man doch weniger Läuf und Gäng hätte, wenn man die Leute von hier nehme.

Gar ungläubig lächelte Mädeli, als ich vom Zürnen, von Ungernhaben sprach. Es habe das noch nie gehört, hingegen gar oft: man wisse nicht, warum der einen doch plage, man gehe ihn ja weiter nichts an, und er habe doch noch Leute, die das besser thun könnten. Die Vornehmern betrachteten eigentlich das zu Gevatterbitten als eine Bettelei, das Annehmen der Bitte als eine Gnade, denn es würde ja niemals einem derselben in Sinn kommen, einen Untergebenen, Minderen wieder zum Pathen zu nehmen, man habe ja nie gehört, daß ein Bauer einen Tagelöhner zu Gevatter gebeten habe. Bitte man aber Seinesgleichen, so thäten diese es darum lieber, weil sie das Gegenrecht ansprechen könnten und um so leichter mit der gleichen Bitte anwachsen dürften.

So disputirten wir zuerst grundsätzlich, und dann angewandt auf die Personen. Mädeli schlug Verwandte vor und ich Honorationen. Wir hatten gegenseitig an allen Vorgeschlagenen zu kritisiren. Ich muß bekennen, ich traute Mädeli in diesen Dingen gar kein Urtheil zu, es war ja so jung und hatte so viel mit Leuten sich nicht abgegeben. Dagegen glaubte ich mir Erfahrung erworben zu haben. Ich wußte wohl, daß ich meine Bauern nicht plagen durfte, aber zu Gevatterbitten hielt ich nicht für eine Plage, sondern eben für eine Ehre oder für eine Anerkennung der Untergebenheit.

Nahmen doch Dienstboten ihre Meisterleute zu Gevatter, Hausleute den Hausbauer und seine Frau, und war an einem Orte ein Oberherr, so war der vor dem Pfarrer nicht sicher. Ich war daher hier hartnäckiger, als beim Namen, und setzte es auch durch, daß zwei Stellen nach meinem Sinn vergeben werden sollten, und die dritte konnte mein Weibchen besetzen und that es mit einem Bruder, der einige Stunden von uns in Arbeit stand. Ich aber erwählte den Statthalter und des Ammanns Frau, die bei der Geburt zugegen gewesen und mit Rath und That uns viel geholfen hatte.

Nun mußten die Erwählten auch erbeten werden. Ehe man es erfahren hat, weiß man gar nicht, was das Gevatterbitten ist, ja man weiß es nicht, bis man auf dem Wege ist. Und was bei dieser Sache das Merkwürdigste ist, ist das, daß während durch's Wiederholen jede Sache leichter wird, das Gevatterbitten einen jedesmal schwerer ankömmt. Der Kindbettimann, der den Sonntagsrock am Leibe, ein Tuch um den Hals und den Wollhut auf dem Kopfe hat, weiß wohl, daß man ihm aus jedem Hause nachsieht, wenn er am Werktag so angethan durch's Dorf geht, daß man neugierig sich frägt: „wo geht er hin, wo kehrt er ein?" Er weiß, daß wenn er gegen ein Haus einlenkt, in demselben ein Geschrei ertönt: „Mutter, es kömmt aber Einer, er hat den Hut an und den Sonntagsrock, will er wohl dich oder den Vater?" „Wer ist's?" frägt dann die Mutter. Und je nach dem Bescheid, sagt sie: „He nun so dann," oder: „Der hätte es können bleiben lassen." Darum wählt man zu solchen Besuchen gerne die Dämmerung oder gar die Dunkelheit und klopft, während die Familie am Abendessen sitzt, ganz bescheiden an der Küchen- oder Hausthüre.

Die Ammännin empfing mich gar freundlich; ja freilich, sagte sie, das wolle sie mir schon verrichten, wenn ich das Zutrauen zu ihr habe. Es freue sie, und meine Frau gefalle ihr wohl, und warum hätte man die Sachen, wenn man nicht auch andern Leuten etwas davon thun sollte.

Bei des Statthalters ging es mir anders. Dort empfing mich auch die Frau und hieß mich endlich hineinkommen, nachdem sie mich lange stehen gelassen und unfreundlich hin und her geschossen war. Der Mann werde bald kommen, hieß es. Wahrscheinlich führte er in der Hinterstube sich etwas zu Gemüthe, was Niemand zu wissen brauchte. Die Frau machte sich unterdessen allerlei Anlaß zu schimpfen, wie man doch von den Leuten geplagt werde,

es dünke sie, die Leute glaubten, sie seien alleine auf der Welt und nur um Gevatter zu stehen. Kurz, sie wußte während der halben Stunde Wartens mir das Herz so hinunter in die Hosen zu sticheln, daß ich dem endlich eintretenden Statthalter mein Anliegen kaum vorbringen konnte. „Höre, Schulmeister, weil du es bist, will ich es wohl verrichten; einem Andern würde ich den Abschlag geben, das Ding kömmt mir wohl streng, und ich muß anfangen, zu mir selbst zu sehen. Nachdem ich noch gesagt hatte, sie sollten sich doch ja keine Kosten machen, es sei mir nicht wegen dem, nachdem ich gehörig gedankt und vielmals Alle z'Kindbette eingeladen hatte, dachte ich beim Heimgehen: „Mädeli, du hast doch etwas recht," aber ich sagte es ihm nicht.

Auch dem Bruder nachzulaufen, ward mir nicht geschenkt, und das ist wahrhaftig eine strenge Sache, wegen einer einfachen Frage im Winter ein halb Dutzend Stunden machen zu müssen; aber so sind einmal die Leute und die Gebräuche. Nun, der Bruder führte sich recht manierlich auf, zahlte mir noch eine Flasche, und da er erst eine neue Kleidung sich hatte machen lassen, so glaube ich, er that sich etwas zu gut auf das Gevatterstehen und dachte sich das aus, wie sie luegen würden in Gytiwyl, wenn er daher komme in seiner neuen Kleidung. Freilich schien's ihm nicht ganz recht zu sein, eine bejahrte Ammännin zur Gevatterin zu haben, ein hübsches Mädchen wäre ihm lieber gewesen. Da ich nach Hause pressirte, um nicht von der Nacht überfallen zu werden, wies er mich auf einen Fußsteig, der eine halbe Stunde näher sein sollte.

Kalt blies der Nordwind über die Fläche und nahm mir unsanft den Tabakrauch vom Munde weg. Leicht war es mir um's Herz, die letzte Visite war gemacht beim letzten Pathen; in wenig Stunden war ich wieder bei meinem Sprößling, und mich nahm gar sehr Wunder, um wie viel er in diesem ganzen Tage an Größe und Weisheit zugenommen habe. Freilich flogen auch allerlei schwerere Wolken mir durch den Kopf. Ich erfuhr täglich, daß Mädeli mit seinem häuslichen Büdget sich doch verrechnet habe, und daß wir mehr als zwanzig Groschen brauchten in der Woche. Nur für Butter und Fett mußten fünf bis sechs Batzen ausgegeben werden. Doch diese Wolken flogen rasch vorüber, verjagt durch die immer wieder hervorbrechende Sonne der Vaterfreuden, denen ich mich mit ganzer Seele hingab, und die mich auch warm hielten im Winde. Da tönte es dicht vor mir in dumpfem Zorneslaut: „Zum D.....,

kannst nicht warten!“ Ich sah am Waldessaum einen Jäger im Anschlag, hörte nicht weit oben im Gebüsch einen kläffenden Hund, sah einen Hasen in den Waldweg springen. Der Hase stutzte, machte eine halbe Wendung und wollte abspringen, als es knallte aus des Jägers Doppelbüchse, und das Thierchen im Wege sich wälzte, zum Tode getroffen. Rasch sprang der Jäger hin, hob den Langbein an den Hinterbeinen auf, gab ihm einen Schlag mit der scharfen Hand in's Genick, und warf ihn wieder auf den Boden hin, wo alsbald der Hund, der auf der Fährte kläffend herzukam, ihn beschnoberte, mit dem Munde ihn packte, und gerne eingebissen hätte, wenn nicht des Jägers drohendes Auge über ihm gewesen wäre.

Ich ging auch, den Hasen zu beschauen. Der Jäger, der mit seinem scharfen Blick mich erkannt hatte, schnurrte mich an: ob ich denn sein Winken, stille zu stehen, nicht bemerkt, oder ob ich etwa die nächste Kinderlehre studirt habe? Es komme mir wohl, daß er eine so gute Flinte habe, welcher er auf fünfzig Schritte einen Hasen, auch wenn er spitz gegen ihn käme, anvertrauen dürfe, sonst würde er mir noch anders den Marsch machen. Ich entschuldigte mich so gut als möglich, aber ärgerlich war es mir, von ihm allemal mit einem Wischer empfangen zu werden. Während er die Flinte säuberte und lud, fand ich den Muth, ihm zu sagen, daß er die Schulmeister doch aparti auf dem Korn haben müsse. Das letzte Mal habe er über sie schimpfend mich verlassen, diesmal mit gleichem Schimpfen mich begrüßt. Was die ihm zu Leid gethan hätten? „Schulmeister, das ist eine lange Geschichte,“ sagte er. „Ich habe geglaubt, du seiest etwa neugierig geworden und kämest einmal wieder, zu vernehmen, was ich damals meinte.“ Ich entschuldigte mich, daß mir Niemand habe Auskunft geben können über ihn, obgleich ich mehrere Male nach ihm gefragt. Und dann habe ich viel zu thun, habe geheirathet. Aber wissen möchte ich doch, was er denn eigentlich gegen uns habe? „Da ist der Wind zu kalt,“ sagte er, „und die Sache zu lang, aber wenn du mit mir heimkommen willst, so will ich es dir schon sagen.“ So lange durfte ich mich aber nicht aufhalten, ohne Mädeli Kummer zu machen und sagte von einem andern Mal. Er lächelte und meinte, es werde mir nicht gar Angst darum sein; ob man eine Stunde früher oder später heimkomme, achte man sich sonst so einer Frau wegen nicht viel. „Aber Schulmeister,“ sagte er, und schob den Hasen, den Kopf voran, in seine Jagdtasche, „wenn du schon nicht

neugierig bist, so könnte es mich einmal ankommen, dir nachzulaufen." Da erhob der Hund, der uns wieder verlassen hatte, ganz nahe bei uns ein gar wehlich Geheul, vor ihm her setzte ein Hase in langen Sprüngen dem Walde zu, und von mir weg setzte der Jäger, in der einen Hand die Flinte, mit der andern die Jagdtasche haltend, wie rasend in den Wald hinein, und kaput stand ich auf einmal allein und hätte ihm doch gerne noch etwas gesagt.

Aber verschwunden war plötzlich die ganze Jagd wie ein wilder Spuk, nur das Anschlagen des Hundes tönte von ferne her mir zu, aber immer schwächer, bis es endlich verhallte, wenigstens für eines Laien Ohr. Fast so räthselhaft wie das vorige Mal, fast wie der wilde Jäger erschien mir wieder der wilde Mann. Was ich von ihm vernommen hatte, gab seiner Erscheinung auch noch etwas Schauerliches. Per se hatte ich ihm nachgefragt, und Alle, die ich fragte, schüttelten bedenklich die Köpfe. Die Einen gaben ihn aus für einen fremden Räuberhauptmann, der sich hieher geflüchtet, Andere für ein Landeskind, das nach den Einen seinen Vater umgebracht, nach den Zweiten seinen Herrn, einen reichen Offizier, erschlagen. Die Meisten hielten ihn aber für Einen, der sich dem Teufel ergeben habe und hier mit allerlei Teufelskünsten sich abgebe. Zur Bestätigung dieser Meinung wußten sie eine Menge Belege anzuführen, so daß ich mich fast auf ihre Seite schlug und eben deßwegen nicht eilig gewesen war, ihm einen Besuch abzustatten.

Wenn man so darüber nachdenkt, so kömmt einem sicher nichts schöner und feierlicher vor, als eine Kindstaufe. Das Kind, das der Herr gegeben, weiht man dem Herrn wieder. Da liegt es vor uns, eine Aufgabe, die alle unsere Kräfte in Anspruch nimmt, von deren Lösung unser Lohn und unser Glück abhängt, ein Räthsel, das die Zeit enthüllen wird, eine Gabe, die Gift oder Gold in unsern Händen werden kann, ein klein unbewußt Wesen, für das wir sorgen sollen, daß alle Dinge zu seiner Seligkeit gereichen, wie der Herr allen Denen, die ihn lieben, alles zur Seligkeit gedeihen läßt, ein anvertrautes Gut, das wir regieren sollen, wie wir wünschen von Gott regiert zu werden, also ein Prüfstein, an welchem wir erproben, in wie fern wir Gott ähnlich zu werden vermögen. Eine Kindstaufe ist also einer der erhebendsten Tage im Menschenleben, nur wer sie nicht begreift, kann sich an ihr ärgern, und nur der Vater, der seinen göttlichen Beruf nicht versteht, kann sich ihr entziehen. Und wehe Denen, welche aus Rechthaberei und Buch=

stabensucht den Vätern diese Taufen verdächtigen und den Kindern rauben die Früchte dieses Taufens, die Früchte im Vaterherz und im Mutterherz.

Unterdessen ist's merkwürdig, wie auch die Welt dafür sorgt, die tiefern Eindrücke zu verwischen, ja einen Vater gar nicht zur ordentlichen Besinnung und noch viel weniger zur rechten Empfindung kommen zu lassen. Er muß am Morgen dafür sorgen, daß die Gevatterleute etwas finden zur Stärkung. Er muß Angst haben, daß sie sich vielleicht verspäten möchten. Er muß daran denken, daß seine Frau auch gehörig besorgt werde und auch etwas zu Hause habe. Während der ganzen Taufe muß er daran sinnen, ob er nichts vergessen, und wie er es machen müsse, daß er nicht gegen irgend Jemand fehle; ob er der Pathin gesagt, wie das Kind heißen solle, und ob die Gevatterleute (wenn es nämlich Fremde sind) alle üblichen Gebräuche recht machen und am Ende die rechten Plätze finden werden. Kaum ist die Taufe aus, so muß er die Gevatterleute hüten, zusammenhalten wie eine Heerde Flöhe, damit ihm Niemand davon laufe; „seh, kommt, kommt doch!“ muß er rufen, bis er im Hause oder im Wirthshause ist und sollte er darüber so heiser werden, wie ein altes Mutterschaf. Und hat er sie endlich auch beisammen, so entrinnt ihm doch das Eine oder das Andere, unter irgend einem Vorwande, wieder. Dann muß er den Wirth pressiren, daß er bald auftragen lasse, denn die Zeit vor dem Essen ist furchtbar langweilig, man weiß gar nicht, was anfangen; denn da viel Reden den Appetit nimmt, so will Niemand dieser Gefahr sich aussetzen. Und hat endlich der Wirth die Suppe auf dem Tisch, so sind die Leute nicht mehr da. Die, welche da sind, muß man zerren und stoßen, es ist, als ob sie keine Beine machen könnten, und doch mögen sie kaum warten, bis sie am Tische sitzen; aber sich ziehen, pressiren lassen zu dem, nach dem man lechzt, das ist halt der Welt Sitte. Nach den Andern muß man ausschicken und vernimmt endlich den Bescheid: sie würden kommen, aber warten solle man nicht auf sie. Der Kindbettimann weiß nicht, soll man warten oder zufahren, und ist in peinlicher Klemme, Der oder Die könnten es zürnen. Aber nun pressirt der Wirth. Es kalte Alles, sagt er, man könne ihnen an die Wärme stellen, sie würden schon kommen. Endlich ißt man, und der Kindbettimann muß einschenken und sagen: „Nehmt doch!“ und wenn Eins nach dem Andern nachkömmt, so muß er befehlen, daß man wieder auf-

trage von der Suppe an bis dahin, wo die Andern endlich geblieben sind, und sollten sie erst um vier oder fünf Uhr nachkommen, wie es z. B. des Statthalters Frau und Sohn machten. Und in jedem Wirthshause sind immer Leute am Sonntag, welche vom Schmarotzen leben, die stecken in jede Stube, wo das Kindbettimahl gehalten wird, ihre Nasen. Denen muß er nun selbst ein Glas Wein bringen oder sich nicht ärgern, wenn Andere es ihnen bringen von seinem Weine, muß sich nicht ärgern, wenn irgend Einer, ohne sich um die übrige Tischgesellschaft zu bekümmern, hineinkömmt und mit dem Statthalter ein Geschäft zu bereden anfängt. Dieser muß ihm einschenken, und Alles, was der Trinkende der Höflichkeit wegen zu thun hat, ist, daß er mit den Anwesenden Gesundheit macht. Dann wischt er mit der obern Hand das Maul und geht wieder, ohne sich nach dem Gastgeber nur umgesehen zu haben. Und wenn Gäste und Gevatterleute recht ungenirt sind und einmal recht gute Leute sein möchten auf anderer Leute Kosten, so warten sie nicht einmal, bis Jemand von selbst hereinkömmt, sondern sie wandern in der Gaststube und den Gängen umher, wie die Knechte im Evangelium auf den Kreuzwegen, und wo sie Einen ansichtig werden, der ihnen anständig ist, so heißt es: „Komm, thue eins Bescheid, nimm eins."

Wenn nun der Kindbettimann das Alles ausgehalten und dazu noch im Kopfe ungefähr in Rechnung behalten, wie manche Maaß der Wirth aufgestellt, wie Manchem er frisch aufgetragen, und wenn er noch immer zu addiren vermag, wie hoch die Rechnung sich belaufen, und ob er es aushalten möge, und das müssen die meisten Kindbettimannli thun, so möchte ich Den sehen, der im Kopf noch ernste Gedanken haben kann. Dann wenn die Rechnung anfängt überzulaufen und um Gulden die Summe übersteigt, welche er dafür angesetzt, seine Beine ihn unter dem Tisch zu beißen und zu brennen anfangen, und noch Niemand zum Heimgehen sich rüstet, so möchte ich Den sehen, welcher ein fröhlich Herz bewahren kann. Und wenn die Gevatterleute zu prügeln anfangen und Teller und Flaschen in der Stube herumfliegen, und das Mannli weiß, daß es das Alles zu bezahlen haben wird, so möchte ich Den sehen, der ein fröhlich Gesicht noch machen kann. Und hat er das Alles ausgestanden, so muß er sich noch schönstens bedanken und nicht vergessen, einen Korb packen zu lassen, um doch auch seinem Weibe etwas mitzubringen.

Zuletzt hat er vielleicht noch über langes Ausbleiben von seiner Frau die bittersten Vorwürfe anzuhören, die auf keine Entschuldigung, daß es sich ihm doch nicht geschickt habe, vor seinen Gevatterleuten wegzugehen, hören will. Und wenn zu allerletzt die Frau die Zeche vernimmt und sie nicht im Verhältniß findet mit dem, was sie erhalten, so kann der arme Teufel von Vater versichert sein, daß er auf lange bös Wetter in's Land kriegt.

Ich will gerne bekennen, daß es mir nicht ganz so ging, aber doch nicht ganz anders. Die Zeche vernahm ich selben Abend nicht. Der Wirth meinte, das pressire nicht, er müsse noch mit seiner Frau reden. Zu Hause empfing mich Mädeli auch gar nicht sauer, sondern sehr fröhlich, machte mir Vorwürfe, daß ich mich doch so mit ihm verköstige, es habe ja gute Sachen auf lange. Die Ammännin habe es gar schön bedacht und mehrere Gespielinnen seien bei ihm gewesen und hätten gekramet, daß es sich habe schämen müssen. Aber vom Brunnen und wie ich die Kaffeekannen gefegt und es mir geholfen, habe es auch Manches hören müssen. Ich solle auch nicht Kummer haben, daß das Kind, welches während der Taufe gar erbärmlich geschrien, viel Kreuz und Leiden haben werde, welches solches Schreien sonst bedeute, es hätte ihm Alles abgenommen. Ich wußte nicht, was es damit meinte, und Mädeli, im Bewußtsein seines mütterlichen Werkes, erzählte mir gar freudig, die Hebamme sei mit dem Kinde voller Angst schwitzend angekommen aus der Kirche und habe schon vor der Thüre gerufen: „Geschwind, Frau, komm, sonst geht's nicht gut!" Da habe sie ihr erzählt, wie das Kind geweint und was das bedeute; aber es mache noch nichts, man könne ihm das Alles abnehmen. Geschwind solle sie Wein geben, und während sie, die Hebamme, Wein trinke, solle sie, die Mutter, eifrig beten und das Kind besegnen. Da habe die Hebamme drei Gläser Wein getrunken in den drei heiligen Namen, und Mädeli dreimal das Unser Vater gebetet und das Kind besegnet recht andächtig.

Es habe nicht geglaubt, sagte Mädeli, daß die Hebamme eine so verständige Frau sei, ich solle ihr doch das schönste Geld auslesen, wenn ich sie bezahle. Wie doch oft die verständigsten Weiber in Bezug auf sich, besonders auf ihre Kinder, überhaupt in Bezug auf Alles, was sie lieben, abergläubisch sind! Sie leben mehr in der Gefühls- als der Verstandeswelt, auch die verständigsten.

Am folgenden Morgen war's, als Mädeli mich zum ersten

Mal aus der Schule rief. Ich erschrak, wußte nicht, was Ungewöhnliches begegnet sei, und trat eiligst in die Stube. Da hatte Mädeli unsere drei Gläser aufgestellt und eine große Züpfe (ein Backwerk vom feinsten Mehl, in Form eines eingebundenen Kindes und oft schwerer als ein halbjährig Kind) dazugelegt und sagte: es sei ihm gewesen, es möchte was, aber so alleine möge es nicht, es dünke es nicht gut. Das rührte mich wieder an meinem Weibchen, und deßwegen kam es nicht zu kurz. Wenn nur die Leute glauben wollten, daß die Liebe durch die Liebe bezahlt wird und Selbstsucht durch Selbstsucht!

Als die Schule aus war, mahnte mich Mädeli daran, daß ich doch alsbald unsere Schulden bei Hebamme und Wirth bezahlen solle, es könne sonst nicht ruhig schlafen und erst dann wüßten wir, woran wir seien, und was wir noch hätten.

Ich suchte also unser vorräthig Geld hervor aus dem Schranke und aus der Hosentasche und fand zusammen doch noch acht Thaler und zwanzig Batzen, ohne die Einbünde unseres Kindes, denn diese an das Mahl zu verwenden, schien uns nicht recht. Diese Summe nahm ich mit mir, voll Angst und Bangen, nichts mehr heim zu bringen, um Kind und Weib zu erhalten.

Der Wirth nahm mich in die Nebenstube und rechnete mir auf dem Tische mit der Kreide vor, wie viel Wein wir gebraucht und wie viel Thee und erzählte, daß es viel gebraucht habe. Einem Andern könnte er es, wie ich da sehe, nicht unter einem Louisd'or machen; es habe ja zehn Maß Wein gebraucht; aber weil ich es sei, so wolle er es mit fünf Thaler und zehn Batzen machen. Er habe mir noch nie etwas gegeben und ich ihn nie um etwas geplagt; ich habe es nicht wie Andere, die einem immer vor der Thür seien. Ich hatte mehr gerechnet und wehrte mich daher, noch von dem Weine zu trinken, welchen er mir aufstellte, ich wolle ihm nicht alle Tage in den Kosten sein, sagte ich. Ich solle nur nehmen, er wolle es einem Andern denn schon machen, sagte er.

Der taxirte seine Leute! Nun mochte ich das wohl leiden, wenn er Denen, die es vermochten, zu viel anrechnete und dann den Aermern um so viel nachließ. Aber eine solche billige ausgleichende Taxation ist schwer für einen Wirth.

Auch die Hebamme machte es billig und forderte nur einen großen Thaler, so daß mir noch fünfundvierzig Batzen im Sack blieben. Mit diesen sollten wir nun haushalten drei Monate lang

und mein Nebenverdienst war, auch bei allem Fleiß, so viel als nichts; der Schwäher hatte im Winter auch nicht gar viel zu thun, so daß wir kümmerlich leben mußten.

Es hätte für das Kind noch so Manches angeschafft werden sollen, aber wir hatten es nicht. Mädeli tröstete sich damit, daß es dem Kinde deßwegen doch nicht böser gehe. Seine Mutter habe immer gesagt, bei einem Kinde sei Reinlichkeit die Hauptsache, die mache es gesund und munter; dann hielt es mir das Kindlein vor und sagte, ich solle nur riechen, ob das Kind einen bösen Geruch habe, während das Kind mancher reichen Bäuerin rieche wie vierzehntägige Buttermilch; und ich solle nur sehen, wie sauber es sei; es habe schon viele Kinder gesehen, die köstliche Sachen angehabt, aber so schmutzig, daß es sie nicht habe anrühren mögen und dann hätten die Weiber gesagt: man könne die Kinder nicht immer sauber halten, man möge es machen, wie man wolle. Aber die Mutter habe gesagt, die Weiber probirten es nur nicht. Es war eine Freude, meinem Weibchen zuzusehen, wie es dem Kindlein Rath schaffte, wie sanft und zärtlich es mit ihm umging, und doch noch arbeitete dazu und das Kind nicht zum Vorwand brauchte, um nichts zu thun oder dasselbe auf den Arm zu nehmen, um in den Häusern herumzulaufen.

Eines ärgerte mich an meinem Weibchen, ohne daß ich lange etwas sagen durfte. Es verlor gar viel Zeit mit Ausbessern und Flicken. Schon Anfangs Winters hatte es fast einen ganzen Tag damit zugebracht, den Rock, in welchem ich gewöhnlich Schule hielt, von seinen unzähligen Löchern zu befreien. Damals sagte ich ihm oft, es solle doch nicht so viel Mühe haben, es gebe doch gleich wieder andere Löcher. Da hatte es mir geantwortet, es mache das gar gerne, und wenn es wieder neue Löcher geben solle, so werde es sie schon wieder vermachen, und dann eins nach dem andern, das brauche dann fast keine Zeit mehr. Ich dachte bei mir selbst, das sei vielleicht eine der Schwachheiten, von denen ich gehört, daß Frauen in gesegnete Umständen damit behaftet wären. Nach der Kindbette, dachte ich, werde das sich schon geben. Allein ich hatte mich verrechnet. Kaum war irgend ein Loch an mir zu sehen oder ein Knöpflein am Hemdekragen abgesprungen, so legte Mädeli alles Andere aus der Hand und fuhr mit der Nadel an mir herum oder nahm mir das Kleidungsstück ab, ja manchmal, wenn es am Abend nicht mehr Zeit hatte, so stand es am Morgen früher auf und

ruhte nicht, bis ich wieder ganz in der Schule erscheinen konnte. So mußte ich oft herhalten, wenn es mir nicht recht kommod war und ich fing an, nachzurechnen, wie viel Zeit doch auf so dumme Weise versäumt würde.

Einst war ich eben am Brüten über einer Leichenrede, als Mädeli mit der Nadel herbei trippelte und mir das Knöpflein am Hemdekragen annähen wollte, da aus dem klaffenden Hemde mein Hals etwas kropfartig herausguckte. Da fuhr ich es an, zum ersten Mal, glaube ich: es solle mich doch mit solchen Narrheiten in Ruhe lassen, und es wäre besser, es würde etwas arbeiten, es sehe, wie knapp wir thun müßten und jedes Stücklein Brot abzirkeln. Mädeli sah mich ganz erschrocken an, Thränen traten ihm in die Augen, und wehmüthig sagte es: „Peter, sei doch nicht böse, ich kann ja warten, bis du fertig bist. Wie hast du das Herz, mir Nichtsthun vorzuhalten, bin ich je müßig von früh bis spät?“ Und natürlich waren die Thränen in's Rinnen gerathen.

Frauen verstehen gar zu leicht etwas falsch oder nehmen einen Vorwurf allgemein, der nur auf etwas Besonderes geht. Ich mußte daher erklären, daß ich ihm nicht das Müßigsein vorhalte, sondern das Machen von Sachen, die nichts abtrügen; denn ob ich ein Loch am Rock habe oder keins, darauf komme doch nichts an, und hoffärtig zu werden stehe einem übel an, wenn man lange Zeit kein Geld im Hause habe. Aber mein Weibchen ward nicht böse, schmollte nicht, sondern gar milde hielt es mir an, es doch darin machen zu lassen; es wolle nichts mehr darob versäumen, sondern diese Arbeit in der Nacht machen. Aber es könne es nicht über's Herz bringen, mich verhudelt in die Schule zu lassen; es wisse, was das könne. Sie hätten früher auch einen Schulmeister gehabt, der immer wie ein Bettler ausgesehen, vor dem hätten sie gar keinen Respekt gehabt, sondern gar manchmal sich damit erlustiget, alle Löcher zu zählen, die er am Leibe gehabt, oder zu messen, wie viel Ganzes er an seiner Kleidung habe. Es habe ihm immer geschienen, ein Schulmeister sollte doch nicht so verhudelt daher kommen, das sei nicht anständig für ihn, wenn er einen Schulrock habe, wie Küher Stallröcke; Kinder und Kühe, Ställe und Schulstuben sollten sich doch unterscheiden. Und Hoffart sei das ja keine; im Gegentheil, man brauche viel weniger, wenn man immer flicke, und wenn man immer ganz sei, so brauche man auch nichts Köstliches,

und doch sehe man darin anständig aus. Wenn es mir meinen Werktagsrock nicht so fleißig zurecht gemacht hätte, so wäre er schon lange in Fetzen, und ich müßte meinen Sonntagsrock tragen.

So redete die Mutter, da lächelte das eben erwachende Kind ihr ganz holdselig zu, als ob es sagen wollte: „Ja, Mutterli, du hast recht, und du bist ein gutes Mutterli!“

Da nahmen wir Beide das Kind und küßten es Beide und wurden einig über demselben, daß das Mutterli wirklich recht habe. So ward das Kindlein unser Friedensrichter und lächelte nun uns Beiden doppelt so holdselig.

Zwölftes Kapitel.

Wenn Noth auch kömmt, Wenn nur nicht die Liebe von dannen rennt!

Kein Kind konnte sich auf das Examen mehr freuen, als wir, und zwar freuten wir uns wie die Kinder, wegen der Batzen. Als wir am Abend vorher dieselben zählten, hatten wir noch neun Kreuzer, doch aber keine laufenden Schulden.

Diesmal lief das Examen recht gut ab. Der Herr Pfarrer hatte nichts zu fragen, und nur einen kleinen Tadel ließ er laufen, den ich aber nicht schwer nahm. Er tadelte nämlich, daß die Kinder zum Schönschreiben aus Büchern abschrieben und zwar ehe sie einen festen Buchstaben hätten; das trage ja gar nichts ab und verderbe jede Hand; denn die Kinder schrieben da, wie es ihnen in den Kopf käme und nicht wie es sein sollte. Ich entschuldigte mich gar sehr, daß es schon lange so der Brauch sei, daß ich bereits deßwegen Verdruß gehabt. Ich habe nämlich einige kleinere Kinder noch nicht aus dem Buche wollen abschreiben lassen und da hätten die Eltern gar sehr mit mir aufbegehrt, sie wollten nicht, daß ihre Kinder zurückblieben, sie seien so vornehm als die andern, welche aus dem Buche abschrieben. Da hielt der Pfarrer den Vorgesetzten eine lange Vorlesung über die Grundsätze des Schönschreibens und die Nothwendigkeit einer sichern Uebung. Und die Vorgesetzten schauten gerade vor sich hin und dachten bei sich selbst: „Rede nur, bis du heiser bist!“ Als der Pfarrer aber gar

lange nicht heiser werden wollte, sagte endlich der Chorrichter, es sei immer so gewesen, und ehedem seien mehr Leute selig geworden, aus der Kinderbibel schreibe man ja ab, das sei noch Religion, so auf ein Blatt könne ein jeder Faselhans schmieren, was er wolle; aber er merke wohl, es sei an der Religion sehr wenig mehr gelegen. Da wollte der Pfarrer eine andere Vorlesung anfangen über den Zusammenhang des Schreibens und der Religion, allein der Chorrichter sagte: und er sei der Meinung, daß bei den Kindern Alles auf die Religion gezogen werde. Die Kinder hätten Zeit dazu; wenn man einmal erwachsen sei und arbeiten müsse, da könne man sich damit nicht mehr abgeben. Aber es sei immer gut, wenn man einmal die Religion gelernt habe, man wisse nicht, wenn man sterbe, und wenn man alt werde und nicht mehr arbeiten möge, so könne man sie wieder zur Hand nehmen und hätte manchmal noch große Kurzweil dabei. „Es ist immer um die Ewigkeit!“ setzte er hinzu und schloß da. Den eigentlichen Schluß überließ er Jedem selbst zu machen, nämlich: daß man, wenn die fatale Ewigkeit nicht wäre, die Religion für diese Zeit eben nicht viel brauchen würde.

Nachdem endlich jedes Kind seine Batzen hatte, zettelte der Kirchmeier auch mir meinen Lohn aus. Ich zitterte fast mit den Händen, als ich meine vierundzwanzig Thaler einstrich, und gar gräßlich langsam kamen mir der Pfarrer und die Vorgesetzten bei'm Abschiednehmen vor. Ich mochte gar nicht warten, bis ich den Haufen Geld vor Mädeli ausschütten konnte. Aber im Hausgang hielt mich noch die Weckenfrau auf, die sich da angesiedelt hatte, um den Kindern das Geld abzulocken, und fragte mich, ob ich meinem Bübel nicht auch einen Wecken kramen wolle? Ich kaufte nicht nur einen, sondern vier auf einmal. Ich dachte, das Geld hätte ich sauer verdient, und es möge sich doch wohl erleiden, auch eine kleine Freude zu haben. Andere Schulmeister gingen mit Weib und Kindern in's Wirthshaus, das sei auch nicht bös, aber es koste doch mehr als vier Wecken, und so könne uns doch Niemand vorhalten, daß wir verschwenderisch seien. O, wir lebten nun ganz herrlich an unsern Wecken, und unser Kind schmatzete so behaglich an seinem ungewohnten Brocken, daß wir unsere Herzensfreude daran hatten, und Jedes von uns wollte etwas von seinem Wecken erübrigen, um dem Kleinen noch einmal diese Freude zu machen.

Man glaubt nicht, wie unendlich wohl dem Armen die Genüsse thun, die ihm selten werden. Ein Reicher, ein König hat gar keine Vorstellung davon, wie wohl zuweilen ein Armer nur an einem weißen Brötchen lebt, und wenn er zu einem guten Stücklein Fleisch gekommen, das saftig und fett war, so erquickt ihn noch Jahre lang der Gedanke, wie gut ihm dasselbe geschmeckt, und seine Augen glänzen ihm dabei, als ob er es eben erst genieße. Solche innige Genüsse hat kein König, denn Nichts ist ihm selten und ungewohnt, und darin liegt wohl die Ausgleichung der scheinbaren Ungerechtigkeit in der Austheilung der Genüsse.

Was mein Weibchen staunte, als ich dreiundzwanzig Thaler und zwanzig Groschen in einem Haufen vor ihm ausschüttete! So viel Geld hatte es nie bei einander gesehen, darum sah es dasselbe mit so freudig glänzenden Augen an und wagte fast nicht, den Haufen mit der Hand zu berühren. „Jetzt, Peterli," sagte es, „können wir's machen, brauchen keinen Kummer mehr zu haben, können Vieles anschaffen, und lege gleich zehn Thaler bei Seite für die Orgel!" Ich that also, aber Mädeli erschrak ordentlich, als es sah, wie der Haufe sich verkleinert hatte durch das Wegnehmen der zehn Thaler, und als wir noch einiges Geld davon nahmen, um nothwendige Bedürfnisse vom Krämer zu holen, da hätte es fast geweint über den kleinen Rest. Doch war es nun Sommer, die laufenden Bedürfnisse sollten aus dem Verdienst angeschafft und das vorräthige Geld gespart werden können. Dann rechneten wir wieder auf Flachs- und Hanf-Ertrag, rechneten auf etwas Korn. Aber Mädeli konnte nun nicht ganz mehr so viel draußen sein, das Kind versäumte doch, obgleich dasselbe oft mitgenommen wurde auf den Acker und dort auf unsern ausgezogenen Kleidern schlafen sollte. Aber wenn es erwachte, so mußte man die Arbeit lassen und sich mit ihm versäumen. Dem Schwäher konnten wir es nicht wohl überlassen, er fragte nichts darnach, mit Kindern umzugehen, zudem wurde er immer unachtsamer und unbehülflicher. In Jahresfrist hatte seine Gesundheit sehr abgenommen. Ich mußte also desto mehr beim Pflanzen helfen und konnte um so weniger beim Webstuhl sein. Und wenn man nur so dazu und davon kann, so verrichtet man gar wenig. Und war ich daran, so kam hie Einer und da Einer, und sagte: „Schulmeister, du mußt mir was schreiben."

Dabei mußte ich mich viel länger versäumen als gewöhnlich

nöthig war, weil man mir entweder gar nicht zu sagen wußte, was man eigentlich wolle, oder weil man es so breit und verworren that, daß ich nicht daraus kommen konnte. Und während ich die Sache mühselig in's Klare zu setzen suchte, stopfte der Petent gelassen eine Pfeife von meinem Tabak, mit der Entschuldigung, er habe vergessen zu kaufen, oder ich werde bessern haben als er. War ich endlich fertig, so machten die Einen es wie jener Knecht und sagten: „Danke schön! oder kost's was?“ Andere sagten: „Schulmeister, wenn wir mal zusammen kommen, so zahle ich einen Schoppen.“ Die Dritten fragten: „Was ist deine Sache, Schulmeister?“ und wenn ich antwortete, es sei nicht werth, was zu fordern, so drangen sie freilich nicht in mich.

Es ist aber merkwürdig, hier die verschiedenen Töne der beiden Streitenden zu beobachten. Meist nähme der Eine gerne und der Andere gäbe lieber nichts. Nun wollen Beide höflich sein, der Eine sich anständig weigern, der Andere anständig nöthigen. Der Eine will sich so lange weigern, bis hohe Zeit ist, zu nehmen, ehe der Andere mit Nöthigen absteht; der Andere will so lange nöthigen, bis der Genöthigte darauf und daran ist, anzunehmen. Nun passen sie einander auf die Stimmen, um zu unterscheiden, auf welchem Punkte ein Jeder sei, und wenn Einer glaubt, der Andere sei darauf und daran, sich zwingen zu lassen, so sagt er geschwinde: „He nun, wenn du es zwingen willst, so zwing's; es ist unverschämt von mir, aber du sollst Dank haben zu hunderttausend Malen,“ und nun nimmt er das Dargebotene, oder er zieht es zurück, je nachdem der Bietende oder der Weigernde den Vorsprung gewonnen, und der Andere ist kaput und macht ein lang Gesicht und eine weinerliche Stimme. Zu dem Allem sind sich dieser Manöver die meisten Menschen nicht einmal bewußt, sondern sie üben sie instinktmäßig.

Wenn ich viel versäumt hatte oder in Nöthen war, so sagte ich wohl auch: „He, du kannst mir geben, was dein guter Wille ist,“ dann kriegte ich manchmal einen halben oder einen ganzen Batzen, und manchmal kramte einer lange im Sacke, zog verschiedene Stücke Geld hervor und sagte endlich: „Schulmeister, ich habe keine Münze, ich will dir's ein ander Mal geben, vergiß es nicht, mahne mich daran.“ Aber der Schulmeister durfte nicht mahnen, und wer will es dem Andern, der sich auf das Gemahntwerden verließ, verargen, wenn er es vergaß?

Nur hie und da gab es auch Einen, der ohne Frage oder ohne Komplimente in den Sack langte und mich ordentlich bezahlte, aber leider hatten gar Wenige diesen Verstand.

War ich recht lange in der Schulstube gewesen, wo gewöhnlich solche Geschäfte verrichtet wurden, so sah mich dann Mädeli erwartungsvoll an und fragte wohl auch, ob ich Etwas verdienet habe. Und wenn ich Nein antwortete, so sagte es lange nichts darauf, aber wenn es aufblickte, so hatte es trübe Augen. Mädeli's trübe Augen, wenn ich immer wieder mit leeren Händen kam, gaben mir endlich den Muth, ein Billiges zu fordern von Denen, die zahlen konnten.

Und daß Mädelis Augen trüber wurden, hatte seine gegründete Ursachen. Mädeli ward wieder schwerfällig und blässer, und hatte es in allen Gliedern. Diesmal liefen wir zu keinem Doktor, wir wußten wohl, daß es etwas Anderes sei. Allein wie das nun gehen solle, konnten wir nicht begreifen. Noch war es nicht Winter, und hatten wir doch bereits unsern Schullohn angreifen müssen, hatten nicht einmal alle zehn Thaler an die Orgel geben können, mußten nicht nur eine Niederkunft bestehen, sondern auch für das ältere Kind ein Bettlein anschaffen. So hatten wir billig Angst, und Mädeli jammerte, ob es wohl die Haushaltung nicht recht verstehe? Es möchte gerne wissen, wo es fehle? Wenn es an den Haufen Geld denke, den wir gehabt, und an das, was wir noch verdient, so könne es gar nicht begreifen, wo all das Geld hingekommen. Wenn es aber dann wieder nachsinne, was unnütz gebraucht oder überflüssig angeschafft worden sei, so könne es wieder gar Nichts erdenken; wir hätten ja noch so viel nöthig und so schmal gelebt und im Wirthshaus keinen Kreuzer verthan. Und wenn es dann wieder sinne, wie andere Leute es machen, denen man gar keinen Mangel ansehe, und von denen man nicht wisse, daß sie so einen Haufen Geld auf einmal erhielten, die noch mehr Kinder hätten und trotz dem immer Geld zu einer Lustbarkeit, so verliere es allen Muth, müsse sich im Fehler glauben, müsse denken, es sei ein Glück für mich, wenn es sterbe, eine andere Frau könne mir wohl besser haushalten, und dann thue ihm dieser Gedanke, daß es von mir weg müsse, daß ich eine Andere nehmen würde, so weh, daß es ganz trübsinnig werde.

Dann tröstete ich und versuchte nachzurechnen, was wir eigentlich brauchten, und fand von jeder Sache so wenig gebraucht, aber

daß das Wenige, Alles zusammen gethan, das Viele ausmache, daß ich es wohl von aller Schuld entheben konnte, aber eben wieder deßwegen nicht allen Kummers für die Zukunft.

Wir hatten weniger verdienen können, als wir gedacht. Unerwartete Ausgaben giebt es auch in der unbedeutendsten Haushaltung, und wäre es auch nur eine zerbrochene Kaffeetasse. Das Jahr war auch keins der besten gewesen, wir hatten wenig zu verkaufen gehabt, das Brot war theurer geworden. Wenn man nun alles Dieses zusammennimmt und bedenkt, wie schwer solche scheinbaren Kleinigkeiten bei einem Einkommen von vierundzwanzig Thalern drücken, der wird uns sicher nicht Liederlichkeit vorwerfen, wie man es so gern bei einem Schulmeister zu thun pflegt, wird uns nicht gutes Leben mit Recht vorhalten können — denn wenn man Alles kaufen muß, so rechne man doch, wohin nur Milch und Brot führen. Gebe man für jedes täglich nur einen Batzen aus, so macht dieser Batzen im Jahr bereits achtundzwanzig Thaler.

Mein liebes Weibchen und ich brachen uns fast die Köpfe mit Rechnen, wie wir ersparen wollten und wie erwerben? Und dieses beständige Rechnen im Kopf, das Batzenzählen allenthalben, nicht aus Geiz, sondern aus Noth, verleidete uns wahrhaftig manchmal den Bissen Brot, und wenn der Mund noch so hungrig darnach geschnappt hatte, so quoll es uns doch im Halse. Denn hätten wir diesen Bissen nicht gegessen, so wäre immer so und so viel erspart gewesen. Aber es sparte Jedes an sich selbst, und den Bissen, den das Andere aß, gönnte es ihm von ganzem Herzen, ja wir stritten oft, weil Jedes dem Andern mehr aufdringen wollte: ich dem Mädeli, weil sein Zustand es erfordere, Mädeli mir, weil die meiste Arbeit mir obliege.

So läßt sich denn doch die Noth noch mit einer gewissen Freudigkeit ertragen, weil man gemeinsam und einig trägt, und ein Jedes den größten Theil der Bürde für sich will. Wenn aber in einer Ehe Keins sich etwas abbrechen will, sondern vom Andern alle Entbehrungen fordert, wenn Eins für sich selbst nicht Kosten scheut, dem Andern aber jeden Kreuzer nachrechnet; wenn Eins alle Entbehrungen, denen es nicht entkommen kann, dem Andern zur Last legt, ihm allein die Schuld ihres Zustandes beimißt und vorwirft — wenn Eins dies gegen das Andere thut, so leiden Beide, das Vorwerfende die Hölle, das, welches die Last tragen soll, das Fegfeuer, denn der unschuldig Gequälte leidet weniger als der

Mißvergnügte. Wenn aber Beide einander mit scheelen Augen ansehen, Jedes für sich sorgen, das Andere schmalbarten lassen möchte, so leiden Beide, was Beide verdienen, die Hölle nämlich. Wie viele solche selbstgemachte Höllen giebt es wohl?

Dreizehntes Kapitel.

Je gewaltiger die Noth an uns geht,
Desto näher der Herr uns zur Seite steht.

Gar oft, wenn mein Weibchen schweren Muthes wurde und ich nichts Anderes wußte als mit zu seufzen, oder höchstens zu sagen: „Wart nur, es wird schon bessern, auch einmal anders kommen!“ ward unser Kleiner der Mutter Tröster. Wenn er mit seinem Händchen ihre Backen strich, sein Köpfchen an ihrem Busen barg und dann mit der Liebe Schalkheit zu ihr aufsah, dann vergaß sie den Kummer und gedachte nur des Schatzes, den sie in den Armen hielt, konnte mit ihm wieder tändeln und heiter werden in mütterlicher Lust, konnte mit ihm wieder zum Kinde werden, theilend seine Harmlosigkeit. Es war dies eine Wohlthat für die Mutter. In aller Bedrängniß hatte sie ihre glücklichen Stunden: diese waren ein Lohn ihres kindlichen Sinnes, der des Kindes kindlichen Sinn nährte und nicht vergiftete.

Eltern haben immer trübe Stunden, Stunden des Ernstes, des Wehes oder des Kummers, trübe wird ihr Himmel und unlustig wird es unter demselben. Wohl ihnen, wenn die Kinder die Lüftchen sind, welche die düstern Wolken zu verjagen vermögen, wenn an der Kinder Himmel der ihrige sich aufklärt, wenn der Kinder Himmel auch der ihrige noch werden kann. Dann haben sie eine große Wohlthat empfangen, ihr Alter wird ein heiteres sein und ihrer Kinder Jugend eine frohe; dann genießen sie ein hohes Glück; denn was helfen alle Güter der Erde, wenn die Seele ein finsterer Sinn umnachtet, durch den keine Sonne mehr dringt, nicht einmal eines Kindes Lächeln? Und was vermag dagegen ein heiteres Gemüth nicht zu ertragen und zu entbehren?

Und wo dem frohen Kindessinn mürrisches Wesen, saure Mienen entgegentreten oder ein maßleidiges, ermattetes Gesicht, wo

seine Fröhlichkeit nicht wiederscheint auf der Eltern Gesicht, wo es immer nur heißt: „Halt dich still, geh weg, willst schweigen! sieh, was du wieder gemacht, sieh, wie du dich besudelt hast, schäme dich, thue nicht so wüst!“ und wenn es, wenn das Kind flattiren will, heißt: „Geh weg, laß mich ruhig, mache was!“ wo das Kind beständig nur Gewitterwolken sieht auf der Eltern Gesicht oder verdrießlich Regenwetter, wo es nichts hört, als einzelne Donnerschläge oder das langweilige Plätschern des Regens: da trübt sich auch sein Himmel, sein froher Sinn tritt zurück, seine Jugend wird verkümmert, das lustige, fröhliche Kind wird ein trauriger Mensch in vielfachem Sinn. Und wie viele solcher traurigen Menschen schleppen ihre Gebeine durch die Welt, tragen in sich ein mißvergnügt Gemüth, machen Gott und Menschen ein mißvergnügt Gesicht und sterben mißvergnügt, wie sie mißvergnügt gelebt!

Dieser Sünde nun haben wir uns nicht anzuklagen, wir wurden gar zu gerne wie die Kinder. Freilich wurde ich manchmal eifersüchtig, wenn mein klein Bubli eine Gewalt über die Mutter hatte, die ich nicht kannte, wenn er mit einem Blick viel mehr vermochte, als ich mit meinem so gut gemeinten: „Warte nur, es wird schon bessern!“ Aber wenn der kleine Schalk seine Kraft an mir erprobte und auch mich unterjochte, dann vergaß ich die Eifersucht und gab mich der gleichen Macht fröhlich hin. Kommt aber diese Macht der Kinder über die Gemüther der Eltern nicht von Gott, damit die alten Gemüther frisch und gesund bleiben möchten? Aber, Eltern! verwechselt diese Gewalt über eure Stimmung nicht mit der Gewalt über euern Verstand, welche den Kindern, obgleich sie auch darnach streben, nie zugelassen werden darf. Da sollt ihr Meister bleiben, an euerm Verstande soll des Kindes Verstand sich aufrichten und läutern, bis er stark geworden, gerade wie sein kindlicher Sinn euer Gemüth erfrischen, kindlich erhalten soll. Beides verwechselt niemals mit einander, sonst giebt es Unglück.

Aber das Kind lächelte nicht immer, spielte oft für sich, schlief oft, dann fehlte der Mutter dieser Tröster. Da nahm sie, je näher ihr schwer Stündlein rückte, um so mehr ein Buch zur Hand. Betbücher erst, dann immer mehr das Neue Testament. Es rühre sie viel mehr an, als die Betbücher, sagte Mädeli. Es sei doch kurios, und es wisse nicht, wie das komme, es habe das Alles schon manchmal gelesen, aber es habe es nicht Wunder genommen, obschon es nicht gewußt, was das Alles bedeute, es habe gemeint,

die Hauptsache sei, daß man das Vorliegende lesen könne. Jetzt aber sei ihm gar wunderlich, gerade wie wenn etwas in ihm aufgegangen wäre. Es fühle so ein Gelüsten in ihm, das, was es lese und besonders im Testament, zu verstehen, was es eigentlich auch bedeute, und es könne manchmal von einem Vers gar nicht fort, weil es gerne wissen möchte, was damit gesagt werden solle. Es komme ihm nun kommod, meinte es, daß es einen Schulmeister habe, der könne ihm nun das Alles erklären.

Ja, du mein Gott, da war ich am Zaun, denn Bibel- und Worterklärung war gar nicht meine starke Seite. Mädeli hätte gar gern das gelobte Land und den Tempel sich recht deutlich vorgestellt und versuchte es immer in der Einbildungskraft, sie sich zu vergegenwärtigen, aber ich vermochte nicht den rechten Stoff dazu zu geben, um ein Bild daraus zusammen zu setzen. Wenn ich dann so verstummte, so sagte mir mein Weibchen: „Zürn doch recht nicht, aber ich glaubte, ein Schulmeister wisse das Alles.“

Ich wußte gar nicht, was für ein Geist auf einmal in mein Weib gefahren, und wenn es nicht nach dem Lesen immer aufgeheiterter gewesen wäre, so hätte ich diesen Geist verkannt. Freilich ging es schonend mit mir um und fragte mich immer weniger Dinge, von denen es glauben konnte, daß ich sie nicht wisse. Aber es redete doch noch gerne mit mir über das Gelesene und den Sinn desselben, über den ich zu meiner Schande noch nicht gedacht hatte, und von meinem Weibchen in dessen tiefer Auffassung bedeutend beschämt wurde. Einst sagte es mir nach tiefem Sinnen: „Warum glaubst du, daß die h. Schrift da sei?“

„He, daß man daran glaube und gehorche!“

„So höre doch, Peterli,“ sagte Mädeli: „Darum sage ich euch: sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet; ist nicht das Leben mehr denn die Speise, und der Leib mehr denn die Kleidung? Sehet die Vögel des Himmels an. Denn sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch, seid ihr denn nicht besser als sie? Wer ist unter euch, der mit Sorgen seiner Länge eine Elle zusetzen möge? Und warum sorget ihr für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen, sie arbeiten nicht und spinnen nicht. Doch sage ich euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eine. So denn

Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, sollte er nicht vielmehr auch euch kleiden? O, ihr Kleingläubigen! Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: was werden wir essen und was werden wir trinken oder wie werden wir uns kleiden? Denn nach solchem Allem trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr das Alles bedürfet. Trachtet aber am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch dieses Alles zugegeben werden. Darum sorget nicht auf den morgenden Tag, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe." — „Peterli, hast du die Verse gekannt?" fragte mein Weib mich.

Ich mußte es bekennen.

Da fragte sie wieder: „Aber warum hast du mich nicht daran gemahnt und auch so mit mir gekummert?"

Ich habe nicht daran gedacht, mußte ich wieder antworten, und dann könne man nicht Alles behalten, man habe ja genug zu thun nur mit den Geboten.

„Aber, Mann, ist denn das nicht auch geboten, nach allen Geboten Gottes zu leben, und haben wir das auch nur probirt, uns nicht zu kümmern und auch etwas dem lieben Gott zu vertrauen? Wenigstens ich nicht! Eine je länger, je größere Sünde dünkt es mich, dem lieben Gott nicht zu vertrauen und nichts zu glauben. Es heißt doch, der Glaube mache selig, gehört das nun nicht auch zum Glauben, daß der liebe Gott Denen, die er lieb hat, alle Dinge zur Seligkeit leitet, und daß man nicht kummern soll für das, was erst noch kommt?"

Man könne doch nicht immer an Alles denken, war meine verlegene Antwort.

„Höre, mein lieber Mann, ich bin kein Schulmeister und blutjung, aber mich dünkt, das sei ein großer Fehler, daß man die Schrift nur so auf dem Papier hat, sie auf dem Papier läßt und sie nicht hineinnimmt in's Herz. Hätte man sie drinnen, dann würde man immer zu rechter Zeit denken, was sie will und was sie sagt; jetzt läßt man Schrift Schrift sein, und Mensch bleibt Mensch. Ich kann je länger je weniger so ganze Kapitel lesen, darüber weg, als wie im Taglohn und als ob die Sache mich nichts anginge, ich muß Alles überdenken, möchte nichts mehr vergessen, und je mehr ich denke, desto wohler wird es mir, und es

kommt ein ganz wunderbarer Trost über mich, von dem ich sonst nichts wußte. Vorhin dachte ich über jene Verse nach und fand, wir wüßten doch eigentlich nicht, warum wir so kummerten, wir hätten noch nie hungrig den Tisch verlassen, seien alle gesund, der liebe Gott habe uns Frieden gegeben und einen lieben Buben. Mit unserem Kummer könnten wir uns schrecklich versündigen, daß wir es erfahren müßten, wie es ganz andere Ursachen zum Kummer geben könne."

Vor meines Weibchens einfachem, verständigem Sinn stand ich wie ein Schulknabe, und ich gedachte an die Worte des Herrn: daß den Unmündigen geoffenbaret sei, was den Weisen verborgen geblieben, und an den Ausspruch des Dichters, daß, was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Was Mädeli hier ausgesprochen, war nicht blos ein frommer Anflug, die Aeußerung einer guten Stunde, so gleichsam ein Riß in den täglich um ein gereiztes oder schwaches oder sinnliches Gemüth waltenden Nebel, sondern es war und blieb tiefer Ernst, der im Ringen gegen den Kummer sich zeigte.

Meine Frau hatte auch gelesen, daß Niemand werde gekrönt werden, es sei denn, er kämpfe recht; und so kämpfte sie auch. Sie kämpfte gegen die Stimmung, die in ihrem Zustande so leicht kommt und bei unserer Lage um so entschuldbarer war, kämpfte treulich und nicht ohne Segen, und wenn sie wanken wollte, so las sie die schöne Stelle noch einmal und erhob an ihr ihr Gemüth. Sie erfuhr es, daß, wer an das Wort nicht nur glaubt, sondern es auch in sich aufnimmt, sein Haus auf einen Felsen gebaut hat und nicht mehr jedem Wind der Laune, jeder Strömung des Gemüthes preisgegeben ist.

So ward sie von ihrer schweren Stunde ereilt und gebar glücklich und leicht ein Mädchen. Es war ein schönes, wunderbares Kind. Es hatte große, tiefblaue Augen und einen unbeschreiblichen Blick in denselben. Es sah einen so milde, so verständig und bedeutungsvoll an, daß es einem ordentlich schaurig um die Brust ward. Man kam unwillkürlich auf den Gedanken, das Kind bringe seine Augen mit aus einer höheren Welt, bringe Grüße mit von Oben und Bewußtsein. Die Weiber sagten, so ein schönes Kind hätten sie nie gesehen. Die Mutter wiegte es andächtig auf den Armen, und wer gesehen hätte, wie beide einander in die Augen sahen, würde es nie vergessen. Es war, als ob zwei Engel

einander wieder gefunden hätten, und als ob die Geister durch die Augen ihrer sterblichen Hülle sich entbinden und eins werden wollten. Wie wir uns doch des Kindleins freuten! Es war, als ob es unser Erstes wäre, und aller Kummer war vergessen. Sogar unser alter Papa hatte seine Freude daran und behauptete, es gleiche akurat seiner verstorbenen Frau.

Am dritten Tage begann es unruhig zu werden und ließ gar ängstliche und wimmernde Töne hören, wie wenn es Jemand riefe in großer Angst und Noth. Ein Kind ruft der Mutter nie umsonst. Wenn sie es nähm, schien es ruhiger zu werden, doch kam etwas Leidendes in seinen Blick, das nicht mehr verschwinden wollte. Wenn es die Mutter ansah, schien es, als möchte es ihr gar gerne klagen ein tiefes Weh; wir dachten nicht, daß es ihr klagen wollte, so bald schon von einer lieben Mutter weg zu müssen. Zuckende Schauer fuhren schnell und gewaltsam durch den kleinen Körper, es verbarg uns oft den Stern seiner Augen, damit wir seinen Schmerz und Kampf nicht sehen, uns daran gewöhnen möchten, in ihm unsern Stern wieder schwinden zu sehen. Eine fremde Gewalt schien sich über es zu legen, und mit gewaltigem Druck das kaum erwachte Leben niederringen zu wollen. Ohne Erbarmen wurde gerungen, des armen Kindes Lippen wurden blau, und der Schaum stand auf denselben. Eine Nachbarin, die wir in unserer Angst herbeigerufen, sagte uns ganz trocken, mit dem sei es vorbei, da helfe Alles nichts mehr, es habe die drückenden Gichter. Und damit ging sie weg, sich entschuldigend, sie habe für die Schweine zu sorgen, und es würde anbrennen, wenn sie nicht ginge.

Da bebte meine Frau zusammen, daß sie sich niedersetzen mußte mit dem Kind, das sie auf ihren Armen hielt. „Ach Gott, das wird doch nicht sein. Er wird uns nicht so hart strafen wollen, bete doch, bete, daß Er uns das Kind lasse!“ Ich nahm unser Gebetbuch und setzte mich an die düstere Lampe.

Ich fing halb weinend an zu lesen ein Krankengebet und las recht andächtig.

„Ach nicht so, Peter, nicht so,“ sagte sie, „das hilft ja nichts, darin heißt es ja gar nichts von unserm Kinde, bete von ihm, und daß Gott es uns lasse!“ Ich blätterte ein anderes Gebet auf und las noch andächtiger.

„Ach, das hilft ja auch nichts, bete doch aus dir selbst, wie es dir kommt, aber von unserm Kinde, gerade von ihm.“

Ich stand auf von meiner Lampe, das Herz voll Angst, Angst über das Kind, Angst vor dem Beten, denn so hatte ich ja nie gebetet, für mich selber aus mir selber.

Da fiel mein Weib in ihrer Seelenangst auf die Knie und rief zu Gott: „Ach, Vater, laß uns das Kind, nimm es nicht wieder, dein soll es doch sein, soll dein und unser Engelein sein, soll dem Heiland sein eigen werden in alle Ewigkeit. Auf den Händen wollen wir es tragen als deine theure Gabe, wollen keinen Kummer mehr haben, wollen in Geduld und Demuth nehmen, was du über uns kommen lässest, wollen von dir allein alles Gute erwarten, aber das Kind, das Kind nimm uns nicht, das lasse uns um deines Sohnes willen!“ Brünstig sah sie nach oben, die Thränen flossen strömend über sie nieder und das Kind hielt sie auf den Armen, an's Herz gedrückt. Da zuckte es auf einmal an ihrem Herzen, und wie sie niedersah, reckte es sich noch einmal aus, dann ward's stille, öffnete noch einmal seine Aeugelein der Mutter zu, ein Lächeln flog über sein Gesichtchen, dann schlossen sich langsam die Aeugelein wieder. Das Lächeln schien zu einem Engelein verkörpert von seinem Gesichtchen sich aufzuschwingen, und mit ihm war sein Geist entwichen. Sein Körperlein regte sich nimmer wieder, seine Aeugelein blieben geschlossen für immer.

Vorwurfsvoll sah die Mutter zum Himmel auf, der Krampf, der des Kindes Herz verlassen, schien ihr Herz zu erfassen. Heftig schluchzend, beugte sie sich über die kleine Leiche, suchte Leben. Als sie keines mehr fand, wankte sie dem Bette zu, legte dort nieder die Leiche, sich darüber, und wurde von Schmerz und Jammer so erschüttert, daß das Bett mit ihr bebte. Auch mich hielt das Weh um diesen Tod wie mit eisernen Klammern umspannt, allein der Zustand meines Weibes weckte mich aus meiner Betäubung. Ich versuchte zu reden mit ihm; der Krampf im Herzen duldete keine Antwort, und ich fürchtete jeden Augenblick, daß es ersticken würde. Endlich gelang es mir, es auf das Bett zu legen, mit Wasser den Krampf zu lösen. Aber die Leiche, die ich in ihr Bettlein tragen wollte, ließ es nicht aus seinen Armen, und so legte es sich stille zurück und winkte mir, stille zu sein und mit Reden es nicht zu quälen. So saß ich denn in der dunkeln Kammer zwischen meinem lebenden und meinem todten Kinde, gedachte bald des todten, bald des lebendigen, und wie mir sein möchte, wenn der Todesengel mir auch dieses entführen würde. Ich mußte es betrachten,

ob es noch lebe, noch den Athem ziehe; dann traten mir die Thränen auf's Neue in die Augen, und Leid und Angst sprudelten mächtiger im Herzen auf. Und der Knabe schlief so süß und hold, die Aermchen über seinem Kopf zusammengebogen, und fröhliche Träume riefen flüchtige Lächeln auf seine blühenden Wangen. Vom Jammer der Mutter hatte er nichts gehört, das Leid des Vaters sah er nicht, der Stern des Schmerzes und des Kummers, gebracht durch der Erde Vergänglichkeit, war noch nicht aufgegangen über seinem Haupte, leuchtete noch nicht in seinen Schlaf hinein.

Und so saß ich stille die Nacht hindurch, nur leises Schluchzen, nur tiefe Seufzer hörte ich von meinem Weibe, und wenn ich fragte nach seinem Wohl, so drückte es mir leise die Hand und winkte mir, ruhig zu sein. Der Morgen begann zu dämmern, schüchtern wagten nach und nach die Lichtstrahlen sich hinein in unser Stübchen, und als ob sie voll Mitleids wären, zogen sie nur allgemach und leise den Schleier der Nacht von der Scene des Todes und des Jammers. Wüst und in Unordnung trat das Stübchen in's Licht. Blaß und bleich fanden mich die Morgenstrahlen halb schlafend auf dem Stuhle; aus dem Bette begrüßte sie ein andächtiges Auge, gefaltete Hände hoben sich dem Lichte entgegen, und auf der Wiege glänzte der erste Sonnenstrahl und brach sich golden in den Locken meines lebendigen Kindes. Da fuhr ich auf aus trübem Traume und wollte in die Küche hinaus, etwas Warmes zu machen, für uns Beide so nöthig nach der durchseufzten Nacht. Aber Mädeli hielt mich fest, bat, ich möchte noch nicht weggehen, es habe mir etwas zu sagen. Nicht beschreiben könne es mir, erzählte es, wie es ihm gewesen sei, als es das Kind sterbend am Herzen gehabt. Zum ersten Mal in seinem Leben sei ihm die Quelle des Gebetes aufgesprungen im Herzen und habe so heiß und glühend dem Vater im Himmel sich ergossen. Es habe eine Kraft im Herzen gefühlt, daß es geglaubt habe, wenn es um ein Königreich bitten würde, so müßte der Vater im Himmel es ihm geben.

Und als es ausgebetet habe, sei das Kind verschieden! Da sei es ihm gewesen, als ob eine glühende Hand das Herz aus seinem Leibe reiße, oder als ob tausend Berge auf einmal über seiner Brust zusammenstürzten, als ob ein ungeheurer Schlund bodenlos in ewiger Finsterniß es verschlinge. Sein Glaube habe es verlassen; es ist kein Gott, habe es in seinem Herzen gedonnert, ein ewiges Nichts habe es in unnennbarer Schreckniß angegähnt, und

an die Leiche habe es sich angeklammert, um eine Leiche zu werden, um das Bewußtsein zu verlieren, daß der Mensch doch nichts Anderes sei, als eine werdende Leiche, über ihm kein Gott, vor ihm keine lebendige Ewigkeit, nur ein ewiges unersättliches Grab. Es kann sich Niemand die fürchterliche Empfindung denken, wenn man in Liebe und Vertrauen an den Vater im Himmel sich angeklammert zu haben glaubt und nun plötzlich ergriffen wird vom Wahnsinn: es ist kein Gott, und jeder Pulsschlag uns zuruft: Es ist kein Gott, dein Glaube ist eitel!

„Ich wußte auch eine Zeitlang nicht, ob ich lebe oder gestorben sei," fuhr Mädeli fort. Lange habe es nichts denken können, sondern nur gewimmert in unendlichem Schmerz. Allmählich sei ihm die Besinnungskraft wiedergekommen, aber lange habe es seinen Gott nicht wieder gefunden. Wie ein Ertrinkender habe es an allen Zweigen sich halten wollen, aber alle seien ihm in der Hand geblieben, fort und fort habe es ihm in den Ohren gesummt: Wenn ein Gott wäre, er hätte dich gehört, wenn die Bibel Wahrheit wäre, dein Kind lebte noch; heißt es nicht: Wer bittet, dem wird gegeben werden, wer anklopfet, dem wird aufgethan werden; heißt es nicht, daß man nicht zweifeln müsse, wenn man empfangeu wolle, und hast du gezweifelt? Und immer tiefer sei es gesunken in's Elend, und schwarze, kalte, gräßliche Verzweiflung hätte ihre graulichen Netze immer dichter um seine Seele gewoben. Der Leib sei dem Tode nahe gewesen, die Seele habe das klare Bewußtsein verloren und zwischen Traum und Ohnmacht gerungen.

Da sei ihm gewesen, als ob in dieser schwarzen Nacht ein klein Lichtlein heraufkäme, nur schwach glimmend, nur wenig Licht spendend, und in dieses Lichtleins Schein sah es seines Kindes Lächeln wieder, das über dessen Gesichte schwebte, als es von uns schied. Es sei ihm aber gewesen, als ob das Kind wieder lebendig wäre und sein Lächeln hold und gläubig Jemand zuwende. Und da sei aus der Dunkelheit eine Gestalt heraufgekommen, mild und lieblich anzuschauen, dieser habe das Kind seine Aermchen entgegengebreitet. Da habe diese Gestalt das Kindlein auf ihre Arme genommen und die Hand auf dessen Haupt gelegt. Das Gesichtchen des Kindes habe sich ganz verklärt, es sei gewesen, als ob Flügel wüchsen an seinen Schultern, und seine Augen habe es ihr wieder zugewandt gar freudig und hell erglänzend wie Karfunkelsteine. Auf einmal habe Mädeli erkannt, daß es der Heiland sei, der ihr Kind

halte und segne, und wie es das gedacht, habe er den Finger aufgehoben, als ob er sagen wolle: „Weib, wenn du Glauben hättest!“ und in der Hand habe es die Nägelmale gesehen und auf einmal daran gedacht, daß auch er in großer Leidensnoth gewesen und gebetet habe: Vater, ist's möglich, so gehe der Kelch an mir vorüber, doch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe, und daß der Leidenskelch nicht an ihm vorüber gegangen sei, daß er ihn habe austrinken müssen bis zum letzten Tropfen, daß er dann aber auch auferstanden sei am dritten Tage, zum Zeichen, daß ein Vater im Himmel sei, der höre und den Gehorsam segne. So wie es das gedacht habe, sei das Licht größer geworden und glühend wie die Sonne, die beiden Gestalten seien immer schöner und himmlischer geworden und hätten es immer holdseliger angesehen. Es sei ihm gewesen, als ob ganze Strahlen der Liebe aus ihren Augen in sein Herz führen, und in einem Glanze, den seine Augen nicht hätten ertragen mögen, seien der Heiland und das Kind verschwunden.

Da habe sich der Krampf in seinem Herzen wohl gelöst, und einen Augenblick habe es geglaubt, auch es sei im Himmel. Aber bald, als es dunkel geworden, seien die Nebel des Zweifels wieder über seine Seele gezogen, hätten die Erscheinung verdächtigt, und wie wenn böse Geister um sein Bette wären, die es höhnten und auslachten um seines Aberglaubens willen, sei es gewesen. Es sei ein ganz wunderlicher Zustand gewesen. Wie im Traum seien ihm allerlei Gestalten erschienen, und doch habe es denken können und streiten mit dem Bösen. Die bösen Geister seien fast mächtig geworden über es, und ihr Hohngelächter habe sich wieder glühend in sein Herz gewühlt. Da habe es aber gerungen gegen diese Anfechtung. Wohl sei die Erscheinung verschwunden gewesen und nicht wiedergekehrt, aber wie an einem Rettungsanker habe es sich an dem Worte festgehalten: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“

Und je mächtiger die Zweifel aufwogten, je eindringlicher die bösen Geister lachten und höhnten, desto fester habe es sich an diesem Worte gehalten, desto inbrünstiger es selbst gebetet und immer zwei Mal: doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Da seien ihm zuletzt diese Worte recht eigentlich in's Herz gewachsen und seien zu einer Ruthe geworden, vor welcher Zweifel und Geister geflohen seien, und aus ihr sei dann Balsam geflossen in's geängstigte Herz und der Glaube neu geworden: Es ist doch ein Gott und

ein guter Vater, der hört seiner Kinder Flehen. Aber da sei es gar weich und demüthig geworden und habe nun erkannt, wie sehr es gesündigt an Gott, wie sündlich gebetet. Es habe das Leben des Kindes nicht Gottes Willen anheim gestellt, wie der Heiland sein Leiden, sondern es von Gott gefordert. Habe nicht gedacht, daß seine Weisheit und Güte am besten wisse, was fromme, was sein müsse, und der kurzsichtige Mensch froh sein solle, daß der liebe Gott nach seiner Weisheit abschlägt und gewährt und nicht nach des Menschen kurzen Gedanken.

Es habe dann seinem Gott recht innige Gelübde gebracht, nie an ihm mehr zu zweifeln, seiner gütigen Leitung Alles anheim zu stellen und nicht mehr so zu kummern, immer das Gute zu betrachten, was Er gebe, und nicht dem nachzusinnen, was drücke auf des Menschen sinnliches Gemüth.

Das Alles habe es dem lieben Gott sagen können, wie es mir es sage, das Herz sei ihm aufgegangen, es wisse nicht wie, es hätte zu den meisten Menschen nicht so reden können und dürfen. Da sei aber auch eine unbeschreibliche Tröstung über es gekommen, es habe so recht tief im Herzen empfunden, daß der liebe Gott es lieb habe und ihm helfen werde. Es sei auch mehr und mehr überzeugt geworden, daß der Tod seines Kindes nicht eine Strafe gewesen, sondern vielmehr ein Ruf zu Gott. Der liebe Gott habe seine Schwäche erkannt und wie es ihm noch fremd und ferne sei, da habe er Mitleid mit ihm gehabt und eines seiner tausend Engelein zu ihm gesandt, um es näher zu rufen zu seinem Throne. Und dieses Engelein habe Kindesgestalt angenommen und nur die himmlischen Augen behalten, und mit diesen habe das Engelein die Mutter angezogen, festgehalten und nicht losgelassen, bis sie zusammen in des Vaters Schooß gekommen. Und weil es ein Engelein gewesen, so habe es wieder sterben müssen leiblich und nicht auf der Welt bleiben können. Daß das Sterben es auch gefreut, und daß es wohl gewußt, es habe die Mutter gerettet, das habe man ja an seinem Lächeln gesehen. Und da der liebe Gott so hoch es gewürdigt, durch einen eigenen Engel es zu rufen, so wolle es ihm geheiligt bleiben, und es glaube, es könne es.

So ward mein Weibchen durch den Tod eines Kindes geheiligt, es war ihm zum Engelein geworden, das ihm sein klein Händchen bot über die hohe Schwelle, welche den irdischen Sinn von Gott trennt; aber das Engelein zog mit Engelskraft, und die Mutter

überschritt die Schwelle und wandelte nun in Gott, d. h. sie reinigte sich ihm zu einem heiligen Tempel und erfüllte jede Pflicht in seinem Namen und liebte Alle mit seiner Liebe und verdammte Niemand, sondern überließ das Gericht Dem, der gesagt hat: Ich will vergelten.

So that ein todtes Kind an seiner Mutter.

Mütter, so können und wollen euch alle todten Kinder thun, denn es waren alles Engelein, gesandt, euch zu Gott zu führen, euch zu sühnen mit ihm, euch nicht zu entfremden der Welt, euch auch mit ihr zu sühnen. Leider verstehen nicht Alle die Stimme der Engel.

Aber auch die lebendigen Kinder sind Engel Gottes, gesandt, die Eltern zu heiligen, zu erheben, zu schützen und zu bewahren. Und zum Danke dafür, was thun viele Eltern an den Kindern?

Doch noch viele Engel gehen durch die Welt. Die Feuerflammen sind Engel des Herrn und auch die Wasserströme; Bettler sendet der Herr aus und ruft uns durch sie bald zur Weisheit, bald zur Barmherzigkeit. Steine legt uns der Herr in die Wege und läßt den Thau fallen zu unsern Füßen, Alle sind Engel Gottes. Durch sie ergeht des Herrn Stimme für und für an unser Herz, und er erscheint uns in jedem Busche, in jeder Quelle, die aus den Felsen springt. Ach, wer doch Augen hätte, ihn allenthalben zu sehen! Ach wer doch Ohren hätte, ihn allenthalben zu hören!

Vierzehntes Kapitel.

Wie die Leute den lieben Gott kennen.

Als es Morgen ward, kamen Weiber zu uns, die gehört hatten, unser Kind werde sterben. Sie brachten Allerlei mit, dem Kind und der Mutter zur Labung; denn in solchen Fällen reut ein weiß Brötchen oder ein halb Pfund Kaffee eine Bäuerin nicht.

„Du hast doch recht,“ sagte eins der Weiber zu meiner Frau, „thust du nicht so wüst und nöthlich. Dem Kind ist es wohl gegangen, es ist Manchem ab.“ „Ja,“ sagte eine Andere mit bedenklichem Gesicht, „wenn es nur wegen dem wäre, so hättest recht, aber es ist noch wegen etwas Anderem. Wenn es nur getauft

gewesen wäre, so wollte ich nichts sagen, aber so ungetauft kann mich das Kind doch erbarmen, denn kein Mensch weiß jetzt, wie es ihm geht.“ „Ja, du hast recht,“ sagte die Erste, „an das habe ich gar nicht gedacht. Es sind mir auch vier Kinder gestorben, gottlob! aber gottlob keins vor der Taufe. Ich glaube, ich hätte mich hintersinnet. Dem lieben Gott mag ich sie von Herzen gönnen, aber dem Teufel doch nicht; lieber wollte ich zwei Dutzend behalten, als ihm eins abgeben. Man sagt zwar, sie kämen nicht in die hinterste Hölle, aber wenn sie auch zuvorderst kämen, wird es den armen Tröpflein heiß genug machen.“

Das stieg mir gewaltig zu Gemüthe. Diesen Glauben, der noch allgemein verbreitet ist, daß alle Kinder, welche ungetauft stürben, verdammt würden, kannte ich gar wohl, ich hatte aber nie darüber nachgedacht. Als es nun aber mein eigen Kind betraf, da ging es mir tief zu Herzen. Ich bebte vor dem Gedanken, daß ein holdselig Wesen in des Teufels Gewalt gekommen sein sollte, aber Widerlegung wußte ich keine. Es war so angenommen, und nach Gründen frägt man bei angenommenen Dingen nicht. Ich lief die Stube auf und nieder und fühlte eine Beklemmung zum Schreien; aber mein Weib im Bette blieb ruhig. Als endlich die Weiber fort waren mit ihren sonderbaren Tröstungen, beugte ich das Haupt auf meines Weibes Bett nieder und begann zu schluchzen wie ein Kind. Mein Weib streichelte mir die Haare und wollte mich trösten, daß ja das Kind in seine Heimat gegangen und nur hergesandt worden sei, uns in unserem Glauben zu prüfen und zu befestigen. Ich konnte lange nicht antworten. Endlich rangen mir sich die Worte auf: „Aber wie kann uns ein Kind Gott zuführen, das ungetauft starb und nun des Teufels ist?“ Da richtete sich mein Weibchen im Bette auf und sagte mir: „Wie kannst doch so etwas denken und glauben? Ich bin kein Schulmeister,“ fuhr es fort, „allein ich habe das ganze neue Testament durchlesen und kein Sterbenswörtchen darin gefunden, daß ungetaufte Kinder nicht selig würden. Ich habe aber gefunden, daß Jesus sagte, man solle die Kinder nur zu ihm kommen lassen, denn ihnen gehöre das Himmelreich. Nun glaube ich der Bibel, und mit dem, was die Bibel nicht sagt, können die Leute mich nicht erschrecken. Und, Peter,“ sagte Mädeli und nahm mich bei der Hand, „wie kannst du glauben, daß unser Kind des Teufels sein sollte? Hast du es recht angesehen und seine

lieben, treuen Augen? Hast du gehört, was ich dir erzählt, wie ich diese Nacht gerungen und wie mir der liebe Gott so nahe gekommen, daß ich glaubte, ich sei an ihm an, und daß es mir ist, als ob ich ihn noch jetzt im Herzen habe? Nein, Peter, glaube doch solche Dinge nicht, ich empfinde in meinem Herzen, daß sie nicht wahr sind, ich habe in mir ein Zeugniß dagegen, das ich für göttlich achte, so gut als die Stimme meines Gewissens. Darum, mein liebes Mannli, weine nicht, tröste dich und freue dich, daß unser Kind bei Gott ist. Denn das ist es. Und laß uns trachten, daß wir nie weiter von Gott kommen, als dieses Kind ist, dann, glaube mir, fehlt uns die Seligkeit nicht."

Mein Weib redete mir da wunderlicher als ein Pfarrer, und seine innige Ueberzeugung überwältigte mich auch, denn wahre Ueberzeugung, so recht von Herzensgrund ausgesprochen, überwältigt immer und sehr oft auch der Schein davon.

Ich band ein schwarz Halstuch um und wanderte hin zum Pfarrer. Auf dem Wege stiegen mir meine eigenen Gedanken wieder auf, und der alte Glaube fing wieder an zu streiten gegen meines Weibes übernächtigen Glauben, machte meinen Glauben unsicher, brachte mich dahin, zu glauben, meinem Weibe sei nicht recht im Kopfe, sonst hätte es ja den Heiland nicht gesehen, und die Weiber hätten doch recht. Von Neuem kam die Angst in meine Seele, und ich brachte sie recht groß zum Pfarrer, der mich meines Verlustes wegen bedauerte. „Ach," sagte ich, „ich wollte mich darein ergeben, wenn es nur getauft worden wäre." „Warum?" fragte der Pfarrer. „Ach, wenn es jetzt nicht selig werden sollte!" antwortete ich.

„Glaubet ihr das auch?" fragte er.

„Aparti nicht, aber die Weiber haben meiner Frau gar große Angst gemacht," antwortete ich; mich schämend für mich, stieß ich mein Weib hinein.

Der Pfarrer sagte, er könne doch nicht begreifen, daß die Leute so fest an einem alten Vorurtheil hingen, das durchaus keinen Grund habe.

Ich fragte, wie es dann möglich sei, daß so ein Vorurtheil ohne Grund entstehen könne? Ich würde es gern zum Trost meinem Weibe sagen.

„Schulmeister," sagte der Pfarrer, „die Sache ist die. Die Juden glaubten daran, daß alle Heiden von bösen Geistern be-

sessen seien, daher, wenn sie Heiden zu Proselyten machten, ließen sie dieselben untertauchen im Wasser, gleichsam als wenn die bösen Geister dadurch ersäuft würden. Jesus hatte nicht lange die Taufe als Sinnbild der innern, immer fortdauernden Reinigung befohlen, als der Glaube, der Mensch sei vor der Taufe vom Teufel besessen, sich einschlich, und weil Jesus bei seiner Taufe vom heiligen Geiste bewillkommt wurde, so glaubte man, es sei der heilige Geist, der in's Wasser komme, den Teufel eigentlich austreibe, das Inwendige des Menschen ganz rein mache, so daß er in diesem Augenblick ohne Sünde sei. Um dieses Glaubens willen ließen manche Leute sich nicht taufen bis zu ihrem Ende, um dann gleichsam frisch gewaschen ohne alle Sünde in den Himmel zu kommen und so den Himmel gewiß zu haben, während bei einer frühern Taufe spätere Sünden den Zugang wieder verschließen konnten. Aber man konnte unerwartet sterben ohne Taufe und blieb dann dem Teufel unabänderlich und unwiderruflich, am Schlagfluß z. B., wo viele Leute bei jedem Aussprechen des Wortes Schlagfluß hinzusetzen: „Gott behüt uns davor!“ Daher fing man an, früher zu taufen, so früh als möglich, denn der Gefahr des Sterbens war man vom ersten Tage an ausgesetzt. Man taufte also junge Kinder, das konnte man recht gut, und Christus sagte kein Wort, wie früh oder spät man taufen solle. Nach langem Streit wurde der neue Gebrauch allgemein, aber der alte Glaube, daß Ungetaufte des Teufels seien, blieb, blieb nicht nur unterm Volk, sondern ward auch Kirchenglauben, obgleich er durchaus keinen Grund in der Bibel hatte.

„Es ist sonderbar, wie mancher Aberglauben der Vorzeit so fest den Leuten in den Köpfen sitzt, während so manche alte schöne Wahrheit nie in die Köpfe will. Habt ihr nie bemerkt, Schulmeister, daß, wenn euch eines Tages Kinder unrichtig antworten und ihr verbessert die Antwort, stellt das Rechte dar, und ihr kommt morgen wieder und fragt, was ihr gestern gehabt, die Kinder euch das Unrichtige repetiren als verhandelte Wahrheit und von der wirklichen nichts mehr wissen? Wenn man übrigens den Glauben der Menschen untersuchen würde, den Glauben, der auf ihr Leben eigentlich Einfluß hat, würde man da wunderliches Zeug finden, man würde finden, daß an diesem Glauben die Bibel den wenigsten Antheil hat. Dieser eigentliche kursirende Volksglaube wechselt etwas im Laufe der Zeiten, aber langsam, und wenn

derselbe einmal mit dem Bibelglauben zusammentrifft, dann ist's gut, aber leider sind wir noch nicht da. Nein," schloß der Pfarrer, „geht nur, und sagt eurem Weibe, der Heiland, der sagte: Laßt die Kindlein zu mir kommen, denn ihnen gehört das Himmelreich, der Heiland, dem alle Gewalt gegeben ist auf Erden und im Himmel, der wird nicht Kinder geboren werden lassen und sterben, um sie dem Teufel in seine Klauen zu befördern. Ein solcher Glaube ist eigentlich Unsinn und Gotteslästerung, und wenn ich eure Frau sehe, so will ich ihr eins abkapiteln."

Da bat ich, er solle ihr doch recht nicht sagen, daß ich ihm gesagt, sie glaube so etwas, sie würde es ungern haben, ich wolle sie jetzt schon trösten und ihr sagen, woher dieser Glaube käme.

Das sonderbare Uebereinstimmen meiner Frau mit dem Pfarrer benahm mir die Angst, und andächtig brachte ich des andern Morgens früh die kleine Leiche, die wir vorher noch brünstig geküßt hatten, dem Todtengräber auf den Kirchhof. Derselbe hatte das kleine Grab in der Dachrinne gemacht und gar nicht tief. Ich fragte ihn, warum er es gerade hier gemacht. Er sah mich kurios an und sagte endlich, ich sei ja ein Schulmeister und werde das wohl wissen. Endlich, nachdem ich meine Unwissenheit augenscheinlich an den Tag gelegt, dadurch aber nicht wenig an Respekt eingebüßt hatte, sagte mir der weise Todtengräber Folgendes: je näher der Kirche man begraben werde, desto sicherer sei man vor den bösen Erdgeistern, und da ungetaufte Kinder nicht durch die Taufe vor ihnen geschützt würden, so thue man sie an die Kirche, um durch die Kirche selbst beschützt zu werden. Dann thue man sie in die Dachrinne, damit sie noch hier getauft würden. Wenn nämlich der Pfarrer das Taufwasser b'segne, so werde alles Wasser in und an der Kirche zu Taufwasser (d. h. der heilige Geist komme in dasselbe), so daß, wenn es einmal stark regne zu selber Zeit, so werde auch Regenwasser auf dem Dach zu Taufwasser, und wenn es nun hinunterrinne und bis zu dem Kinde dringe, so werde das Kind im Boden so gut und gültig getauft, als das Kind in der Kirche.

Wie doch die Leute erfinderisch sind, dem Teufel Personen aus den Klauen zu reißen, wenn sie todt sind, und wie sorglos stürzen sie sie in seine Arme, so lange sie lebendig sind! Wie Angst ist es ihnen um die Seligkeit Anderer und wie schnöde spielen sie um die eigene! Freilich nicht mit Karten, wie jene berühmte

Spielerin, welche, als sie kein Geld mehr hatte, ihre Seligkeit einsetzte statt sechs Kreuzer und dieselbe auch richtig verlor, aber mit Thaten und Worten, gleichgültig und leichtsinnig. Wie Angst ist es ihnen um ihre ungetauften Kinder und um deren Seligkeit, und ihre getauften führen sie dem Teufel selbst zu durch Beispiel und Anreizung, durch Sorglosigkeit und Liederlichkeit. Sie blasen in ihnen das Böse eigenmäulig an und lachen dazu; „es thut nichts, es thut nichts," meinen sie, und wenn dann endlich die Flamme der Sünde über ihren Häuptern zusammenschlägt, so schreien sie Mordio: „brenne nicht, brenne nicht!" Ihre todten Kinder soll der liebe Gott absolut haben, ihre lebendigen gehen ihn nichts an. Ihre todten Kinder sollen zunächst an die Kirche, ihre lebendigen halten sie schnöde und muthwillig davon zurück, fluchen dem Pfarrer, wenn er sie hineinbringen will, und sagen dem Schulmeister wüst, wenn er eine halbe Stunde länger Kinderlehre hält. So sind die Leute voll Widersprüche, und woher kommen die wohl? Die kommen eben daher, daß der Aberglaube sie regiert und nicht der Glaube, daß Hirngespinnste ihre Religion sind und die Wahrheit von ihnen ausgespuckt wird, daß sie Alles glauben, nur nicht das, was von Gott kommt. Und woher kommt dieser verkehrte Sinn? Der kommt daher, weil die Menschen thun wollen, was sie ankömmt, und nicht, was Gott will, weil sie beharren wollen im Ungehorsam und doch die Seligkeit nicht wollen fahren lassen. Sie wollen die Früchte von Jesu Leben und Tod, aber Früchte, die sich der Besserung geziemen, die wollen sie nicht bringen. Darum ersinnen sie so Widersinniges und glauben so Widersinniges. Aber was wird das einst für ein Erwachen sein aus solch selbstgemachtem Lug und Trug?

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Tod und eine Theilung.

Es war eine feierliche Stimmung in unsern Herzen. Auch in unserm Häuschen war es uns fast, als ob wir in der Kirche, als ob der Herr zu uns eingekehrt wäre. Eine unaussprechliche Gewalt zog mich näher zu meinem Weibchen, und zärtlicher fühlten

und thaten wir nicht gegen einander in den verrufenen Flitterwochen; nur war in der Zärtlichkeit etwas Gediegeneres und in unsern Gemüthern klang etwas Sonntäglicheres (ich weiß ihm keinen andern Namen zu geben) als Anfangs. Unsere Liebe hatte sich im Feuer der Noth bewährt und im Glauben geläutert und gehoben. Freilich stand ich da unendlich tief unter meinem Weibchen, aber eben das Gefühl, daß es in Glaubenskraft über mir stehe, machte, daß ich mich um so fester an dasselbe schloß, mich an ihm hielt in den Stürmen, die über uns daher brausten. Da bewährte es sich gar herrlich, daß alle Dinge denen, die Gott lieben, zur Seligkeit dienen müssen.

Achtet auf ein Ehepaar, welches Gott nicht liebt, wo Jedes im Grunde des Herzens nur sich selbst liebt, wie da jedes Unglück trennend zwischen sie tritt, ihre Herzen spaltet und durch diese Spaltung jedem Unglück ein dreifach Gewicht giebt. Achtet auf ein solches Ehepaar, wenn Unglück kömmt, wenn Bedrängniß einreißt, wenn ein geliebtes Kind stirbt, wenn Krankheiten sich lagern über Eins oder Beide, wenn Hoffnungen auseinander gehn, Wünsche brennen und nicht gelöscht werden können, wie da die Herzen blosgelegt werden und an's Tageslicht kömmt, was man unter künstlichem Flitter, zärtlichen Blicken, süßen Worten, artigen Mienen schlau verborgen hatte. Keines trägt die Bürde gerne, glaubt das Andere schuld an derselben, glaubt, wenn sie Beide sich nicht zusammengefunden, so wäre auch dieses Unglück nicht, wäre man nicht in solcher Bedrängniß; schiebt die Bürde dem Andern zum Tragen hin und schüttelt sich unwillig über seinen Theil, wird verdrießlich und ärgert sich über die Art und Weise, wie das Andere trägt. Dann kömmt es vom Aerger zu ärgerlichen Worten und aus beiden bildet sich das Verhältniß heraus, das besteht zwischen einem Zügel und einem Pferdefuß, der übergesprungen ist. Es entsteht eine Reibung, beide leiden, und je größer das Leiden wird, desto stärker wird die Reibung, und je heftiger die Reibung wird, desto weniger ist an ein Loskommen zu denken, wenn nicht etwa der Zügel bricht. Und wenn endlich auch der Zügel bricht, so hat man am Bein noch einen schweren Schaden. So ist jedes Unglück für jedes sündige Gemüth ein dreifaches Unglück.

Wer will es mir wehren, wenn ich behaupten will, jede Berührung der Außenwelt mit unserm Herzen erzeuge einen chemischen Prozeß, und je nach der Beschaffenheit des Herzens erzeugen sich in ihm

bei dieser Berührung Dämpfe — Stimmungen, und je nach den Dämpfen ein Niederschlag — Worte und Thaten. An diesen Dämpfen und diesem Niederschlage eben erkennt der Mensch, weß Geistes Kind er ist. Ist das Herz ein verdorbenes, — und welche sind es eigentlich nicht? — so steigt bei der Berührung Verdorbenes auf zur Plage des Menschen, wie verdorbene Kinder eine Qual der Eltern sind, und diese Plage ist die Geißel, die zur Erkenntniß bringen, den Staar stechen, den Menschen dahin bringen soll, daß er sein Herz zu heilen sucht. Zu dieser Heilung sind Heilmittel da, und sobald das Herz zu heilen beginnt, sobald es Gott über Alles und den Nächsten als sich selbst zu lieben beginnt und sich nicht mehr zum eignen Herrgott macht, entstehen aus seiner Berührung mit der Außenwelt andere Dämpfe, ein anderer Niederschlag. Was das Herz berühren mag, je liebender das Herz wird, desto süßer und lieblicher werden die Dämpfe, desto fruchtbarer und segensreicher der Niederschlag, ja, je härter die Außenwelt an das Herz schlägt, desto hellere Funken sprüht die Liebe, desto inniger werden die Stimmungen, desto herzlicher jede Aeußerung in That und Wort. Die Heilung trägt in sich selbst den Lohn und giebt glücklichere Stimmungen glücklichere Verhältnisse und als größtes Glück die merkwürdige Umwandlung, daß fortan Glück und Unglück, kurz Alles, was aus Gottes Hand kömmt und das menschliche Herz berührt, heiligend auf dasselbe einwirkt, statt wie früher als Versuchung verführend und zur Sünde reizend, daß also in eigentlichem Sinne des Wortes Alles zu seiner Seligkeit dienen muß.

Wer ein Esel ist, wird mich um dieser Bilder willen als einen Materialisten verschreien. Wer etwas witziger ist, aber doch nicht witziger als halbwitzig, der wird diese Zeilen lesen, sie aber nicht begreifen, und nicht begreifen, daß er sie nicht begreift. Wer aber ganz weise ist, wird auf das Allerwenigste die Bemühung nicht mißkennen, etwas recht anschaulich zu machen, was die meisten Menschen nicht verstehen und doch alle verstehen sollten, nämlich das Verhältniß unseres Herzens zur Außenwelt, und die Art und Weise, wie beide ihre Kinder zeugen und was für Kinder.

Mein Weibchen und ich plauderten nun gar oft von ernsten, wichtigen Dingen zusammen, es war, als ob uns ein Blatt vor dem Munde weggefallen wäre. Ob diesen Reden versäumten wir unsere Arbeit nicht, das Kleinste wurde um so treulicher verrichtet. Aber diese Reden verhüteten, daß wir nicht kleinlichen unbedeuten-

den Dingen und Zufällen eine Wichtigkeit beilegten, die sie nicht hatten.

Es muß jeder Mensch wichtige, wichtigere und wichtigste Dinge haben, Etwas, auf das er besonders Gewicht legt, dem er einen eigenen Einfluß auf sich gestattet und dem er Anderes unterordnet. Nimmt der Mensch nun nichts an sich Wichtiges in sich auf, so erhebt er eine Lumperei auf den Thron und betet sie an: eine Frau die Schweine, eine andere den Kopfputz, eine dritte die Fehler des Nächsten, eine vierte die Mägde und eine fünfte ihre Nerven. Dasselbe gilt von den Männern, die einen machen ihre magern Aecker und die andern ihre dumme Person zur Hauptsache, die dritten (besonders die Diplomaten) das Essen, die vierten das Geld und die fünften ihren Stammbaum, dessen Ende man aber ohne langes Steigen in einem Schwefelholzlädelein finden möchte. Es achten darauf wenige Menschen, darum findet man ein so kleinliches Treiben in der Welt, so eng zusammengeschrumpfte Herzen, daß einem die Haare zu Berge stehen möchten. Das ist aber auch eine Kunst, die nicht im Wirthshause gelehrt wird, im Kleinsten getreu zu sein und das Höchste im Herzen zu tragen.

Wir hatten aber einen solchen Anker, der uns oben erhielt, nöthig, denn wir erfuhren die Wahrheit des Sprüchwortes, daß selten ein Unglück allein kömmt, und daß es dem Hiob nur gegangen, wie vielen andern Menschen auch. Kaum hatte sich der Schmerz um unser Mädchen verklärt zu einem wehmüthigen, freundlichen Andenken, als Mädeli's Vater zu kränkeln begann. Er klagte häufig über Schwindel und Mattigkeit. Eines Morgens setzte er sich auf sein Schuhmacherstühlchen und wollte unserm Kleinen einen Schuh flicken. Kaum hatte er den Leisten im Schuh und beugte sich auf seine Arbeit, so fiel er kopfüber in die Stube hin. Der Kleine, der ihm zugesehen hatte, erhob ein mörderlich Geschrei, und wir Beide, die draußen gewesen waren, stürzten hinein und fanden den Vater bewußtlos am Boden. Mit Mühe brachten wir ihn auf das Bett und wieder zu sich, aber reden konnte er nicht mehr, der Schlag hatte ihn getroffen. Der Arzt ließ ihm zu Ader, verordnete Einreibungen, das schwindende Leben wurde festgehalten, allein der Glieder Gebrauch blieb verloren. Von ganzem Herzen willig thaten wir, was wir konnten, zogen selbst in die Kammer hinauf, warteten ihm ab und verschafften ihm das Nothwendige, was er brauchen konnte, in Speise und Trank. Auch wurde dem

Kranken, nach der Sitte in einigen Gegenden, viel gekramet, was uns einigermaßen Erleichterung verschaffte. Es ist dies eine sehr schöne Sitte, wenn der Kranke nur nicht damit oft eine Fülle von Dingen erhielte, welche im höchsten Grade schädlich sind. Wenn ein krankes Kind z. B. neun Pfefferkuchen auf seinem Bette liegen hat, so kann man sich denken, wie bald es gesund werden wird.

Wenn die Leute kamen und den Vater sahen, so war selten Jemand, der nicht sagte: „Er macht es nicht mehr lange. Ihm geht es gut und Niemand übel.“ Das sagte man ganz ungenirt vor dem Kranken, und recht grausig war es anzusehen, wenn er zu solchen Reden mit seinen starren verzogenen Augen die Leute ansah und ihnen zunickte. Mädeli weinte dann gewöhnlich, dann sagten ihm die Leute: „Du Närrchen, weine doch nicht, sondern dank' dem lieben Gott. Arbeiten kann er nicht mehr, ihn immer so zu pflegen, vermögt ihr nicht, und wenn du wieder ein Kind haben mußt, willst du dann oben in der kalten Kammer kindbetten?“

Mir war es angst wegen Mädeli, die in gesegneten Umständen war, Tag und Nacht keine Ruhe hatte, die Haushaltung machen, die Pflanzungen besorgen sollte. Ich fürchtete, sie halte es nicht aus. Aber Gott giebt dem Menschen in der Noth wunderbare Kräfte. Ueberhaupt liegen im Menschen viel mehr Kräfte, ein größeres Maß von Kräften und besonders eine weit größere Spannkraft, als man ahnt. Man spielt im Grunde nur im Leben und mit dem Leben.

Nach ungefähr sechs Wochen wiederholte sich der Schlagfluß, und der liebe Gott rief den alten müden Meister zu sich. Es ist das Sterben so geheimnißreich und ahnungsvoll, daß auch die rohesten Menschen stille werden in einem Sterbezimmer, auf den Zehen gehen, den Athem leiser ziehen und nur reden in der höchsten Noth. Es ist, als ob den Menschen ergreife das Wehen einer höhern Welt, als ob er fühle, diese Welt sei ihm nahe getreten, und ihre Geister walteten unsichtbar um ihn herum, lösten den verwandten Geist aus der sterblichen Hülle und führten ihn mit sich ihre Wege.

Eine Leiche hatte für mich etwas unendlich Schauerliches. Da liegt sie, die sterbliche Hülle, die Schale, dem Zerbrechen geweiht! Nun endlich wird man es inne, was der Leib eigentlich ist. Aber wenn man bedenkt, was diese sterbliche Hülle vorgestellt, wie sie sich selbst dargegeben als Etwas, während sie Nichts war,

wie viel sie bedeutete, als das thierische Leben in vollen Adern schlug, wenn man dann den eigenen Leib betrachtet und seine Ansprüche und gedenket, daß er auch bald so liegen werde, eine abgestreifte Hülle, ein leer Futteral, ein werdend Staubhäufchen, dann bebt der Mensch in sich zusammen und beginnt zu denken an das, was in dieser leeren Hülle wohnte und in seiner noch wohnt, und welche Geister diesen Geist gelöst und seinen lösen werden.

Es ist schauerlich, eine Leiche zu berühren, mir läuft es dabei kalt den Rücken auf und heiß durch alle Glieder, und das Herz zuckt zusammen, als ob der Tod es bereits mit seiner eisigen Hand gefaßt hätte. Ich war daher meinem Weibchen eine schlechte Hülfe, und ein Glück für es war es, daß bei solchen Gelegenheiten die Nachbarsleute so aufwärtig sind. Ich hatte viel zu laufen und Bescheid zu machen an alle Verwandten meiner Frau nach allen Seiten aus.

Am Begräbnißtag sah ich zum ersten Mal Mädeli's Geschwister alle bei einander, aber keines gefiel mir wie mein Weibchen. Sie waren auch gar kaltblütig und gleichgültig bei der Sache und gar trocken mit uns. Es ist ein gar ernster Gang, der Gang zum Grabe. Es scheint mir immer, als lauerten im Kirchhofe eine Schar gewaltiger Gedanken auf jeden Leichenzug, die sich stürzen auf die Begleitenden und suchen, welches Herz sie erfassen mögen. Da lauert die Reue und sucht die unbarmherzigen, schnöden Herzen; da lauert die Angst auf Die, welche Jemand begraben, der sie vor Gott anklagen wird; da lauert das Grauen auf Die, welche über die Gräber solcher Ankläger schreiten müssen; da lauert der Schrecken auf Alle, welche am Zerdrücken von Herzen sind; es lauert auf die Stolzen das Gefühl ihrer Niedrigkeit, auf die Sinnlichen das Gefühl ihrer Vergänglichkeit, und auf Alle ein fährt der schauerliche Gedanke: ob sie etwa mit den eigenen Beinen auf dem eigenen Grabe stünden? Und hinter allen diesen Gedanken, die mit erschütternder Gewalt auf die Leichenzüge sich stürzen, kömmt leise, klingend in lieblich sanften Weisen, ein Lüftchen hergezogen und sucht nach liebenden Herzen, über welche jene Gedanken keine Macht haben, und an solche Herzen schmiegt es sich weich und leise und flicht dort aus den Thränen der Liebe ein strahlend Thor, das in's ewige Leben führt, und in süßen himmlischen Klängen singt das Lüftchen dem liebenden Herzen von der Auferstehung und dem Leben, von dem Wiederfinden der Getreugebliebenen in des Vaters Freude.

Zu Hause bereitete uns Jemand für die Verwandten das Essen, denn auch meine Frau geleitete, wie üblich, den Vater zu seiner Ruhestätte. Ich weiß eigentlich gar nicht, warum fast an allen Orten die Weiber ihre Kinder nicht auf ihrem ersten Ausgange zur Taufe geleiten, und warum sie wieder an vielen Orten die Ihrigen nicht geleiten auf ihrem Heimgang. Haben sie etwa nicht nöthig zu gedenken, daß fortan alle Wege, welche man das Kind trägt, führt und weist, in Gott ausmünden sollen? Haben sie nicht nöthig, ihrer Vergänglichkeit zu gedenken, von Zeit zu Zeit ihr Grab zu beschauen, zu bedenken, wie ihnen sein würde, wenn sie hinter dem Sarge ihres Gatten oder ihres Kindes gehen müßten, ob dann die Liebe ihre Trösterin oder die Reue und die Selbstanklage ihre Begleiterinnen wären?

Schon auf dem Heimwege stichelte die mitgekommene Frau eines Bruders von Theilen, und sie hätten expreß ein Wägelchen mitgenommen, um die ihnen zugefallenen Sachen mitzunehmen. Du mein Gott! Die Habseligkeiten des Begrabenen waren so dürftig, als man sich nur denken konnte. Sein Bett war das Beste daran, seine Kleider Bruchstücke, sein Uebriges Plunder, sein wenig Küchengeschirr hatte er uns allerdings zum Brauchen gegeben. Mädeli und ich hatten nichts darüber geredet, und Mädeli sicher auch nichts darüber gedacht. Mir hingegen war der Gedanke an's Erben gekommen, und ich glaube, es sei wirklich selten Jemand, der, wenn ihm Jemand stirbt, den er lieb hat, aber den er beerbt, nicht auch an's Erben dächte, und sicher Viele würden erschrecken, wenn vierzehn Tage nach Behändigung des Erbes die Beerbten wiederkämen. Der Vater hatte in den letztern Zeiten kein Kostgeld mehr geben können, und wir hatten nicht daran gedacht, die übrigen Geschwister oder die Gemeinde darum anzugehen. In den letzten Wochen hatten wir große Unmuße mit ihm gehabt und auch Kosten, so daß wir wirklich geldlos waren und Fleisch und Wein für das Mittagessen, welches wir den Verwandten bereiteten und zwar, um es wohlfeiler zu machen, zu Hause, dem Wirth schuldig bleiben mußten.

Da hatte ich mir erstlich gedacht, seine übrigen Kinder würden gar nicht nach diesen Dingen fragen, von denen uns das Bett sehr wohl gekommen wäre, und zweitens war mir im Hintergrunde noch die Hoffnung aufgedämmert, sie würden uns vielleicht noch etwas an unsere Ausgaben geben. Solche Gedanken sind gewiß einem armen Ehemann, der für eine Niederkunft sorgen muß und

kein Geld hat, zu verzeihen. Könnte man in allen Menschenköpfen alle eigennützigen, spekulativen Gedanken verfolgen, man würde ergrauen vor dem Herzlosen, Liebeleeren, Scheußlichen, das vor unsern Augen sich aufwinden würde. Es ist ein Heil, daß wir das nicht können, unsere Augen würden erblinden, unsere Herzen würden verbluten, wenn Anderer Gedanken uns offenbar, wenn wir sehen würden, wie manches Auge auf unsern Tod lauert. Der Gram würde wie ein Geier sich setzen auf unser Herz, das aber eben vielleicht ähnliche Gedanken und Gelüsten in sich wälzte. Was für Augen würden sich wohl viele Menschen machen, wenn sie einander in die Seelen hineinschauen könnten, wie in's Gesicht? Der Schöpfer weiß wohl, warum er hier einen Vorhang gezogen hat.

Kaum waren wir heim gekommen, so fragte die Schwägerin nach dem zu theilenden Erbe. Wir wiesen vor, was da war. Sie wollte nicht glauben, daß das Alles sei, ihr Mann hätte von viel Mehrerem gesagt. Die übrigen. Kinder, welche seit Jahren das väterliche Haus verlassen hatten, wo noch der Verdienst größer und von bessern Zeiten her Manches vorräthig war, was seitdem abgegangen, muckelten auch von Verschleppen, Verleugnen. Die Schwägerin durchstöberte mit ihrem Manne und einer Schwester alle Winkel, um nach etwas Verborgenem zu forschen. Unglücklicherweise entdeckte die Letztere auf unserm Kachelbank einen Milchtopf, in dem sie früher viel Milch geholt hatte und erhob nun über denselben ein Geschrei, als ob ein Stier sie bereits auf den Hörnern hätte. Da sehe man, was wir für Leute seien. „Jetzt erst wollen wir recht suchen; wo das ist, wird noch mehr sein!" schrie sie. Nun fingen sie an, das Unterste zu oberst zu kehren und beanspruchten am Ende unsere ganze Habe. Da rissen sie einen Hafen zweg und dort eine Kelle, wollten über unsere verschlossenen Schränke, sie einsprengen, wenn wir nicht die Schlüssel gäben. Alles müsse erlesen sein, schrie das Eine; ein Anderes brüllte, man müsse uns zum Eid halten, und das Dritte redete davon den Landjäger zu holen. Es war ein Höllenspektakel, und der Lärm wurde immer größer. Die Leute arbeiteten sich selbst in einen Zorn und in eine Wuth hinein, die kein Maß hatten. Die Vorstellung unseres Betruges wuchs wie ein Gespenst in's Unendliche; ich glaube, sie stellten sich am Ende vor, der Handel gehe um viel tausend Gulden; und wenn sie nur recht wüst thäten, so sei ein großes Erbe aus mir herauszupressen, wie Oel aus Steinen.

Es kann wahrhaftig nichts Traurigeres geben, als das Streiten um ein Erbe, und doch ist gerade dieses Streiten eins der häufigsten und ein Beweis mehr von dem Eigennutz und dem Lauern auf das Erben, von dem ich früher gesprochen. Wenn um Höfe, Schlösser und Haufen Geld gestritten wird, so glaubt man, das begreifen zu können, weil da es des Streitens sich lohne. Aber vermöchten Brüder und Schwestern nicht gerade da am besten Friede zu halten, wo viel zu theilen ist? Da sollte man doch eher etwas übersehen können. Aber eben mit dem Haben nimmt auch das Begehren zu. Das ist der Fluch, der im Golde liegt, und von dem das Sprüchwort kömmt: Je mehr er hat, desto mehr hat er zu wenig. Sehr traurig, fast lächerlich und unbegreiflich will man es finden, wenn Arme um ein paar alte Leintücher, eine geflickte Pfanne, eine gespaltene Kaffeekanne und ein paar schmierige Hosen sich zanken. Ja, traurig ist's allerdings, wenn die, welche die Liebe am nöthigsten hätten, um so kleinlicher Dinge willen sich das für sie ohnehin bittere Leben noch mehr verbittern. Aber begreiflich ist das Ding gar sehr. Ein armer Mensch, der gar nichts anzuschaffen vermag, dem ist eine gespaltene Kaffeekanne ein gefunden Fressen und ein Bettstück ein wahrer Schatz, zu dem er vielleicht sonst sein Lebtag nicht gekommen wäre, oder nur durch tausend Entbehrungen. Und einem armen Weibe kann ein Fetzen von einem Leintuch, besonders wenn es noch zu kindbetten gedenkt, eben so wichtig vorkommen, als einer reichen Bürgersfrau ein ganzer Schrank voll Wäsche.

Man kann sich aber nicht vorstellen, wie uns Beiden bei der ganzen Geschichte war. Ein vernünftiges Wort wurde gar nicht gehört, meine Bitten, Mädeli's Weinen und Anhalten nicht geachtet. Die Titel regneten immer derber auf uns ein, je sanftmüthiger wir uns geberdeten. Mir kochte nach und nach auch der Zorn in meinem Innern, aber ich war so unterthänig gewöhnt, so gewohnt, meinen Zorn im Stillen zu verwerchen, daß ich es höchstens zu einem unverständlichen Brummen brachte, blaß wurde und in den Hosensäcken die Hände ballte. Mädeli bot Allem auf, die Vermittlerin zu machen in aller Sanftmuth und Geduld; aber es schüttete eben nur Oel in's Feuer, und je manierlicher es that, desto unverschämter wurden die Andern, ja die Schwägerin griff sogar nach unseres Kindes Bettlein und zeigte es ihrem Mann: ob das nicht auch anzusprechen sei?

Da flammte aber auf einmal, wie aus einem Hause, das der Blitz getroffen, die Feuersäule, aus Mädeli der Zorn empor. Ohnehin lang, ward es noch um einen halben Schuh länger, Funken sprühten aus seinen Augen, und mit einer mir ganz fremden Stimme, fest und scharf, wo jeder Laut dem Knall einer gezogenen Pistole glich, und jedes Wort die Kugel selbst war, stellte es sich plötzlich, wie der Hirsch gegen seine Verfolger. Wie ein General befahl es der Schwägerin, das Bettlein an seinen Ort zu thun, das sei von uns bezahlt, überhaupt habe sie hier gar nicht zu reden, sie gehe die ganze Geschichte nichts an, sie solle heimgehen zu ihren Eltern und da erben, was es da zu erben geben werde, Dreck und Läuse. Dann wandte sich meine Frau von Einem zum Andern und hudelte sie fürchterlich. Zuerst ging es über den Pathen unseres Knaben los. Von ihm hätte sie das nicht geglaubt, sagte Mädeli, er sei ihr immer der liebste Bruder gewesen, auf ihn hätte sie gebaut, wenn der Vater früher gestorben wäre, aber nun danke sie Gott, daß sie ihn nicht nöthig habe. Sie sehe nun, was auch er für Einer sei. Pathe sei er von diesem Kinde, und statt diesem Kinde zu helfen, wolle er ihm sein Bettchen stehlen helfen; das habe man von einem Pathen nie erhört, so lange die Welt stehe. So fuhr sie von Einem zum Andern und am Ende über Alle zusammen los. Zum Erben seien sie jetzt Kinder, aber um dem Vater zu helfen, da sei Keines ein Kind gewesen. Wir hätten ihn erhalten. Keines habe gefragt: „Wer zahlt dafür?“ Krank sei er gewesen. Keines habe gefragt: „Mangelt ihm etwas, können wir helfen?“ Gepflegt hätten wir ihn, alle Kosten bezahlt. Keines frage: „Was sind wir schuldig für Mühe und Auslage?“ Wir hätten bös gehabt und den Vater gut gehalten. Keines danke uns dafür, und statt des Dankes wollten sie uns noch die eigenen Sachen stehlen. Sie seien saubere Leute, es müsse sich in den Boden hinein schämen vor seinem Manne, daß er sehen müsse, in welche schlechte Familie er geheirathet habe, müsse sein Leben lang sich schämen, daß ich an ihrem Vater so viel gethan und doch nicht sein Kind gewesen sei, und nun solchen Dank und solchen Schaden davon haben müsse. Dabei rannen die Thränen über sein erglühtes Gesicht, aber seine Kraft brach damit nicht zusammen, sondern es sagte ihnen noch: das Fleisch, das sie gegessen, der Wein, den sie getrunken, der Todtengräber, der den Vater begraben — Alles sei nicht bezahlt,

und nun sollten wir unsere Habe ihnen zum Theilen hergeben und dann die Schulden bezahlen!

Mädeli's Zorn überwältigte seinen Verstand nicht, sondern erglühte ihn nur; darum schlug er auf die Andern ein wie eine Kartätschensaat. Die Brüder verstummten zuerst und vergaßen, das Maul offen, ob der Schwester Schelten, die sie nur als ein Kind gekannt hatten, zu antworten. Länger hielten die Schwägerin und die Schwester, welche den Milchtopf gefunden hatte, aus. In abgebrochenen Zorneslauten widerbelferten sie, aber vor Mädeli's geregeltem, scharfem Feuer verstummten am Ende auch ihre blinden Schüsse, und Mädeli stand da, wie eine zürnende Königin, mitten unter ihnen, ohne Krone freilich auf dem Haupte, ohne Scepter in der Hand, aber mit dem Scepter im Munde, mit der Krone in den Augen. Sie frage, so schloß sie: ob sie jetzt thun wollten wie billig und recht? Wollten sie das nicht, dann gut, dann möchten sie auch erfahren, was wir könnten, und welche Rechnung wir machen würden.

Zuerst begann der Pathe sich zu entschuldigen. Er habe nicht gewußt, wie es sich verhalte; wir hätten nichts gesagt, und da habe er geglaubt, die Andern hätten auch etwas recht. Aber er begehre nichts Ungerechtes; was unser sei, sollten wir nur sagen und auch, wenn wir etwas Weiteres zu fordern hätten — er für sich begehre nichts, als was recht sei. Auch der andere Bruder sagte: er lasse sich nicht sagen, daß er ein Betrüger sei, man habe ja gesehen, daß wir des Vaters Sache unter der unsrigen hätten, und da könnte einem doch Allerlei in Sinn kommen, aber er für seinen Theil begehre auch nicht mehr, als was ihm von Rechteswegen zukomme. Die Weibsbilder sagten: was recht sei, sei recht; und was sie gesehen hätten, hätten sie gesehen; und daneben sollten wir zusehen, was wir machten; für Die wo Wittwen und Waisen betrögen, sei der Teufel da.

Mädeli sagte: Den habe es nicht zu fürchten, der sei auch für Die da, welche nur nehmen wollten, was ihnen nicht gehöre, und nichts geben, wo es sich gebühre. Wollten sie im Frieden theilen, wohl und gut, wo nicht, so sollten sie gehen und machen, was sie könnten. Der Vater würde sich im Grabe umkehren, wenn er wüßte, wie sie thäten. Er habe ihm manchmal gesagt, wenn er es nicht hätte, er wüßte nicht, was er anfinge, er hoffe aber,

die andern Kinder würden uns daran denken. Der gute Vater habe nicht gewußt, was er für Kinder habe.

Nach langem Hin- und Herreden, nachdem jedes Stücklein sieben Mal zur Hand genommen worden, nachdem Mädeli sieben Mal mit der Rechnung gedroht, sagten sie endlich: ihretwegen könnten wir Alles nehmen, aber wenn wir noch mehr von ihnen wollten, so könnten wir sie gerichtlich ansuchen. Wir seien schlechte Leute, es ihnen so zu machen, armen Waisen. Wenn sie gewußt hätten, daß das so gehen sollte, so hätten sie den Alten auch nehmen können. Aber obgleich sie am Ende ohne Erbe fortgingen, nahmen sie doch viel mit sich: Groll, Haß, das quälende Mißtrauen, betrogen zu sein, die Qualen Derer, die engen eigennützigen Herzens sind, die traurigen Zeugen, daß Solchen auch die Armuth zur Unseligkeit dienen muß.

Sie ließen uns nichts Weiteres zurück, als den Plunder, und doch viel — unendlich matte, wüste Köpfe, den Schmerz, mißkannt, die Wehthat, grollend von Verwandten geschieden zu sein. Mädeli brach ordentlich zusammen aus seiner künstlichen Spannung und jammerte, was ich doch Alles seinetwegen ertragen müsse. Wenn es ihm nicht wegen mir und dem Kinde gewesen wäre, so hätte es Alles ertragen können. Aber da habe es müssen reden, es sei in es gefahren wie Feuer und hätte es gedünkt, es fürchte die ganze Welt nicht und es könnte und dürfte einem Jeden sagen, was er werth sei. Ich konnte ihm meine Bewunderung nicht versagen; ich selbst habe angefangen, es zu fürchten, und es sei mir lieber, wenn es es nicht alle Tage so ankomme. In diesem Betragen lag aber Trost für die erlittene Mißhandlung für uns Beide. Mädeli hatte das Bewußtsein, viel gethan zu haben, und ich einen neuen Fund gemacht an meinem Weibe. Ich wußte bereits, daß es Kraft zum Tragen hatte, aber seine Entschlossenheit zum Handeln, wo die Noth an Mann tritt, die hatte ich erst heute bei ihm bemerkt.

Kraft hatten wir auch nöthig zu unsern Schulden, die wir nicht alsbald bezahlen konnten, im Gegentheil der Gefahr ausgesetzt waren, noch neue machen zu müssen. Doch ging das besser als wir dachten. Die Ruhr regierte im Dorfe ziemlich gefährlich, so daß ich manches Leichengebet halten mußte, und die dafür erhaltenen Emolumente halfen mir diesmal so ziemlich aus der Noth. Weiß Gott, daß ich mich keines Todes freute, noch weniger ihn

ersehnte, daß ich es nicht hatte, wie jene Todtengräbersfrau, welche den Gläubigern ihres Mannes nachlief und ihnen sagte, es komme eine grausame Krankheit, wo mehr als die halben Menschen daran stürben. Bis dahin sollten sie doch mit ihren Anforderungen Geduld haben, da habe dann, Gottlob, ihr Mann einmal recht zu verdienen, und dann wollten sie Alle bezahlen. Wahrscheinlich wenigstens Die, welche noch lebten. Nein, so war es nicht bei mir. Aber daß ich den halben Gulden ungern genommen, mich lange gewehrt, wenn man mir mehr gab, oder Fleisch und Brot zurückgewiesen hätte, wenn es mir Jemand zuschickte, das könnte ich nicht sagen.

Sechszehntes Kapitel.

Wieder eine Kindbette, wieder ein Tod, aber diesmal ohne Theilung.

Glücklich erhielten wir wieder ein Mädchen. Wir meinten wohl, es gleiche dem seligen auf ein Haar, aber die Weiber wollten es nicht haben. Sie sagten, das Gestorbene habe ganz andere Augen gehabt, sogenannte Todtenaugen; Kinder mit solchen Augen lebten nie lange. Wir sprachen oft vom Vater, wie der Freude hätte an der Kleinen, wenn er noch lebte, und doch mußten wir allemal sagen, es sei ein rechtes Glück, daß er habe sterben können, denn wir wüßten gar nicht, wie sein, wenn er noch da wäre. Es hütete uns nun aber Niemand den wilden Knaben, wenn mein Weib mit dem andern Kinde zu thun hatte. Ich wollte ihn daher mit in die Schule nehmen. Er war gar gerne dort, entweder spazierte er herum mit seiner Ruthe, oder aber es stritten sich die Mädchen um ihn, neben welchem er sitzen dürfe, und der Mutter war er auf so lange ab.

Allein sobald Mädeli das merkte, wollte es es nicht mehr zugeben. Das sei nichts, sagte es; was ich sagen würde, wenn auch andere Leute ihre Kinder senden würden in die Schule, und andere Leute hätten so viel Recht dazu, als der Schulmeister, und es manchmal noch nöthiger.

Ja, wenn viele Kinder kämen, meinte ich, so ginge es nicht,

allein das komme den Leuten nicht in den Sinn. So ein Kind störe gar nicht, und andere Schulmeister thäten es auch. Erst letzthin sei ich an einen Ort gekommen, wo zwei kleine Schulmeisterskinder in der Stube herumgelaufen seien. Die hätten Gesichter gehabt, in denen man das Weiße im Auge kaum habe erkennen können, das eine habe gebrüllt, wie wenn es am Spieße stecken würde, das andere drein geschlagen mit seiner Ruthe, daß Alle die Köpfe hätten weghalten müssen. Das habe mir auch nicht gefallen, und so möchte ich nicht, daß es gehe. Aber unser Peterli sei sauber, manierlich, still, daß ich meine rechte Freude an ihm habe, es sei schon, als wüßte er, daß er auch ein Schulmeister werden müsse.

Aber Mädeli war unbarmherzig: sie wäre nicht ungerne zuweilen dem Buben ab, allein sie wisse gar wohl, wie es mit solchen Kindern sei, sagte sie. Das müsse sie Niemand b'richten, daß sie nicht störten, wer mit ihnen sich abgebe, lerne doch gewiß nicht, und wenn so ein klein Kind in der Stube herumlaufe, so sähen die Meisten doch sicher mehr auf das Kind, als auf das Buch. Und dann wisse sie gar wohl, was die Eltern zu Hause sagen darüber, und wie ungern sie es hätten. Sie schickten ihre Kinder nicht in die Schule, damit sie dort Kinder hüteten; wenn gehütet werden müsse, so hätten sie zu Hause zu hüten genug.

Mädeli wurde mir wieder Meister hier, und manche Schulmeisterin wird denken: „Nein, beim Tausend, so dumm bin ich nicht, ich bin froh, wenn sie mir wegkommen. Und wenn sie in die Schule wollen, wer will sie abhalten? Das würde ja ein Gebrüll absetzen, das die Ziegel ab dem Dache sprengte.“ Mein Mädeli aber war eben keine Schulmeisterin, die meinte, der Mann sei nur um ihretwillen da und ebenso auch die Schule, und keine Mutter, die meinte, man müsse die Kinder Alles zwängen lassen, nur damit sie nicht brüllen, nicht bedenken, daß, je zwängischer sie werden, sie auch desto mehr brüllen. Mädeli war darin gescheuter, nicht nur als manche Schulmeisterin, sondern auch als mancher Schulmeister und namentlich als ich.

Freilich hatte es dabei böser, wie man sagt, aber deßwegen machte es nie ein jammerhaft Gesicht, wußte Allem zu thun; es war eine rechte Freude, wie es sich kehrte, und wie es ihm von den Händen ging. Und wenn ich es bedauerte, klagte, es könne doch nicht Alles machen und es immer aushalten, um so auf

Schleichwegen Peterli eine Stunde in die Schule zu bringen, so wollte es gar nicht zugeben, daß es ihm bös gehe. Es möge das gar wohl machen, sagte es dann, man sei doch auch für etwas in der Welt und müsse nicht meinen, daß das einen Tag gehen solle wie den andern; es gebe allenthalben bald mehr, bald minder zu thun: da müsse man sich darein zu schicken wissen. Gut haben, das könne bald ein jeder Tropf, wenn er dazu käme; aber sich zu rühren in der rechten Zeit, das sei eine Kunst für gescheute Leute. Die und Jene hätte noch viel böser als es, es begreife wirklich nicht, wie sie es machen könnten, und doch gehe es. Es müßte sich also schämen, wenn es das Mindere nicht machen könnte und nicht gerne machen würde.

Man sollte glauben, auf solche salomonische Reden hätte ich geschwiegen. Aber nein, die Männer sind im Ganzen kreuzdumm. Ich machte es aufmerksam auf Die, die es besser hatten, die z. B. eine Kindermagd zu halten vermochten, und sagte: es solle doch sehen, Die habe ja eine Kindermagd, und wenn sie es ohne eine solche würde machen können, so würde sie keiner den Lohn geben. Und wenn Die nicht Alles machen könne, so wüßte ich gar nicht, warum es Mädeli dann sollte machen können. Schwernoth! wie froh wäre mancher Mann, wenn seine Frau sich immer mit Denen vergliche, die es böser haben als sie, die minder haben als sie, die nöthlicher thun müssen als sie! Wie froh wäre er, wenn er nicht alle Tage sagen müßte: „Aber sieh doch, Frau, Die und Die haben es auch nicht, Die und Die können es auch ohne das machen; Die und Die haben noch viel mehr Arbeit, und sind doch noch wohl dabei. Wie glücklich wäre mancher Mann, wenn seine Frau sich immer mit Denen vergliche, deren Umstände ihr eine Mahnung zur Zufriedenheit mit ihrem Zustande würde, statt mit Denen, die mehr oder Besseres haben, wenigstens äußerlich, wodurch eine beständige Unzufriedenheit erzeugt und genährt wird, die sich fort und fort über den armen Teufel von Mann ergießt. Diese große Tugend, deren Mangel manchen Mann d's Tüfels macht, und zu dessen Abhülfe er gerne auf den Knieen ein gut Stück Weg rutschen würde, begriff ich Esel nicht und wollte Mädeli sie vergiften. Und so eine Tugend ist ein gar zartes Wesen, besonders bei einer Frau, sie mag das Antasten nicht erleiden. Aber glücklicherweise hatte ich mehr Glück als Verstand, d. h. ein Weib, dessen natürlicher Verstand ihm sagte, wann es ihm wohler sei,

ob zufrieden oder unzufrieden, und was es zufriedener mache, wenn es sich mit Leuten, die es böser oder besser hätten, vergleiche, daß es in der Welt nicht alle Leute gleich haben könnten, und daß gar manche Leute, die es am besten zu haben scheinen, eine geheime Bürde tragen, die kein Bettler mit einem Finger berühren möchte.

Mein Weibchen hatte ein sicheres Gefühl, was zu seinem Frieden diene, und sein Verstand und Gefühl lachten mir dann in's Gesicht und sagten: ich solle mich doch um solche Dinge nicht kümmern und froh sein, wenn es Alles machen möge; es könnten Zeiten kommen, wo wir es noch viel böser hätten, und auf solche müßten wir uns zur rechten Zeit vorbereiten. Sorgen und angsten wollten wir nicht, aber es sei doch gut, wenn man für Alles zweg und g'rüstet sei zu rechter Zeit. Es war aber auch, als ob der Geist der Weissagung aus meiner Frau geredet hätte. Wir hatten noch nicht gar lange unserer beiden Kinder uns gefrent im Frieden und in der Liebe, als ich Bescheid erhielt, mein Vater sei sehr krank, und wenn ich ihn noch sehen wolle, so müsse ich pressiren.

Den Auftrag hatte der Ueberbringer, ein wandernder Hühnerträger, schon vor einigen Tagen erhalten, um so mehr pressirte es. Gleich nach vollendeter Schule wollte ich wandern, und Mädeli machte mir eben noch einen Kaffee zweg, als ein zweiter Bericht mir den Tod ansagte und den Begräbnißtag.

Ich muß sagen, das that mir weh. Des Vaters kummervollen Blick, seine schweren Seufzer, als wir ihn das letzte Mal verließen, konnte ich gar nicht vergessen. Ich machte mir nun recht schwere Vorwürfe, daß ich sie so lange vergessen, daß vielleicht mein Vater aus Kummer und im Elend gestorben sei, daß ich ihm hätte helfen sollen. Dann fragte der Verstand: wie? Ich hatte ja selbst mit mir zu thun genug gehabt und nur mit der äußersten Noth der Schulden mich erwehren können.

Das ist eben traurig, wenn man helfen möchte, helfen sollte und nicht helfen kann. Und das thut eben weh, wenn man im Bewußtsein seines Unvermögens in seinem Gedächtniß die Personen aufzählt, denen man helfen sollte und helfen möchte; wenn man ihre Umstände gleichsam verschleiert hat, um nicht immer das Wehthun seines Unvermögens zu fühlen, und dann ein Begebniß den Schleier uns wegreißt, und die Noth und das Elend aus der Finsterniß plötzlich in's Licht stellend, um so greller es uns zeigt

Um meinem Vater zu helfen, konnte ich Mädeli's Vater nicht verstoßen, er war auch mein Vater geworden, er hatte keine Heimat, keine Frau, war also der Hülfe am bedürftigsten. Ich fand mich in meinem Herzen dazu verpflichtet, und nie in Sinn kam es mir, Mädeli vorzuhalten, was ich für seinen Vater thue, und was ich für meinen nicht thun könne. Was mein war, war sein, und das Seine mein. Zwischen unsern Leuten machten wir keinen Unterschied, betrachteten sie nicht als zwei gegenüberstehende Parteien, und allemal freute es mich, wenn ich meinem Schwäher etwas zu lieb thun konnte; wußte ich doch, Mädeli empfing es, als hätte ich es ihm gethan. Aber nun that es mir doch weh, daß ich nicht auch dort hatte helfen können; und mein Weibchen, das mich nicht nur verstand, sondern mit mir fühlte, jammerte laut, daß ich doch recht nicht zürnen solle über ihn's und seine Leute, daß ich so viel Schweres ihretwegen habe, es wolle es mir zu vergelten suchen sein Leben lang. O, es ist doch schön, reich zu sein und nie in den Fall zu kommen, helfen zu sollen und nicht zu können!

Aber gar viele Reiche fühlen ihr Glück nicht, helfen zu können, sie fühlen nur den Aerger, helfen zu sollen und nicht helfen zu mögen. Es ist recht merkwürdig zu achten, wie gewandt Reiche im Auffinden von Gründen sind, um sich vom Helfen zu entbinden, wie sie ihren harten Sinn bald in Unwissenheit, bald in Systeme verhüllen, und wie sie dann verlegen werden, wenn man ihnen, durch Unwissenheit und System hindurch, unverschämt auf den Leib rückt!

Wie doch die Gänge im Menschenleben verschieden sind und in welch verschiedenen Lagen und Stimmungen der Mensch die gleichen Gänge macht! Das letzte Mal war ich den ersten Gang mit meiner Braut gegangen auf diesem Wege an heiterem Frühlingstage heiter und froh; nun ging ich zum letzten Gange mit meinem Vater an einem finstern Wintertage, finster im Gemüthe. Finstere Gemüther traf ich auch in unserer Hütte. Der Bruder schaltete barsch und roh, die Mutter weinte viel, die Schwestern hatten verwahrloste Gesichter und freche Augen. Alle waren von kurzen Worten. Auf alle meine Fragen erhielt ich wenig Bescheid, bis eine meiner Schwestern endlich sagte: wenn es mich Wunder genommen hätte, so wäre ich wohl früher gekommen. Niemand nahm sich die Mühe, auf meine Entschuldigungen zu achten.

Ach! ich sah den Vater noch einmal, als ich ihn in den Sarg

mußte legen helfen. Er sah so klein und spitz und blaß aus, als ob er nichts als ein Seufzer sei über das menschliche Elend, eine verkörperte Klage über die Trüglichkeit aller menschlichen Träume. Denn was hatte der Vater Alles geträumt, und wie war Alles geworden! Ach, die Menschen kennen selten die Brücke, über welche Träume müssen, wenn sie in's Leben kommen sollen. Der Vater selbst war schon fast vergessen im Hause und verschollen in der Gemeinde, als man seinen sterblichen Theil zu Grabe senkte. Vielleicht an einem Donnerstag oder Dienstag erinnerte sich noch Einer auf dem Wege oder in einer Pinte des alten Käser, frug nach ihm oder wußte Dies und Das von ihm. Aber noch war wohl kaum die Grasdecke über seinem Grabe dick und fest, als auch die letzten Töne seines Andenkens unter den Menschen verklungen sein mochten.

So war der alte Weber im Boden, und doch wob der alte Weber auf Erden am Tuche fort, das er aufgespannt hatte. Es meinen die Menschen, wenn des Menschen Stimme verhallt sei, wenn sein Fuß im Grabe ruhe, so sei sein Leben zu Ende, sein Wirken abgeschnitten. Die Kurzsichtigen! Seine Worte, vielleicht vierzigjährige Worte, hallen fort in der Welt der Geister, sein Wirken spinnt seinen Faden fort und fort durch das große Gewühl dieser Erde, es webt der Weber fort und fort unsichtbar auf seinem unsichtbaren Webstuhle, den er in den Herzen Derer aufgeschlagen hat, die mit ihm lebten. So weben nicht nur fort Die, welche man große Geister, ihren Namen unsterblich nennt, so weben Alle fort, welche mit andern Menschen Umgang gepflogen, der Bettler, der vor den Thüren lebte, und die arme Spinnerin, die Kuder spann ihr Leben lang. So weben fort die Mütter, welche Kinder zeugten, die Väter, welche den Kindern voranwandelten. Jedes Wort, das hineinfällt in den großen Weltenacker, jede Handlung, die auch nur die kleinste Bewegung erzeugte im großen Gewühle, beide leben fort, sterben nimmer. Sie bringen ihre Früchte und die Früchte wieder ihre Früchte, und die Früchte sterben nimmer aus. Dieses unsichtbare Gewebe sehen wir nicht, das Anschwellen der Ansaat bemerken wir nicht, die unsichtbaren Weber kennen wir nicht. Wenn wir schon aus den Billionen Webern heraus einige Dutzend zu nennen wissen, was ist das? Aber erkennen wohl einst die Weber selbst ihr Gewebe, können wohl ihre geschärften Augen ihre eigenen Fäden verfolgen durch das unendliche, tausendjährige Geschlecht? Wie wird es sein, wenn uns im Tode unsere Augen aufgethan

werden, und wenn wir nun zuschauen können und müssen, wie unsere Worte und Thaten fortwuchern, wie sie von Herzen zu Herzen gehen, vielleicht von Welttheil zu Welttheil, wie sie vergiften und heilen? Wenn wir so zusehen und zittern müssen vor den unermeßlichen Schwingungen, zu denen wir den Anstoß gegeben, die freilich keine Throne der Welt umstürzen, aber doch vielleicht den Thron Gottes in dem Herzen des Menschen, liebe Leute! wie muß uns da zu Muthe sein? Muß da der alte Webstuhl, auf dem wir so sorglos oder so anmaßlich gesessen, nicht feurig werden unter uns? Muß er uns nicht ein feuriger Wagen scheinen, auf dem wir aber nicht gen Himmel, sondern direkt zur Hölle fahren?

Solche Gedanken flatterten damals freilich nicht durch meine Seele, als man meinen Vater begrub. Damals stand vor meinen Augen sein dünnes, weißes Gesicht und in meinem Herzen regte sich die Trauer um seinen Jammer und sein Scheiden, ehe ich kindlich seinen Jammer zu stillen versucht. Das verscheuchte mir die Gedanken an's Erben, und ein Vorgesetzter, der mich vom Kirchhof begleitete, verhinderte, daß sie nicht hinten drein kamen. Der erzählte mir, wie es in der letzten Zeit gar bös gegangen sei daheim. Mein Bruder sei den Eltern Meister geworden und habe nichts verdient und viel gebraucht. Anfangs hätten die Eltern nichts an ihm gesehen, später hätten sie es gerne geändert, aber da sei es zu spät gewesen, der Stärkere sei und bleibe der Meister. So seien viele Zinse aufgelaufen, seien laufende Schulden, man wisse nicht wie viel, und es sei die Frage: ob man den Konkurs verhüten könne. Wenn ich etwa Geld habe, um Allem zu begegnen, so sei es vielleicht eine Möglichkeit. Es sei allweg kein übles Gütlein, aber das Haus nichts mehr werth freilich.

Aber ich hatte kein Geld dazu und konnte nur bitten, daß man so wenig Kosten mache als möglich, und daß man suche, der Mutter etwas zu retten, wenigstens einen Aufenthalt im Hause. So ging ich ohne Erbe heim und auch ohne Zank, und Mädeli sah mich auch nicht sauer an, daß ich ohne Erbe kam, aber ohne Erbe sollte ich nicht bleiben.

Siebzehntes Kapitel.

Wie ich ohne Theilung zu einem Erbe komme.

Es waren viele Wochen vergangen, da pochte es eines Abends an unsere Thür. Mädeli säugte eben, so daß ich zum Fensterchen heraus Bescheid geben wollte. So wie ich den Kopf heraus streckte, fuhr ich wieder hinein und schrie: „Herr Jeses Gott, d'Mutter!"

„Welche Mutter?" fragte meine Frau.

„Meine Mutter, meine Mutter, und noch ein Säcklein!" schrie ich.

„Aber mein Gott, warum lässest du sie da außen stehn im kalten Winde?" tadelte meine Frau und machte sich alsbald zur Thüre hinaus und bewillkommte sie draußen gar freundlich und zärtlich.

Ich war aber auch nicht umsonst erschrocken. Unerwartete Anlässe erzeugen im Kopfe Gedankenblitze. Es sind nicht einzelne Gedanken, sondern es werden eine ganze Reihe von Gedanken auf einmal erzeugt, es werden eine Menge Zustände, ein ganzer Zusammenhang von Veränderungen auf einmal erleuchtet und stellen sich vor unsere Augen. Ein solcher Gedankenblitz war mir beim Anblick der Mutter durch den Kopf gefahren. Ich sah, daß sie im alten Hause nicht mehr sein konnte, daß sie bei uns ihre Wohnung aufschlagen wollte. Ich sah, welche Störung unser Hauswesen dadurch erleide, welche Leiden mir und meinem Weibe warteten, kurz eine ganze Zukunft ging vor meinen Augen auf. Darum auch war ich hineingefahren, wie wenn ein wirklicher Blitz mich getroffen hätte, war unvermögend, die Mutter draußen zu empfangen, und vergaß fast, als sie mit Mädeli hereinkam, ihr die Hand zu reichen.

Die Mutter sagte: sie habe nicht geglaubt, daß sie einst zu einer Schulfrau wolle, sie wisse wohl, wie werth man denen sei, besonders wenn man ihnen nichts zu geben habe, und meine werde wohl nicht anders sein, als die andern. Aber es sei nichts als billig, daß die Kinder was für sie thäten, seien doch die Kinder Schuld, daß sie mit leeren Händen von Haus und Hof müsse. Habe man den Kindern Alles angehängt, so gehe es einem so, eins laufe hieraus, das andere dortaus, zuletzt müsse man dem heiligen Bettel nachgehen. Den Kindern frage sie nichts nach, wenn sie es anderswo besser machen könne, aber einstweilen habe sie genug gearbeitet,

und wie es ohne Arbeit gehe, möchte sie nun auch einmal sehen. Während meine Mutter so auspackte, hatte Mädeli einen Kaffee gemacht, wartete der Mutter auf, pressirte sie und nahm diese Reden nicht übel.

Meine Mutter hatte sich in ihren alten schwachen Kopf gesetzt, die Kinder seien an ihrem Unglück schuld, und in ihrem versäuerten Gemüthe war der Entschluß entstanden: nun auch die Kinder ihr Unglück entgelten zu lassen und selbst so wenig darunter zu leiden als möglich. Nun hatte sie kein anderes Kind, dem sie aufsitzen konnte, als gerade mich, der Bruder sei z'Krieg, hatte sie gesagt, und wo die Mädchen herumliefen, möge sie nur nicht fragen. An den Unterschied, den sie früher unter den Kindern gemacht, an die Zurücksetzung, die ich erlitten, daß sie die andern Kinder zu ihrer Qual erzogen und also an ihrem Verderben mehr oder weniger schuld sei, daran dachte sie nicht von ferne. Daß die andern Kinder sie arm gemacht und nicht ich, fiel ihr nicht bei; im Gegentheil lud sie mir die meiste Schuld auf. Wäre ich bei ihnen geblieben und hätte ich mich nicht davon gemacht wie ein Schelm, so wäre es nie so gekommen. Damals sei es gut gegangen, meinte sie, und daß man mich fortgetrieben, das ließ sie sich nicht einreden. Also mich wollte sie strafen für alle Kinder zusammen und mein Mädeli mit mir. Gegen die Sohnsfrau hatte sie im Voraus Vorurtheile, glaubte, sie meine es nicht gut mit ihr, und gegen diese böse Meinung hatte sie sich gepanzert und gewaffnet; sie wollte zeigen, daß sie sich nicht von einer Jeden unterdrücken lasse. Und wenn einmal Vorurtheile, vorgefaßte Meinungen sich in einem Kopfe eingenistet haben, besonders in einem weiblichen Kopf und noch dazu in einem alten, dann bringe sie der Kukuk heraus. Dann sind diese Vorurtheile das Prisma des Gemüthes. Wie das Prisma alle Lichtstrahlen bricht und färbt, so färben nach ihrer Weise diese Vorurtheile alle Handlungen der Menschen, gegen welche man Vorurtheile, oder auch für welche man Vorurtheile gefaßt hat. Und je nach dieser Färbung verketzert und vergöttert man, spuckt in's Angesicht oder leckt die Hände, nimmt Alles giftig auf und erwiedert giftig Alles, oder wird ob Allem entzückt und findet Alles prächtig. Es ist sehr schwer, von einem solchen Prisma sich frei zu halten, klar und rein, in reinem, ungebrochenem Lichte zu schauen. Ansichten und Meinungen sind noch leichter klar zu betrachten als Personen, das können Wenige, und

in aufgeregten Zeiten um so weniger, je höher man zu stehen glaubt. Und es ist wirklich ein jämmerlich Schauspiel, zu sehen, wie eben Die, welche sich für Weise halten, zu Narren werden, und wie vollends das Volk geblendet ist und Windmühlen nicht nur für Schlösser, sondern gar für Götter hält, und wie die vermeintlichen Götter sich nicht bloß für Götter halten, sondern ein Jeder sich für den einzigen wahren Gott selbst hält. Und wenn das also geht hoch oben, wer will es einem alten erregten Weibe verargen, wenn es nicht anders that und seine Vorurtheile ihm zum Schilde wurden, durch den die Strahlen von Mädeli's Liebe durchgehen mußten und dort zersetzt der Mutter Herz wie Aeußerungen des Hasses berührten?

Mir verzeihe man, daß ich also rede von meiner Mutter und scheinbar schonungslos den Schleier wegziehe von ihrem Herzen. Es geschieht dieses aus wahrhafter Liebe zu ihr, denn indem ich den Zustand ihres Herzens zeige, wird man ihre Handlungen begreiflich finden. Und daß ihr Herz nicht ein anderes war, daß es sich so gestalten konnte in sechzigjährigem Leben — das wird Jeder begreifen, der weiß, was die Welt und das Unglück aus einem Herzen machen, wenn nicht wahres Christenthum es gesund erhält. Und daß sich die Mutter nicht geändert, wird nur den verwundern, der noch nie versucht hat, das eigene Herz zu ändern und nicht gefunden hat, wie zäh es ist. Ich möchte durch die Darstellung ihrer Gemüthsart bewirken, daß ihrer und aller sechzigjährigen Mütter und Väter Schwachheiten, Wunderlichkeiten, Unverträglichkeiten von dem jüngern Geschlecht nicht angesehen werden möchten als Fehler, die gebessert, gestraft und zurückgewiesen werden sollen, sondern als Leiden, als Leiden nicht sowohl in Beziehung auf die Jüngern, sondern als Leiden für die Träger derselben, Leiden für Väter und Mütter. Sie haben ihre körperlichen Beschwerden, haben die Abnahme der Sinne, eine Folge der Krankhaftigkeit des Leibes, der seiner Auflösung entgegengeht. So wird auch die Seele krankhaft, wenn sie nicht geheilt worden durch den großen Seelenarzt. Diese Krankheiten sind allerdings den Nächsten lästig, aber am meisten darunter leidet doch der Kranke selbst. Solche Krankheiten sind weit peinigender als Leibesschmerzen. Ein glieder-, wassersüchtiger Mensch leidet viel, aber ein zanksüchtiger, ein selbst- oder habsüchtiger Mensch noch viel mehr. Ein Halbblinder, Halbtauber entbehrt unendlich viel, aber ein mißtrauischer, mißvergnügter Mensch noch

unendlich mehr. Jener entbehrt nur Töne und Farben, dieser die Freude an Gott und die Liebe der Menschen. Darum möchte ich mit gutem Grunde Allen zu bedenken geben, daß die Krankheiten alter Gemüther für sie selbst die bittersten Leiden bringen. Und wo Leiden und Leidende sind — was ziemt wohl dem Christen? Unduldsamkeit, Härte, Hohn? Nein, ich denke, daß Jeder weiß, daß Mitleid sich zieme und Barmherzigkeit, ein geduldiges Warten und Pflegen. Die Christen wissen das recht wohl in körperlichen Krankheiten, aber bei geistigen Krankheiten vergessen sie es meist. Sie vergessen nämlich, daß Fehler Krankheiten sind. Es ist ein angeborner Glaube an unsere Freiheit in uns, so daß wir wohl mit körperlichen Uebeln, die wir uns nicht selbst gegeben, die wir nicht selbst heben können, Mitleid haben, aber nicht mit geistigen, wähnend, in unserer Freiheit liege es, sie fortzuschaffen, in unserer Freiheit hätten wir sie angenommen, der Fehlende sei also selbst Schuld an seiner Qual und plage muthwillig Andere. Bedenke man aber, daß zwar jedes Volk zur Freiheit berufen ist, jedem Volke Freiheit ziemt, daß aber in langer Knechtschaft die Kraft, die Freiheit zu gewinnen und zu bewahren, verloren gehen kann. In solcher Knechtschaft nun haben die gelebt, die im Alter so unverträglich werden. Ihre Kraft ist gebrochen, ihr geistig Auge ist so dunkel geworden, daß es die Fesseln nicht mehr sieht, in denen es geschmiedet liegt. Darum überlasse man da Gott das Fordern, übe Nachsicht und Geduld und bitte Gott um Barmherzigkeit, damit er thue, was Menschen unmöglich ist.

Ich möchte also bitten, mich hier in meiner Darstellung nicht der Unkindlichkeit zu beschuldigen. Ich liebe in meiner Mutter alle Mütter und möchte daher allen Müttern bei ihren Kindern Geduld und Liebe bereiten. Darum schelte man mich nicht herzlos, wenn ich jetzt noch etwas von der Handlungsweise meiner Mutter rede. Andere Kinder mögen daraus sehen, daß ihre Mütter recht gut zu ertragen wären, wenn man nur Liebe walten lassen und bedenken wollte, daß man Andere ertragen soll, wie man selbst ertragen zu werden wünscht. Aber das ist eben der Fehler der Menschen, daß selten Jemand glaubt, daß die Andern auch etwas an ihm zu ertragen hätten.

Diesen Gedanken hatte eben meine Mutter auch nie, und das eben war's, was sie so unglücklich machte, daß sie immer nur be-

trachtete, was sie von Andern zu erdulden meinte und nie, was Andere wirklich von ihr erduldeten.

Mädeli, in seiner zuthätigen Liebe, hatte mich bei Seite genommen und strich mir über die Stirne mit seiner Hand und bat mich, doch nicht so sauer zu sehen, die Mutter könne sonst glauben, sie komme unwerth. Und ich solle doch ja recht nicht glauben, es sei böse darüber, im Gegentheil, es freue sich recht sehr, nun auch zu zeigen, daß es meinetwegen Alles zu thun vermöge, ich habe auch so viel an seinem Vater gethan. Meine Mutter könnten wir nicht in der Kammer schlafen lassen, es sei zu kalt für sie da, ich solle das Bett in der Stube aufmachen, den Webstuhl brauche ich so jetzt nicht.

Natürlich freute mich meines Weibes arglose Liebe, und ich mochte ihm seine Freude nicht trüben durch meine Befürchtungen, sondern küßte es nur recht zärtlich und gab mir alle Mühe, meine Runzeln von der Stirne zu treiben.

Als wir wieder hineinkamen, sagte meine Mutter: sie merke wohl, wie wir die Köpfe zusammensteckten und wie Mädeli mich aufweisen wolle, daß ich sie wieder wegschicke, das sei nicht brav von ihm, allein es solle ihm nichts nützen, sie gehe doch nicht fort, und wenn wir sie vor die Thüre würfen, so bleibe sie da liegen.

Wir wollten ihr das Gegentheil begreiflich machen, daß wir gerade abgerathen zusammen, ihr das Bett in die Stube zu machen, damit sie bequemer sein könne. Allein obgleich die That bewies, was wir wollten, so gestand sie doch ihr Unrecht nicht ein, sondern behauptete es fort und fort. Und wo sie uns zusammen stehen oder reden sah, faßte sie Mißtrauen und meinte, wir hätten sie verhandelt oder hätten etwas Heimliches, das wir ihr vorenthielten, und dann stichelte und trümpfte sie Eins nach dem Andern. Am schlimmsten ging es, wenn wir später einen halben Tag auf dem Lande zusammen arbeiteten, wo sie uns nicht beobachten konnte. Wir konnten dann eines traurigen Abends versichert sein. Entweder redete sie gar nichts oder lauter Stichelreden.

Es ist wirklich nichts gräßlicher als dieses beständige Mißtrauen gegen Andere, dieses beständige Aufpassen auf Worte und Mienen. Es ist kaum etwas Peinigenderes in einem Hause, als wenn man gezwungen wird, Worte, Mienen, Geberden ängstlich zu bewachen, wenn man mit Niemand ein Wort reden, bei Niemand stehen bleiben darf, will man nicht bös Wetter haben. Und

wenn Mann und Weib einander nicht einmal recht ansehen dürfen, wenn sie im Frieden bleiben wollen, so schleicht fast unwiderstehlich ein düsterer Geist in's Haus, ein Alp legt sich auf die Brust und Alles wird doppelt schwer. Wie ein solches Mißtrauen in eine Brust sich einnisten kann, weiß ich nicht. Ich will nicht sagen, es entstehe aus dem eigenen Bewußtsein des Uebelmeinens, auch nicht aus dem Bewußtsein, daß Andere Ursache haben könnten, einen zu verhandeln, und auch nicht aus der Eifersucht, die meint, daß die lieber seien, mit denen man heimlich thue; aber alle drei Dinge mögen wirken dazu, in den einen Herzen dieses Element vorherrschend sein, in andern das andere.

Wir konnten uns fast nicht anders mehr mittheilen als mit wehmüthigen Blicken, und auch diese bewachte die Mutter und sagte: „Ja, seht nur einander an, das ist mir doch sehr gleichgültig;" und da sie mit uns in der gleichen Stube schlief und noch recht gut hörte, so war uns auch hier Stillschweigen auferlegt.

Die Mutter dagegen hatte gerne etwas Heimliches und steckte gerne mit Jemand den Kopf zusammen. Sie war an die häuslichen Verschwörungen gewöhnt, sie waren ihr zur täglichen Nahrung geworden. Solche Verschwörungen giebt es in jedem Hause, am allermeisten aber da, wo eine schlechte Regierung ist, wo viele Meister sind und kein rechter, oder wo eine illiberale Regierung ist, die das Volk drückt und nur auf seine Kosten leben will. Diese Verschwörungen sind mancherlei Art, lustig und ernsthaft, aber zum Frieden dienen sie selten. Im Hause hatte nun die Mutter Niemand, mit dem sie gegen die Andern sich verschwören konnte. Sie versuchte es bei Mädeli und bei mir und, wie gesagt, sicher nicht aus Bosheit oder Tücke, sondern aus reiner, purer Gewohnheit, und weil ihr Niemand jemals gesagt hatte, welches Laster diese Gewohnheit eigentlich sei. Sie wollte sich Anfangs hinter mich stecken und mir die Laus hinter das Ohr setzen: Mädeli sei keine Haushälterin, spinne nichts, sein ewiges Waschen trage nichts ab. Aber ich achtete auf solche Reden nicht, oder wenigstens sie sah keine Folgen von diesen Reden. Man nennt solche Zwischenreden in einer Ehe nicht umsonst eine Laus hinter das Ohr setzen, denn solche Reden gramseln und beißen sich ein, ohne daß man weiß wie. Und man muß mit aller Kraft sich mühen, den Eindruck solcher Reden zu verwischen, sonst wecken sie den Argwohn; man glaubt auch Dinge zu sehen, die nicht sind, der Argwohn

macht böses Blut, aus dem bösen Blut kommen böse Worte, und diese scheiden die Gemüther.

So ein einzig aufweisend verdächtigend Wort, in eine Ehe hineingeworfen, kann eine wahre Teufelssaat werden, die tausendfältig Unglück bringt. Es gramselte mir allerdings auch etwas hinter den Ohren, und es wollte mich zuweilen bedünken, Mädeli mache eigentlich nichts; allein wenn ich dann seine Emsigkeit sah, wenn ich bemerkte, wie es bei aller Armuth bei uns doch noch gut aussah und besser noch als bei manchem reichen Bauer; und wenn ich in seine treuherzigen Augen sah, wie sie so sehnsüchtig Liebe und Freude an mir suchten — da überzeugte ich mich je länger, je mehr, daß es eine Laus sei, die mich hinter den Ohren gramsle, und ich hütete fortan meine Ohren vor solchem Ungeziefer.

Die Mutter suchte nun an Mädeli zu kommen und wollte ihm anschaulich machen, daß ich gegen es unverständig sei. Solche Reden thaten Mädeli gar weh. Es fühlte den Versucher darin wohl. Es wies ihn streng von sich. Allein es that ihm leid, daß der Versucher, der zwischen uns treten wollte, meine Mutter war, und fühlte wohl, daß wenn die Mutter nichts ausrichten könne bei ihm, es in ein bös Verhältniß mit ihr komme. Das gute Weibchen durfte mir das lange nicht klagen und konnte es kaum vor der Mutter aufpassenden Augen. Endlich gab es eine gute Stunde, wo wir einen neuen Bund machen konnten, zusammenzuhalten fest, treu, offen und ohne Argwohn. Natürlich ward die Mutter dadurch vereinzelt, nicht daß wir ihr unsere Liebe entzogen, aber sie konnte mit Keinem gemeine Sache gegen das Andere machen, konnte bei Keinem wohlgemuth über das Andere klagen, war nie versichert, unbedingt Recht zu erhalten; und das that ihr zu weh, als daß sie es in dieser Vereinzelung ausgehalten hätte.

Der Mensch kann nicht alleine sein; hat er keinen Menschen zum Anschluß, so wählt er etwas Anderes: zarte Mädchen wählen ein Kanarienvögelchen zum Herzen und Schnäbeln. Verrauschen die zarten Zeiten und kommen die plumpern, materiellern, so tritt der Schooßhund auf. Hexen wählen Katzen, Zauberinnen Schlangen, etwas Warmes muß es sein, das der Mensch an seinen Busen drückt, besonders der weibliche. Glücklich Der und Die, denen ein Bruder oder eine Schwester oder ein Sohn Kinder liefert zum Hätscheln und Herzen, leider aber oft zum Verderben.

Meiner Mutter Herz zog auch sie zu ihrem Großkind, dem

Buben; das Mädchen sah sie nicht an. Der Bube frug ihr Anfangs nichts nach, sondern schrie immer, wenn sie ihn nehmen wollte; aber die Liebe einer Großmutter ist hartnäckig und die Liebe eines Kindes weich und leicht gewonnen. So zog sie ihn bald an sich heran. Aengstlich um seine Liebe, suchte sie dieselbe durch alle Künste sich zu sichern, ward die Dienerin seiner Launen und nahm ihn bei jeder Gelegenheit gegen uns in Schutz.

Nun ich war auch ein blinder Vater, und wenn meine Mutter nicht noch blinder gewesen wäre, so hätte ich vielleicht gerade gemacht was sie und den Knaben gegen Mädeli in Schutz genommen, das eine liebende aber keine blinde Mutter war und z. B. nicht bald sich etwas abbrüllen ließ gegen seine Ueberzeugung. Die kleinen Geschöpfe erkennen instinktmäßig die Kraft, welche in ihrem Brüllen liegt. Sobald irgend etwas ihrem Willen entgegentritt, so erheben sie ein Zetergeschrei, das durch Mark und Bein schneidet. Der Mutter thut das Schreien in den Ohren weh, oder sie fürchtet, die Nachbarsleute möchten sie verbrüllen oder der Vater es hören und mit ihr schelten, daß sie das Kind immer zu brüllen mache. Kurz, unter zehn Malen wird dem Kind in der Stadt sechs, auf dem Lande acht Mal sein Wille gethan. Es kann erzwingen. Wenn dann später diesem verwöhnten Willen andere Menschen entgegentreten, so entsteht der Streit; tritt ihm das Gesetz entgegen, so wird die Sünde geboren, und tritt ihm endlich Gott selbst entgegen, so wird er vernichtet im Jammer und Verzweiflung.

So hoch faßte ich freilich damals die Sache nicht, oder vielmehr ich faßte sie gar nicht, sondern fühlte nur meine Liebe zum Kinde, während Mädeli in ihrem reinen Gemüthe die Wahrheit ahnete, daß Gott die Kinder durch die Hand der Eltern regieren und nicht erzwingen lassen will. Weil aber die Großmutter mit dem Kinde so thöricht umging und die Liebe desselben sich allein zuwendete, wurde ich von meiner Blindheit etwas geheilt und sah nach und nach ein, wie eine solche Behandlung dem Kinde verderblich werden müsse. Was ich also an mir selbst nicht gesehen hätte, das sah ich an Andern. Sobald wir dem Kinde nun etwas abwehrten, etwas nicht thun wollten, so flüchtete es sich heulend und schreiend zur Großmutter, und die nahm es nicht nur in Schutz, es konnte bei ihr machen was es wollte, sondern sie begehrte mit uns vor dem Kinde auf und sagte uns: wir seien gegen unser Kind wie die wüstesten Hunde, die sie gesehen habe,

und wir gingen mit dem Kinde um, daß wir es vor Gott nicht verantworten könnten. Man kann sich denken, wie weh uns das thun mußte! Wollten wir das Kind strafen, so mußten wir einen Augenblick abpassen, wo die Großmutter nicht da war, und so ging der beste Augenblick verloren. Zehnmal ging es ungestraft aus, weil wir uns mit der Mutter nicht prügeln wollten; denn sie hätte es uns aus den Händen gerissen. So gewöhnte sich das Kind nicht nur eine Menge Unarten an, sondern es gewöhnte sich auch, die wenigen Strafen nicht als natürliche Folgen seines Böstthuns anzusehen, sondern als willkürliche Wehthaten, herrührend von den wüstesten Hunden, die es gebe. Es gewöhnte sich, diesen Strafen sich zu widersetzen oder zu entziehen, oder wenn es beides nicht konnte, uns bei der Großmutter zu verklagen, welche es dann um so zärtlicher streichelte. So besserten die Strafen das Kind nicht mehr, sondern sie erbitterten es nur. Das thut auch jede Strafe beim Kinde, sobald das Kind bei ihrer Anwendung Zwiespalt sieht, sobald es eine Möglichkeit sieht, daß sie ihm hätte können geschenkt werden, sobald es sieht, daß Jemand seine Partie nimmt.

Unser Kind gewöhnte sich aber nicht nur an Straflosigkeit, sondern auch an Parteiung im Hause, gewöhnte sich daran, es mit der Großmutter zu halten gegen uns. Sicherlich wirkt auch nicht bald etwas schädlicher auf ein kindlich Herz ein, als eine solche Spaltung, als die daraus folgende Angewöhnung, für seine Partei alles zu erlisten, ihren Nutzen und Vortheil zu suchen, die andere Partei zu täuschen, zu hintergehen, zu übervortheilen. Aus diesem beständigen Plänkeln entsteht dann Eifer, Bosheit, Schadenfreude, Rachsucht, und der gute Engel flieht.

Der Großmutter konnte aber doch Peterli nicht ganz genügen. Gar manche Klage verstand er nicht, gar mancher Herzensergießung entlief er. Sie mußte auch außer dem Hause Jemand suchen, mit dem sie verkehren und dem sie Alles klagen konnte, was ihr von uns Ungerechtes geschah. Denn, wie gesagt, je mehr Jemand zu Klagen Ursache giebt, desto mehr vermeint er selbst Ursache zu Klagen zu haben.

Achtzehntes Kapitel.

Von den Leuten im Allgemeinen und von einer weisen Frau insbesondere.

Wir hatten uns bis dahin von den Leuten nicht fern gehalten, aber doch auch Niemand zum Vertrauten unserer Haushaltung gemacht.

Lieb und Leid hatten wir zusammen getragen und Niemand zwischen uns eingelassen. Keines von uns schwatzte aus die Geheimnisse unserer Liebe oder unserer Kümmernisse, Keines klagte über das Andere, und meine Frau hatte nicht Lust, den andern Weibern meine Gewohnheiten, meine Schwächen, meine Härten zu erzählen; und mir fiel auch nicht bei, andere Weiber zu fragen, wie viel sie in ihren Haushaltungen brauchten, und über meine Frau zu klagen, wie viel sie brauche, wie wenig sparsam sie sei und wie wenig sie dagegen verdiene. Klagt einmal ein Mann also einem Weibe, so ist er meist verloren, denn er wird selten ein Weib antreffen, die ihm nicht Recht giebt, die nicht den Ruhm haben will, mehr zu verdienen und weniger zu brauchen.

Unsere Haushaltung, unser Verhältniß war also wie ein verschlossenes Druckli, in welches viele Weiber gar zu gerne ihre Gwundernasen gesteckt hätten. Nicht weit von uns wohnte eine Frau, welche die längste, Gwundernase nämlich, hatte. Sie hatte ein bedeutendes Talent, allen Leuten die Würmer aus der Nase zu ziehen unter dem Schein der größten Theilnahme und Gutmüthigkeit; Männer, Weiber, alle mußten ihre Geheimnisse beichten. Und wo sie eine Dienstmagd von weitem roch, da streckte sie ihr schon von weitem die Hand dar und sagte: „Wie geht es dir doch auch? nahm mich doch schon lange Wunder, wie du es da aushalten kannst, du armes Tröpfli!“ Und jedem Babi sagte sie Bäbeli und jedem Trini Trineli und wußte gar schön und süß zu flattiren jedem Mensch.

Aber bei dem Gwunder blieb es nicht. Sie wollte auch allenthalben die Hand im Spiel haben, wollte regieren und das, wie sie meinte, mit Recht, denn sie bildete sich ein, eine besondere Weisheit zu besitzen und gescheuter zu sein, als alle andere Menschen. Sie theilte daher allenthalben Räthe aus und sagte immer: „He, sieh, das verstehst du nicht, das mußt du so machen; mache nur,

wie ich's sage, es kömmt dir wahrlich gut!" Und dann wußte sie eine Menge Geschichten, wie sie hier und dort die Leute glücklich gemacht mit ihren Räthen.

Es wunderte freilich hie und da Leute, warum die gute Frau ihre Weisheit nicht für sich selbst brauche, da sie dieselbe denn doch am nöthigsten hätte. Die Frau war zwar reich, aber ihre Kinder mißriethen ihr doch. Sie wollte zwar immer darstellen, daß Alles gerade so gehe, wie ihre Weisheit es ersonnen habe, andere Leute waren aber nicht ganz so dumm, wie sie glaubte, und sahen auch unter die Decke. Nun — wollte sie ihre Weisheit nicht für sich selbst brauchen, so ging das Niemand etwas an, obgleich Mancher meinte, ihre Haushaltung ginge ihn doch gerade so viel an, als sie die seinige, und so gut sie in die seine rede oder darüber aburtheile, so gut habe auch er das Recht, in die ihrige zu reden und über die zu urtheilen. Aber bei diesem Rathen geschah ein Doppeltes, was dieses Rathen und Einmischen nicht heilsam machte. Sie redete zwar immer von ihrem guten Herzen und ihrer Gutmüthigkeit, und der Schein davon war da; aber an gar manchem Ort ist der Schein von Gutmüthigkeit, und hinter diesem Schein sitzt Eitelkeit und Eigennutz. Wenn sie wahrhaft gutmüthig gewesen wäre, so hätte sie nicht so viel aufgewiesen, nicht diesen aufgehetzt gegen seinen Nachbar, und hätte dann dem Nachbar gesagt: „Sieh', vor diesem nimm dich in Acht, er meint es nicht gut mit dir, ich könnte dir was von ihm erzählen, wenn ich wollte."

Das andere Unglück war das, daß ihr ganzes Wesen sammt ihren Räthen durchaus nicht auf Religiosität und Sittlichkeit beruhte, sondern Eigennutz, Eitelkeit und Schlauheit regierten abwechselnd, und ein bedeutender Grad von Selbstbeherrschung kam ihr zu Hülfe. Sie konnte die freundlichsten Mienen machen, wenn es ihr um's Augenauskratzen gewesen wäre, und konnte lachen, wenn es ihr schwer auf dem Herzen lag. Sie konnte Männern und Weibern, Mädchen und Burschen zu den gröbsten Unsittlichkeiten rathen, konnte sagen: „Der Pfarrer predigt wohl dagegen, aber wer wollte Alles halten, was er sagt!" Und die gleiche Frau, die solche Räthe gab, konnte handkehrum über Weiber und Männer, welche sie haßte, furchtbar schimpfen und sagen: sie seien schlechte Leute, wegen nicht halb so schlechten Sachen, als zu denen sie selbst gerathen hatte.

Ueberhaupt hatte die Frau etwas Freigeisterisches und sagte

oft: „O man muß nicht Alles glauben, man sagt gar Manches, kein Mensch glaubt es mehr.“ Und die gleiche Frau klagte am gleichen Tage wieder: ehemals sei es nicht so gewesen, die Welt werde alle Tage schlechter. Dessen sei sich aber nicht zu verwundern, die Leute hätten ja keinen Glauben mehr. Sie war im alten Glauben erzogen worden, und ihre weibliche Natur hielt einen Theil davon sammt einer Portion Aberglauben fest. Dann aber war ihre Blüthezeit in die Zeit gefallen, wo die französische Revolution ihre Lehren in alle Länder trug. Zur selben Zeit hatte ihr Mann viel zu bedeuten gehabt.

Dieser Mann hatte geglaubt, um sich aufzuschwingen, müsse er sich federleicht machen und allen Ballast über Bord werfen, vor allem die Religion. Da die Frau damals mit ihrem Manne sich gebrüstet, sich vielleicht eingebildet hatte, durch ihn Frau Staatsräthin oder Frau Direktorin zu werden, so hatte sie auch gemeint: er wisse nun Alles und könne Alles. Sein Glaube ward daher auch der ihre, seine Brocken schnappte sie auf, sie ward auch eine gute Jacobinerin. Der neue Glaube war der Frau in vielen Dingen gar bequem, und nach ihm erweiterte sie ihr Gewissen, daß es dehnbar und groß wurde, wie Hals und Schnabel einer Löffelgans. Damit war aber der alte Glaube nicht fort, Neues und Altes lag da untereinander und übereinander, wie an einer Auktion. Anfangs natürlich lag das Neue obenauf und war allein sichtbar, die Zeit rüttelte aber Beides, und Altes kam herauf und Neues herunter, und so lag es bunt und lustig durcheinander. Bald hörte man ein strenges Urtheil, bald einen leichtfertigen Rath, bald stolperte man über eine Aeußerung des Unglaubens, bald drang einem ein andächtiger Seufzer in die Ohren. Und die gute Frau hatte in all' ihren Händeln, und weil sie rings herum so Vieles wissen mußte und zu sorgen hatte, nie Zeit aufzuräumen in sich, sie ließ das getrost unter einander liegen und war wohl dabei.

Diese Frau hatte nun einen bedeutenden Einfluß, und den Schaden, den sie auf diese Weise stiftete, die Unsittlichkeiten, zu denen sie rieth, möchte ich nicht gut zu machen haben. Und da sie auch nie zur Ueberwindung, zu sittlichen Kraftanstrengungen, sondern zu Listen und Ränken, zum Uebertünchen, zu Deckmänteln rieth, so möchte ich die Leute, die sie verdreht, nicht gerade zu machen haben. Diese Frau hatte es schon lange geärgert, daß sie nicht an uns kommen, ihre Nase nicht mitten unter uns haben,

unsere Haushaltung nicht leiten konnte mit ihrer Weisheit. Nun ist's aber merkwürdig, wie so zwei klatschsüchtige Weiber sich zusammen finden; es ist wahrlich, als ob sie sich röcherl.

Die Bekanntschaft zwischen meiner Mutter und dieser Frau war angeknüpft, wir wußten nicht wie. Dort fand sie dann noch andere Weiber, mit welchen sie ferner bekannt wurde, so daß sie nun ganze halbe Tage verschwand. Anfangs freute uns dieses für die Mutter. Wir hofften, die kürzere Zeit, die sie habe, würde sie auch besser gelaunt machen. Ich muß bekennen, wir athmeten allemal recht frisch auf, wenn sie fort war, es war, als ob eine ganz andere Luft im Hause sei. Unsere Gesichter wurden wieder fröhlich, und die Worte, die wir nun nicht auf der Goldwaage abzuwägen hatten und dann nicht noch siebenmal drehen mußten, gingen uns wieder frisch vom Munde. Aber die Mutter wurde, wenn sie zu Hause war, seit ihren Besuchen immer unzufriedener. Sie räsonnirte über Alles, sogar darüber, daß sie mit uns und den Kindern in der gleichen Stube schlafen müsse. Sie habe nicht geglaubt, sagte sie, daß sie in ihrem Alter noch ganze Nächte das Kindergeschrei hören müsse.

Am meisten aber war sie mit dem Essen unzufrieden und trieb meinem Weibchen deßhalb fast die Seele aus. Erdäpfel, wenigstens geschwellte, aß sie keine, oder wenn sie je einen aß, so mußten wir eine ganze Woche lang bei jedem Husten hören von dem Erdapfel, den sie habe essen müssen. Wir mußten aber doch Erdäpfel essen, es war meiner Frau fast nicht möglich, immer etwas Apartes für die Mutter zu haben, und doch that sie es soviel möglich. Aber dann war ihr das Brot nicht recht. Es sei doch schrecklich, meinte sie, daß so eine alte Frau mit so bösen Zähnen altes Brot essen solle; das könne einem doch Niemand zumuthen, als eine Sohnsfrau. Und hatte sie frisches Brot, so klagte sie: es sei doch schrecklich, daß eine so alte Frau so schwarzes Brot essen solle; ehedem, wo die Leute noch was geglaubt, da habe man in jedem Hause ein weißes Brötlein für die alten Leute gehabt. Der Kaffee war ihr auch nie recht. Den Cichorienkaffee möge sie nicht erleiden, sagte sie, er mache ihr das Wasserbrennen. So stark geröstet habe sie ihn nie, sie habe immer gehört, es mache kurzen Athem. Die Milch war zu blau, und Mädeli wurde zugemuthet, es blase sie ab für sich und gebe nur den dünnern Theil auf den Tisch. Und Mädeli that gerade das Gegentheil.

Mädeli, in der besten Meinung, that alles Mögliche, hatte aber nie Dank davon, sondern statt dessen Vorwürfe oder Sticheleien. Ich sah oft, wie es seinen Kaffee und seine Erdäpfel in Thränen hinunterwürgte, nur damit Beides mir nicht vor Ohren und Augen komme. Es wollte keine Jammerbüchse sein, aus der, statt wie aus einer Elektrisirbüchse oder Flasche blitzende Elektricität, Jammertöne strömen, denen man aber eben deßwegen ordentlich aus dem Wege geht, um nicht eine Ladung zu erhalten. Mädeli wollte bei mir nicht über meine Mutter klagen, sondern sie ertragen aus Liebe zu mir, da es mich mehr liebte als sich selbst. Gar Viele lieben wohl auch ihren Mann, aber daß sie seinetwegen etwas ertrügen, ohne es ihm entgelten oder merken zu lassen und es ihm nachzurechnen — selb nicht. Aber deßwegen hatte ich um so mehr Mitleid mit Mädeli.

Es ist da auch gerade wie bei Kranken. Je mehr ein Kranker jammert und klagt und ungeduldig sich geberdet, desto weniger Mitleid zeigt man ihm, desto ungeduldiger wird man über ihn, desto mehr läuft man von seinem Bette weg. Je geduldiger aber ein Kranker ist, desto mehr Mitleid hat man, desto mehr Mühe giebt man sich mit ihm.

So hatte ich es mit Mädeli. Wenn ich sah, wie es seine Erdäpfel hinunterwürgte, mit dem Kaffee noch allerlei Anderes schluckte und doch freundliche Augen und milde Worte beizubehalten suchte, so schwoll mir eben deßwegen das Herz, und ich fing an der Mutter zuzusprechen und ihr zu zeigen, daß wir thäten, was wir vermöchten, daß sie es immer noch besser habe als wir, und sie zu bitten, mein Weibchen nicht so zu plagen, sie sehe doch, in welchen Umständen es sei und daß es thue, was ihm möglich sei.

Das nahm aber dann meine Mutter übel und sagte: sie sei auch manchmal in solchen Umständen gewesen, und es hätte sich auch Niemand ihrer geachtet. Es sei auch nicht brav von mir, daß ich es nie mit ihr halte, und sie habe auch vernommen, wie viel besser Mädeli's Vater es gehabt, und was Mädeli dem alles angehängt habe.

Mädeli bat mich oft recht dringend, doch gar nichts mehr zu sagen, wir wollten es mit Geduld annehmen, wir wüßten ja nicht, womit wir uns versündigt hätten und was wir darob verdienen könnten. Die Sache kam aber immer ärger, die Mutter wurde immer mißvergnügter und wußte alle Tage mehr zu klagen.

Wir begriffen nicht, woher das kommen möchte, bis eines Tages die weise Frau wie zufällig beim Garten stehen blieb, wo Mädeli eben mit dem Kraut zu thun hatte. „Bist du auch einmal an der Sonne," frug die Frau; „es ist recht, man muß nicht immer am Schatten sitzen und was tändeln. Wo habt ihr das Mutterli?" fragte sie ferner; „es ist mir gar lieb, habt mir nur rechte Sorge zu ihm und gebt ihm auch recht zu essen und gönnt es ihm." Meine Frau war ganz verdutzt über diese Ermahnungen, die gar gutmüthig ausgesprochen wurden. Sie entschuldigte sich auf das Beste und sagte: die Mutter sei uns recht lieb, sie habe es besser als wir selbst.

Ja, ja, hieß es darauf, man meine es manchmal, man habe die Leute lieb, man gebe es ihnen gut und doch plage man sie und lasse sie Mangel leiden. Man sollte doch immer nachdenken, was man selber gerne hätte, und wenn man nur denken wollte, so würde man Vieles anders machen können und es würde nicht mehr kosten.

Darob verstummte Mädeli und konnte gar nicht begreifen, was das zu bedeuten habe. Endlich sagte die Frau noch: „Ja, Fraueli, du mußt gewiß anders werden, so ist's nicht recht, und du wirst berüchtigt im ganzen Land. D's Mutterli kann mich dauern, und so stünde es Niemand aus. Adieu, und sag's auch dem Mann, es würde einem Schulmeister wohl anstehen, Verstand zu haben gegen seine Mutter!"

Nun war uns die Lösung des Räthsels leicht. Wenn eine Frau gefragt wird in recht gutmüthigem Tone: „Gott grüße dich, mein Fraueli, und wie geht es dir immer? Ich denke oft, wie es dir gehe, nicht wahr, wie es kann und mag?" so werden nicht die Hälfte der Weiber sich der Klagen enthalten können. Der Ton, in dem sie angesprochen worden sind, hat ihnen die Versicherung gegeben, daß sie da Bedauern und Theilnahme finden würden, und wenn eine Frau sich nicht kann beneiden lassen, so möchte sie doch gerne bedauert sein. Nun fängt sie an zu klagen, und Klagen findet jeder Mensch, wenn er sie sucht, und je mehr sie bedauert wird, desto mehr klagt sie, bis sie endlich in dem Haufen von aufgethürmten Klagen fast erstickt und ordentlich elend wird. Die ersinnten, hervorgelockten Klagen werden am Ende auch von der Klagenden für wahr gehalten, sie nimmt den Aerger darüber mit nach Hause, und hat sie z. B. über schlechten Kaffee geklagt und ist deßhalb bedauert worden, so wird sie den Kaffee daheim schlecht

finden, darüber die Nase rümpfen, und wenn er mit Extrapost aus der Levante gekommen wäre.

Auf solche Weise ist schon manches Herz künstlich unglücklich gemacht, mancher Hausfriede zerstört, manche Ehe zertrümmert worden. So war meine Mutter bedauert worden, dadurch wurden ihre Leiden vergrößert, sie wurde immer bitterer, ihre Klagen wurden immer größer und wir unter den Leuten immer mehr verbrüllet. Denn da wir nichts sagten, keine Partei suchten, so nahmen Alle der Mutter Partei und urtheilten, was wir doch für wüste Leute seien. Man sehe es uns nicht einmal an, meinten die Einen, die Andern behaupteten aber, schon lange nicht nur Pulver gerochen, sondern auch gesagt zu haben, das komme am Ende dann so.

Was in meines Weibchens Herz vorging, weiß ich nicht, weiß nicht, ob nicht ein schwerer Kampf in demselben stattgefunden: denn als ich es vor Augen kriegte, sah ich nur noch verweinte, aber nicht wilde oder böse Augen. Auf meine Fragen vernahm ich den Vorfall, und wir machten es uns Beide deutlich, woher er entstanden, daß die Mutter über uns klage allenthalben und alle Weiber im Dorfe gegen uns Partei nähmen, weil wir Niemand klagten, keine Vertrauten suchten.

Ich wollte nun mit der Mutter aufbegehren und ihr ihr Geläufe abstellen. Aber meine Frau wollte nicht, sie behauptete, das mache das Uebel nur ärger, sie klage dann nur desto mehr, und anbinden könne man sie doch nicht. Ein Mittel brauste mir durch den Kopf: den Leuten nämlich auch zu sagen, wie es stehe, was wir thäten und wie die Mutter eine sei. Damit hätten wir sicher wenigstens die halben Leute auf unsere Seite gezogen und wären bei ihnen wieder in guten Geruch gekommen. Allein mein Weibchen sagte: „Möchtest du das, Peter? Soll ich anfangen über deine Mutter zu lästern? Was könnten dann erst die Leute mit Recht von mir denken, wenn ich einer so alten Frau ihre Fehler aufdeckte und zweglegte? Nein, Peter, da ist nichts zu machen, wir müssen das in Gottes Namen tragen; es wird schon wieder besser kommen.“

Ich begreife noch jetzt nicht recht, woher mein junges Weib die Kraft nahm und das richtige Gefühl dessen, was christlich und nicht christlich sei. Es war ohne sogenannte Bildung, eine besondere Erziehung hatte es nicht genossen, und doch dachte es so sinnig, waltete so lieblich, trug so kräftig, daß man so was unter dem Kittel nicht vermuthete, und wenn man das Unerwartete ge-

funden, verwundert nach den Ursachen gefragt hätte und wo Mädeli erzogen und gebildet worden sei? Ich fragte das freilich nicht, aber ich dachte doch manchmal darüber nach, wenn ich durch mein Weib beschämt worden war. Ich konnte nichts Anderes denken, als daß das Alles von der Liebe komme, welche Mädeli's Verstand schärfe, ihre Kraft erhöhe, kurz die Trägerin, Nährerin, Leiterin aller ihrer Kräfte geworden sei.

Für solche Liebe ist eigentlich das weibliche Gemüth geschaffen, ein Thron ist in demselben für sie aufgebaut, und von dem herab soll sie regieren; eine Fülle von Kraft steht ihr zu Gebote, alle Empfindungen weiht und heiligt sie, und aus den Empfindungen, nicht aus dem Gedanken, entspringt des Weibes ganzes Wesen.

Aber leider wird dieser Thron anders besetzt schon frühe bei Vielen. Selbstsucht thronet oben und zeigt sich bald als Eitelkeit, bald als Hoffart, bald als Sinnlichkeit, bald als Bequemlichkeit, kurz in vielfachen Gewändern nach Laune, Alter und Gelegenheit, bestimmt des Weibes Empfindungen und beherrscht somit sein ganzes Wesen. Und früh sorgen die Eltern dafür, daß es also geschehe, verwöhnen das Kind und vergiften sein Empfinden, so daß, wenn dann auch einmal die Liebe zum Manne kömmt, sie nicht Herrscherin wird, sondern eine Magd der Selbstsucht und von ihr sich muß mißhandeln oder verabscheiden lassen nach Lust und Laune. Und doch hatte der liebe Gott so gut es dem Weibe ausgedacht. Eben weil das Weib viel empfindet, mehr als denkt, hat er ihm die süßeste aller Empfindungen bereitet, hat dieser Empfindung die Macht gegeben, dem ganzen Gemüthe zu gebieten und die Eigenschaft ihm mitzutheilen, daß in der Berührung mit der Welt nicht Bitterkeit, nicht Leidenschaften entstehen, für deren Zähmung keine Gewalt da ist; hat also dem Weibe eine Kraft bereitet, welche der Welt den Stachel nimmt, einen Balsam, der alle Wunden heilet, eine Empfindung, die wahrnimmt, was kein Verstand der Verständigen sieht. Und das eben erkennt man nicht, mißkennt, was des Weibes Glück ausmacht, will an die Stelle des Empfindens das Erkennen, an Stelle der Liebe den Verstand setzen oder gar das Gedächtniß; daher eine so große Menge unglücklicher Weiber, die eine so große Menge Männer rasend machen, wenigstens halb.

Das Herz meines Weibes oder seine Empfindung war durch nichts vergiftet worden, die Liebe fand den Thron noch leer, und

auf demselben wachte und waltete sie nun mit Meisterschaft, und wenn sie matt werden wollte, so trank sie aus dem Born der ewigen Liebe und ward wieder stark und weise.

Und was diese Liebe stark ist, glaubt man gar nicht. Für Jemand, den man haßt, ein gut Wort zu geben oder einen Gang zu thun für ihn, ist Höllenpein; für Jemand, den man liebt, sich zu opfern, ist Freude, einem hassenden Herzen wird Alles schwer in der Welt, ausgenommen die Sünde; einem liebenden Herzen wird das Schwerste leicht, ausgenommen die Sünde. Das fühlten wir, denn Mädeli's Liebe trug auch mich empor.

Neunzehntes Kapitel.

Von schulmeisterlichen Finanzen.

Nun kam eine immer zunehmende Geldnoth. Unter drei Gulden in der Woche konnten wir es nicht mehr machen für die gewöhnlichsten Bedürfnisse in der Haushaltung, und woher sollten wir nun diese nehmen? Dann waren noch keine Kleider angeschafft, keine Schuhe für die Kinder, kein Hausgeräthe, kurz von Allem diesem nichts. Also nur zu meiner Haushaltung brauchte es bis fünfzig Gulden jährlich Nebenverdienst, und woher sollte dann das Andere alles kommen? Und wenn man Alles kaufen muß bis an die Erdäpfel, so rechne man einmal nach, was es heißt, wenn man für sechs Personen nicht mehr brauchen will als zwei Gulden wöchentlich. Für eilfthalb Batzen Brot, sieben Batzen Milch, zweithalb Batzen Salz, fünf Batzen Butter oder Schmalz, vier Batzen Mehl und drei Batzen Kaffee, ist wahrhaftig wenig für sechs Personen, und doch schon mehr als zwei Gulden. Bäuerinnen, denen Kühe, Schweine und Spycher das Meiste geben, und die das Geld ungezählt aus dem Schranke nehmen, werden vielleicht finden, das sei noch ziemlich viel, denn sie rechnen gar nicht nach, was sie brauchen, und würden verzweifelt aufbegehren, wenn der Mann ihnen nachrechnen wollte. Stadtfrauen, die könnten das eher berechnen, wenn sie rechnen können und gewohnt sind, ihre Ausgaben gleich zu berichtigen. Von diesen können die Einen aber nicht rechnen, manch-

mal sagar Professorinnen nicht, und wenn ihnen auch ihre Männer zur Seite stünden. So sandte z. B. eine, um Geld zu sparen, Knecht und Magd auf einen Berg, um Heidelbeeren zu suchen, und gab ihnen Wein und Wurst mit. Die Beiden suchten nun Heidelbeeren mit allem Fleiß, verthaten nebenbei noch zehn Batzen und brachten am Abend für sechs Kreuzer Heidelbeeren heim. Die kann uns also nicht nachrechnen, denn sie weiß zwischen zehn Batzen und sechs Kreuzern kaum einen Unterschied zu machen.

Zu diesem Allem gesellte sich eine Extra-Ausgabe, die immer mehr Geld fraß. Meine Mutter kränkelte immer mehr, und mancherlei Uebel begannen sich bei ihr zu regen, von denen die Brustwassersucht das gefährlichste war. Diese Uebel klagte sie nun ihren Freundinnen, und diese gaben ihr bald dieses, bald jenes Mittel an, bald diesen, bald jenen Arzt, der ihr bestimmt helfen könne. Kam sie dann heim, so redete sie so lange davon, daß ihr noch zu helfen wäre, wenn man eigentlich ihr zu helfen begehrte und sie nicht lieber auf dem Kirchhofe sähe, daß wir nicht anders konnten, als sagen: sie solle doch sagen, was zu machen sei, wir wollten ja gerne Alles thun, was zu thun sei. Dann kam richtig ein neues Mittel oder ein neuer Arzt zum Vorschein. Ich mußte unser Geldlein zusammenräumen und mich auf die Beine machen, und man kann sich nicht vorstellen, mit welcher Angst ich oft den Ausspruch des Arztes erwartete: ob das Tränkli drei Batzen oder vier oder fünf kosten solle. Wie mir die Hände zitterten vor Angst, wenn es einen mehr und vor Freude, wenn es einen Batzen weniger kostete! Das kann sich sicher Niemand vorstellen, als wer drei Kinder hat und eine Frau und eine Mutter, und für Jedes nicht mehr als drei Kreuzer täglich, von welchen drei Kreuzern er die Hälfte nirgends herzunehmen weiß. Es muß sich Niemand verwundern, wenn bedrängte Hausväter manchmal sich lieber der Hoffnung überlassen, es werde dem Kranken von selbst bessern, als daß sie die Gesunden hungern lassen; man weiß gar nicht, was solche Bedrängniß ist. Schade, daß keine Einrichtung ist, wobei bedrängte Hausväter, ohne eigentlich besteuert zu heißen, unentgeltlich zu ärztlicher Hülfe kommen können ohne weitere Umtriebe; es würde mancher brave Mann und manche brave Frau mehr am Leben bleiben. Das ist aber nur da möglich, wo vernünftige Aerzte sind und vernünftige Gemeinden und eine vernünftige Ordnung im Staate. Gottlob, es ist bei uns neuerdings besser geworden.

Einer der Aerzte war der theuerste von allen, der forderte für seinen braunen oder rothen Mischmasch nicht nur drei und vier Batzen, sondern gewöhnlich einen halben Gulden, und grade der wußte meiner Mutter Vertrauen am besten zu fesseln, zu dem mußte ich am meisten, wie ich auch seufzte und stöhnte. Meine Mutter hatte am linken Bein oben in dem Fußgelenk einen Schmerz bekommen und mich deßwegen zu diesem Doktor gesandt. Derselbe sagte: nun, das sei gar gut, es werde ihr jetzt schon ganz besser. Ihre Leber sei früher krank gewesen, jetzt sei sie ausgelaufen und in das Bein hinunter, was sie im Fußgelenk fühle, sei nichts als ein Leberfluß. Der sei ihm nun am rechten Ort und das Herz werde jetzt schon gesund werden. Unglücklicherweise sagte ich das der Mutter wieder, und von dem an faßte sie ein besonderes Zutrauen zu ihm und hoffte von ihm völlige Genesung.

Auf diese Weise kamen wir immer tiefer in die Noth hinein. Wir brachen uns ab, soviel wir konnten, und Mädeli und ich sannen oft darüber nach, wo wir etwa noch einen Kreuzer ersparen könnten. Und wenn wir dann nachsannen, was wir Alles noch nöthig hätten, was angeschafft sein sollte, so wollte es mir manchmal fast über das Herz kommen. Aber mein Weibchen tröstete mich dann, ich solle doch nicht so kummern, es könne es noch machen ohne Dies und Jenes, so lange wir gesund seien, mache Alles nichts, wir könnten noch viel übler zweg sein. Ich solle doch nur an Die und Die denken. Und dann hätten wir doch noch Eins, was so viele nicht hätten, wir hätten den Frieden unter uns und hülfen einander treulich, und da sei es doch noch immer dabei zu sein. Freilich, wenn unsere ältern Kinder mit blauen, kalten Beinen im Herbst zum Ofen krochen, weil wir ihnen noch nicht Strümpfe zu kaufen vermochten, und wenn Mädeli um das jüngste ganz zerfetzte Windeln wickeln mußte, so wurde ihm manchmal das Auge feucht, aber es küßte dann das Kind und sagte: „Komm, du mußt zu saugen haben." Und wenn dann das rothe, pausbackige Kind in vollen Zügen zog, so lächelte die Mutter wieder und meinte dann: „Ja, ja, es dünkt dich doch gut, wenn du schon nicht in ganzen Windeln bist!"

Aber als allgemach das baare Geld immer seltener bei uns wurde, als wir manchmal auf Borg nehmen mußten und immer länger nicht bezahlen konnten und das Rückständige immer mehr anschwoll, da wurde uns doch immer banger um's Herz. Man

glaubt nicht, wie man so nach und nach in Rückstand kommen kann, und wie unvermerkt ein Tag zum andern sich schlägt und ein jeder unvermerkt die Schuld größer macht. Es ist eine Pein, wenn man einmal etwas auf Borg nehmen muß, aber wenn man noch einmal wiederkommen, weder das Alte noch das Neue zahlen kann und wieder auf Borg nehmen muß, da steigt die Pein mit jedem Mal und allemal wird der Gang schwerer. Auf der andern Seite werden die Gesichter länger, die Mienen unfreundlicher. Bald fällt ein Wörtchen, man solle erst das Alte zahlen, ehe man Neues nehme. Dann macht man mit schwerem Herzen Verheißungen, die man nicht halten kann, wie man wohl weiß, und den ganzen Tag liegt es so schwer auf einem, als ob man Steine im Herzen habe. Viele Eltern helfen sich damit von dieser Pein, daß sie die Kinder senden, wenn auf Borg zu holen, saure Gesichter zu sehen sind. Das ist wahrhaftig eine der ärgsten elterlichen Unbarmherzigkeiten, die es geben kann. Entweder es verhärtet des Kindes kindlichen Sinn, oder dasselbe wird gedrückt, schämt sich und verliert Muth und Freudigkeit, es beugt muthlos sein Häuptlein unter des Lebens hartes Joch und hebt es nimmer wieder auf, faßt nie wieder Muth und Freudigkeit.

Man denke sich doch in das Herz eines Kindes hinein, das hungrig und freudevoll seine Milch, sein Brot holen geht in der Hoffnung, bald gesättigt und getränkt zu werden, und es muß lange warten, es wird Rath gehalten in der Stube, und es vernimmt endlich den Bescheid: jetzt bekomme es noch, aber wenn es das nächste Mal wieder komme ohne Geld, so jage man es vom Hause fort. Es bringt den Bescheid nach Hause, am andern Morgen soll es wieder gehen, es frägt nach Geld. Es bekömmt Antworten aller Art: „Sage nur, wir hätten wollen zahlen, aber der Vater sei nicht daheim gewesen;“ oder „Wir hätten einzuziehen und könnten es nicht bekommen;“ oder „Wir ließen anhalten um Gotteswillen und wollten zahlen, sobald wir könnten.“ Die einen Kinder gehen, lügen, und wenn es an einem Orte nicht mehr gehen will, so lügen sie an einem andern Orte. Andere schüchterne Kinder weigern sich und werden geschlagen, werden mit Drohungen vom Hause weggejagt, müssen zitternd und zähneklappernd das Essen auf diese Weise betteln gehen. Und wenn sie den Leuten nichts abbetteln können, so giebt man ihnen entweder neue Schläge oder neue Lügen an. Man denke sich denn doch die Wirkung solcher Unbarmherzig-

keiten auf ein Kind. Nein! unser Kind marterten wir doch nicht auf solche Weise. Mädeli holte Anfangs selbst. Allein ich sah, daß es es nicht über's Herz bringen konnte. Es klagte mir nicht, es sagte mir nicht: „Du kannst auch einmal gehen, die Sache ist so gut für dich als für mich. Aber ich sah an Mädeli's schwerem Schritt und verweinten Augen, wie nahe es ihm ging, ohne Geld gehen zu müssen. Ich fand es nicht billig, daß es alleine diese Pein tragen müsse, und nach langem Streiten nahm ich sie ihm ab. Wohl hatte es sein Gutes, wenn der Schulmeister selbst ging und für einen Batzen Milch auf Borg holte, die Leute muckelten weniger. Aber hie und da fiel doch ein Wort, oder eine Frau konnte sich doch nicht enthalten zu sagen: „Gebt ihr eurer Mutter auch davon?“ Aber man denke sich denn doch die Lage eines Schulmeisters, der am Morgen das Essen auf Borg herbeitragen muß. Wie freudig muß er wohl am Morgen aufstehen, durch welche Gedanken geweckt? Wie soll man sich ausschließlich mit dem Unterricht beschäftigen, wenn einem am Morgen an einem Orte die Milch abgesagt worden und an einem andern das Brot, und man nun nicht weiß, wo man beides für drei hungrige Kinder hernehmen soll? Wer will da dem Schulmeister gebieten, seine Seele solle beim Unterricht sein?

Bald sagt man: „Er ist nichts nutz,“ bald sagt man: „sie ist nichts nutz; wenn sie wollten, sie könnten Geld verdienen wie Heu, aber was sie haben, muß gebraucht sein, was sie in einem Tage verzehren können, darf nicht gespart werden auf den folgenden Tag.“ Ich gebe gerne zu, es giebt Schulmeister, welche faul sind, welche viel brauchen und durch eigene Schuld in die Armuth versinken. Ich gebe wieder zu, daß es Schulmeister giebt, die ohne großen Lohn, durch eine gewisse Anstelligkeit und Erwerbsfähigkeit mit Ehren durch und sogar zu etwas Vermögen kommen. Sie werden Gemeindeschreiber, Krämer, Bäcker oder alle drei Sachen zusammen, Bannwarte, häufen vielleicht sieben Pöstlein auf einander oder treiben mit Geschick allerlei Handwerke, aber dann sind sie alles Andere, nur nicht Schulmeister, und die Schulmeisterei ist nur Nebensache. Wenn nun einer eben Schulmeister geworden ist, weil er sich dazu geartet glaubte, kann man es ihm dann zum Vorwurf machen, daß er nicht Krämer wird, wozu er sich nicht schickt? Kann man es vielleicht nicht viel eher dem krämernden Schulmeister zum Vorwurf machen, daß er Schulmeister geworden und nicht blos Krämer ge-

blieben? Kann man es überhaupt Jemand zum Vorwurf machen, wenn er neben seinem eigentlichen Amt und Beruf nicht viel zu verdienen weiß? Dann macht man wieder gar Manchem, der mit Ehren durchkommen möchte und daher für seine Schreibereien unverblümt etwas fordert, gleich den Vorwurf: er sei unverschämt, wenn er nur die Feder in die Hand nehme, koste es zwei Batzen.

Wahrhaftig, man macht vielen Schulmeistern und ihren Weibern nur deßwegen Vorwürfe über ihre Armuth, weil man gar nicht nachrechnet, sondern nur so in Bausch und Bogen abspricht, oder weil man bei andern Schulmeistern ihre Noth und Dürftigkeit nicht wahrnimmt. Sie hangen zwischen Leben und Verhungern, aber sie können es verbergen, kommen anständig daher, und Niemand merkt, wie sie oft Monate lang kein Fleisch vermögen und manchmal Tage lang keinen Kreuzer Geld im Hause haben und es machen ohne Brot. So wäre es vielleicht auch mit uns gegangen, wenn meine Mutter nicht gekommen wäre, durch sie wurde unsere Noth sichtbar und kam unter die Leute.

Gerade hier werden nun Die, welche von kindlichen Pflichten nichts wissen, mir vorwerfen: daran sei ich doch selbst schuld, die Mutter hätte ich nicht zu nehmen gebraucht, die Gemeinde hätte sie erhalten müssen; die Haut sei doch noch näher als das Hemde, und wenn ich sie nicht bei mir gehabt hätte, so hätte ich es als Schulmeister machen können. Es sei mir also recht geschehen, daß ich so in die Dinte gekommen.

Aber hat denn eigentlich ein Schulmeister keine Pflichten gegen seine Eltern, soll er sie von seiner Thür wegjagen, wenn sie hülflos anklopfen an dieselbe? Hat er nicht vielmehr die Pflicht, in Erfüllung solcher Pflichten einer der Ersten zu sein, zu zeigen, wie eigentlich Kinder die natürlichen und ersten Unterstützer ihrer Eltern sein sollen? wie traurig ist's für ihn, wenn sein Amt ihm keine Mittel dazu bietet, wenn er, der voran stehen soll, hintenan bleibt, oder, wenn er sie zu erfüllen sucht, zu Grunde geht.

Also geschah es zu der Zeit, als die Wellen der Noth über mir zusammenschlugen und ich nichts mehr sah, als Noth rings um mich, Noth über mir und Noth unter mir, als Mädeli und ich zusammen weinten und nichts mehr zu machen wußten, als dem Vater im Himmel unsere Noth zu klagen.

Zwanzigstes Kapitel.

Nun gar in solcher Noth noch Visiten.

So saßen wir einmal traurig an einem stürmischen Oktober-Nachmittag in unserer Stube beisammen, ich und mein Mädeli; die Mutter war fortgegangen. Wir hatten Erdäpfel gegraben, als auf tüchtigen Sturm die muthwilligen, wilden Kinder des Winters, die flüchtigen Schneeflocken daher brausten um Augen und Ohren, uns vom Felde weg hinter den Ofen jagten, und nun, wie ärgerlich, daß wir ihnen entronnen, zur Hausthüre einstürmten, die Fenster peitschten und gwunderig in dichten Schaaren sich an die Fenster legten, um zu gucken, ob wir drinnen seien. Es war so recht heimelig Wetter, wenn es einem heimelig zu Muthe ist. Und es war uns auch so in unserm Stübchen, alleine und geborgen vor dem wilden Wetter. Da sagte ich: „Ein Kaffee wäre jetzt nicht übel.“ Aber einen Kaffee konnten wir nicht machen. Mädeli ging über den Küchenschrank und fand nur ein klein Tröpflein Milch, die mußte für die Kinder gespart werden, und daß man ihn schwarz trinken könne, das wußten wir nicht. Freundlich brachte mir Mädeli Brot und sagte, ich solle nehmen, wenn ich möge, Brot sei allweg immer das Beste.

Das rührte mich an meinem Weibchen: „Nein, du bist immer das Beste,“ sagte ich und nahm mit der einen Hand das Brot, mit der andern mein Weibchen und küßte es tapfer ab. Und während ich am besten küßte, da hämmerte es an die Hausthüre, daß ich wenigstens einen Schuh weit von Mädeli's Munde fuhr, nicht wissend, welcher Kobold da draußen so lärme.

Mädeli aber schrie: „Herr Jeses, laß mich gehen; ein wüst Gesicht hat durch das Fenster gesehen und klopft jetzt an die Thür, du mein Gott, wie ich mich schämen muß!“

Während diesem Reden dachte Niemand an's Bescheidgeben. Der draußen hatte aber nicht lange Geduld, es wurde die Thüre rasch aufgerissen und herein trat der große, schwarzschnäuzige Jäger, um und um voller Schnee und hinter ihm sein Hund. Potz Blitz, wie da Mädeli von mir wegfuhr, blutroth und erschrocken, bis in eine Ecke hinein, und wie der schwarze Kerl so spöttisch lächelte und seine scharfen Augen von Einem zum Andern gehen ließ.

„Schulmeister, das wird deine Frau sein?“

„Ja," sagte ich.

„He nun, — dann macht es nichts, fahrt nur fort, als ob ich gar nicht da wäre."

Somit bot der meinen Lesern Wohlbekannte uns die Hand und sagte, er sei auf der Jagd gewesen und habe an einen Hasen gesetzt, den sein Hund schon am Morgen früh aufgestochen. Der habe sich daraus gemacht durch Feld und Wald und er sei immer auf seiner Fährte geblieben, bis ihn der Schneesturm überfallen, daß er am Ende nicht mehr gewußt, wo er sei, und der Hund nicht mehr gewußt, wo der Hase sei. Da seien Beide auf's Gerathewohl zugelaufen, bis sie auf eine Straße und zu einem Hause gekommen, dort habe er eine alte Frau herausgeklopft mit großen Mühen, um sie zu fragen: wo er sei? Die habe ihn lange angesehen und endlich auf die zweite Frage ihm geantwortet: das sage sie ihm nicht, zum Narren halten lasse sie sich nicht, denn jedes Kind wisse ja, daß dies Gytiwyl sei. Nun habe er an mich gedacht, mit der Hoffnung, er finde da am besten einen warmen Ofen, um sich zu trocknen, und könne dazu sein Versprechen halten, setzte er spöttisch hinzu.

Er that ganz, wie wenn er zu Hause wäre, putzte vor Allem seine Flinte sauber ab und stellte sie in die Küche hinaus, damit sie nicht anlaufe, zog dann seine Schuhe und Kamaschen aus und sagte: „Braueli, hänge mir die zum Feuer, aber verbrenne sie nicht, sonst kriegst meinen Schnauz in's Gesicht." Und als er endlich mit Allem fertig war, sagte er ganz ungenirt: „Fraueli, kannst mir was Warmes machen, so wäre es mir anständig." Die Frau ging verblüfft hinaus, und bald rief sie mir: „Peter, komme, höre was!" Draußen examinirte sie mich, wie ich zu diesem unverschämten Menschen komme und wer er sei, denn ich hatte Mädeli von ihm zu erzählen vergessen. Sie sagte, sie könne ihm keinen Kaffee machen, könne keine Milch bekommen. So böse hatte ich Mädeli noch nie gesehen. Mit schwerem Herzen sagte ich dem Gaste das. Er lachte mich aber aus und sagte: Milch begehre er ja gar keine, man solle ihm den Kaffee nur schwarz bringen und Zucker dazu und ein gutes Glas Schnaps. Mit noch schwererem Herzen ging ich hinaus und sagte dem Mädeli das. Mädeli kehrte mir unwillig den Rücken und brummte: Kaffee wolle es machen, wenn es sein müsse, aber für einen solchen Räuber oder Mörder laufe es nicht um Kirschenwasser und um Zucker aus. Da stand ich in

der höchsten Verlegenheit zwischen der Küche und der Stube auf dem Tritt und wußte nicht, sollte ich hinein oder hinaus. In der Stube grübelte ich lange in unserm Schränklein, nahm ein Körbchen, ein Druckchen hervor, stellte es wieder weg und nahm es wieder hervor, so daß endlich der Jäger mich fragte: was ich da suche, wir würden das Kirschenwasser doch nicht in einem Körbchen haben? „Nein, aber das Geld," antwortete ich. Hellauf lachend antwortete er, es scheine ihm doch nicht, sonst fände ich welches dort, aber es werde mir gehen, wie den andern Schulmeistern auch, daß ich Alles hätte im Hause, nur nicht das, was man brauchen könne, und kein Geld, es zu kaufen. Damit warf er ein Stück Geld auf den Tisch und sagte, er sei nicht gekommen, um zu schmarotzen, sondern um bequem auszuruhen. Ich solle also nicht Komplimente machen und die Sachen holen, meiner Frau wolle er es selbst sagen, daß er uns nicht lästig fallen wolle.

Als ich heimkam mit meinen Einkäufen, fand ich meine Frau nicht nur besänftigt, sondern ganz freundlich mit unserm Gast; derselbe sah sie auch mit ganz zärtlichen Augen an, so daß ich nicht recht wußte, was denken, und es mir fast ward, als ob eine Laus hinter dem Ohr mich zu beißen anfange.

Als er nun so behaglich da saß, sich gütlich that und uns zum Mithalten einlud, bedauerte er unsere Lage und kam dann auf seine Jugendzeit zu sprechen, aus welcher er Folgendes erzählte: „Ich bin ein Geschickter gewesen, und mein Vater hat manchmal im Wirthshaus auf den Tisch geschlagen und gesagt: „Wenn mein Benz so ein donners Bürger von Bern wäre, er würde Landvogt oder gar Schultheiß." Ich konnte dem Schulmeister auch antworten, so wie er fragte, wie Schnupf, und blieb nie eine Antwort schuldig. Meine Mutter kam oft in die Kinderlehre, legte ihre dicken Arme übereinander und hörte mit einem göttlichen Behagen zu, wie geschickt ich sei, wie ich allemal die letzten Silben oder gar das ganze letzte Wort dem Schulmeister nachsagte, ohne zu fehlen. Und wenn sie heimkam, so sagte sie den Mägden: „Benz ist ein Gelehrter, ich glaub', wenn Benz fragte, der Schulmeister könnte Benz nicht antworten, wie Benz dem Schulmeister." Den nächsten Sonntag fragten dann die Mägde auch: ob sie nicht in die Kinderlehre könnten, zu sehen, wie der Benz antworten könne? Ob die Mutter es erlaubte, kann man sich denken. Nun hielt ich etwas auf meinen Ruhm, aber weiter dachte ich nicht, ich war der Geschickteste

und damit war ich mehr als zufrieden. Ich war ein großer, wilder, starker, übermüthiger Bauernsohn und dachte nicht von weitem daran, daß meine Religion zu irgend etwas zu brauchen sei, als in der Schule oder in der Kirche zum Antworten, zu beten und Niemanden zu morden. Ich fluchte, daß der Boden zitterte. Ich gehorchte den Eltern nur, wenn ich mußte, gab der Mutter die schnödesten Worte und auch den Vater schonte ich nicht; und jemehr ich das konnte, desto mehr meinten sie sich mit mir. Ich verdarb den Nachbarn Manches, und wenn ich einen armen Bub prügeln konnte, so war das meine Lust. Ich hatte gar von weitem keine Vorstellung, daß das die Religion etwas angehe, überhaupt dachte ich gar nie an Religion, als wenn ich antworten sollte.

„Da warf mich das Schicksal in's Leben hinaus.

„Mein Vater, ein verständiger Bauer, duldete keine eisernen Gabeln im Roßstall, weil er behauptete, man steche damit die Rosse oft, ohne daß man es wisse. Die hölzernen Gabeln waren mir aber zuwider, überhaupt wurde ich allemal böse, wenn etwas befohlen wurde. Ich nahm also, wenn ich misten oder die Streu zurecht machen mußte, eine eiserne Gabel, wurde darüber oft gescholten, und der Vater hatte mir bereits manchmal gesagt: „Bub, wenn du mir das noch einmal machst, schlage ich dich sammt der Gabel unter die Rosse.“ Einmal wollte mir ein junges Pferd nicht auf die Seite gehen, damit ich den Mist unter seinen Füßen wegnehmen und zurecht legen konnte, ich sagte: „Geh nun!“ schlug es mit der Gabel, allein es bewegte sich nicht. Ich fluchte mit ihm, schlug es stärker an die Seite, da schlug das Pferd auch nach mir und streifte mir glücklicherweise nur die Seite, warf mich aber doch in den Gang hinaus. Da übermannte mich der Zorn, und ob ich eigentlich schlug oder stach, ich weiß es nicht, kurz man sah die drei Gabelzinken in drei blutigen Wunden am Kreuz des Pferdes, das auch wie wüthend schlug.

„Zu diesem Höllenlärm kam mein Vater. Auch ihn ergriff der Zorn, da er in meiner Hand die eiserne Gabel sah und auf des Pferdes Rücken die blutenden Wunden. Ein tüchtiger Schlag von ihm, begleitet mit vielfachem Donner, warf mich an die Wand zurück. Meine Wuth war Berserkerwuth geworden und meine Gabel kehrte sich gegen den Vater. Der aber, ein gewaltiger Mann, früher berühmter Schläger, griff mit seiner eisernen Hand mir darauf, sie flog aus meinen Fäusten und nun nahm der Vater mich

in die Hände. Wie ich biß und schlug, es war, als ob mein Vater fühllos wäre, meine Fäuste Seifenblasen, meine Holzschuhe Semmel, meine Zähne Zuckerbrot. Er warf mich an den Ohren zwischen die Pferde hinein, drückte mir den Kopf in den Mist und schlug und trat mich, bis endlich der Mutter es gelang, mich wegzuziehen und mich frei zu machen. Wie ich aussah, kann man sich denken. Ich wurde kurzweg zum Brunnen geschickt und dann solle ich mich fortmachen. Aber wie es in mir aussah, das kann sich Niemand vorstellen. Eine Wuth kochte in mir, heiß wie die Hölle. Ausbrechen offen durfte sie nicht, ich hatte meine Ohnmacht gefühlt; aber auf Rache sann ich, je gräßlicher je besser. Lange brütete ich im Gaden über Rocheplänen. Haus anzünden, Vater erstechen, das waren die zwei Hauptgedanken, die sich mir im Gemüthe wälzten. Fort wollte ich alleweg, da bleiben — der geschlagene, mißhandelte Bub unter den Knechten und unter den Mägden — das war über meine Kraft. Als Alles im Bette war, stand ich leise auf, zog meine bessern Kleider an, raffte all' mein Geld, das ich im Schaf- und Taubenhandel gewonnen, zusammen und schlich hinaus, noch immer nicht mit mir einig, was ich thun sollte. Den Vater zu erstechen, hatte ich aufgegeben, das Haus hätte ich gerne angezündet, aber ich hatte kein Schwefelholz, und in die Küche zu gehen, fürchtete ich mich. Ich versuchte, Stroh mit Schwamm anzublasen, allein es ging nicht. Aber Etwas mußte doch gehen. Ich wußte, daß mein Vater oft mitten in der Nacht und jedenfalls am Morgen vor Tag um das Haus herum und in alle Ställe ging ohne Laterne. Ich deckte daher alle Jauchenlöcher ab um's Haus herum und dachte bei mir: in welchem erfährst du wohl, wie es einem ist, wenn man im Mist ersticken muß?

„Dann lief ich fort in die weite Welt hinein, bis es Morgen war, an dem Gedanken mich ergötzend, wie der Alte schnaufen werde im Mistloch. Als es Tag war, da kamen die Gedanken: wohin, was anfangen? Zum Land aus wollte ich, denn im Lande hielt ich mich nicht sicher. Von Langenbrucker Kuhhändlern hatte ich gehört, daß in Basel das Loch sei, wo man zum Land aus könne. Dahin steuerte ich also.

„Nun will ich meine Abenteuer euch nicht erzählen, das würde sonst gehen bis morgen. Ich will euch nur sagen, daß, weil nun kein Schulmeister da war, der mich fragte, keine Kirche, kein Katechismus, aus dem ich auffagen mußte, ich gar keine Religion hatte.

Ich war ein wilder, wüster Bube, der Alles für erlaubt hielt, was er machen konnte, wo möglich ungestraft.

„So kam ich endlich auf ein holländisch Schiff, das nach Batavia ging, als Schiffsjunge, nachdem ich mit Holzflößern den Rhein hinabgefahren war. Die Reise ist lang und wegen den unruhigen Meeren gefährlich. An's Meer hatte ich mich bald gewöhnt, an meinen Dienst auch. Da ergriff uns im indischen Meer ein gräßlicher Sturm oder Orkan, wie man sagt. Von dieser Gewalt, die da in der Natur tobt, hat man hier keinen Begriff. Wir glaubten Alle uns verloren, und Jeder betete, was er wußte und so laut er konnte, damit der liebe Gott es höre im Donner der Wellen und im Sausen des Sturmes. An dem Rest eines Mastes, der zerbrochen worden war, wie ein Schwefelholz, hielt ich mich fest, neben mir noch einer der Passagiere. Der betete aber nicht, und da glaubte ich, auch für ihn beten zu müssen, und betete daher um so lauter folgendes Gebet, das ich zu Hause des Morgens und des Abends beten mußte und das man auch zuweilen in der Schule betete; und wenn ich zu Ende war, so fing ich wieder von vorne an: „Herr Jesus in der Kirchen saß, daß er mit seinen zwölf Jüngern das heilige Nachtmahl aß. Johannes sprach: es ist guter Wein. Herr Jesus aber sprach, es ist nicht Wein, es ist von meinem rosenfarben Blut, es ist für eure Sünden gut. Das sollet ihr essen und trinken zu meinem Gedächtniß. Herr Jesus aber sprach: Jetzt muß ich von euch gehen, schwere Zeit muß ich ausstehen. Die Juden nahmen ihn, sie huben ihn, sie schlugen ihn, sie henkten ihn auf an ein Kreuz. Sie nahmen unsern lieben Herrn Jesus herab, sie legten ihn in ein steiniges Grab, in dem noch nie kein Menschenkind gelegen war. Der Herr Jesus aber sprach: wer das Bet beten kann und alle Tage zweimal nüchtern spricht und ihm sein heilig bitter Leiden nicht vergißt, dem wolle er drei Engel senden drei Tag vor seinem End; einen, der ihn weise, einen, der ihn speise und einen, der ihn führe in's Paradies und vom Paradies in's Himmelreich. Amen."

„So schrie ich Gott an wie wüthend — und, es half. Wir waren glücklicherweise nicht in den Bereich von Riffen, Felsen oder Brandungen gekommen. Der Orkan sauste vorüber, die Sorne brach wieder hervor aus dem Wolkenmeer und besänftigte mit ihren kosenden Strahlen des Meeres Falten und Furchen, und ob solchem zärtlichen Streicheln wurde glatt wieder seine Stirne. Ich war

wieder ganz hellauf und hatte mein Beten, wie meinen Glauben, daß Gott Macht habe über den Orkan, schon rein vergessen, als der Passagier von gestern an mich trat. Er sah ganz aus wie ein Landvogt, nur viel milder, und fragte mich, ob ich katholisch sei?"

„Nein," sagte ich.

„Dann werde ich reformirt sein?"

„Nein," sagte ich.

„Ah so, also ein Lutheraner?"

„Nein," sagte ich.

Da verlor der Mann seine Geduld, sagte einige Worte in fremder Sprache und fragte: „Wie heißest du? und woher bist du?"

„Benz Wehrdi aus der Löhr."

„Wo ist denn das?"

„Innerhalb Basel, nicht weit von Bern."

„Zu was für einer Kirche gehörst du denn?"

„Nach Häustiwyl gehen wir zur Kirche."

„Was habt ihr für eine Religion?"

„Die, welche der Schulmeister und Pfarrer uns lehren."

„Endlich brachte er heraus, daß ich ein Christ sei und noch dazu einer, den der Pfarrer konfirmirt habe. Nach langem Fragen nach unsern Büchern, nach der Kirche, wie sie aussehe und was in ihr vorgehe, brachte er endlich auch heraus, daß ich ein Reformirter sei. Aber auf alle Fragen über die Religion selbst konnte ich ihm kein Wort antworten. Das sei doch ein dummer Teufel, dachte ich, unser Schulmeister könne es anders. Der Mann war über mich nicht wenig verwundert und meinte: ich werde armer Leute Kind gewesen sein und keinen Unterricht genossen haben. Das wurmte mich und ich antwortete, er könne ja selber nichts. Der Mann lachte, dann sagte er: es müsse um Bern herum mit der Religion schlecht bestellt sein, wenn man dort nicht einmal wisse, welche man habe, und wenn man dem Namen nach reformirt sei und doch noch katholisch bete. Von da an beschäftigte sich der Mann, der an meinem trotzigen Wesen Gefallen fand, viel mit mir. Es kam heraus, daß ich mit Schreiben und Rechnen gerade so bestellt war, wie mit der Religion. Wie ich Fragen hersagen konnte, ohne zu wissen, was sie bedeuteten, so konnte ich Buchstaben machen, wenn ich sie abschreiben konnte. Ich hatte hundert Heustöcke gerechnet, aber nie einen gemessen, darum hätte ich auch keinen auf

Ort und Stelle ausmessen, ja ich hätte keine Klafter Holz in Schuhe auflösen können. Ich konnte also eigentlich rein nichts. Der Mann wußte auf dem Schiff und später zu Batavia, wo er eine bedeutende Anstellung hatte und mich zu sich nahm, so gut Alles anzukehren, daß ich in tausend Verlegenheiten und am Ende zur Ueberzeugung kam, ich könne nichts."

So erzählte der Jägersmann, aber viel weitläufiger, als ich es hier sagen kann. Er führte eine Menge Geschichten an, wie es ihm erging in seiner Unkenntniß und wie manche Sünde er beging, ohne daran zu denken, daß die Religion sie nicht erlaube.

Mädeli richtete nun die Frage an ihn, wie es ihm in Batavia ergangen und wie er wieder hergekommen sei? Er erzählte uns das Ding kürzlich also:

„Mein Herr machte mich nach und nach zu seinem ersten Diener und gab mir einen Lohn, um den manches Patriziersöhnchen, dem der Vater aus des Staates Tischlade ein Pöstlein als Taschengeld gegeben hat, mich beneidet hätte. Nach mehreren Jahren starb mein Herr in dem ungesunden Lande, nachdem er mich zu einer Anstellung noch bestens empfohlen hatte. Dort erwarb ich mir nun Vermögen und führte dabei ein gut Leben in doppelter Bedeutung: ich ließ mir wohl sein und zeigte im Leben, daß ich Religion im Herzen habe.

„Ich weiß nicht, wie es ging, aber meine Gedanken schweiften immer mehr in's Vaterland zurück; für mein Leben gerne hätte ich gewußt, wie es dort ging: ob Vater und Mutter noch lebten, wie die Brüder sich aufführten, ob die Schwester verheirathet sei? Saß ich einmal alleine des Abends auf des Hauses Dach, so rollte meine Jugend an mir vorbei, und wenn ich mich dachte als Hirtenknabe, im Herbst sechs stattliche Kühe vor mir hertreibend, in der einen Hand die Geißel, unter dem andern Arm einen Bündel Späne: so konnte ich mich von dem in mir aufgehenden Bilde nicht mehr losreißen. Ich sah mich auf dem mächtigen Stoppelacker das Feuer anzünden, nachdem ich einige Zäune geplündert hatte. Mit einer eigenen Wohllust fühlte ich die nassen Beine im nassen Thau und dann die wohlthätige Wärme des Feuers. Ich stahl wieder Erdäpfel auf dem ersten besten Acker zum Braten, oder Aepfel, und lockte nach und nach andere Hirtenknaben zu mir her. Da vergaßen wir die Kühe, und die ließen es sich wohl sein auf dem Felde, auf dem das meiste Gras war, ohne zu fragen, wem es

sei. Wir aber brieten was wir hatten, prügelten uns, machten Spiele und ließen uns durch nichts stören, als zuweilen durch einen Bauern, auf dessen Acker die Kühe lustig weideten, der uns das Feuer zerstörte, uns nachlief, um uns zu haaren, und wenn er endlich athemlos absetzen mußte, ohne einen gefangen zu haben, uns nachrief: „Wartet nur, ihr Donnersbuben, kriege ich einen, so erwürge ich ihn!“ Und wenn ich mir die kühlen Nebel dachte des Morgens, wie alles verhüllt war, daß man kaum zehn Schritte weit sah, so fühlte ich den wunderlichen, herbstlichen Nebelgeruch wieder in meiner Nase, und dann sah ich, wie der Nebel allmählich wich, ich sah eine Kuh nach der andern, einen Weidbub nach dem andern auf dem weiten Felde, sah wie der Nebel sich immer mehr ballte, sah helle Risse in dem grauen Meere, sah an den Vorbergen wie an einer Leiter die Nebel höher steigen, sah wie der blaue Himmel hervortrat, wie die Sonne ihr Antlitz zeigte hinter dem Schleier, und wie auf einmal der Schleier fiel und ihr Antlitz im alten Glanze strahlte, die einzelnen Nebelwolken flüchtig durch den Himmel eilten und verschwanden, einem geschlagenen Heere gleich, das in der Flucht seine Rettung sucht. Und wie es dann so lieblich warm blieb bis am Abend, bis die Glocke Feierabend läutete im Dorfe, und dann alle Weidbuben aufprotzten, ihre Feuer noch einmal hoch auflodern ließen und mit ihren läutenden Kühen läutend dem Dorfe zuzogen durch die Nebelchen hindurch, die auf einzelnen Matten emporstiegen. Sah, wie die Kühe, je näher sie ihrem Stalle kamen, um so schneller eilten, um der drückenden Milch los zu werden; hörte wie sie von weitem dem Melker zubrüllten: sie kämen und er solle zweg sein; wie dann die Glocken munterer anschlugen und im ganzen Dorfe man nur die rufenden Kühe hörte und ihre Glocken, und zwischen durch die scharfe Stimme eines Weidbuben, der einem noch ungehobelten Kalb, das seinen Stall nicht wußte, die Dressur beibrachte.

„Wenn so ein Abend in meinem Geiste aufging, dann ward ich traurig, es ward mir um's Herz so eng und in den Augen so naß, daß ich laut auf hätte weinen mögen, und solche Abende gingen mir immer öfterer auf und immer tiefer wurde der Schmerz und immer dringender die Sehnsucht, das noch einmal mit eigenen Augen zu schauen, noch einmal das Läuten der Kühe mit eigenen Ohren zu hören. Allmählich starb ich allen Geschäften ab und versank in ein stilles, tiefes Träumen, dem ich Tag und Nacht

nicht los werden konnte, und dieses Träumen zehrte an meinem Körper, daß er einherwankte, wie ein Schatten an der Wand und ein Kind mich hätte umwerfen können. Ich wußte nicht, wo es mir fehlte, kein Arzt konnte mir helfen. Sie redeten von allerlei, von schleichenden Fiebern und Fehlern in der Leber, dem Herz, der Lunge, der Milz, und Gott weiß wo an allen Orten; und immer tiefer ward mein Sehnen und doch konnte ich nicht zu dem erlösenden Gedanken kommen. Da kam eines Tages, als ich eben wieder in meinen Träumen des Vaters Pferde in die Schwemme ritt, ein Bekannter zu mir, um Abschied zu nehmen, weil er nach der Heimat gehe. Da ward es, als wenn ein heller Glanz mir in's Auge dringe, als ob ich in dichtem Nebel versenkt gewesen wäre und plötzlich die Sonne mir hervorbreche in aller Herrlichkeit, und diese Sonne war der Gedanke, der Entschluß — denn beides war eins — nach der Heimat zu gehen.

„Es fehlte mir nichts mehr, weder im Herzen noch im Magen, alle Mattigkeit war entschwunden und machte einer rastlosen Thätigkeit Platz, meinen Entschluß auszuführen. Ich war ein ganz anderer Mensch und konnte gar nicht begreifen, daß das Heimgehen mir nicht früher in den Sinn gekommen. Aber wahrscheinlich war wirklich das Herz zu krank zu diesem Gedanken, und er mußte von außen hineingeworfen werden. Nichts hinderte mein Weggehen, als allfällig die Sucht, noch reicher zu werden, aber die fühlte ich gottlob nicht vor der Sehnsucht, meine Kühe wiederzusehen, meine Nebel und meine Strohdächer. Ich hatte ein Vermögen gesammelt, das mich unabhängig machte, ich konnte es leicht flüssig machen, und da ich um meine Besitzthümer, meine Fahrhabe nicht lange marktete, so ward ich ihrer bald ledig und frei wie ein Vogel in der Luft. Aber leider war ich kein wirklicher Vogel, dessen Flügel ihn so schnell tragen über Land und Meer. Es schien sich Alles gegen meine Hast verschworen zu haben. Den Ungeduldigen macht Alles ungeduldig, dem Hastigen geht Alles zu langsam. Die Winde wollten nicht wehen, die Wellen nicht rollen, die Segel nicht ziehen, und der Kapitain schien mir das Alles expreß zum Trotz zu machen. Und doch ward mir wieder so wohl, wenn ich dachte, daß ich jede Stunde meinem Ziele näher komme und jeder Morgen dem Morgen näher sei, an dem ich in der Heimat erwachen werde.

„Endlich war die Seefahrt zu Ende, und als wir feste Erde

unter den Füßen hatten, kein Meer mehr trennend zwischen mir und meinem Lande lag, da ward ich ruhiger und fuhr durch Deutschland herauf, diesmal dem Bodensee zu. Als ich aber endlich von der Höhe über Lindau wieder hineinsah in's Schweizerland, als ich die gewaltigen Berge sah, das üppige Rheinthal mit seinem jungen, lustigen aber wilden Rhein, die grünen Appenzeller Halden und den großen Thurgauer Garten und aus dem großen Ganzen wie freundliche Gesichter mir die blühenden Dörfer und Städte entgegenblickten, da schwoll mir das Herz, und ich hätte einen Satz nehmen mögen über den weiten See hinüber, um den ersten besten Schweizer bei'm Kopf zu nehmen und wahrscheinlich Schläge zu kriegen zum Dank für meine Zärtlichkeit.

„Auf meiner Reise hatte ich mir oft den Kopf zerbrochen, auf welche Weise ich den Meinigen mich darstellen wolle, denn ich hatte auch manches Geschichtchen von dem Wiedererscheinen verloren gegangener und wiedergekommener Söhne gelesen. Bald wollte ich kommen als großer Herr in vierspänniger Kutsche, bald als Bettler in Lumpen, als Roßhändler, als Soldat, kurz in einer Menge verschiedener Aufzüge. Endlich entschloß ich mich für das Allereinfachste, nämlich zu kommen in dem Aufzug, in dem ich mich gerade befand. Auf der letzten Station (damals fuhren die Posten noch selten die Nacht durch in der Schweiz) konnte ich nicht schlafen. Vor meinem Bette war Alles lebendig. Menschen und Häuser, Vieh und Land tanzten Stube auf und ab und rund um mein Bett herum, Alles wie ehedem in der Heimat. Endlich dämmerte es durch die Scheiben, es brannte mich im Bette, und durch's Haus fuhr ich wie der böse Geist, wenn auch nicht mit Ketten=, doch mit Stiefelgerassel. Ich ruhte nicht, bis der Postillon auf war, der wollte aber erst etwas Warmes genießen, ehe er fuhr; da mußte ich hinter die Köchin; die Köchin wollte aber erst von der Wirthin die Schlüssel, und bis ich Alles endlich von einem Jeden holte, hatte ich von einem Jeden, was ich nicht wollte, Schimpfreden, die ich mir aber bald mit einigen malayischen Phrasen vom Leibe hielt.

„Wie mich doch zuerst die Kirchthürme heimelten und dann die Strohdächer, die, wie Nachtkappen tief in die Augen, tief in die Fenster hineingehen! Dann kamen Brücklein, unter denen ich gefischet oder gekrebst, Thürli, mit denen man Reisende geneckt, endlich ein Haus — aber es war ein neues und unbekannte Gesichter in den Fenstern. Endlich kamen die bekannten Häuser und

die bekannten Hunde liefen bellend hinter der Postkutsche drein; es war mir, als ob ich jeden bei'm Namen hätte rufen mögen, und vor dem bekannten Wirthshause hielt der Wagen. Da lagen noch die gleichen Reiswellen neben dem Hause, die gleiche hölzerne, abgelaufene Treppe führte zur Thüre, und wahrlich akurat die gleiche Stubenmagd, von der ich einst wegen tölpischen Zärtlichkeiten eine Ohrfeige erhalten hatte, kam heraus, die Haare noch in den Händen und sie zu Ende flechtend. „Gott grüße dich, Eiseli," rief ich und sprang ihr fast um den Hals. Das Mädchen sprang drei Schritte zurück und sagte: „Herr Jeses, woher kennt ihr mich, habe euch nie gesehen?" Da fiel mir auch ein, daß das achtzehnjährige Bernermädchen keine Bekanntschaft von mir, wohl aber die Tochter meiner alten handfesten Freundin sein könne, und so war es auch. Nur war das junge Mädchen viel freundlicher als die alte, und in der saubern Bernertracht kam sie mir ganz allerliebst vor, und als sie noch das Schaubhütchen aufsetzte, um eine Verrichtung zu machen, da hätte ich das Mädchen küssen mögen, wenn ich nicht eine Ohrfeige gefürchtet hätte.

„Der Wein des Wirthes war noch akurat gleich geschwefelt wie vor zwanzig Jahren und war kurioser Weise in diesen Jahren auch nicht älter geworden. Aber nun klopfte mir doch das Herz, so nahe den Meinigen, und ich wußte nicht recht, ob ich zu ihnen gehen oder sie herbescheiden solle, und bald wäre ich umgekehrt. Die Eltern waren gestorben, die Güter getheilt, die Geschwister verheirathet, so viel vernahm ich von meinem hübschen Mädchen, das heimgekommen, gwundrig und doch scheu um mich herumstrich und Allerlei wissen wollte, was ich ihm nicht sagen mochte. Endlich bei einbrechender Dämmerung ging ich dem väterlichen Hause zu, auf dem Wege noch manchen Menschen erkennend; dort aber erkannte mich Niemand. Als ich mich meinem Bruder als seinen Bruder vorstellte, sagte er kaltblütig: „Das wird nicht sein; wenn der gehört hätte, es gebe was zu erben, er hätte sich längst gestellt." Ich stellte ihm vor, daß ich gar weit gewesen und davon gar keine Kunde habe erhalten können. Das solle ich einem Andern sagen, sagte er, der Vater sei ein bekannter Mann gewesen in der Welt, und als er gestorben, hätten es alle Leute vernommen, und so weit man gekommen, habe man von ihm gesprochen. Aehnlichen Bescheid erhielt ich allerwärts, nirgends wollte man mich anerkennen in der Verwandtschaft. Man begehrte nicht, noch ein-

mal mit mir zu theilen, und für mich hatte man nichts bei Seite gethan, sondern meinen Tod angenommen. Alles das, was ich von meiner Jugend und Vater und Mutter zu erzählen wußte, sollte ich von mir selbst gehört haben, und nun, um dieser Kenntniß willen, mich für den gestorbenen Bendicht Wehrdi ausgeben.

„Das war unsinnig. Denn wie hätte mir Benz Wehrdi den Pflaumenbaum zeigen können, von welchem er einmal seinen Bruder hinuntergeworfen? Wie wäre es ihm eingefallen, mir zu erzählen, in welchem Stalle wir die Kaninchen gehabt und mit welchem Bruder ich gemeinsam gehandelt, oder wie lange einer an den Fragen auswendig gelernt und an welchen Stellen das Eine oder das Andere von uns durch den Vater abgeschlagen worden sei? Aber trotzdem fand ich keinen Glauben, und selbst der Schulmeister, den ich daran mahnte, wie manchmal ich für ihn die Ruthe geführt. Das sei freilich wunderlich, hieß es, allein ich sei doch der Benz nicht, ich gleiche ihm ja gar nicht. Der habe keinen Schnauz gehabt, aber schön roth und weiße Haut und sei fast einen halben Schuh kleiner gewesen, oder wenn ich es sei, so solle ich es beweisen, solle den Heimatschein zeigen, wenigstens den Taufschein. Daß ich keins von beiden mitgenommen, wußte man gar wohl. Ich suchte rechtliche Hülfe. Da gab es Erscheinungen auf Erscheinungen, wir wurden herumgezogen, und an die Erscheinungen kamen die beiden Advokaten in einer Chaise.

„Ich war endlich genöthigt, beim holländischen Gesandten Schutz zu suchen. Da nahm, ich weiß nicht wie es kam, meine Sache eine günstigere Wendung. Ich wurde als Bürger von Küngiwyl anerkannt und in einem Vergleich erhielt ich ein Theilchen des väterlichen Vermögens, von dem, wenn es recht gegangen wäre, gleich ein Theil für mich hätte abgesondert werden sollen.“

Während der Jägersmann also sprach, war meine Mutter heimgekommen und hatte mit großer Verwunderung das Traktement gesehen. Die Verwunderung verwandelte sich aber alsbald in ihrem Gemüthe in Bitterkeit und Aerger, daß man einem fremden Menschen so aufwarte zu ihrer eigenen Verkürzung. Sie schnauzte meine Frau ab, als die ihr anbot von Allem, sie hustete in alle Rede hinein expreß und brummte stichelnde Worte und stieß den Hund, der bei'm Ofen lag, mit dem Fuße, daß er zornig auffuhr; und mein Weibchen blieb die Geduld selbst und verzog auch nicht eine Miene.

Der Jäger sah mit scharfen Blicken dem Allem zu, während

er erzählte; als er fertig war, sah er nach dem Wetter sich um, und als er es besser fand, machte er sich zur Abreise fertig. Unserm Knaben drückte er noch Geld in die Hand, dankte meiner Frau gar manierlich, der Mutter aber sagte er: sie solle sich bekehren, ehe sie sterbe, und mich nahm er noch durch das Dorf mit, um den rechten Weg daraus zu finden, denn es war gar verirrlich.

Nun fragte er mich Näheres über meine Umstände, die sehr armüthig sein müßten. Ich berichtete ihm offenherzig meine Armuth und die Unmöglichkeit, trotz aller Mühe mich mit Ehren aufrecht zu erhalten bei meinen Ausgaben. Er sagte, das sei der Fluch, der auf den Schulen liege. Man wolle Schulen, aber der Bauer wüßte nicht, was eine Schule sei, und die, welche es wüßten, sagten es nicht, und man halte nur Schulen um des Anstandes willen. Der Bauer lasse den Schulmeister verkümmern am Leibe, und der Schulmeister des Bauern Kinder am Geiste.

„Du bist ein guter Kerl,“ sagte er, „und ich glaube, du könntest, wenn du wolltest, etwas in der Schule leisten. Wenn du z. B. die Religion, welche deine Frau hat, in der Schule lehren wolltest, so würde dies mehr abtragen als all' dein Firlefanz. Die kann mich dauern, du hast eine böse Sieben von Mutter, und ich habe gesehen, wie viel die Frau leiden muß und mit welcher Geduld sie es thut, und sie ist nicht blos etwa geduldig vor den Leuten, die kann ihrem Gesichte nach nicht heucheln, und ich will wetten, daß die mich besser verstanden hat als du, wenn du schon Schulmeister bist. Doch wird sie nicht mehr lange zu leiden haben, deine Mutter stirbt, ehe das Neujahr da ist, und dann seid ihr Vielem ab.“

Darauf schritt er vor mir weg durch den Schnee, nachdem er noch versprochen hatte, wieder bei mir vorzusprechen mit Gelegenheit.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Von allerlei Gedanken und wie ich um mein Erbe komme.

Als ich mein Gesicht von ihm wegkehrte, da fing es an im Herzen sich zu regen und zu bewegen. Das geschieht wohl Jeder=

mann, daß, wenn Jemand von ihm sich wendet, er das Echo dessen, was Jener zu ihm gesprochen, im Herzen empfindet und aus den durcheinander wogenden Tönen macht sich einer vorzüglich geltend, übertönt die andern und hallt alleine wieder und immer wieder. Was war wohl jetzt der Akkord, der bei mir anschwoll, alles Andere in sich auflösend? War es das Schulwesen, war es die Person des Jägers oder seine Reisen? Nein, es war der Tod meiner Mutter. Und zu meiner Schande muß ich bekennen, waren die Töne in meinem Herzen nicht Trauerklänge, sondern sie tönten wie Aufathmen in einer erleichterten Brust, wie das Lächeln aufkeimender Hoffnung. Wenn meine Mutter starb, wie viel besser hatten wir es nicht! Dann war der Streit zu Ende, in unserer Wohnung wieder Friede und außer dem Hause keine Klatschereien mehr. An das Alles dachte ich und daß es meiner Mutter selbst nicht schlimm gehe damit, daß sie auf Erden nichts verliere und froh sein solle, ihrer Beschwerden los zu werden. Ich freute mich, diese Botschaft meiner Frau bringen zu können, und dachte, sie werde sich sicher auch freuen mit mir, denn ihr ging es damit am besten. Ich traf meine Frau in der Küche alleine und mit Thränen in den Augen; wahrscheinlich hatte die Mutter ihr noch allerlei gesagt. Ich brachte ihr nun vor, daß die Mutter sicher noch vor dem Neujahr sterben werde, und brachte es zwar mit ernsthaftem, fast betrübtem Gesicht und mit gedämpfter Stimme vor, die fast klang wie der Trommelschlag bei militärischen Leichen.

Mein Weibchen fragte mich aber nicht blos mit weinerlich sein sollendem Gesicht: „Es wird doch nicht sein, wer hat es gesagt?" sondern fing wirklich bitterlich zu weinen an, hielt die Schürze vor das Gesicht und lehnte sich an den Kachelbank, der in solchen Fällen gar oft ihr Vertranter war. Ich war ganz kaput und wußte nicht, warum Mädeli weine: etwa darum, daß die Mutter noch nicht gestorben oder aus Rückerinnerung aller der Leiden, die sie ihm verursacht? Denn es giebt Weiber, die im Stande sind, bei einem Glücksfall nicht nur zu weinen, sondern zu wüthen, daß derselbe nicht vor zehn Jahren sich zugetragen habe. Ich fragte hin und her, bald von der linken, bald von der rechten Seite, und vernahm erst nach Langem den Stoßseufzer: „Ach, die arme Mutter, und ich war oft so böse über sie!"

Ich tröstete nun wieder von der Linken zur Rechten und stellte dar, daß es doch für die Mutter ein Glück wäre, sterben zu kön-

nen, sie habe doch nichts Gutes mehr auf der Welt. „Ach, und wir gaben es ihr nicht besser!" seufzte mein Weib. Da tröstete ich wieder, wie wir gegeben hätten, was wir vermocht, uns dabei noch Manches versagt hätten, und ging dann, als das nichts half, in Anspielungen über auf die Vortheile alle, die ihr Tod uns und besonders meiner Frau bringen werde. Gerade heraus sagte ich es natürlich nicht.

„Ach, Peter, kannst du so denken, weißt du nicht, wie gerne die Mutter lebt und vom Tode nichts hören mag?" sagte meine Frau. Und ich Thor begriff die Reinheit von meines Weibes Herz nicht, das sich nie eine rauhe Antwort erlaubt hatte, aber innere unterdrückte Bewegungen sich zur Schuld anrechnete, unsern Aufwand für die Mutter nicht rechnete, sondern nur das, was wir nicht thun konnten, die an uns nicht dachte, unsere Erleichterung, sondern nur an die Wünsche einer Mutter, die ihr doch nie eine Mutter war.

„Sei doch nicht thöricht und thue so einfältig," sagte ich, „was der liebe Gott schickt, darein muß man sich ja schicken, sagst du immer." Man sieht, ich war stark in den Anwendungen. Aber mein Weibchen hatte eine große Tugend, nämlich die, alle meine Dummheiten nicht zu hören, auf alle Fälle nicht darauf zu antworten. Es ging in die Stube, um der Mutter etwas zu bringen, und von der wurde es wieder angefahren; was es doch immer zu weinen habe, es lohne sich der Mühe, gleich so einen Lärm anzufangen, und es werde sie bei mir verklagt haben, aber das sei ihr gleichgültig. Es wäre aber Zeit, daß es anfinge zu thun, wie es sich einer rechten Sohnesfrau ziemte. Mädeli sagte nichts dazu, sondern sah sie so weichmüthig, herzleidig an, daß mir beinahe das Herz übergelaufen wäre.

Von da an diente es der Mutter mit doppelter Sorgfalt und machte das Unmögliche, ihr ihre Lage zu erleichtern. Aber die Mutter erkannte das nicht; bald nannte sie das Betragen Heuchelei, bald sagte sie, es scheine zu glauben, sie müsse bald sterben und wolle jetzt machen, daß es vor Gott weniger zu verantworten habe; allein es könne jetzt machen, was es wolle; geschehen sei geschehen, und auf das Sterben könne es sich auch umsonst freuen. Unterdessen wurde sie immer schwächer, ihre Nächte immer ängstlicher. Sie hustete manchmal fast ganze Nächte hindurch, konnte nicht mehr im Bette bleiben und ihre Beine fingen an mehr und mehr aufzuschwellen.

Es war ein trauriger Winteranfang und ein traurig Schulhalten in Sorgen um's tägliche Brot, in Kämpfen mit dem Schlaf, der nach schlaflosen Nächten in der Schule auf mich eindrang mit aller Pein des boshaftesten Feindes. Unsere Stube war der Sammelplatz aller Freundinnen meiner Mutter, deren Sperberaugen keiner unserer Mängel entging, vor denen die Mutter zeigen wollte, daß sie mich und die Sohnsfrau nicht fürchte. Sie spielte denn doch nebenbei die Märtyrerin. Und alle Freundinnen wollten zeigen, daß sie es mit der Mutter hielten und machten uns saure Augen und gaben spitzige Worte. Viel Kram bekam die Großmutter allerdings: weiße Brötchen, Zucker, Kaffee, Wein, und da sie immer weniger Platz habe, wie sie sagte, und um das Herz herum voll sei, so kriegte einen gar bedeutenden Theil davon unser Bube ab. Der ward immer meisterlosiger, so daß fast nicht mehr mit ihm auszukommen war. Und wenn wir ihm nur das Geringste sagten, so klagte vor ihm die Großmutter: „Ach, du armes Buebli, wie wird es dir ergehen, wenn ich nicht mehr bin, du wirst mir bald nach müssen, für dich haben sie keinen Platz mehr!“ Die andern Kinder sahen ihn Allerlei naschen, von dem sie nichts erhielten; das setzte Weinen ab. Und wenn der Bruder ihnen auch zuweilen etwas von seinen Herrlichkeiten abgab, denn ein böses Herz hatte er nicht, so nahm es ihnen die Großmutter wieder, oder sie sagte dem Knaben: „Warum giebst du ihnen davon, sie würden dir auch nichts geben, wenn sie es hätten, und giebst du ihnen noch, so kriegst du nichts von mir!“ Solche Predigten hielt sie, von immer heftiger werdendem Husten unterbrochen, der den nahenden Tod verkündete. Und der Knabe, der immer bei ihr sein sollte, strebte immer mehr von ihr weg; wenn er hatte, was er wollte, so machte ihr Husten ihm Langeweile. Dann machte sie ihm Vorwürfe, und jetzt lief er erst recht von ihr fort; dann gab sie uns Schuld, wir wiesen den Knaben gegen sie auf, und das sei doch schlecht von uns, daß wir ihr die einzige Freude nicht einmal gönnten, wir würden ihn einst noch genug haben können.

Ist doch ein Großkind oft das einzige Spielzeug des Alters. Und wie das Kind oft nicht anders kann, als sein liebstes Spielzeug verstümmeln, zerstören, so haben es eben auch viele Alten mit ihren Großkindern.

Es war Weihnacht: kalt und schneeig war es draußen. An selbem Tag hatten wir kein Fleisch gegessen, ein Kaffee machte unser

Mittagbrot aus. Der Bube hatte Lebkuchen erhalten von der Großmutter, die ihm das Weihnachtskindli gebracht habe, wie sie ihm sagte. Wir saßen auf dem Ofentritt zwischen Tag und Nacht, und zwischen Tag und Nacht war es auch in unserm Gemüthe. Unsere Armuth und Noth dunkelte vor unsern Augen auf und wob Finsterniß um uns her, und wie es finsterte in Jedem, sagte Keins dem Andern, und wie es Jedem unheimlich ward in der Finsterniß, auch nicht. Als ich an das nächste Jahr dachte, fiel mir ein, daß der Pfarrer gesagt habe heute in der Predigt: die Sonne entferne sich von uns nach und nach, weit und immer weiter, aber ihre Entfernung habe immer ihre Grenzen, bis hieher, sage ihr der Herr, und nicht weiter; dann kehre sie um und komme, immer wärmer und glänzender werdend, wieder zurück. So gehe es auch im Menschenleben und im Völkerleben. Da schwinde auch die Sonne des Heils und des Glückes, aber der Mensch solle nur auf Gott vertrauen; auch hier spreche der Herr: bis hieher und nicht weiter. Der Pfarrer wendete das auf Christus an, wie er auch erschienen sei zur Zeit, in welcher das Menschengeschlecht am meisten versunken schien in Rohheit, in den Schlamm einer fürchterlichen Sinnlichkeit, in das Nichts eines trostlosen Unglaubens; und dann wies er auf viele Beispiele hin, wo Gott sich am nächsten gezeigt, wenn die Noth am größten gewesen. So zeigte ich freundlich und leise Mädeli das Lämpchen, das mir schien in der Finsterniß.

Und Mädeli sprach: „Sieh doch, Peter, wie so gut warm der Ofen ist, und die Wärme that mir so wohl als ich vom Brunnen kam. Da mußte ich an die Mutter unseres Heilandes denken, die war die beste unter den Müttern und hatte keinen Ofen, in ihrem kalten Stalle kein Bett, ja nicht einmal einen Korb für ihr liebes Kind. Da mußte ich denken, wie ich das Alles habe, dazu alle Tage warme Speise und keinen Herodes, der unsern Kindern nachstelle, und doch sei ich nicht zu vergleichen mit der Mutter Maria und sündige noch alle Tage so viel. Da war es mir ganz weich um's Herz, und ich mußte denken, wie wir es eigentlich so gut hätten und meinten doch, wir hätten es so bös. Da bat ich es dem lieben Gott ab, daß wir immer klagten ohne Noth, und habe ihm gesagt, er solle nur machen, wie er wolle, mit Allem wollten wir zufrieden sein. Ich konnte ihm das so traulich sagen, wie ein Kind zum Vater redet, und da wurde mir ganz wohl, und da mußte ich wieder denken: „Die arme, arme Frau in ihrem

kalten Stall, wenn ich ihr nur von unserer guten Wärme hätte geben können!"

So wies mir auch Mädeli leise und freundlich das Lämpchen, das helle Lichtstrahlen geworfen hatte über den dunkeln Hintergrund ihrer Seele. Die Großmutter hatte gehustet und die Kinder hatten gespielt. Da kam unser älteres Mädchen weinend gelaufen, und das kleinere watschelte ihm nach, weinend, und das ältere dolmetschte ihren Schmerz: „Mutterli, der Peterli hat Pfefferkuchen und will uns keine geben. Großmutter sagt, das Weihnachtskindlein habe sie ihm gebracht und nicht uns, wären wir nicht Unfläthe, hätte es uns auch gebracht. Wir sind keine Unfläthe, geh, Mutterli, lauf geschwind dem Weihnachtskindlein nach und sag' ihm, wir seien keine, und es solle uns auch Pfefferkuchen bringen!"

Das Mutterli fühlte die Bitte im Herzen, aber in mütterlicher Besonnenheit nahm es die beiden Kinder auf die Kniee, wischte ihnen die Thränen ab und bat sie, doch zu schweigen.

Bis sie das konnten, dauerte es lange. Da konnten sie endlich sagen: „Mutterli, wir wollen schweigen, aber spring, spring."

Da sagte das Mutterli: „Das Weihnachtskindli mit seinem Eseli ist schon gar weit weg. Als es das Weinen hörte, fing es an gar sehr zu springen, denn das Weinen und Klagen mag es nicht vertragen, nachspringen mag ich ihm nimmer. Und jetzt muß ich zu Nacht kochen, und habe ich gekocht, hat das Weihnachtskindlein sicher schon seine ganze Ladung verbraucht."

„Aber Mutter, warum gab uns das Weihnachtskindlein nicht auch Kuchen, als es dem Peterli gab? damals weinten wir ja nicht," sagten sie.

„Das Weihnachtskindlein wußte darum nicht, daß ihr auch da seiet, das erste Mal als es da war, war nur noch Peterli da," antwortete Mädeli verlegen.

„Aber warum ließest du es ihm nicht sagen? jetzt haben wir keinen Pfefferkuchen," sagten sie und weinten wieder.

„Schweig, mein Kindlein, schweig," sagte die Mutter, die keinen halben Batzen hatte, um den Lebkuchen nachzulaufen, und wenn mein Kindlein schweigt, so will ich ihm was erzählen vom Weihnachtskindlein, woher es kömmt und wohin es geht." Da schwiegen die Mädchen, lehnten ihre Köpfchen an der Mutter Brust und sahen ihr lauschend in's Auge. Die Mutter erzählte ihnen

von einem frommen, frommen Kinde, das seinen Eltern nie Verdruß gemacht, nie mit seinen Geschwistern sich gezankt und geweint habe um nichts und wieder nichts. Alle Kinder habe das Kind gar lieb gehabt, und wenn es einem etwas zu Gefallen habe thun können, so sei dies seine größte Freude gewesen. Da habe einmal eine böse Schlange sich um viele, viele Kinder geschlungen und habe sie alle, alle fressen wollen. Da sei das Kind gerade von ferne dazu gekommen und habe gesehen, wie die Schlange das Maul aufgethan, und wie es wie Feuer aus ihren Augen gefahren sei. Da habe das fromme Kind gar groß Erbarmen mit den andern Kindern gehabt und sei herzugesprungen und habe geschrien: „Friß, Schlange, friß mich, aber laß die andern gehn!“ Da habe sich plötzlich die Schlange losgerollt, habe die Andern laufen lassen, sei auf das Kind zugesprungen mit weit, weit offenem Maul und feurigen Augen, groß wie Pflugsräder. Und das Kindlein habe die Hände gefaltet und gebetet das Walt Gott und die Augen zugethan und geglaubt, die Schlange habe es verschlungen in einem Schluck, und jetzt laufe sie davon oder fliege mit ihm durch die Lüfte. Da habe es endlich bei sich gedacht, es wolle doch die Augen aufthun und sehen, wie es im Bauche einer Schlange sei. Und da sei es heiter und hell gewesen und eine Sonne habe geschienen, aber eine viel schönere als die, welche hier scheine, und auf den Armen eines Engels sei es gewesen, und der Engel habe gar hold und freundlich es angelächelt und ihm gesagt: es solle sich gar nicht fürchten, er führe es an einen gar schönen und guten Ort, wo es Freude haben werde, wie noch nie, und wo keine böse Schlange sei. Weit, weit sei er mit ihm geflogen, immer der schönen Sonne zu, so daß das arme Kind vor lauter Glanz die Augen wieder habe zuthun müssen. Da habe der Engel es endlich abgestellt in einen gar herrlichen Garten, wo lauter Dinge gewesen, die es nie gesehen, und wo es Blumen gesehen habe, schön wie Morgenroth und Abendroth, die einen Glanz gehabt, wie gewoben aus Sonnenschein und Mondeslicht. Und viele tausend Engelein seien ihm zugesprungen und hätten ihm ihre Hände gegeben und ihm gesungen so schön, daß es ihm dünkte, der liebe Gott habe diese selbst singen gelehrt. Aber unter all' den Engelein sei keins der Kinder gewesen, die es hier von der Schlange gerettet, keins, das es gekannt. Da habe es zu weinen angefangen und gejammert, es möchte doch zu seinen kleinen Kindern, sonst könnte ja vielleicht

die Schlange sie doch noch fressen. Da habe eine Stimme, die nicht von hierher, nicht von dorther, sondern aus jeder Blume, aus Abendroth und Morgenroth, aus Sonnenglanz und Mondenschein zu kommen schien und die klang, wie Sonnenglanz klingen muß, es gefragt: „Aber gefällt es dir hier denn nicht, es ist doch so schön hier?“ „Ja,“ habe das Kind geantwortet, „mir gefällt es hier, aber ich muß doch zu meinen Brüdern und Schwestern und den andern Kindern; was sollen die anfangen, wenn sie mich nicht mehr haben? Aber wenn ich die mitbringen darf, dann will ich mit ihnen kommen und mich freuen hier, o wie schön wäre das!“ Da habe es vernommen: das könne noch nicht sein; und wieder habe es geweint, daß man die Hände unter ihm hätte waschen können. „Liebes Kind!“ habe darauf die Stimme gesagt, „weine nicht, hier oben darf nicht geweint werden; aber wenn du nicht mehr weinen willst, so soll dir erlaubt sein, daß du hinunter kannst zu den andern Kindern, kannst ihnen bringen Pfefferkuchen und andere gute Sachen, aber nur denen, die auch gut sind und alle die, denen du das Weinen abgewöhnen kannst, die will ich dann auch hieher nehmen, und dann kannst du ja immer bei ihnen sein und Alle sollt ihr mir lieb sein. Und die Stimme that dem Kinde so wohl, daß es nie mehr weinte und schön ward, wie die andern Engelein. Dann zog es auf die Welt und kramete den Kindern und immer mehr nur denen, die nicht weinen ohne Noth und Schmerz, und ein Kind nach dem andern konnte hinauf zu ihm und wurde dann auch ein Engelein. Aber es gab immer wieder Kinder auf der Welt und immer mehr, und alle diese liebte es und wollte sie zu sich führen in seinen schönen, schönen Garten, der Himmel heißt. Da mußte es ein Eselein anstellen, um all' den schönen Kram zu bringen, und weil es zu so vielen Kindern muß, so kann es nur einmal im Jahre zu einem kommen. Zuweilen reicht seine Zeit nicht einmal dazu aus. Und wenn es gar viele Kinder zu besuchen hat oder viel Schnee ist, daß das Eseli nicht recht durch kann, da nimmt es denn von den Kindern mit, die ihm die liebsten Engelein geworden sind, und giebt einem jeden ein Eselein und Kram dazu, und die gehen auch seinen Kindern nach und berichten ihm, wo sie gute und wo sie böse Kinder angetroffen, und welche einst in seinen schönen Garten kommen werden. Darum, liebe Mädchen, seid lieb, dann kommen die lieben

Engelein auch zu euch, bringen euch Kram Jahr um Jahr, und nehmen euch einst mit in den schönen Garten."

So sprach die Mutter zu den zwei Kindern, die an ihrer Brust lagen, und sah auf sie herab. Der Mond war aufgegangen, und sein Licht bahnte sich einen Weg bis zu den zwei Kindern auf der Mutter Schooß, wo das kleinere entschlummert war ob der Mutter süßer Rede. Recht lieblich und heimelig ward es in der Stube, aber am lieblichsten war doch die Mutter und ihre beiden Kinder, mit deren Locken die Mondesstrahlen spielten und sie verklärten, als ob die Kindlein schon im schönen Garten wären. Zwischen meine Kniee hatte sich der Knabe gestellt, auf ihn fiel des Mondes Licht nicht, aber der Mutter Rede war ihm in's Herz gegangen, er sagte: „Vater, ich will nicht mehr weinen, nicht mehr böse sein, den Andern auch von meinen Sachen geben."

Wir hatten einen recht glücklichen Augenblick. Die Reden meines Weibchens waren gefallen wie Honigthau in mein Herz, es war so zauberisch heimelig im Stübchen und die Kinderchen schienen so hold, die ganze Armuth war versteckt und nur unser Reichthum beleuchtet, daß manche Fürstin und mancher Prinz in ihren taghell erleuchteten goldenen und glänzenden Sälen viel ärmer waren um's Herz als wir, und vielleicht, trotz allen Ehren und Genüssen, keine so reiche Stunde hatten ihr Leben lang wie wir. Man faselt viel von Reich und Arm, und vergißt immer wieder, daß es das Herz allein ist, das reich macht oder arm.

Wer will uns zürnen, daß wir in diesen Augenblicken die Großmutter vergaßen in ihrem Bette? Wir waren ihres Hustens so gewohnt, daß wir ihn wohl überhören konnten. Da kam aber ein Anfall, der gar nicht aufhören wollte, und Mädeli legte sorgsam die schlafende Kleine in ihr Bettlein und sprang der Mutter zu, hielt sie umfaßt und aufrecht, damit ihr Athem leichter sei und der Anfall schneller vorübergehe. Aber er ging nicht vorüber, er gewährte nur ganz kleine Ruhepunkte und der Athem wurde immer schwerer, die Mutter immer schwächer. Man mußte, trotz der Kälte, ein Fenster öffnen, mußte ihr aus dem Bette helfen und wieder hinein. Angst und Bangigkeit ließen sie nirgend lange weilen. Uns ward auch so angst dabei. Mir lief der Schweiß von der Stirne, trotz der Kälte. Meine Frau mußte die Thränen abwischen und that so zärtlich und liebreich um die Großmutter und war so ängstlich über ihr Uebelsein und freute sich so sichtlich

allemal, wenn Linderung eintrat, daß die alte Frau doch endlich das Herz meines Weibes zu ahnen begann. Sie sprach nicht, aber ihre Augen folgten Mädeli überall hin, und wie mühsam es ihr ward, sie wendete ihr Haupt doch immer so, daß sie es betrachten konnte.

Einmal glaubten wir, die geheimnißvolle Hülle, welche die Seele birgt, sei geborsten und die Seele habe ihre Schwingen entfaltet, unsere Thränen flossen häufiger und laut auf schluchzte mein Weib. Aber die Seele hatte den Ausgang noch nicht gefunden, sie sah noch einmal aus dem halb gebrochenen Auge heraus, sie sah unsere Trauer um ihr Scheiden. Da erglänzten noch einmal ihre Augen, aus ihnen leuchtete es wie Liebe und Weh; noch einmal bewegten ihre Lippen sich und ihr letzter Athem hauchte schwer vernehmlich die Worte: „Mädeli, ich that dir Unrecht, vergieb mir mein Unrecht, so vergiebt auch mir Gott, wenn es noch möglich ist; ach, ich bin ein großer Sünder!“

Da verstummte der Mund, die Augen schlossen sich, aber noch hörte sie die Betheuerungen der Vergebung. Ein Zug des Friedens und der Freude legte sich über ihr blasses Gesicht, da reckte sie ihre Glieder und es schied die Seele.

Gott wolle ihr gnädig sein, der armen Mutter, sie hatte ein bitter Leben gehabt und die letzten Tage sich verbittert in unglücklicher Verblendung, sie hat so schwer gelitten! Aber vor ihrem Ende gingen ihr doch noch die Augen auf, sie suchte Versöhnung; der Herr wolle sie jenseits ihr geben.

Aber es schaudert einem, wenn man so viel Leute sieht in der Welt, die nie einen Gedanken der Versöhnung haben, im Leben nicht, im Tode nicht, nicht mit Gott, nicht mit der Welt, nicht mit Menschen: in Zwiespalt liegen sie mit Allem bis zu Ende, Zwiespalt ist ihr Leben. Wie hoch war der Gedanke über alle Menschengedanken: die Welt mit Gott zu versöhnen und alle Menschen mit Allem! Einer großen Menge ist der Gedanke zu groß, ihre kleinen Herzen können ihn nicht fassen. Ungesühnt wollen Viele selig werden; ihretwegen, meinen sie, werde der große Gott wohl eine kleine Ausnahme machen. Wohl aber giebt es auch welche, die selbst in den Schauern des Todes weder gesühnt werden noch glauben, daß Gott, wenn ein Gott sei, sich sühnen lassen werde. Es bricht da oft eine Verzweiflung, eine Hoffnungslosigkeit aus, die einen beben macht.

So lag eine Frau im Sterben und krümmte sich in heftigen Schmerzen. Eine wackere Frau wollte sie trösten: „Bäbi,“ sagte sie, „du hast es bös im Leben gehabt, tröste dich nun, es wird dir dann im Himmel vergolten werden.“ Da richtete sich Bäbi auf und sagte mit trockner, tonloser Stimme: „Nein, Frau, so wird das nicht gehen. Babi, wird unser Herrgott sagen, Babi, du hast mir dein Leben lang nichts nachgefragt, jetzt kannst auch gehen wohin du willst, ich will nichts von dir!“ War das wohl der Ausbruch eines prophetischen Bewußtseins, daß bloße Worte kein Leben sühnen können, sondern nur ein von Gott ergriffenes Gemüth?

Aber, großer Gott! wenn bloße Worte nicht sühnen können, wie wird es Millionen gehen?!

So nahm mir Gott mein Erbe, meine Mutter. Sie war ein reiches Erbe. Durch sie erbten wir Geduld, Kraft zum Ausharren, die Probe treuer Liebe, goldener Treue, wir lehrten siebenmal siebenzigmal vergeben in einem Tage. Die Mutter machte uns, d. h. eigentlich meine Frau, reich; aber was die besaß, das enthielt sie mir nicht vor und ich verschmähte es nicht. Wenn doch die Menschen auch an den Gewinn der Seele dächten, wie Mancher müßte sich da des reichsten Erbes rühmen, der jetzt schmäht, er habe keinen Kreuzer geerbt. Gott hat ihm Leute an die Seite gegeben, deren schroffe Seiten ihn reinigen sollten von aller Unreinigkeit. O Leute! thut einmal die Augen auf und zählet nach, was euch Gott hat erben lassen, dann schämt euch, denn viel werdet ihr finden. Aber ihr habt es nicht geachtet oder gar schmählich dagegen euch gesträubt, hättet das Erbe ausgeschlagen, wenn Gott im Amtsblatt sich abfertigen ließe.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie ich wieder etwas zu merken anfange und namentlich, daß ein neuer Pfarrer gekommen.

Es ist wohl schon Manchem begegnet, daß er bei stillem, ruhigem Wetter in sein Stübchen ging und da in Arbeit oder süßen Schlum-

mer sich vertiefte; und wenn er wieder aufsah, daß er Windeswehen hörte, daß er Regen strömen sah oder Schneeflocken wirbeln in der verfinsterten Luft. Manchem ist akurat das Gegentheil begegnet, und wenn er am süßesten schlief an einem trübseligen Nachmittag, rüttelt ihn die Frau beim Arm und führt ihm zu Gemüthe, daß das Wetter gar schön und heiter geworden, und daß es ihm wohl anstehe, sie spazieren zu führen oder zu fahren, je nach Stand und Vermögen.

Ach, so viele Weiber aus allen Klassen gehen gerne mit dem Manne spazieren, um ihn einmal allein zu haben, um ein vertraulich Wort mit ihm zu reden, um zu wissen wo er ist, um ihn zu quälen oder ihm etwas abzulocken, und viele aus einem dunkeln Gefühl, daß ihre Herzen sich gegenseitig verschlossen und die innige Traulichkeit nicht mehr sei, aus einem tiefen Sehnen, das eigene und des Mannes Herz aufgehen zu lassen an der Sonne. Die armen Weibchen schleppen nun die gefrorenen Herzen so oft als möglich an die Sonne. Ach, arme Weibchen! das hilft euch wenig, das ist nicht die rechte Sonne dazu!

Also ändert sich oft-das Wetter, von uns nicht bemerkt, und ein ganz anderer Himmel schaut auf uns herab, wenn wir wieder aufsehen. So geht es uns aber auch im Leben. Es giebt Zeiten, wo Verhältnisse, Umstände, Stimmungen uns einspinnen, so daß wir von der Welt und ihrem Wechsel wenig oder gar nichts wahrnehmen. Wir haben nur Sinn für *eine* Sache, und selbst das Nächste fällt uns nicht auf. So geht es Verliebten, so geht es auch Eiteln, so geht es Glücklichen und Unglücklichen. Wer gar mühselig ringen muß um's tägliche Brot, wer Tag und Nacht den Schulden oder dem Mangel nachsinnen muß, wer beständigen Reizungen ausgesetzt ist, wem häuslicher Zwiespalt alle Augenblicke den innern Frieden stört, dem wird gerne der Nacken niedergebeugt, der kann nicht mehr aufwärts schauen, nicht mehr rund um sich, der sieht nur seine Noth und seine Bedrängniß, und wenn man ihm Anderes auch dicht vor Augen stellt, er achtet es nicht und wenn man ihm auch die Nase darauf stößt, so sagt er höchstens: „uy," und greift nach seiner Nase, aber die Sache selbst erregt seine Theilnahme nicht. Da kann rings um ihn vorgehen, was da will, wenn nur das Brot nicht aufschlägt, wenn nur die Erdäpfel wohl gerathen. Wenn nun der Druck der Verhältnisse nachläßt, wenn die Stimmung sich auflöst und er wieder auf und rund um sich

schauen kann, dann sieht er sich verwundert um, denn es ist um ihn anders geworden; da sieht er den Wechsel der Welt und daß Altes vorbei, Neues herbeigerauscht sei, und eine Weile geht es, bis er weiß, wo er ist und bis er begriffen hat, was um ihn ist.

So z. B. wußte auch ich, in meine Finanznoth und in die Unbehaglichkeit unseres Zusammenlebens versunken, nicht, was um mich her vorging, und wenn es sich mir schon aufdrang, so wußte ich denn doch nicht, was es eigentlich sei und was es bedeute.

So hatten wir einen neuen Pfarrer bekommen und der alte war weggezogen, weil er sagte, mit diesen Leuten sei nichts anzufangen, er habe es auf alle Wege probirt und er wolle doch nicht sein ganzes Leben an sie verschwenden. Aber die Aenderung war mir gleichgültig geblieben und die Verschiedenheit zwischen Beiden fiel mir nicht auf. Nun athmete ich allmählich frischer auf. Wir waren freier in unserem Stübchen, konnten uns ungestörter mittheilen, was uns auf dem Herzen lag, waren ganz Meister über unsere Kinder, waren ruhiger vor unsern Nachbarn und wurden sogar von ihnen besser gewürdigt. Manche Frau hatte, während sie die Mutter besuchte, Allerlei gesehen, das sie auf bessere Meinung brachte von uns, und diese Meinung sprach sie seit der Mutter Tode aus. In Noth waren wir noch immer und wußten dem Rückständigen fast nicht zu begegnen, aber wenn auch ein Uebel groß genug ist, um einen Menschen zu Boden zu drücken, so scheint es leicht, wenn man noch ein Uebel dazu gehabt hat und dieses nun los geworden ist. Ein Schimmer von Behaglichkeit glomm über meiner Seele auf und in ihr fand sich wieder Platz für allerlei Gedanken und Wahrnehmungen.

So fiel mir z. B. jetzt unser Pfarrer auf. Ich konnte mich gar nicht auf ihn verstehen und die Bauern auch nicht; man wußte nicht recht, sollte man ihn für recht dumm und schwach halten oder für etwas Anderes.

Die Bauern hatten geflucht, als der frühere Pfarrer fortging. Dem hätten sie es gezeigt und ihn endlich zum Schweigen gebracht. Jetzt wäre er recht gewesen und habe gewußt, daß er nicht Meister sei und sie nicht seine Narren. Komme jetzt ein Neuer, so gehe die Plage von Neuem an und kein Hund wisse, wie lange es gehe, bis sie den wieder dressirt hätten. Es wolle immer Einer weiser sein als der Andere. Aber so wollten sie auch den berichten, wer Meister sei zu Gytiwyl!

Aber der Pfarrer wollte gar nichts Neues, als feste Ordnung in das, was bereits da war. Er drängte sich nirgends auf, es schien manchmal, als ob ihn Alles nichts anginge, als ob er um Nichts sich kümmere. Doch war er dienstfertig, und was von ihm begehrt wurde, machte er ausgezeichnet gut. Er war freundlich, und man sah ihm den Pfarrer fast nicht an, so daß Viele keinen Respekt vor ihm hatten und meinten, sie könnten mit ihm machen, was sie wollten; aber sie rannten übel an und versuchten es nicht zum zweiten Mal. Darüber sahen die Leute sich ganz verwundert an, es wurde ihnen fast unheimlich um den Pfarrer herum. Sie ahnten eine geheime Kraft im Pfarrer, eine bestimmte Absicht, und wußten nicht, wo sie hinaus wollte, auf welcher Seite sie sich zu hüten hätten. Die Einen behaupteten: das sei von den Schlauern einer, vor dem müsse man sich hüten; die Andern meinten, viel in Sinn komme ihm nicht, und dann sei er zu vornehm, um sich mit ihnen abzugeben, und diese Partei wurde immer größer, je länger der Pfarrer ruhig blieb. Ja, die Bauern wurden am Ende unwirsch und fluchten in den Wirthshäusern: sie hätten einen Pfarrer, sie wüßten gar nicht warum, er möge sich nicht mit ihnen mühen und nehme sich gar nicht der Sachen an; da seien sie übel versorgt mit einem solchen. Den Vorigen hätten sie doch noch zum besten haben können, mit dem aber wüßten sie nichts anzufangen. Darum wollten sie, er ginge wieder, es nehme sie Wunder, wie er am Rücken sei.

Gegen uns Schulmeister war er freundlich. In der Schule gab er sich viel mit den Kindern ab und machte uns damit böse, daß er sie gar oft nach etwas fragte, das sie nicht wußten. Am besten fuhr er mit den Unterweisungskindern, und wir wurden nicht wenig eifersüchtig, daß sie ihn besonders lieb gewannen und die größte Freude an seinen Unterweisungen hatten.

Dabei war er beschlagen in gar vielen Dingen, und die Bauern konnten sich nicht sattsam verwundern, wenn sie bei den seltenen Gelegenheiten, wo sie mit dem Pfarrer in's Reden kamen, merkten, daß derselbe sich auf ihre Sachen verstünde, wie sie es Keinem zugetraut, wie er z. B. wüßte, daß ein Pferd seine Bläste nicht unter dem Schwanz, sondern an den Beinen hätte, und daß der Roggen schwerer sei als das Korn.

Als dem Pfarrer einst Einer eine uralte Kuh, die dem Napoleon hätte Pathe sein können, für eine mit dem zweiten Kalbe

trächtige verkaufen wollte und von ihm abgetrümpft worden war, polterte derselbe gar mörderlich auf Straßen und in Wirthshäusern: die Regierung brauche ihnen keine Pfarrer zu schicken, die man auch für Kuh-Händler brauchen könnte. Die Bauern halfen mit fluchen und begehrten auf: es sei sich nicht zu verwundern, wenn er nicht gelernt habe, was ein Pfarrer thun solle, da er mit den Kühen genug zu thun gehabt. Und doch kriegten sie Respekt vor ihm, trotz ihrem Aufbegehren. Er mißbrauchte seine Kenntniß nie, sie kam nur ganz von ungefähr an den Tag, und nie hörte man, daß er mit einem Metzger über die Schwere eines Kalbes gewettet habe.

Wenn ich nun den Pfarrer, der doch in einem Schulmeisterleben vorstellt, was Essig in einem Salat, nicht beachtete und nicht darüber nachdachte, was seine Erscheinung mir bringen könnte, so kann man sich wohl vorstellen, daß mir noch eine Menge anderer Dinge nicht auffielen, die um diese Zeit in's Leben traten und sich gestalteten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie ein Mund zugeht und viele andere auf.

Im Dorfe war ein alter Junggeselle gestorben, der ein großes Vermögen gehabt, aber nur ein kleines Herz, er hatte Niemand geliebt als seine Haushälterin Salome und eine große schwarze Katze. Die Haushälterin hatte das Vermögen geliebt, die Katze Hans den Todten. Als ich die Leichenrede hielt, konnte die Haushälterin ihr Lachen kaum in Weinen verkehren; die Katze aber setzte sich auf den Sarg zu Schutz und Trutz. Als die Haushälterin sie wegjagen wollte, machte die Katze gar gräuliche Augen, so daß die Haushälterin an den Teufel denken mußte, sie mochte wollen oder nicht, und weggebracht ohne fremde Hülfe hätte sie die Katze nicht. Das Leichenbegängniß war groß, das Leichenmahl fanden wahrscheinlich die Meisten noch schöner als meine Leichenrede, es war wirklich reich und gut. Es saßen auch die Leute gar wohl und warm dabei, und wie der Wein floß auch die Rede; man müßte viel Papier brauchen, wenn man sie alle in Schrift fassen wollte.

Vom Hundertsten kam man auf das Tausendste und zuletzt zufällig darauf, daß die Lättikofer ein Schulhaus bauten wie die Narren, welches sie wenigstens fünftausend Gulden kosten werde. „Und wenn sie noch einmal so kostbar bauen würden, so bleiben sie doch nur die Lättikofer. Würden sie eine Feuerspritze anschaffen, oder einen bessern Zuchtstier, es wäre gescheuter," sagte ein alter Chorrichter.

„Der Pfarrer hat zu mir gesagt," sagte der Statthalter, „die Lättikofer bauten jetzt ein recht tüchtiges Haus, und doch sei ihr altes Schulhaus bei weitem nicht so schlecht, als das unsrige. Es sei ihm leid, daß er uns nicht auch einen Bau zumuthen dürfe, aber er zweifle, daß wir das Geld hätten, man müsse Geduld haben."

„Potz Donner," sagte der Ammann und schlug auf den Tisch, daß die Thüre zitterte, „woher weiß der Pfarrer, daß wir nicht Geld haben? schuldig wird ihm Keiner sein, und gebettelt wird auch Keiner bei ihm haben. Wenn es auf das Vermögen ankömmt, so tauschen wir nicht mit den Lättikofern, und wenn zehn Dutzend Pfarrer ihr Vermögen dazu thäten. Und wenn wir bauen, so brauchen wir nicht Geld zu leihen, wie die Lumpen von Lättikofen. Unverschämt ist's vom Pfarrer, so was zu sagen, fragen hätte er uns doch können, dann hätten wir es ihm sagen wollen, ob wir Geld haben oder keins."

Er helfe auch bauen, schrie Einer, der eine Nase hatte wie eine Blutwurst und Lippen wie zwei Leberwürste, zwischen den Leberwürsten heraus, nur damit der Landvogt begreife, daß er noch lange saugen könne, ehe er die Gytiwyler ausgesogen habe.

Auch ihm sei bauen recht, sagte der Kirchmeier, aber bauen mit Manier, keine Allmend. Die Kinder würden nie alle in die Schule kommen, und schreiben, was Platz erfordere, werde man doch, so Gott wolle, Arme und bloße Einsassen nie lassen. Ueberhaupt trage das Lernen, ausgenommen etwas Religion wegem Sterben, nichts ab, es sei doch nur so wegen dem allgemeinen Brauch. Geld sei die Hauptsache, lernen trage nichts ab. Man solle doch nur so einen Pfarrer ansehen, welcher immer hinter den Büchern sei. Mager sei er, wie eine Ziege von armen Leuten, und wenn ihm acht Tage über die Zeit seine Besoldung ausbliebe, würde er brüllen wie eine Kuh vor leerer Krippe.

„Kirchmeier," sagte ein Anderer, „etwas hast recht, aber etwas nicht. Du kennst meinen Aeltesten, mit welchem wir daheim nichts

anzufangen wußten und der nicht arbeiten wollte. Kömmt der nicht heim wie ein Herr, sieht Alles von oben herab an und sagt, sein Kopf sei ihm lieber, als ihm mein Hof sei. Mein Hof trüge nicht tausend Thaler ab, mit seinem Kopf wolle er zweitausend Thaler verdienen. Was ich den ansehen mußte und mich verwundern, hat doch meine schlechteste Kuh einen größern Kopf als mein Hans. Aber die Sache wird so sein, er war ganz mit Gold behängt um und um."

„Ja, wenn einer den Herrn zu machen weiß, so findet er manchen Weg zum Gelde, woran ein ehrlicher Mann nicht denkt," bemerkte ein dicker Weibel. Er sei oft in den Schreibstuben, er könne was davon erzählen.

Er hülfe aufbrechen, man bringe ja schon Licht, sagte der Statthalter, dem die Reden zu anzüglich zu werden anfingen.

Nun wirrten sich die Stimmen durcheinander an unserm Tische, wie schon lange vorher an den andern. Jedes wollte noch geschwind Allen Alles sagen, was es sich vorgenommen hatte. In diesem babylonischen Lärm vernahm ich nur, wie der Kirchmeier den Auftrag erhielt, mit einem Zimmermann zu reden über den Schulhausbau, und wie in einer Ecke der Statthalter den Alten fragte, wie man den Brief adressiren müsse, wenn man einen an dessen Sohn schicken wolle. Und ich sah, wie der Chorrichter sein Glas geschwind zweimal hintereinander ausleerte und tief aufseufzte: es könne gewiß nicht lange mehr gehen, bis der letzte Tag komme, es gehe ja gerade so wie es in der Offenbarung St. Johannes heiße. „Gelt, Schulmeister!" sagte er und hielt sich an mir, um mit mir die Treppe hinunter zu gehen. Ich hätte mein Lebtag nicht geglaubt, was das für eine Arbeit sei, einen Chorrichter heimzuführen von einer Gräbd, wenn ich es nicht selbst erfahren hätte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie eine Frau mit einem Manne thut, wenn er von einer Gräbd heimkommt.

Ich kam lustig und guter Dinge heim. Die Erben hatten mir einen Thaler in die Hand gedrückt, für eine Flasche Wein,

die ich Mädeli kramte, wollte der Wirth nichts. Mit vielen Künsten war es mir durch manche Wendung gelungen, die Flasche ganz zu bewahren, während ich und mein Chorrichter ziemlich hart mit mancher Ladenwand und manchem Zaunstecken zusammentrafen. Wenn der Chorrichter mit seinem ganzen Gewicht zärtlichst auf mich fiel, daß wir Beide einer Wand zutaumelten, so wich ich schnell zurück und ließ ihm die Ehre. Ich dachte, ein Chorrichter möge die Beulen besser ertragen als eine Flasche.

Mädeli hatte mir immer zwei Dinge zweg, wenn ich heimkam und selbst spät von einem Leichenmahl: ein freundlich Gesicht und etwas Warmes, meist einen Kaffee. Auch diesmal fehlte es nicht. Nachdem ich noch nach den Kindern gesehen hatte, die bereits schliefen und die mich nie hübscher dünkten als im ersten Schlafe, setzte ich mich an meinen Kaffee gar guter Dinge, und Mädeli stellte das Rad neben den Tisch, zog die Kunkel an sich und ließ den feinen Faden schnell und lustig auf den Spuhlen gehen.

„Ja, Haueli, ich weiß Etwas, wenn du es auch wüßtest!“ begann ich.

„He, was denn, es wird eine neue Hochzeit sein?“

„Nein, Haueli, ganz was Anderes.“

„Oder es haben etwa zwei Weiber einander geprügelt?“

„Nein, Haueli, was ganz Anderes.“

Und Mädeli ward des Spiels nicht müde und schnurrte mich nie an. Wie beim Schlüsselklopflis (ein Spiel, wo man um so lauter klopft, je näher man einem verborgenen Gegenstande kommt) mußte ich aber durch Bezeichnungen es näher und näher ziehen zu der großen Neuigkeit, daß es so unverhofft ein neues Schulhaus geben solle. Nachdem die erste Freude verrauscht war und ich auf solche Fragen: wie denn das neue Haus werden solle, ob es auf den gleichen Platz komme? keine Antwort wußte, fragte mein Weibchen, wie die Bauern zu diesem Entschluß kämen. Ich erzählte, daß sie dem Pfarrer zum Trotz bauen wollten, um ihm zu zeigen, daß sie es so gut vermöchten als Andere, und weil sie ihn im Verdacht hätten, er begehre nicht, daß sie viel lernten und daß er meine, es sei gleich Alles gut genug für sie. Es geschehe dem Pfarrer recht, meinte ich, und es freue mich, daß die Bauern gescheuter seien als der Pfarrer; ich hätte das nicht geglaubt. Da ich zuletzt bei den Bauern gewesen und die stattlichen Männer so stattlich reden

gehört, auch über Dinge, von denen ich gar nichts wußte, so hielt ich es natürlich mit ihnen, war überzeugt, sie hätten recht und hätte sicher dem Pfarrer ein halb schadenfrohes, halb saures Gesicht gemacht, wenn ich ihn jetzt angetroffen hätte.

Meine Frau war aber nicht gleicher Meinung. „Ich kann nicht begreifen, Peter," sagte sie, „wie du glauben kannst, der Pfarrer wolle nicht, daß man etwas lerne. Ich habe noch nie mit ihm geredet, aber seine Predigten gefallen mir bsunderbar wohl. Und gerade in diesen Predigten redet er immer von Erkenntniß, daß diese das Fundament des Glaubens sei, und daß Jesus gelehrt habe, ehe er gestorben sei; so müsse man auch die Lehre kennen und angenommen haben, ehe man zu Gnaden kommen könne."

„Ja," sagte ich, „was Wunderliches von der Religion berichtet er, aber daß er so den rechten Glauben habe, glaube ich nicht, er will es den Bauern nur schwer machen und ihnen zu verstehen geben, es kämen ihrer wenige in den Himmel."

„Eh aber," erwiederte Mädeli, „sagt er doch nicht immer, die Aermsten könnten in den Himmel kommen, es käme vor Gott nicht auf das Kleid an; und er redet dann von der Würde des Menschen, der ein Kind Gottes sein könne, wenn er sich mit der Sünde nicht gemein mache, und das wolle viel mehr heißen, als König sein oder Schultheiß."

„Ja," sagte ich, „das ist's eben, er hält es auch mit den Armen gegen die Reichen, weiset die ersteren auf und mag den Bauern es nicht gönnen, daß sie es so gut haben, verkleinert sie, wo er kann, und glaubt sich zu vornehm, sich mit ihnen abzugeben."

„Höre, Peter," sagte meine Frau, „man merkt wohl, daß du an einer Mahlzeit und bei wem du zuletzt gewesen bist, du würdest sonst nicht so reden. Es ist den Bauern Keiner recht, der Frühere lief ihnen zu viel nach, der Jetzige zu wenig; der Frühere wollte ein Schulhaus, aber die Bauern wollten keines; der Jetzige wollte keines, nun wollen die Bauern eines; deinetwegen und der Kinder wegen wird also nicht gebaut. Der Pfarrer weist die Armen nicht auf, aber er sagt: es komme vor Gott auf Reichthum nicht an — so sollte es auch auf Erden sein, und hat er da nicht recht? Weißt du, daß, was er in den Predigten sagt, mich viel an das gemahnt hat, was letzthin der schwarze Jäger sagte, aber zürne mir doch recht nicht. Ich habe letzthin in dem Testament und in der Bergpredigt gelesen und habe Dinge gefunden, die

ich in der Unterweisung und in der Schule nie gehört habe. Und eine Menge Sachen kamen mir nach und nach in Sinn, die ich damals gerne gewußt hätte und über die mich Niemand berichtet hat. Das sagte ja auch der Jäger, und darauf deutet der Pfarrer auch immer hin, daß das Wort Gottes Geist und Leben sei und den Unmündigen verständlich gemacht werden könne und müsse. Das dünkt mich, aber zürne mir doch recht nicht, fehle wirklich in der Schule, die Meisten geben nicht Achtung und die Andern lauschen dem Schulmeister die Antworten ab und meinen, damit sei Alles gemacht. Aber ich kann es nicht recht sagen, wie ich es meine und denke."

„Einmal ich," sagte ich, „verstehe dich nicht und möchte sehen, ob Die, welche nur immer über den Schulmeister ausfahren, es besser machen würden. Man kann die Kinder in der Schule nicht Alles lehren, und wenn man den Katechismus erklärt, so möchte ich doch wissen, was sie dann noch mehr lernen sollten? Die, welche den Katechismus gemacht haben, werden auch Leute gewesen sein und gewußt haben, was darein gehöre und was nicht, besser als du und unser Pfarrer, der nicht einmal merkt, daß unsere Bauern die reichsten weit und breit sind und sieben Schulhäuser vermöchten statt nur eins."

Mein Weibchen kannte mich durch und durch und merkte, daß der Weingeist in mir aufsteigen wollte: diesen Geist wußte es nun vortrefflich dadurch zu bändigen, daß es ihm aus dem Wege ging, statt, wie manche Frau, zu meinen, man müsse sich nicht fürchten, und wenn man recht habe oder recht zu haben glaube, nie weichen.

„Aber Kummer macht es mir," sagte es, „was wir in das neue Haus thun wollen. Wenn wir eine Stube mehr erhalten, so müssen wir etwas darein anschaffen, und woher das Geld nehmen?"

„O, das ist mein kleinster Kummer," sagte ich „zum Widerspruch gereizt, „laß du mich kummern; wenn dann ein neues Schulhaus da ist, so wird jeder Bauer glauben, ich solle aus seinem Kinde einen Gelehrten machen, und die Minderen werden es auch verlangen, und wie ich dann werde ausreichen können, das weiß ich nicht. Wegen der Geschicklichkeit, bewahre, da macht es mir nichts, in der Lehre fürchte ich keinen. Aber der Reihe nach mit allen Kindern mich zu beschäftigen, dreißig oder vierzig Kindern auf einmal das Rechnen und das Schreiben zu zeigen, das macht mir Kummer.

Wie soll Einer fertig werden, wenn ein Kind hier brüllt, eins dort: „Schulmeister, ist das recht? Schulmeister ist das gut?“ — Die Bauern meinen aber auch, man sei nur für sie da, und wegen dem Löhnli, welches sie einem geben, glauben sie, sie könnten von einem fordern, was sie wollen. Es nimmt mich nur Wunder, daß der Schulmeister ihnen nicht noch der Reihe nach Haar, Nägel und Bart abmachen soll. — Was hat heut der Peterli gemacht? Einen gescheutern Buben giebt es in der ganzen Gemeinde nicht. Ich kann ihn schon recht gut brauchen in der Schule, er kommandirt dir da wie ein General oder gar wie ein Preuß. Und wenn es dann losgehen muß im neuen Schulhaus und jeder Bauernsohn mit der Feder fechten will, so muß er mir helfen, er kann mir fast die halbe Schule abnehmen. Was hat er heute gemacht?“

„Er war gar unartig,“ sagte Mädeli, „er wollte mir gar nicht gehorchen, regierte die Andern, und wenn sie nicht Alles machen wollten, was er befahl, so warf er sie zu Boden und ohrfeigte sie. Ich wehrte ihm ab, so gut ich konnte, allein er that gar nicht, als ob er es höre; da redete ich endlich lauter mit ihm, und weißt du, was er mir zur Antwort gab? Es habe ihm Niemand etwas zu befehlen, als der Vater. Da wußte ich nichts Besseres zu machen, als ihn in die Kammer zu sperren bis zum Nachtessen. Aber glaubst du, daß er mir ein gut Wort gegeben oder gute Nacht gewünscht hätte?“

„Du wirst immer mit ihm gezankt haben, wie es die Weiber machen,“ antwortete ich. „So müssen die Kinder unartig werden, wenn nichts recht ist, was sie machen.“

„Nein, liebes Mannli, kein Wort habe ich ihm gesagt, bis ich sah, wie er mit seinen Geschwistern umging, aber seitdem du ihn in der Schule brauchst und nur ihn allein, und er über Andere regieren kann, du ihn immer rühmst, ist gar nichts mehr mit ihm anzufangen. Und hast du nie Acht gegeben, wie trotzig und unverschämt er dir selbst antwortet? Es hat mir schon manchmal weh gethan, wenn du so Alles von ihm annimmst, an ihm nicht nur nichts siehst, sondern auch nichts hörst.“

„Ja, ich habe schon manchmal gemerkt, daß du ihn auf dem Korne hast,“ antwortete ich, „und an ihm nichts leiden kannst, weil ich ihn lieb habe. Die Kleinen können machen, was sie wollen, das ist dir recht; und eben darum willst du nicht, daß Peterli, der witziger ist als sie, sie in der Ordnung halte.“

Mädeli öffnete den Mund, schloß ihn wieder, fuhr mit der Hand im Gesicht herum, ich glaube über die Augen, und fragte mich: „Mannli, wie ist es dir gegangen mit der Leichenrede? haben die Leute sie zu Herzen genommen? und was haben Die, welche sie noch nie gehört haben, dir darüber gesagt?“

Da erzählte ich, wie es mir gegangen, wie die Katze und die Salome sich geberdet; wir machten allerlei Muthmaßungen über das Katzengeschrei, bis wir endlich fanden, das Gescheuteste sei, wir gingen zu Bette.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wie endlich auch ein Pfarrer das Maul braucht.

Am andern Morgen war ich viel zahmer geworden, und als mein Weibchen mir sagte, gestern sei ich ein Händelsüchtiger gewesen, widerredete ich mit keinem Wörtlein, sondern nahm das Urtheil in Demuth an. Aber etwas stach mich doch, nämlich der Gwunder, was der Pfarrer dazu sagen werde, wenn er vernehme, daß ein neues Schulhaus gebaut werden solle, ohne daß er daran gearbeitet.

Ich nahm daher nach der Schule den Schulrodel unter den Arm und wanderte dem Pfarrer zu, unter dem Vorwand, ihm denselben zur Einsicht zu bringen.

Die Magd sagte mir, als ich bescheidentlich geklopft hatte, es sei Jemand bei ihm, ich werde wohl warten müssen.

Ganz verwundert war ich, als sie mich sogleich hereinrief, aber noch mehr verwunderte ich mich, als ich bei'm Pfarrer am Kamin mit einer großen Pfeife in der Hand sitzen sah — keinen andern Menschen, als meinen Bekannten Bendicht Wehrdi, den wunderlichen Jäger. „Nicht wahr, Schulmeisterli,“ sagte Wehrdi, „da habt ihr mich nicht geglaubt anzutreffen, so Einen, von dem ihr so halb und halb glaubt, er sei des Teufels Bundesbruder oder wenigstens sein Bruderssohn?“

Der Pfarrer bemerkte mir im Vorbeigehen, er habe ihn auf der Jagd kennen lernen und statt über einander eifersüchtig zu werden nach Jägerweise, seien sie mit einander bekannt geworden und hätten schon manche vergnügte Stunde mit einander zugebracht. Somit schob er mir den Tabakstopf zu, und erst nachdem ich meine Pfeife

gestopft und eine glühende Kohle aus dem Kamin geholt, fragte mich der Pfarrer, was mich Gutes hergebracht?

Ich gab ihm den Schulrodel und klagte über den Unfleiß einiger Kinder.

Das sei ein Elend damit, sagte der Pfarrer. Die Leute hätten keinen Begriff von einem ordentlichen Schulbesuch; sage man ihnen nichts, so bleibe es bei'm Alten, sage man etwas, so werde es noch schlimmer. Am Chorgericht sage Niemand etwas als der Pfarrer, schicke man sie vor das Amt, so könne es geschehen, wenn sie zu lügen verstünden, daß das Chorgericht oder die Gemeinde einen tüchtigen Wischer erhielten, so daß die Verleideten trotziger würden als früher und ihre Kinder noch weniger schickten.

Man sollte den Leuten den Nutzen einer Schule deutlicher zu zeigen vermögen durch die Leistungen der Schule, sagte Wehrdi. So wie es jetzt in den meisten zugehe, bekenne er frei, könne er die Leute nicht tadeln, wenn sie ihre Kinder lieber zu Hause hätten und wenn sie immer mit ihrem Sprüchlein kämen: was nützt es, was trägt es ab?

„Ihr habt vollkommen Recht," sagte der Pfarrer. „Aber auf der andern Seite kann der Schulmeister sagen: „Sendet mir die Kinder vor Allem aus, gebt mir Platz, daß ich mich rühren kann mit den Kindern, und einen Lohn, daß ich mich rühren mag. So wehrt sich das gegen einander und kein Theil thut die ersten Schritte."

„Ja," sagte Wehrdi, „und wenn mancher Schulmeister Alles bekäme, was er wollte, so würde er doch nicht nützliche Schule halten, und Alles, was die Kinder in der Schule lernten, wäre eitel Mundwerk, das weder ihren Verstand noch ihr Herz berührte und mit dem sie so wenig zu machen wüßten, als ein hungriger Bauer mit einer Kiste voll Austern."

„Mag sein diesen Augenblick," sagte der Pfarrer, „aber laßt nur einmal auf dem Lande das Bedürfniß erwachen, und es wird erwachen, so wird das einander schon erlesen. Besser wäre es allerdings, man sorgte zu rechter Zeit dafür, daß man dem erwachten Bedürfniß befriedigend entgegenkommen könnte. Allein das geschieht nun einmal nicht. Ja, man zwingt den Landmann, daß er dieses Bedürfniß erhält, spottet dann dieses Bedürfnisses und sucht es wieder niederzuhalten."

„Ja! aber da könnten doch die Pfarrer viel machen."

Da lachte der Pfarrer und meinte: ob er auch Einer von

denen sei, welche die Pfarrer zu Sündenböcken für aller Welt Sünden machen wollten? Die Pfarrer könnten allerdings viel machen, aber den Weltgang doch nicht, den mache Gott. Er führe die Menschen den Entwicklungsgang, den seine Weisheit abgemessen. Im Strome der Zeit schwimmen die Pfarrer mit, wie alle Sterblichen. Nicht am Ufer des Stromes stünden sie, nicht über ihm schwebten sie. Wohl schwämmen immer einige voran, zu Märtyrern oder Reformatoren würden diese; viele seien es aber nie durch Gottes Ordnung. Bald komme die Masse nachgeschwommen. Was die Reformatoren zuerst erblickt, das gehe vor Aller Augen auf, werde Gemeingut Aller. In dieser Masse Ordnung zu erhalten und zu sorgen, daß ihre Augen nicht zufielen, dafür brauche Gott die Pfarrer als Werkzeuge, aber unmöglich könnten sie den Leuten Dinge zeigen, die sie selbst noch nicht sähen, unmöglich könnten sie dieselben zwingen, etwas zu erblicken, was außer dem Gesichtskreis sterblicher Augen liege. Wenn es näher kömmt, dann sollen sie deuten darauf, es erklären und weise die Benutzung lehren. Während man auf der einen Seite ihnen Schuld geben möchte, daß die Eva in den Apfel gebissen, weil sie es nicht gethan hätte, wenn sie recht unterwiesen gewesen wäre, lähmt man den Einfluß der Pfarrer von allen Seiten, zieht sich von denselben zurück und sondert sie ab, soviel möglich. Man wird auch wieder sagen, das sei Schuld der Pfarrer. Nein, das ist ein Zeugniß für viele, das dem ganzen Stande zu gut kömmt. Man fühlt schnellere Strömung der Zeit, man fühlt ein Glitzern hellern Lichtes in den Augen, es wird gar Vielen bange dabei und sie möchten bannen des Stromes Lauf, und Herren und Bauern möchten gar stromaufwärts schwimmen. Diese wähnen auch, die Pfarrer seien schuld, daß abwärts der Strom fließe, daß er sie fortreiße abwärts, einem neuen Zustande, neuen Ufern entgegen. Sie wähnen dieses, weil die Pfarrer, wenn auch nicht voranschwimmen, doch vom Lauf der Zeiten reden und verkünden, es müsse besser werden, so könne es nicht bleiben. Die Einen freilich verkünden nur, der alte Mensch müsse ein neuer werden, Andere wohl zeugen davon, daß wie der Mensch sich erneuere, auch mit ihm die Zustände sich neu gestalten müßten. Aber Alle reden von Veränderung, drum drängt man sie bei Seite, damit ihren Ruf Wenige hören; drängt sie an den Schwanz der Gesellschaft zurück, um ihnen dann vorzuwerfen, daß sie nicht voranschwämmen, um einen Vorwand zu suchen, sie zu versenken in

des Stromes Tiefen. Wenn einmal das Neue deutlicher an's Licht tritt, dann werden die Gleichen, welche jetzt die Pfarrer zurückdrängen, den wüthendsten Lärm gegen sie erheben und die Versenkung versuchen, unter dem Vorwande: die Pfarrer seien schuld, weil sie nicht vorangeschwommen, daß der Strom nicht schneller fortgebraust, daß die neuen Ufer nicht vor tausend Jahren aus dem Ocean der Zeit anfgetaucht seien. So, lieber Wehrdi, ist's, wenn man die Stellung des ganzen Standes betrachtet, von Einzelnen rede ich nicht. Man wird mich vielleicht später auch verketzern, mir Trägheit, Finstersinn und weiß Gott was Alles vorwerfen, vorwerfen, daß meine Gytiwyler nicht lauter Engel Gabriel's seien, und doch weiß ich diesen Augenblick nichts Anderes zu machen, als im Stillen und unbemerkt Samen auszustreuen, der in einer bessern Zeit aufgehen wird, mich scheinbar ganz leidend zu verhalten und der Zeit die bestimmtere äußere Entwickelung zu überlassen. Mein Vorfahr war ein rüstiger Schwimmer, aber er sah jedes Irrlicht für die Sonne selbst an, verkündigte dasselbe mit lauter Stimme und wollte den aufgefangenen Schein in alle Häuser tragen. Wer immer Feuer schreit bei jeder Abendröthe, jedem Monds-Widerschein, jedem brennenden Reishaufen, dem glaubt man am Ende nichts mehr, lacht über sein Geschrei, auch wenn er über wirkliches Feuer: Feuer! schreien sollte. Und wenn ein andrer Wächter kömmt, so hört man auch auf dessen Ruf nicht. Eine Gemeinde ist kein Spital, in dem die Aerzte ihre neuen Mittel probiren; ein Pfarrer muß sich vor Experimenten hüten, ein fehlgeschlagenes kann ihm auf immer das Vertrauen rauben. So will manche Frau mit ihrem Mann nie mehr fahren, weil er sie einmal umgeworfen. — So bin ich daran, und ich brauche meinen Leuten nur etwas vorzuschlagen, so machen sie das Gegentheil davon. Jetzt gerade wegen eurem Hause, Schulmeister. Ich brauche nur zu sagen, sie sollten bauen, so würden sie es expreß nicht thun, und müßte die Hälfte der Kinder vor der Thür bleiben. Ich habe auch letzthin dem Statthalter gesagt, es sei mir leid, daß sie das Bauen nicht vermöchten, und habe dazu ein recht ernsthaft Gesicht gemacht, so daß er es nicht als Spott aufnehmen konnte. Nun nimmt mich Wunder, ob ihm das nicht in's Fleisch gegangen ist?"

„Aber, Herr Pfarrer, habt ihr das nicht im Ernst gesagt und gemeint, die Gytiwyler seien arm?"

„Aber, Schulmeister, glaubt ihr mich denn auch dumm? Meint

ihr, ich habe keine Augen, sehe die Misthaufen zu Gytiwyl nicht? habe keine Ohren, vernehme nicht, wie große Kapitalien Dieser oder Jener ausgeliehen habe? Aber habt ihr, was ich gesagt, gehört? hat es der Statthalter berichtet?"

„He nun, Herr Pfarrer, das hat eingeschlagen, sie wollen nicht Die sein, welche nicht vermögen ein Schulhaus zu bauen so gut als die Lättikofer, oder noch viel besser. Gestern am Leichenmahl haben sie dem Kirchmeier den Auftrag gegeben, mit einem Zimmermeister zu reden."

Da sprang Wehrdi auf, schlug seine Pfeife in eine Ecke und fluchte ganz malabarisch: ob denn das eine solche Nation sei, daß sie aus Dummheit bauten und nicht aus Einsicht?

„Sitzt nur wieder nieder," sagte der Pfarrer, „und laßt mir meine Gytiwyler in Ruhe, die kann man doch noch an einem Ort anpacken, aber da ist Alles verloren, wo man die Leute gar nirgends mehr nehmen kann; wo sie sind wie irgend ein fauler Gegenstand, in den ihr Löcher stoßen könnt, daß er doppelt stinkt und ihr die Schuhe voll kriegt, aber vorwärts stüpfen könnt ihr ihn nicht. Meine Gytiwyler lasse ich mir nicht schelten, das sind mir noch kräftige Leute, die in Bewegung kommen und zu Entschlüssen, die es auch noch im Guten recht weit bringen können."

Er könne den Herrn Pfarrer gar nicht begreifen, sagte Wehrdi, daß er da etwas Gutes sehe, da sei doch nichts Gutes, wo man etwas aus lauter Hochmuth und Trotz thue.

„Mein lieber Mann," sagte der Pfarrer, „haben wir nicht vorhin gesagt, daß es ein großes Unglück sei, daß Bauern und Schulmeister so gegen einander versperren und von keiner Seite eine Bewegung gemacht werden will. Kömmt es nicht darauf an, daß ein Theil in Bewegung gerathe, und theilt diese Bewegung sich nicht unwillkürlich auch dem andern Theil mit, ist nicht der erste Schritt der erste von vielleicht vielen tausenden? Nun haben diesen ersten Schritt meine Bauern gethan, ist das nicht lobenswerth?"

„Herr Pfarrer, zürnt nicht, aber noch Eines muß ich fragen," sagte Wehrdi: „Ist's denn eigentlich auch recht, die Fehler der Menschen anzuspannen und durch Verstellung sie zu reizen zu irgend etwas?"

Da sah der Pfarrer in's Feuer und sagte endlich: er wisse nicht, ob wir ihn begreifen würden; wenn wir das nicht thäten, so würden wir ihn gar wunderlich beurtheilen, doch wolle er ver-

suchen, sich näher zu erklären. „Habt ihr denn nie bemerkt die furchtbare Ironie der Vorsehung, die alle bösen Kräfte im Menschen also regiert, daß sie das Gute schaffen, die Bausteine zu ihrem Gefängniß selbst herbeischleppen müssen? Das ist's, was der Katechismus sagt, daß die Sünden durch Gottes Vorsehung regiert werden. Wie stünde es wohl mit der Welt, wenn nicht wider Willen die Leidenschaften das schaffen müßten, was Gott gefällt? Wäre das nicht, wir hätten kein Christenthum, nie wäre die Reformation zu den Völkern gedrungen. In gar wenigen Menschen wohnt der reine Sinn, der das Gute um des Guten willen thut, wohnt die Weisheit, die im Gutesthun das wahre Glück sieht. In den meisten Menschen regieren schlimmere Kräfte, herrscht Finsterniß oder trübes Dämmerlicht. Der schlaue Betrüger giebt seinen Betrug nicht offen dar, er spürt eben in seinen Nächsten die regierenden Kräfte auf und sucht diese zu seinen Zwecken in Bewegung zu setzen, zu seinen Dienern zu machen. Der bessere Mensch, der unverholen mit dem Bessern hervortritt, den Leuten es anpreist, zu Erreichung desselben sie in Thätigkeit setzen will, der findet keine Augen, die sehen, keine Ohren, die hören, keine Kräfte, die zu seinem Zwecke sich zur Verfügung stellen, er findet keinen Sinn dafür, wird nicht begriffen, ausgelacht, verfolgt, todtgeschlagen. Er findet wohl Eigennutz, Hochmuth, Eitelkeit, Ehrgeiz, Neid und dergleichen, aber eben die schreien ihn an: Kreuzige, kreuzige ihn! Warum versucht es der bessere Mensch nicht auch, die einmal herrschenden bösen Kräfte anzuspannen für das Gute? sagt das Sprichwort nicht, man müsse mit den Steinen mauern, welche man habe? Nur gebe man wohl Acht, was für Steine man zu Ecksteinen nehme in Staat, Kirche und Schule; von ihnen hängt die Festigkeit des Baues ab. Wer Staat, Kirche, Schule auf religionslose, unsittliche Menschen, auf Menschen, welche treulos sind in alten und neuen Eiden, bauen wollte, der brächte den Fluch in den Staat, in die Kirche oder in die Schule. Warum versucht er es nicht, gerade durch sie das Gute da zu vollbringen, wo er weiß, daß der Sinn dafür fehlt. Man verwechsele das durchaus nicht mit der Sünde, schlechte unerlaubte Mittel zu brauchen zu gutem Zwecke, wie der heilige Crispin Leder stahl und armen Leuten Schuhe daraus machte. Auch möcht' ich durch kein unerlaubt Mittel, durch keine Lüge, keine Verleumdung, keine falsche Verheißung diese Kräfte erregen, wie es allerdings nur zu oft geschieht, aber mein Mittel

war ein erlaubtes: es war die Ironie, es war die gleiche Redeweise, die Christus brauchte, als er sagte zu den Pharisäern: die Gesunden brauchen den Arzt nicht, sondern die Kranken. An andern Orten wurden Schulhäuser erzwungen dadurch, daß man durch vorzügliche Schulen den Beweis leistete, was eine Schule nützen könne, an andern Orten durch Furcht. Beides hätte hier nicht angeschlagen, darum brauchte ich dieses Mittel, mit dem ich aber an andern Orten nicht weit gekommen wäre. Es giebt aber noch viele erlaubte Mittel zu diesem Zweck. So habe ich nun den Hochmuth aufgestachelt, der muß ein Schulhaus bauen, der hat den Eigennutz diesmal überwunden und muß damit an seinem eigenen Grabe graben, denn was wird wohl eine größere Feindin des aufgeblasenen Hochmuthes, als ein Schulhaus, in welchem eine tüchtige Schule ist, welche aus jedem Leibe die Menschenwürde herauszuwickeln versteht? Aber gebt Acht, der Eigennutz wird diesen Sieg dem Hochmuth nicht verzeihen, wird bald wieder zu reden anfangen, wird auch zum Bauen reden und später dann etwas von der Schule wollen, einen Nutzen, den er in Batzen und Kronen zählen kann. Ihr könnt euch nur gefaßt machen, Schulmeister, auf die Forderungen, die dann an euch gemacht werden. Wenn ihr nicht in der halben Zeit die Kinder noch einmal so geschickt macht, so wird es bald heißen: Wenn es nicht besser geht, so hätten wir kein neues Schulhaus gebraucht, wir haben gemeint, wie das jetzt gehen werde!"

Das sei gerade, was mir Kummer mache, sagte ich, die Bauern hätten mir schon darauf hingedeutet, daß sie für sich viel geschicktere Kinder wollten. Ich stellte auch dar, wie der alte Bauer eine Aussicht eröffnet habe, daß ein Kopf soviel werth werden könne, als ein Bauernhof, und wie der Statthalter Willens scheine, einem seiner Buben zu diesem Glück zu verhelfen.

Wehrdi wollte sich ausschütten vor Lachen; es nehme ihn nur Wunder, ob sie dann diese Köpfe nicht auch zu Markte führten oder trieben wie Kabisköpfe oder Kälber?

Der Pfarrer aber lachte nicht, sondern schaute sehr ernst drein und sagte: die Sache sei von weit ernsterer Bedeutung, als sie das Aussehen habe. Wenn man die Gräbdgespräche aufmerksam betrachte, so finde man hier die Elemente beisammen, aus denen ein neuer Zustand im Kanton hervorgehen und auch die Kräfte, welche ihn mehr oder weniger herbeiführen würden: ja man finde da bereits

einen Grund und noch dazu einen breiten und festen gelegt zu demselben.

Wehrdi sagte, das könne er nicht einsehen. Was ein Dutzend halbvolle Bauern Verrücktes schwatzten, dem sei doch nicht bedeutende Wichtigkeit beizulegen?

„Warum nicht?“ entgegnete der Pfarrer. „Reden sie in diesem Zustand nicht am offensten, vernimmt man in diesen Reden nicht am deutlichsten, was in ihnen sich regt? und ist dieses Reden nicht so bedeutungsvoll? Da rege sich in den Gytiwylern der Hochmuth und die Habsucht und die Furcht, nicht mehr hochmüthig sein zu dürfen, die Furcht, um ihr Eigenthum zu kommen, die Hoffnung, auf neue Weise reich zu werden.“

Aber das sei doch eben nichts Neues und hätte wenig zu bedeuten, entgegnete Wehrdi.

„Das, was ihr bei den Gytiwylern seht,“ sagte der Pfarrer, „ist aber nicht bei ihnen alleine, sondern allenthalben ist eine ähnliche Bewegung oder Strömung in den Gemüthern, und gerade diese Strömung wird das Neue gebären. Aber auch hier hält sicher das Böse nicht Stich. Allerdings werden die ersten Früchte der sich verbreitenden Bildung wurmstichig sein wie die ersten Aepfel, die ersten Zwetschen; wie eigentlich deren schon lange im Lande sichtbar sind und der Aufklärung einen so üblen Namen zuwege gebracht haben: verdrehte Rechtsagenten, ungläubige Halbherren und aufgeblasene Gewerbsleute, die über Alles in der Welt schimpfen und doch zu Nichts zu gebrauchen sind. Sobald aber einmal die Zeit der Reife naht, sobald man diese Bildung in ein förmlich System bringen will, dann sieht die Welt ihre Ungestalt, dann erschrickt man davor, dann siegt auch hier der gute Geist. Der erregte Hunger und Durst wird bessere Speise verlangen, die errichteten Anstalten werden mit einem andern Geist erfüllt, und wahrhaft geistige Bildung wird sich Bahn brechen in allen Ständen, denn der Bauer hat so gut Zeit, ein vernünftiger, denkender Mensch zu werden, als der größte Herr. Nur der Unterschied wird sich dann zeigen, daß der Herr viel weiß von der Kunst, und Gemälde und Bücher kritisch zu beurtheilen weiß, der Bauer aber nichts davon weiß, hingegen viel von dem, was Gott schafft in und außer ihm. Und diese Bildung ist's, die dann mitten in den Kampf treten, der Ausschließungssucht ein Ende machen, den Kampf vermitteln, die Stände versöhnen und die Menschen vereinen wird.

Denn der gute Geist ist immer stärker als der böse, dieser ist nur des ersteren Diener, der beständig das Böse will und doch beständig das Gute schafft."

„Herr Pfarrer, redet ihr da vom tausendjährigen Reich, wo der Löwe und das Lamm holdselig neben einander an der Quelle stehen werden? und glaubt ihr denn wirklich, daß es bald und auf diese Weise kommen werde?"

„Ihr seid ein Schalk, Wehrdi," sagte der Pfarrer. „An das tausendjährige Reich, wie die Propheten es in Bildern darstellen, wie die Rabbiner es versinnlichen, wie die meisten Leute es sich denken, Jesus auf einem Schimmel reitend, glaube ich nicht. Aber an die Idee glaube ich. An die Idee nämlich, daß die Welt nicht nur ein Narrensaal sei, an dessen Beschauung die Himmlischen sich ergötzen können, daß ein jeder Einzelne nicht nur ein Eichhörnchen in der Trülle sei, das Andern zum Vergnügen springen muß, bis es alle Viere von sich streckt. Ich glaube, daß der Einzelne zu einem höhern Leben sich heranbilden soll. Ich glaube aber nicht nur das, sondern daß durch diese Erziehung des Einzelnen die Geschlechter auf höhere Stufen steigen, daß die Zustände sich veredeln, daß es auf der Welt nach dem Plane Gottes besser werden soll und muß, daß wenn eine weise Hand Alles regiert, alle Kräfte, die wir in böse und gute abtheilen, doch nur Eines schaffen können, den Willen Gottes, der ein Ziel will. Dieses Ziel wird aber nicht mit einmal erreicht, fällt nicht mit einem Satz in die Welt, wie Joggi vom Baum, sondern die Welt bildet sich ihm langsam entgegen. Vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag. Dieses Ziel kenne ich nicht, aber für das, was ich gesagt, redet der Weltgang mir Zeugniß. Wie früh oder wie spät das eintreffen wird, worüber ihr mich ausgelacht, das weiß ich nicht, aber daß diese Zustände sich nach und nach herausbilden werden, dafür zeugt in mir ein Geist, der nicht trügt, es ist ein Geist, man nennt ihn mit verschiedenen Namen. Es ist der Geist des Glaubens, der Offenbarung oder der Geschichte. Ich bin schon manchmal ausgelacht worden wegen Aeußerungen, die diesem Geiste entflossen, und wenn ich sagte: Habt nur Geduld, es kömmt schon besser, so schimpfte man mich aus. Aber diesen Glauben trübt man mir nicht, macht mir nicht weis, er sei ein Traum. In ihm liegt mir der tiefe Trost in meinem Amte. Ich weiß, ich nütze etwas. Er bewahrt mich vor jeglichem Haß, denn ich weiß, wie Jeder auch, allerdings

auf seine Verantwortung hin, sich geberden mag — er muß doch dem gleichen Zwecke dienen.

„Ich weiß, es ist nicht meine Aufgabe, Alles selbst zu machen, sondern zu suchen, auf alle mich umgebenden Kräfte einzuwirken im Sinne Gottes, daß sie eilen die Worte Gottes zu thun auch wider Willen. Ich weiß, von mir hängt es nicht ab, daß es gut geht, es ginge auch ohne mich, aber wenn ich nichts thäte, so wäre mein die Verantwortung, mein die Verantwortung, daß Einzelne zurückbleiben auf ihrer Bahn. Ich weiß, das Lob gebühret Gott; darum vermag ich kein Hemmschuh zu sein für Alles, was ich nicht selbst gedacht, selbst gesagt, selbst gemacht. Ich weiß, es geht vorwärts. Darum vermag ich geduldig zu sein, vermeine nicht, meine Weisheit in einem Tage auskramen, meine Einfälle in einem Tage verwirklichen zu müssen; vermag mich zu orientiren, zu untersuchen, ob die Kräfte zu diesem oder jenem Werke in mir oder in Andern liegen; vermag es zu versuchen, jene Kräfte in Bewegung zu setzen, ohne daß es einem Menschen einfällt, mir dafür zu danken oder mich zu rühmen. Ich weiß, ich bin keine Eintagsfliege und Gottes Plan keine Seifenblase, darum haste ich nicht und zappele nicht, und was meine Bauern dazu sagen, weiß ich wohl. Sie sind böse darüber, daß ich ihnen nicht das Lustspiel eines zappelnden Pfarrers aufführen will, welches so viele ihnen geben, woran sie so gar großen Spaß haben. Ich will nun einmal sehen, wie s i e zappeln, und allemal, wenn sie verzappeln wollen, sollen sie mich in Liebe finden. Freilich weiß ich wohl, daß —"

„Herr Pfarrer, soll man euch die Suppe an die Wärme stellen," rief eine Stimme so unversehens zur Thüre hinein, daß wir ordentlich zusammen fuhren.

Wie auf's Kommando griffen wir alle Drei nach unsern Uhren und fanden zu unserm Erstaunen, daß es schon weit über neun Uhr war.

Wir protzten auf, wie auch der Pfarrer sagte, es pressire nicht halb so.

Wehrdi sagte: er hätte noch gerne unsern Strauß wegen der Religion mit mir ausgefochten vor dem Herrn, das lasse sich aber dann ein ander Mal machen. Unterdessen danke er für viel Neues, das er gehört, er wolle fortan die Augen besser aufthun.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wie man in Gytiwyl ein Schulhaus baut.

Ich ging heim, und mir war, als ob ich ein Wespennest im Kopfe habe.

Der Gesammteindruck der Rede des Pfarrers wirbelte mir noch im Kopfe herum, als ich endlich heimkam erst nach zehn Uhr, zu großem Erstaunen meiner Frau. Mädeli frug mich bald, warum ich so wunderlich drein sehe und nicht antworte wie sonst; was es Apartiges gegeben habe? Ich machte natürlich ein geheimnißvolles Gesicht und that kostbar mit der Antwort. Endlich begann ich zu erzählen. Mein Weibchen fuhr mich nicht übel an wegen meiner Glossen über den Pfarrer. Ich wollte meiner Frau des Pfarrers Frevel begreiflich machen; aber heute schwieg sie nicht wie gestern, sondern brachte mich endlich zum Verstummen und verstummt in's Bett. Es war, als ob der Pfarrer es ihr angethan habe, so hatte sie den Narren an ihm gefressen. Ich glaube, wenn er gesagt hätte, Butter sei Speck, sie hätte ihr Lebtag zu der Butter Speck gesagt. Es ist merkwürdig, wie der weibliche Glaube an Personen sich klammert und wie stark und blind er wird, wenn er eine bedeutende Person gefunden, aber auch, wie gefährlich für das Weib, wenn die Person diese Schwäche mißbrauchen will zu sinnlichen oder sündigen Zwecken. An dieser Schwäche hängt ein bedeutender Theil des Sektenwesens, auf dieser Schwäche beruht großentheils der Einfluß der katholischen Geistlichkeit, diese Schwäche öffnet dem reformirten Geistlichen Thüren und Thore zu Hütten und Palästen, wenn er an die Herzen zu klopfen weiß. Wohl klopft auch Mancher an die Herzen, und Thüre und Thore springen auf, aber bange bleibt der Klopfende stehen auf des Thores Schwelle und geht nicht ein in die Hütte, nicht in den Palast. Bärtig und bittend und ehrfurchtgebietend steht der alte König Salomo vor ihm und hebt den Finger auf und sagt: Bewahre dein Herz mehr denn Alles, das zu bewahren ist, denn ein Narr ist, wer auf sein Herz sich verläßt — das habe ich erfahren! Da klopft des Klopfenden eigenes Herz, betrübt wendet er heimwärts sich, an die Herzen klopft er fort und fort, aber zu den Thoren geht er nicht ein. Da vernimmt aber bald gar manch Herz sein Klopfen nicht mehr, weil er nicht eingehen will zum geöffneten Thore. Wer sich

aber auf sein Herz verlassen könnte, innen und außen schön wäre, was vermöchte der, wenn er zu den Thoren einginge! Aber solche Klopfer sind selten. Pinsel giebt es desto mehr, die schlagen an die Herzen mit Holzschlägeln und springen nach jedem Schlage an jede Thür, schlüpfen durch jede Spalte und möchten jedes Herz mit den Fingern greifen und es vor ihre Brille (denn ohne die sehen sie nichts und mit ihr wenig) kriegen, um zu sehen, wie sie es zerklopft und wie es geblutet und geweint erbärmlich.

Ueber den Bauplan des neuen Schulhauses stand der Punkt fest, daß das Haus größer sein solle, als das der Lättikofer, das war kein Hexenwerk; ferner sollte es wenigstens eben so viel kosten, dem unterzog sich der Zimmermeister mit allen Freuden. Die Schulstube sollte keine Allmend sein und der Schulmeister nicht eine Wohnung haben, wie ein Herr, beides ließ sich machen, ohne in Italien Baumeister studirt zu haben. Der kitzlichste Punkt war die Ausführung. Der Zimmermeister wollte am Schulhaus blos arbeiten, wenn ihn kein Bauer wollte, d. h. in den Hauptarbeiten, die Bauern kein Material fahren, wenn sie die Rosse sonst brauchen konnten, und endlich war der Bauherr, der Kirchmeier, ein Mann, der immer sagte, pressiren thue nicht gut, von wegen morgen sei auch noch ein Tag. So kam es, daß der Bau nicht im Frühjahr, sondern erst nach der Heuernte begonnen werden konnte. Zu dem Ende mußte das alte Schulhaus abgebrochen werden und wir in eine Wohnung ziehen, in welcher im Winter Toni, ein Luzerner Küher, wohnte.

Bei'm Bau eines Schulhauses giebt es fünf Hauptpunkte, fünf Absätze oder Perioden, welche oft, wenn nicht weltgeschichtliche Bedeutung, so doch weltgeschichtliche Länge haben.

Der Beschluß zu bauen, die Wahl der Baustelle, die Anstellung des Zimmermeisters, die Annahme des Planes und endlich die Ausführung.

Der erste Punkt war also erledigt. Der zweite Punkt kam nicht in Frage, es verstand sich von selbst, daß auf dem alten Platz gebaut würde, dort war das Schulhaus Niemand im Wege. Das ist oft ein sehr kitzlicher Punkt, Niemand will es zu nahe und Niemand zu weit, dies ist begreiflich schwer zu treffen. Der dritte Punkt hatte ebenfalls nicht große Schwierigkeiten. Es wohnte in der Nähe ein alter Zimmermeister, der es den Vorgesetzten wohl zu treffen wußte. Es war auch so gleichsam ein Bauer, ging mit

ihnen um, scheinbar als wie mit seines Gleichen, und hielt dabei doch eine gewisse Unterwürfigkeit fest. Und wenn er Einen über das Ohr hieb, so wußte er es doch so zu machen, daß derselbe es nicht merkte.

Es that mir doch noch weh, das alte wüste Haus verschwinden zu sehen. Es war Zeuge gewesen von meinen Freuden, meinen Leiden. In diesem Winkel waren mir Kinder geboren worden, in jenem Winkel hatte das Todtenbäumchen meines kleinen Kindes gestanden, auf dem Ofen hatten wir so oft zusammen gesessen mit offenen Herzen, aus denen Liebe und Vertrauen quollen, an den geborstenen Fenstern mit den runden Scheiben war ich so oft betrübt gestanden und hatte zu einer noch hellen Scheibe hinausgesehen, von welcher Seite her das Glück kommen wolle. Und wenn ich in die Winkel sah, auf dem Ofen saß oder am Fenster stand, so weckte mir der bekannte Anblick die alte Stimmung, die alten Gefühle wieder und es tauchte in mir auf die alte Zeit mit ihren Freuden, ihren Leiden. Aber den Leiden hatte die Zeit den Stachel genommen, während die Freuden noch so frische und liebliche Klänge anschlugen in meinem Herzen! Darum waren mir diese Rückerinnerungen so lieb, so lieb die Orte, die sie in mir heraufriefen! Darum hätte ich dem alten Hause bald nachgeweint, wie einem scheidenden Freunde. Mädeli that es wirklich.

Unser Gärtchen und die herumliegenden Grasplätze mußten wir für dieses Jahr verschätzen und die Ziege, die ich endlich zu kaufen vermocht hatte, den Zäunen nachsenden. Dafür entschädigte uns Niemand. Man sagte mir, ich könne wohl zufrieden sein, wenn Niemand davon rede, mir am Lohn abzuziehen, weil ich jetzt eine so schöne Wohnung bekomme.

Man sagt, das Bauen gehe langsam, hier wäre der Ausdruck ganz verfehlt gewesen, denn der Bau ging oft lange, lange gar nicht, von wegen der Kirchmeier meinte, pressiren thue nie gut, morgen sei auch noch ein Tag. Im Oktober kam Toni der Küher mit seinen acht Kindern und seinem zweicentnerigen Weibe vom Berge; man kann sich denken, was das für ein Wohnen gab in dem kleinen Stöcklein. Am ersten Tag des Wintermonats hatte der Kirchmeier die Fenster nicht akkordirt, am ersten Tag Christmonats waren sie noch nicht eingehängt, und grimmig war die Kälte und fürchterlich ging der Schnee Menschen und Vieh zu Leibe. Wir mußten einziehen, aber Unheimlicheres kann es wohl nichts

geben als ein neu Haus, wo weder Wände noch Thüren und Fenster schließen, das Licht im Winde flackert, jede Hand naß wird, die man an eine Wand legt, und keine Thüre zugehen will.

Als endlich die Schule beginnen konnte, da entstand bei mir die Frage, ob nicht eine eigentliche Einweihung des Hauses stattfinden sollte. Ich hatte etwas über solche Dinge läuten hören, aber ich wußte nicht recht, was. Es hatte mich schon geärgert, daß man den Pfarrer nicht ersucht hatte, als das Haus aufgerichtet wurde, eine Rede zu halten und das Haus einzusegnen; es war mir deßwegen auch um so unheimlicher im Hause. Nenne man es nun Aberglauben, Vorurtheil, kurz wie man will: Gott sollte Alles geweiht werden, nicht nur der Mensch, der geboren wird, nicht nur die Ehe, welche der Mensch mit dem Menschen schließt, sondern auch das Haus, welches der Gott geweihte Mensch bewohnen soll. Das Haus ist des Menschen weiterer Leib, das Haus ist die Herberge seiner Freuden und Leiden, das Haus ist der Zeuge seiner Seele; das Haus soll aber auch der Magnet sein, der den Mann und das Weib immer heimwärts zieht, soll ihm Trost und Hafen sein in allen Stürmen des Lebens; aber nicht Magnet, nicht Trost, nicht Hafen wird es ihm, wenn nicht Gott mit seinem Segen darin wohnt.

Zum Pfarrer ging ich daher mit der Frage: ob da nicht eine Einweihung des Schulhauses stattfinden solle, und ob er nicht die Hauptsache dabei übernehmen wolle?

Der Pfarrer antwortete: es komme Alles darauf an, was man unter Einweihung verstehe. Verstehe man darunter ein großes Wesen mit Kränzen, Blumen (angefrornem Buchenlaub) und Prozessionen, so wolle er mit der Sache nichts zu thun haben. Er hasse allen Spektakel und besonders jeden heiligen Spektakel oder vielmehr jeden Spektakel in religiösen Dingen. Solcher Spektakel sei gewöhnlich nichts als der Deckmantel für die fehlenden Gefühle, den mangelnden Geist. So sei es meist auch mit den Familienspektakelstücken, wo man sich bei jedem Anlaß umarme und mit rührsam verdrehten Augen einander anblicke und mit den klingendsten Namen sich überschütte mit sattsamer Beimischung des himmlischen Vaters und seines lieben Sohnes. Da fehle gewöhnlich dem Herzen die Wärme, der Seele die Innigkeit, wenn man nicht gar Schlimmeres mit diesen Worten verpflastern wolle. Am Ende laufe der ganze Spektakel auf eine gute Schüssel hinaus und manchmal sogar auf eine Flasche

vom Bessern, aus welcher der Alte den Jungen die Tropfen zumißt, seiner Dulcinea unter vielen: es ist genug, es ist zu viel! ein halbes Glas abgiebt, den Rest wohlbehaglich sich zu Gemüthe führt, und wenn nicht zufällig ein Zank dazwischen kommt, Beide, ehe sie sich den Mund abwischen, sprechen: „Das war heute wieder ein schöner Tag, und die Köchin hat ihre Sache diesmal gut gemacht, das muß man ihr nachsagen. Die letzte Predigt hat gefruchtet.

Solchen Spektakel treibe man auch mit Schulhäuser-Einweihungen. Er wisse einen Ort, wo man sogar den Landvogt dazu entboten, der habe dem Zug voranreiten sollen, er wisse nicht mehr, ob auf einem weißen oder braunen Pferde, und zwei Mädchen, ob weiß gekleidet oder anders, wisse er auch nicht, aber natürlich mit Blumen überhängt, hätten dann auf Kissen dem Landvogt die Schlüssel des Schulhauses entgegentragen sollen.

Der Geist sei's, der da lebendig mache, und diesen müsse man allein walten lassen da, wo Etwas an die Seele dringen solle; alle äußere Beimischung fessele die Sinne Derer, bei denen gewöhnlich nur die Sinne rege seien, so stark, daß dann das Geistige keinen Zugang finde, keine Empfänglichkeit.

Verstehe man also unter Schulhausweihe das, daß er die erste Kinderlehre halten solle in demselbigen, wo sich dann ein Wort über des Hauses Bedeutung und seinen Segen für das Dorf und die kommenden Geschlechter sagen lasse, so sei er von Herzen erbötig dazu. Brächte ich dann noch einen schönen Gesang zuwege, so sei das Alles, was er nöthig glaube.

Der Sonntag kam und auch der Pfarrer. Die Schulstube war gedrängt voll Weiber, denn die erste Kinderlehre in einem neuen Schulhause hatten sie noch nie erlebt; es nahm sie daher sehr Wunder, wie das zugehe. Der Pfarrer sprach nun recht deutlich von der Entwicklung des Menschen, daß jede Kraft in ihm genährt und geübt werden müsse, und daß er nach dem sich bilde, was man ihm vormache. Wenn er nur Spatzen pfeifen höre oder Katzen miauen und keine Menschen reden, so würde er auch wie ein Spatz pfeifen oder wie eine Katze miauen. Aus diesem führte er den Leuten gar Wichtiges zu Gemüthe. Dann gab er zu bedenken, daß das, was der Mensch lerne, nicht nur für dieses Leben, aber auch nicht nur für jenes Leben ihm dienen solle. Die rechte Lehre lehre den Menschen hier das Leben beginnen, das er in der Nähe Gottes fortzuführen habe. Sie bringe ihm die rechte

Erkenntniß, die Erkenntniß bringe ihm den Glauben, daß in Christo und seiner Nachfolge für den Menschen das Heil sei, d. h. ihn zu seiner göttlichen Bestimmung führe, und dieser Glaube gebe ihm dann des Geistes Kraft, den Kampf der Läuterung, der Heiligung, des Darstellens von Gottes Ebenbild zu beginnen. Diese Heiligung und Läuterung, dieses Ebenbild Gottes und die Kraft in Gottes heiligem Willen zu leben mache sein Leben aus, bildeten die Schätze der Seele, die der Mensch hinübernehme in die andere Wohnung. Alle andern Schätze, alle Geldkisten, alle gefüllten Speicher blieben auf Erden zurück. Sie sollten sich daher einmal gewöhnen, ihrer Kinder Seelen als die Kisten und die Speicher anzusehen, die sie vor Allem zu hüten, anzufüllen behätten mit edlen Früchten und Metallen. Diese Speicher und Geldkisten blieben nicht auf der Erde, die folgten ihnen überall nach, ja sie würden derselben gar nicht los, auch wenn sie es wollten, und was sie in den Seelen aufgespeichert hätten oder nicht, das müßten sie haben in der Ewigkeit; es möge nun sein, was es wolle, es werde ihnen zum Heil oder zur Verdammniß.

Wir sangen darauf recht schön und glaubten, die Leute recht erbaut heimzusenden.

Beim Herausgehen stieß die Frau Ammännin die Frau Statthalterin an und sagte: „Du, wenn unser Pfarrer nicht ein Narr wird, so verstehe ich mich nicht mehr darauf. Meines Bubs Kopf soll ein Speicher sein und wir sollen unsere Frucht darein thun, sie komme uns dann nach in's andere Leben. Der Tüfels Narr, daß ich doch so sagen muß. Wir machen alle Jahr wenigstens zweihundert Malter Dinkel, Roggen und Gerste nicht gerechnet, und das Alles in unsers Bubs Kopf, der Tüfels Narr, ist's denn so? Ich glaube, wenn man es in einen Kopf brächte, man könnte es mitnehmen in den Himmel. Aber das Hineinbringen eben ist die Kunst. Der Narr."

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Pfarrer mir die Schule doktern will.

Als die Leute aus der Stube waren, trat der Statthalter zum Pfarrer und sagte ihm schmunzelnd: „Nicht wahr, Herr Pfarrer,

jetzt haben wir ein neues Schulhaus, und zwar ein noch größeres als die Lättikofer, und zwar ist's bezahlt aus unserm Geld. Der Schulmeister hat eine Wohnung wie ein Landvogt, wollt ihr sie nicht auch besehen?"

So mußte ich mit ihnen die Treppe auf, und wie da Mädeli roth wurde, als der Pfarrer zur Thüre eintrat! Es lag zwar nicht Alles darüber und darunter, die Betten waren nicht ungemacht, die Stuben nicht ungekehrt, die Kinder nicht ungewaschen, der Ofen nicht voll verlöcherter Strümpfe und Hosen; aber es war das erste Mal, daß der Herr in unsere Stube kam, das erste Mal, daß Mädeli mit ihm reden sollte, vor dem es so großen Respekt und zu dem es so großen Glauben hatte; darum wurde es roth, und bang klopfte ihm das Herz sichtbarlich unterm weißen Hemde.

Der Pfarrer rühmte Mädeli gar, wie es sauber Haus halte, ganz anders als manche Schulmeisterin, und fast gar wäre Mädeli dazu gekommen, ihm einen Kaffee zu machen, wenn nicht der Statthalter absolut den Herrn Pfarrer hätte traktiren wollen.

Ich sagte beim Abschiednehmen dem Pfarrer: ich hätte gerne mit ihm geredet, wie ich die Schule einzurichten habe? Etwas müsse doch gehen, das mache mir schon lange Kummer.

„Ja, ja, Schulmeister," sagte der Statthalter, „wir wollen nicht umsonst gebaut haben. Ihr müßt unsere Buben geschickt machen, wir haben es übel nöthig, sonst werden uns die Herren zu schlau." Der Pfarrer sagte mir, ich solle darüber nachdenken, was ich machen wolle, und dann solle ich zu ihm kommen, wir wollten sehen, wie etwas einzurichten sei.

An einem der nächsten Abende begab ich mich zum Pfarrer, und es fand eine lange Unterredung zwischen uns statt. Von den Einzelnheiten der Methode ging der Pfarrer über zu Betrachtungen allgemeiner Natur. „Es giebt Uebergänge in der Weltbildung," sagte er u. A., „welche alle Stände mehr oder weniger durchlaufen müssen. Von den Gelehrten der höhern Stände gehen sie aus, aber am Ende durchlaufen sie auch die ungebildetsten Klassen. Ein solcher Uebergang hatte die Welt vor einigen fünfzig und mehr Jahren ergriffen. Der Verstand war erweckt worden und ging dem blinden Glauben zu Leibe, dem die schlummernde Vernunft, das im Winterschlaf erstarrte religiöse Gefühl nicht zur Seite standen. Der Verstand, den seine Flügel nicht über das Irdische, Sinnliche trugen, erhob ein Triumphgeschrei, geberdete sich üppig und über=

müthig wie ein Jüngling im Flegelalter und läugnete frech alles Uebersinnliche ab, predigte förmlichen Unglauben, ganz mit dem gleichen Recht, wie ein Blinder die Sonne läugnen kann oder ein Tauber die Schönheit der Töne nicht begreifen will, ihr Dasein sogar in Abrede stellt. Nun bleiben freilich Menschen ihr Leben lang in diesem Flegelalter, wie ich euch Beispiele anführen könnte, aber das Menschengeschlecht nicht; ja ein bedeutender Theil ist bereits hindurch und zu einem schönern, geläuterten, innigern Glauben gekommen. Das Christenthum, das Viele sterbend glaubten, hat das Leichentuch, in das man es bereits hüllen wollte, abgeworfen und erhebt sich in ewig junger Herrlichkeit. Und gerade die Wissenschaften, mit denen man ihm in's Grab läuten wollte, gerade die haben auf die merkwürdigste Weise Gott verklärt, als einmal die Vernunft auch ihr Wort dazu sprach und das religiöse Gefühl an der lebendigen Anschauung unwillkürlich erwacht war. In diesem Flegelalter aber stecken noch eine Menge Menschen und namentlich solche Menschen, die zu etwas Verstand und Klugheit gekommen, nnd die daher glauben, was sie mit ihrem Verständlein, das sich auf der nächsten Oberfläche der Erde zurechtfinden kann, aber nur auf der nächsten Oberfläche, nicht begreifen können als wie mit fünf Fingern, das sei gar nicht da. In diesem Flegelalter stecken allerdings eine Menge Agenten und andere Schreiberlein, stecken Kaufleute und Krämer, reiche Bauern und alte Landjunker, stecken Aerzte auch, die früher etwas von den Naturwissenschaften läuten gehört, und Wirthe, die keinen andern Geist kennen, als den, welcher mit der Weinprobe gemessen werden kann.

„Alle diese Leute geben sich für aufgeklärt aus und darum ist die Aufklärung auch so in übeln Ruf gekommen. Sie sind gescheuter in vielen irdischen Dingen, als Andere, aber über dieser einseitigen Aufklärung steht eine viel höhere. Den Leuten, die sich so hoch dünken, fehlt ein geistiger Sinn, darum vermögen sie das Unsichtbare nicht aufzufassen, so wenig als ein Blinder die Sonne sieht. Ihnen fehlt ein geistiges Gefühl, das religiöse, darum vermögen sie Gott nicht anzubeten, darum ergreift das Christenthum ihre Gemüther nicht, so wenig als ein Tauber von den schönsten Tönen etwas merkt. Laßt alle Musiken der Welt um ihn aufspielen, er wird ein stupides Gesicht dazu machen und spotten über die Musicirenden, daß sie so dumm thäten um ihn herum. Diese unglückliche Aufklärung aber, die nur in's Flegelalter führt, aber

nicht heraus, die wird, nehmt es mir nicht übel, Schulmeister, gerade in den Schulen wenn nicht erzeugt doch befördert.

„In den einen Häusern, wo die Leute im Flegelalter sind, sehen die Kinder gar nichts Religiöses, im Gegentheil, was Kirche und Schule bieten, das hören sie ausführen und bespötteln. In andern Häusern, wo die Eltern noch nicht zu der halben Aufklärung gekommen, da liest und betet man noch, aber eine herzliche Frömmigkeit, die in herzlichen Worten und erbaulichem Thun sich ausspricht, ist nicht da. Das Beten und Lesen sind Uebungen, ob man es noch könne; sind Frohndienste, damit Gott nicht zürne; sind mühselig abgetragene Zinse, damit Gott nicht einhalte mit seinem Segen; sind Kratzfüße und Komplimente, die man dem mächtigen Herrn macht, damit er fein säuberlich mit einem verfahre. Gar oft widersprechen die Gebete der Eltern und ihre eigenen Worte und Werke sich auf die naivste, merkwürdigste, augenscheinlichste Weise, daß es auch halbwitzigen Kindern auffallen muß. Das jüngere Geschlecht erhält zum großen Theil den Unterricht nicht, der aus dem blinden Glauben hinausführt, der zum Denken führt, der den Menschen befähigt, Alles zu prüfen, und eben durch diese Prüfung ein immer aufrichtigerer Christ zu werden, einen immer festern und kindlichern Glauben zu erhalten. Das jüngere Geschlecht muß, wie zu Hause unverstandene Gebete, in der Schule unverstandene Fragen verschlucken und soll sie glauben. Diese Fragen, sagt man freilich, würden erklärt, aber die Erklärungen sagen entweder mit andern Worten das Gleiche, oder sie machen das noch dunkel, was in den Fragen hell war, und was in den Fragen dunkel ist, das machen die sogenannten Erklärungen widersinnig.

„Kämen nun diese Kinder ins Leben, so brächten sie in dasselbe Klötze todten Glaubens, Floskeln und leere Worte ohne Gedanken oder manchmal auch gar nichts. Dieser Glaube diene ihnen nicht als Richtschnur, gebe ihnen nicht Trost, wirke kein religiöses Leben in ihnen. Er halte gegen Angriffe nicht Stich, könne sich nicht vertheidigen, unterliege nur zu leicht Zweifeln und arte in Unglauben aus. Dieses namentlich dann, wenn ihr Verstand in einem weitern Lebenskreise erweckt werde, wenn sie von vielen Dingen hörten, auf die man sie in der Unterweisung und in den Schulen gar nicht aufmerksam gemacht. Der eigentliche Ungebildete sei besonders mißtrauisch, und wenn ein Schelm oder ein Schalk ihm von unbekannten Dingen schwatze, ihm den Unglauben

predige auf mancherlei Art, ihm vorspiegle, der Pfarrer und der Schulmeister wüßten dieses auch, aber sie verhehlten es expreß den Leuten und verkündeten, bestochen, nicht die Wahrheit, so wird der arme Tropf gegen Pfarrer und Schulmeister erbittert und hält Alles für Lug und Trug, was er von ihnen gehört hat.

„Der Wehrdi," fuhr der Pfarrer fort, „sei ein lebendig Beispiel, wohin ein solcher Unterricht, der, wenn er schon hier etwas besser, dort etwas schlechter sei, doch immer die gleiche Art an sich habe, abtrage, und wohin er führen könne. Wehrdi sei es am Ende glücklich gegangen, indem er im Leben auf Solche gestoßen, die ihn aufgeweckt und zu Gott geführt. Es gebe aber auch ganz andere Ausgänge, und die traurigsten von der Welt bei Leuten, welche im Leben zum Unglauben gebracht wurden aus dem blinden Glauben. So wurde ich einmal an einem andern Orte zu einem Menschen gerufen, der ein furchtbares Ende hatte in seinem Unglauben. Es war ein sehr alter Mann, den ich sonst wenig gesehen, nie mit ihm gesprochen hatte, er floh die Pfaffen, wie er uns nannte, wie die Pest, und in einer Kirche sah man ihn nie.

„Der Alte, von dem ich rede, hatte eine gewaltige, widerspenstige Natur, die auch seine Eltern, die ihm durchaus nicht gewachsen waren, erfahren haben sollen. Der Gang seines innern Lebens ist nicht bekannt geworden, weil er ihn Niemand offenbarte. Aber aus der Art, wie er über die Schule und die Unterweisung schimpfte und fluchte, als lauter Lügenwerk, zusammengeflickt für's dumme Bauernvolk, läßt sich schließen, daß der erhaltene Unterricht auf blinden Glauben berechnet war und daher seinem scharfen und grübelnden Verstand nicht genügte. Zudem wogten in ihm wilde Leidenschaften; er hatte eine wahre Diebswuth, fremde Weiber sah er auch gerne. Er hatte überhaupt Lust zu jeder Spitzbüberei, und um sich Bahn zu allem Diesem zu machen, suchte er nachzuweisen: daß alle Religion nur Lug der Pfaffen sei im Dienste der Obrigkeit, die dummen Bauern, die er selbst nicht wenig verachtete, und daher auch nicht berndeutsch redete wie sie, im Zaum zu halten. Er suchte zu beweisen, daß Obrigkeit und Pfaffen um die Religion und ihre Gebote sich selbst gar nicht kümmerten, was sie doch wohl thäten, wenn sie nicht wüßten, daß Alles Lug und Trug sei. Damit glaubte er sich Erlaubniß zu jedem Laster erworben zu haben, sobald er dem weltlichen Richter zu entrinnen vermöge. In seiner Gottlosigkeit traf er nie auf Leute, die ihm an Einsicht

überlegen waren, die im Stande gewesen wären, seinen fürchterlichen Zustand ihm selbst mit klaren Worten zu offenbaren. Im Gegentheil, er wurde selbst zum Apostel des Unglaubens, denn er lebte in der Zeit der französischen Revolution, wo er Gott auf immer abgeschafft glaubte, sich die sinnlosesten Reden erlaubte und nun meinte, es sei ihm Alles erlaubt. Da zeigte er, daß er unter Freiheit die Erlaubniß verstand, nach Herzenslust stehlen zu können, vergriff sich am Staatsgut und erhielt fast den Strick um den Hals.

„Dieser Strick und die Umgestaltung der Dinge schüchterten ihn ein, aber besserten ihn nicht. Er predigte seinen Unglauben nicht mehr in den Wirthshäusern und an den Kreuzstraßen, aber wenn er Knaben verlocken, sie gegen Schulmeister und Pfarrer aufweisen, seine Gottesleugnerei in ihre Seelen ausgießen konnte, so war das seine Lust und Freude. Sein Reichthum mehrte sich, sein Land war das beste im ganzen Dorfe, aber auch sein Geiz nahm zu. Aus diesem Hause wurde keinem Menschen etwas Gutes gethan, mit Noth hie und da ein Almosen gegeben. Als man einmal einem Handwerksburschen ein Stück Brot reichte, nahm es der Wind und der arme Bursche sagte: „Danke Gott, wenn ich's bekomm." Aber den reichen Mann sah man an neblichten Tagen auf fremden Aeckern stehen, die an die seinigen stießen, und mit der Schaufel Erde von jenen auf diese werfen, sah ihn, wenn er Pflug hielt, alle Marksteine krumm- oder umfahren, und Furche um Furche zu der seinen machen. Ja, er hatte den Strick vergessen, war wieder frech geworden und konnte sich nicht enthalten, Marksteine förmlich zu versetzen. Mit aller Frechheit und Gewandtheit konnte er sich nicht mehr herausleugnen, da wurde er verrückt. Die Leute glaubten, er thue nur so, damit man ihm nicht die Ketten anhänge. Der Grund aber lag tiefer. Es war das Auftauchen des Gewissens, es war das werdende Bewußtsein: siehe, das ist des Teufels Lohn für ein teuflisches Leben. Sein scharfer Verstand konnte es sich unmöglich verhehlen, daß er sich in seinem Leben gräßlich getäuscht. Aber die strafende Gerechtigkeit ging wieder an ihm vorüber, warum, weiß ich nicht. Ob sie ihn vergaß? ob sie ein Auge zudrückte? ob Menschen angesehen wurden? ich weiß es nicht. Der verrückte Zustand verschwand, die alte Natur errang wieder den Sieg, wurde frecher als nie zuvor, sich vorspiegelnd, ihm könne Nichts etwas anhaben, seine Frechheit habe ihn gefeit vor

jeglichem Unglück, sein Verstand sei sein Glück, seine Vorsehung, die ihn nie im Stiche ließen.

„Da starb ihm seine Frau, die er eigentlich grenzenlos verachtet hatte. Er nannte sie nur den Docht, den er des Oels wegen genommen, und das Bild des Todes trat hart ihn an, seine Hälfte wurde in's Grab gelegt. Da ergriffen ihn zwei Dinge: die Schrecken der Vernichtung, die furchtbare Gewißheit, fort zu müssen von seinen Aeckern und Matten, seinen Rossen und Kühen, und wieder eine gräßliche Ahnung, daß mit diesem Leben nicht Alles aus sei, daß seine gemißhandelte Frau, daß die verführten Knaben, die berückten Weiber jetzt vielleicht vor einem Wesen stünden als seine Ankläger, welches er während seines ganzen Lebens verhöhnt, verleugnet. Da waltete in ihm eine unaussprechliche Seelenangst, Vorboten einer spätern Höllenangst.

„Aber es ward die Frau in's Grab gelegt, das Bild des Todes schwand aus seinen Augen, er fühlte sich noch stark, ungeschwächt. Die Seelenangst verrann wenigstens bis zu einem Grade, daß sie nicht mehr sichtbar war, und die alte Natur bekam die Zügel wieder.

„Da ergriffen den sonst so starken Mann, der kaum wußte, was Krankheit sei, der in ein hohes Alter fast mit den Kräften eines Jünglings gekommen, auf einmal furchtbare Aengstigungen, daß ihm die Augen fast aus dem Kopfe traten, daß ihm ward, als ob Einer ihm den Hals zusammenschnüre, daß er glaubte, ersticken zu müssen. Ob sie vom Blute kamen, ob sie Vorboten einer Brustwassersucht waren, oder von einem Herzfehler? ich bin kein Arzt, ich weiß es nicht. Genug, diese auch den besten Christen ängstigenden Zustände weckten auf eine gräuliche Weise den wieder schlafenden Wurm in ihm. Der Mann, der solches nie gefühlt, der ohne Mitleid gegen Andere, um ähnliche Zustände bei Andern sich nicht bekümmert, alle Klagenden verhöhnt hatte, der das Dasein solcher Zustände, die außer dem Kreise seiner Erfahrungen lagen, so gut weggespottet hatte, als was er sonst nicht sah, Gott und die ganze unsichtbare Welt, dem kamen jetzt diese peinigenden Anfälle durchaus nicht natürlich vor, sondern außerordentlich, übernatürlich. Er wähnte, es hange ihm Jemand am Halse und wolle ihn erwürgen. Er schrie, seine gestorbene Frau sei gekommen, um ihn hinüber zu holen, man solle ihm sie doch fortjagen; er sah bald Diesen, bald Jenen, den er um Seele oder Gut betrogen,

auf seiner Brust knien und schrie: der wolle ihm den Herzkasten eintreten. In der Nacht sah er den Teufel und alle seine Geister, bald wollten sie sein Bett anzünden, bald ihn in die Hölle reißen; dann schrie er mörderlich, schrie besonders nach dem Bonaparte, der sein Gott auf Erden gewesen, den er nie todt geglaubt, daß der doch komme und den Teufel in die Hölle jage. Dann fluchte er über Bonaparte, an den er sein Heil gesetzt, der ihn im Stich lasse jetzt in seiner Noth. Es waren fürchterliche Auftritte, alle Nachbarsleute erbebten, wenn das Brüllen des sonst so gefürchteten Mannes erscholl. Die Meisten standen auf des Nachts, als ob es wettere am Himmel, und sangen und beteten, daß der Herr sie doch verschone, daß er sie behüte. Und wohl stand auch Mancher näher hinzu, um etwas Näheres zu hören. Da vernahm er den Kampf mit dem Teufel, vernahm das Angst- und Kampfgestöhn des sonst so frechen Greisen, bebte zusammen, schauderte bis in das tiefste Mark hinein und flog eilig wieder seiner Hütte zu, schob den Riegel fest und betete schlotternd ein: Das walt Gott! Da war's, daß einmal des Nachts ein Großkind von ihm uns alle aus dem Schlafe weckte, das in seiner Herzensangst geflohen war und mich jammernd bat: ich solle doch um Gotteswillen rasch kommen, der Teufel habe den Großvater schon unter der Stubenthür. Ich muß es sagen, mir schlug stürmisch das Herz bei diesem Ruf, mir schauderte vor dem Anblick, der meiner wartete, mich jammerte aus tiefstem Herzensgrunde das arme Kind, in dessen Seele schon ein solcher Jammer sich geworfen. Als ich geflügelten Schrittes gegen das Haus kam, hörte ich das Toben des Alten, hörte ihn schreien: „Nicht wahr, jetzt lässest du mich sein, jetzt hast du eins, bist froh, zu gehen!" Zwischen durch hörte man harte Faustschläge donnern an den hölzernen Wänden. „Seht, wie der schwarze Teufel die Treppe abpurzelt, wie er sich streicht! Sieh, Bub, dort hinter dem dritten Pappelbaum steht er, 'gucket, ob sein Schwanz noch ganz sei. Nimm die Mistgabel, Bub, und erstich ihn geschwind, geschwind. Sieh, wie ihm dort andere zu Hülfe kommen. Weh, weh, sie kommen die Treppe auf. Bonapart, wo bist, komm, hilf! Weh, weh, sie nehmen mich, sie hängen mich, sie spannen mich an den Karren, sie schleifen mich zur Hölle. Aber es ist keine, es ist bei'm Donner keine!

„Ich stand schon lange still neben dem Ofen, durch den Bettvorhang verdeckt, und trat, um ihn zu besänftigen, an's Bett. Auf

dem Tisch am Fenster flimmerte eine düstere Lampe. Als er Jemand gehen hörte, wandte er sich rasch von der Wand nach der Vorderseite, und als er meine Gestalt so lang und schwarz am Bette sah, da stieß er einen Schrei aus, der durch Dörfer, Felder und Wälder gehen mußte: „Hu, Teufel! wart, Teufel! Teufel! bist doch da?“ Mit Blitzesschnelle fuhr er auf, krallte die Hände mir entgegen; da war's, als ob eine innere Gewalt ihn hemme, es traten ihm die Augen aus dem Kopfe, er schnappte einige Male heftig auf, streckte die Zunge heraus, krallte die Hände in den Kopf, als ob er ihn mir anwerfen wolle, dann sank er zusammen, streckte sich, und todt war er. Hinübergegangen war er mit dem Bewußtsein, daß der Teufel ihn geholt. Schrecklicheres kann es wohl nichts geben, und Schrecklicheres sieht das menschliche Auge nichts, als das Gesicht dieses in Höllenangst Dahingeschiedenen. Seitdem ist mir ein Jammer im Herzen geblieben über Tausende, die ich die gleichen Wege wandeln sehe in gleichem Geiste; ein Jammer über sie, weil sie nicht mit dem Christenthum ausgerüstet wurden, das in ihrem Leben und in jeder Zeit ihre Stütze, ihr Stab bleiben konnte.

„Das Christenthum bleibt ewig das gleiche, aber wie es in jedem Menschen neu geboren wird, so wird es auch neu geboren in jeder Zeit. Wie es das gleiche bleibt und doch dem Kinde ein anderes ist, ein anderes dem Manne, und dem Greise noch anders sich verklärt, so bleibt es ewig das gleiche in der Zeiten Wechsel, aber dem in der Zeiten Wechsel wechselnden Menschen tritt es immer reiner, verklärter, geistiger entgegen; denn nicht nur die Kinder wachsen auf zu Männern und werden Greise, sondern auch die Menschengeschlechter steigen herauf aus der Kindheit dem Alter entgegen. Das will der Mensch nicht fassen, er sieht Millionen zermalmen unter dem eilenden Wagen der Zeit. Dann erbarmt sich Gott und läßt ein neues Wehen des Geistes wehen über den Erdboden, dann gehen verschlossene Augen auf und was todtgetreten schien, das steht neu, herrlich, verjüngt, lebendig wieder auf.“

Meiner Frau erzählte ich nur gar wenig von dem, was der Pfarrer mit mir gesprochen, sie hätte ihm in Allem Recht gegeben. Nur die Geschichte von dem Manne erfuhr sie, sie kam uns Beiden die ganze Nacht vor.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wie es mir geht, als auch ich die Schule doktern will.

Ich fing nun an, meine Aufgabe an die Hand zu nehmen, die Kleinen mehr zu beschäftigen dadurch, daß ich ältere Kinder zu ihnen stellte oder ihnen geschriebene Buchstaben an die Tafel malte, die ich aus meinem eigenen Gelde hatte anschaffen müssen, da die Gemeinde mir sie abgeschlagen oder vielmehr verdreht hatte. Wir mußten deßhalb eine alte Pfanne nochmals flicken lassen, statt eine neue kaufen zu können. Die Buchstaben sollten sie einstweilen blos kennen lernen, denn ich hatte noch nicht gewagt, zu sagen, daß die kleinsten Kinder Schiefertafeln bringen sollten. Ich hatte einigen sogenannten Lesern gesagt, die vom Katechismus zu der Kinderbibel kamen, d. h. die als Lesebuch nicht mehr den Katechismus, sondern die Kinderbibel benutzten, die nun hätten auswendig lernen sollen: der Pfarrer wolle, daß das daheim geschehe und daß sie dafür Täfelchen bringen und schreiben und rechnen könnten. Die brachten mir den Bescheid zurück: der Vater habe gesagt, er kaufe keine Täfelchen, das Gekratze trage so jung, wo man keinen Verstand davon habe, nichts ab, sie sollten auswendig lernen, wie es von je der Gebrauch gewesen. Dem Pfarrer frage er nichts nach, der zahle den Schulmeister nicht, und wenn er damit nicht zufrieden sei, so solle er ihn kommen lassen, er wolle dem dann seine Meinung deutsch sagen.

Ein Anderer begehrte auf, daß die Kinder Geschriebenes lernten, ehe sie das Gedruckte inne hätten, das gebe ein schrecklich Wirrwar und sei nie erhört worden. Einer aber kam, ein Händler, und sagte mir, er wolle nicht mehr, daß sein Bube den Katechismus auswendig lerne, das G'stürm trage nichts ab, er wolle den Knaben bald in's Welschland thun, dort trüge ihm der Katechismus auch nichts ab, es früge kein Mensch darnach. Das gefalle ihm, daß ich auch viel auf Schreiben und Rechnen halte, das sei doch die Hauptsache, von allem Andern habe man nichts zu essen.

Die Leute hatten sich vorhin kaum um die Schule im Allgemeinen bekümmert, geschweige denn um ihr Inwendiges. Wenn nur der Schulmeister Fleiß hatte, d. h. wenn er immer zu rechter Zeit in der Schule war und die Kinder zuweilen zu Hause sagten: Es habe heute auch dem Schulmeister warm gemacht, er habe den

Rock ausziehen müssen; wenn nur das älteste Kind einen Examenzettel machen konnte, auf dem halb zolllange Buchstaben waren, und wenn es hieß: „Bueb, bet oder lies!“ dieser mit einer mißtönenden Kopfstimme das Ding herbrüllte, daß die Kunkelstecken wackelten und die Katze unter dem Ofen hervorkam und zur Thüre aus wollte — wenn es nur also geschah, so waren die Leute zufrieden und sagten: „Die Kinder lernen brav, wir haben einen Schulmeister, man muß ihn rühmen.“

Jetzt aber war Alles wie ein aufgestöbert Wespennest. Jeder wollte befehlen, und was dem Einen recht war, wollte der Andere nicht. Es war fast nicht dabei zu sein. Ich klagte einmal dem Wehrdi diese Noth. Der erklärte mir, dieses Einmischen sei ganz natürlich, ich solle mich dessen nur nicht viel achten. Es habe jeder Bauer extra für das Schulhaus zahlen und Holz dazu führen müssen, er betrachte es nun auch als sein Haus, und wie er in seinem Hause befehle, so meine er auch hier regieren zu dürfen, wenn es ihn ankomme. Aber wie in seinem Hause er gewöhnlich nicht selbst regiere, sondern jemand Anderes, er möge befehlen wie er wolle, so müsse man ihn auch da befehlen lassen nach Belieben, nichts dagegen sagen, aber dann auch Schule halten nach Belieben. Zudem sei es etwas Neues, was ich da gemacht habe, und etwas solches sei ihnen immer zuwider und rege sie auf, so wie ein alter Bauer selten eine neue Kutte anziehe, ohne wochenlang darüber zu schimpfen und sich zu verfluchen, die Schneider könnten alle nichts mehr, sie seien früher viel besser gewesen. Am Ende werde aber die neue Kutte auch eine alte und ihm so lieb, als irgend eine frühere alte.

„Disputirt nur nicht mit ihnen, Schulmeister,“ sagte Wehrdi, „da hört Niemand auf eure Gründe. Weil eure Gytiwyler auf zehn Pfund hinaus eine ganze Kuh, auf sieben Pfund ihr Unschlitt, auf vier Pfund hinaus die Haut zu schätzen wissen und genau angeben können, wie manches Kalb sie gehabt und ob ihre Hörner abgeschabt und zugestutzt worden seien, was ihr alles nicht könnt, so glaubt jeder Gytiwyler zehnmal gescheuter zu sein, als ihr, in allen Dingen. Er hat keinen Begriff davon, daß er in allen den Dingen kreuzdumm ist, die nicht von Rossen oder Kühen handeln. Ist er der Schlauste auf dem Kuhmarkt, so meint er auch der Listigste zu sein in eurem Fache, er lächelt alle Leute aus oder weiß sie zu verdächtigen, wenn er sie nicht zum Besten haben kann.

Wenn ich so ein Bäuerlein, das nicht zwanzig zählen könnte, ohne von neunzehn auf zwanzig immer zu verirren, mich auslächeln sah und auf seinem Gesicht ellenlang geschrieben stand und die Mund- und Augenwinkel es vierfach aussprachen: „Rede nur, bist doch nur ein Laffe," so juckte es mich in allen Mundmuskeln, ihm zu sagen, er sei ein gepfropfter Esel, und Solche, wie er sei, brauche man in Batavia für nichts Anderes, als für die Affen das Reden zu lehren. Dann dachte ich, das sei ja der Menschen Art, daß, je dümmer sie seien, d. h. je weniger sie begriffen, was sie nicht wüßten, was sie Alles nicht könnten, desto mehr zu glauben, Alles das zu sein, zu wissen, zu können, was sie nicht seien, nicht wüßten, nicht könnten."

Ich sagte nicht viel dazu, aber ganz dieser Meinung war ich doch nicht. Mir schien es, die Bauern hätten in etwas Recht. Des Pfarrers Meinung hatte mir so viel auferlegt, ich fühlte mich gar nicht heimisch, in diesem Gange recht unbehaglich, weil ich Vielem nicht nachzukommen wußte. Ich mußte soviel darüber hören, daß diese unangenehmen Dinge unangenehme Gefühle in mir erzeugten. Ich fragte den Pfarrer, wie es denn mit des Händlers Bub solle gehalten werden, der nicht mehr den Katechismus lernen wolle? und was ich mit denen machen solle, die keine Tafeln bringen wollten?

Mit diesen Letztern, sagte der Pfarrer, sei nichts zu machen, als daß man sie nach und nach in der Liebe dazu zu bringen suche; für ernstere Maßregeln fände man nirgends Unterstützung. Mit des Händlers Bub sei es ein Anderes. Auswendig lernen müsse Jeder, wenn auch nicht gerade den Katechismus, an dem hange er nicht, aber doch etwas Anderes. Ehedem habe man in den Schulen nichts als auswendig gelernt, manchmal während die Kinder nur noch buchstabiren konnten, um das Verständniß habe keine Seele sich bekümmert. Das sei Unsinn gewesen. Aber das sei eben auch wieder Unsinn, die Kinder gar nicht mehr auswendig lernen lassen oder es nur so vornehm über die Achsel ansehen zu wollen als etwas, das man noch dulden müsse, das aber wegzuschaffen sei. Das Gedächtniß sei eine Seelenkraft wie andere und eben nicht die entbehrlichste, und sie müsse geübt und gestärkt werden, wie jede andere Kraft, wenn sie zu jedem ihrer verschiedenartigen Dienste bereit sein solle. Und gerade die Kinder, welche am schwersten auswendig lernten, müßten am meisten dazu gehalten

werden, statt daß man gewöhnlich aus dummem Mitleiden es ihnen schenke. Freilich müsse man es ihnen zu erleichtern suchen, wozu es verschiedene Mittel gebe. Und gar viele Kinder schienen ein schlecht Gedächtniß zu haben, hätten es aber nicht, sondern nur nicht das Vermögen, ihre Gedanken auf einen Punkt zu fixiren, und das sei eine Schwäche, die, wenn man nicht mit aller Gewalt dagegen arbeite, das Kind zu allen ernstern Dingen unfähig mache. Man sei halt noch nicht dahin gekommen, eine Schule zu betrachten als eine Schleife für die verschiedenen Kräfte des Menschen, sondern man betrachte die Schulen nur als Nürenberger Trichter, durch welche man dem Kinde soviel einlasse, als hinein wolle; und wolle es oben aus, so nehme man einen Stämpfel und stampfe das Ganze tüchtig zusammen, damit man noch einen Kübel voll hineinschütten könne. Man füttere das Kind halb todt und stumpfe in der Schule ihm alle Kräfte ab. Stellt das daher dem Händler vor und berichtet ihn darüber, sagte der Pfarrer.

Es dünke mich, meinte ich, der Pfarrer sollte die Leute vorbescheiden, ihnen ein Kapitel lesen und ihnen befehlen, was sie zu thun hätten. Wehrdi habe auch gesagt, die Bauern seien zu dumm, als daß sie solche Dinge begriffen, und je dümmer Einer sei, desto übermüthiger und einbildischer sei er.

„Solche Dinge lassen sich nicht erzwingen," sagte der Pfarrer, „sondern nur einschmuggeln mit Vorsicht und dadurch, daß die Kinder Liebe dazu gewinnen und die Sache zu Hause vertheidigen und das Nöthige dazu erbetteln; wer bittet ohne Unterlaß, der kriegt sicherlich." Uebrigens sei der Wehrdi gegen die Bauern viel zu erbost. Es habe jeder Stand seine Fehler und sein Gutes, so auch der Bauernstand, man müsse aber jeden Stand einmal nehmen wie er sei. Ich solle nur sachte fahren, Eins nach dem Andern nehmen, nicht den Muth sinken lassen, es werde schon gut kommen.

Als ich heimkam, warteten mir wieder zwei Hausväter. Der eine klagte: ich versäume mich viel zu viel bei den Kleinen und versäume darüber die Größeren. Um mit ihnen mit Bohnen und Kastanien zu spielen (auf diese Weise wollte ich auf den Rath des Pfarrers das Zählen und Zahlensystem veranschaulichen aus Mangel eines bessern Apparats) brauche man keinen theuern Schulmeister, das könnten die Kindermägde daheim. Der andere begehrte auf, daß ich die Kleinern nicht selbst überhöre im A-B-C-Buch. Schon

drei Tage habe sein Hanseli mir nicht hersagen dürfen, habe er geklagt, sondern nur d's Sigriste Bäbi, und dem seien die Läuse handvoll am Kopfe herumgekrochen. Ich sei ehemals ein guter Schulmeister gewesen, aber seit man ein neues Schulhaus habe, wolle es nicht mehr gut gehen, und doch hätte man glauben sollen, wie das dann gehen müsse.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wie endlich ein Anderer das Doktern übernimmt.

Ich muß bekennen, das machte mich böse, und noch böser ward ich, als ich vernahm, daß der Statthalter seinen Buben, weil er bei mir nicht fortkomme, in eine der apartigen Schulen thun wolle, die für reiche Bauernsöhnchen in unserer Nähe errichtet worden; ich mache viel zu lang am Gleichen; sein Bube habe den gleichen Zettel dreimal hintereinander abschreiben müssen, solches sei doch wahrlich nie erhört worden.

So wurde rings um mich geredet und immer lauter, und besonders in Zeitungen stand Aehnliches.

Ehe es sich Tausende nur versahen, war in Folge der Juli-Revolution in Frankreich die Regeneration in der Schweiz vollbracht. Die alte Aristokratie verschwunden, alle Stühle leer, die sie im Besitz gehabt; es waren Alle gleich in der Republik Bern und Alle gleich berechtigt zu den leeren Stühlen. Tausend Schwernoth! was war da jetzt mit dem Kopf zu verdienen, wer einen Kopf dazu hatte! Tausende ergriff die Reue, daß sie nicht besser für ihre Köpfe gesorgt. Und Mancher holte das Dintenfaß hervor, stäubte es aus, weichte mit Wasser die Kruste auf und versuchte mit Bangen im Hinterstübli, ob er denn wohl noch seinen Namen schreiben könne.

Man schrie, wie an einer Feuersbrunst nach Löschmitteln, Spritzen, Eimern und Leuten, nach Bildungsmitteln, nach Schulen aller Art, nach Lehrern von allen Sorten. Der Ruf, gute Schulen, gute Schulmeister seien die Hauptsache! hallte an allen Bergen wieder, und das Echo brachte die süßen Klänge uns zu Ohren: Schulen

und Schulmeister seien die Hauptsache. Und wie ein Fieber schien der Bildungseifer das ganze Land ergriffen zu haben, Alles schien zu zittern und zu beben nach der Zeit, wo die Kinder der Hebamme entgegenschreien würden: einmal eins ist eins, zweimal zwei ist vier, wo die Geißbuben und Mistaufleser darüber sich prügeln würden, ob es zwei oder drei Urzustandswörter gebe? ob Gott ein Urzustandswort sei oder ein Geist? ob ein Dingwort ein Hauptwort sei oder gar nichts? — wo jeder Hans Michel im Oberland und im Unterland Doktor wäre irgend einer Wissenschaft, und aus seinen Küherhosen flugs schlüpfen könnte in Professorhosen, wenn er nämlich wolle. Es wurden neue Schulbehörden eingesetzt, obenan ein Erziehungs-Departement. Dies war von Anfang eifersüchtig gegen alle ihm beigegebenen Behörden, es glaubte mehr als hinreichend Intelligenz und Erfahrung in Allem und für Alle zu besitzen, und oben drein spaltete es sich noch selbst.

Diese Spaltung schien von Wahlen auszugehen, wie noch manche andere Spaltung in der neuen Republik; allein sie hatte ihren tieferen Grund. Es scheint sich auch in einzelnen Mitgliedern die Meinung festgesetzt zu haben, ihrer Meinung geschehe Eintrag, auch wenn sie im Departement selbst besprochen würde, indem sie so in sich abgerundet sei, daß ein einziger Feilenstrich das Ganze verderbe. Dieser Meinung scheint vor Allem Herr Fellenberg gewesen zu sein, der den übrigen Mitgliedern des Erziehungs-Departements schroff entgegentrat. Er war der Aelteste, hatte den berühmtesten Namen und schon seit Jahren auf Hofwyl allen Widerspruch abgestellt. Es war ein sehr großes Unglück für ihn, daß er dem Streit die Wendung gab, als ob das Heil der Republik Bern daran liege, ob die pädagogischen Anstalten derselben zu Hofwyl und unter seiner Leitung stünden oder nicht?

Er führte auch den Streit ganz auf seine Weise. Herr Fellenberg ist ein Patrizier von Bern, aber dadurch vor Tausenden ehrwürdig, daß er nicht auf dem alten hergebrachten Wege von Pöstlein zu Pöstlein zu Ehre und Vermögen kommen wollte, sondern anders. Herr Fellenberg bemerkte das Wehen einer neuen Zeit und ließ auf den Wellen derselben sich schaukeln; aber das kann ein Berner nicht lange, er faßt mit seinen zehn Fingern gerne etwas Bestimmtes, Positives. Daß sie Idealisten seien, kann den Bernern Niemand nachreden.

Herr Fellenberg ergriff die Landwirthschaft, und, die Richtung

des Zeitalters nach einer rationellern Erziehung erfassend, auch die Pädagogik in weiterm Sinn. Bei diesem Ergreifen von zwei Dingen verband er eine merkwürdige Kombinationsgabe. Er verflocht die beiden Dinge so ineinander, daß noch heute der Streit darüber waltet: ob die Landwirthschaft oder das Erziehungswesen sein Hauptzweck sei? der Streit: ob er das Heil der Menschheit oder sein eigenes, d. h. Vermögen und Namen, suche?

Ein einfältiges Bäuerlein gab folgendes Urtheil ab in diesem Streite, das aber den Streit nicht entscheiden wird.

Ein schlichter Bauersmann in gelbem, halbleinenem Rock, Namens Sepp, ging auch einmal nach Hofwyl; er wollte mit eignen Augen anschauen, worüber so viel gestritten wurde. In Hofwyl beachtete man seine klugen Augen nicht, man sah nur, daß er zu Fuß kam, kein Engländer sei, kein Magnat irgend einer Art, darum beachtete man den ganzen Mann nicht. Der stieg nun unbeachtet umher, that Fragen hie und da, nahm Prisen aus seiner hörnernen Schnupftabaksdose. Man antwortete ihm bald unbefangen, bald spöttisch, aber man antwortete doch, versteckte Nichts vor ihm, und des Mannes kluger Blick sah in alle Winkel, wußte, was er fragte und faßte gut die Antworten. Als endlich der Tag sich neigte, da ging er heimwärts in seinen mit Fett gesalbten Schuhen und mit seiner hörnernen Schnupftabaksdose. Auf dem nächsten Hügel stand er stille und sah noch einmal nieder auf das prächtige Hofwyl mit seinen von außen großartigen Gebäuden und noch großartigern Feldern. Nach langem Sinnen brach er unwillkürlich in die Worte aus: „Ja, Fellenberg, du bist ein gewaltiger Mann! du hast einen großen Kampf gekämpft; du hast wilden Boden entsumpft, geläutert, in herrliches Land verwandelt, hast mächtige Gebäude errichtet und wohlfeil, hast Lehrsäle und Werkstätten, Ställe und Keller, wie man sie nirgends sieht; hast Hornvieh und Schmalvieh, hast Esel und Pferde, wie sie wohl Niemand hat, und das Alles hast du geschaffen; wahrlich du bist ein gewaltiger Mann! Aber, Fellenberg, wo hast du die Menschen, die du geschaffen?

„Einige dreißig Jahre, sagst du, hättest du erzogen: wo sind sie, deine Erzogenen, deine geistigen und leiblichen Söhne? Wo ist der Kranz von Männern, den du dir selbst geflochten; der dich umsteht und mit feuriger Kraft die Weisheit des Vaters in Thaten

verwandelt; in denen dein Geist, dein Wille lebt, so daß in dir das Bewußtsein erglüht, unsterblich zu sein in diesen Männern, fortzuleben in ihnen, wenn längst dein morscher werdender Leib verweset ist? Wo sind sie, die Scharen von Jünglingen, die in glühender Begeisterung an dir hangen, dich als ihren Vater verehren und deines Winkes gewärtig, ihr Leben dir weihen wollen; welche, wenn die Männer fallen, an ihre Stellen stehen und den Namen des Vaters Fellenberg hoch halten, als ihr Panier, daß man ihn sieht in allen vier Welttheilen, gleich dem Namen des unvergeßlichen Pestalozzi? Wo hast du sie, diese Männer, diese Jünglinge, wo hast du sie, Fellenberg? Du hast sie nicht! Ich habe heute nach ihnen geforscht, ich habe sie nicht gefunden. Fremde oder kalte Leute umstehen dich, einsam ist es um dich, du hast dir Niemand erzogen, der deinen Namen erhält. Das weißt du, darum soll es die Republik thun, meinst du. Die Gebäude kann die Republik erhalten, das Land zusammenhalten, aber deinen Namen, Fellenberg, als Bildner und Erzieher, kann sie nicht erhalten. Anstalten erhalten keinen Namen; nur der Geist, der vom Träger des Namens belebend, begeisternd ausgegangen, der ist's, der Namen und Anstalten erhält.

„Fellenberg, du armer Mann! gewaltig bist du wohl, aber einsam bist du, bist kein alter Eichenstamm, an dem junge Gewächse sich aufschlingen, ihn ewig grün erhalten. An dir hat Niemand sich emporgerankt — weißt du warum? Du ringst kühn den Todeskampf, aber du wirst erliegen, denn du armer Mann — du bist einsam."

So sprach das halbleinene Bäuerlein und wendete seine gesalbten Schuhe seinen zwei Großkindern zu, die ihn grün erhielten.

Wer diesen Streit einzig hätte entscheiden können, war Herr Fellenberg. Hätte er Alle reden lassen und in stiller Größe gehandelt mit seinen großen Mitteln, gehandelt mit großartigem, großmüthigem Sinn, unbekümmert um alles Gekläff, dann hätten seine Werke geredet, die Kläffer wären verstummt und der Vater seines Hofwyls hätte vielleicht der Vater seines Vaterlandes werden können. Aber das geschah nicht. Er war mitten im Streite mit einer Leidenschaftlichkeit, von der man glauben sollte, sie könnte nicht wohnen in reinem Bewußtsein, nicht bei einem wahrhaft großen Manne.

Dieser Streit hatte die unseligsten Folgen auf den Entwick-

lungsgang des Schulwesens und ganz besonders für uns Schulmeister.

Schon das Echo von dem Volksgetön über Bildung und Schulen hatte uns wirbelnd gemacht im Kopfe, und man will sagen, es habe hier und da einer Reden geführt, wie in den Dezembertagen 1830 eine Kammermagd beim Brunnen: heute müsse sie noch fegen und waschen, über acht Tage könnten es dann die Frau und das Fräulein thun, und sie wolle bei'm Kaffeetisch sitzen.

Nun aber suchte Herr Fellenberg Verbündete gegen das Erziehungs-Departement, wählte unglücklicherweise uns Schulmeister vor Allen und machte uns noch unglücklichererweise zu leichten Truppen, dem Vortrab; wir wurden die sogenannten enfants perdus, die man an die gefährlichsten Orte voranschickte. Zu dem Ende wurden wir mit allen möglichen Mitteln nach Hofwyl gezogen oder wenigstens in dessen System. Es wurde auf die Achseln geklopft, süße Worte: „Mein Freund! guter Mann!“ u. s. w. nicht gespart. Unsere Einbildungskraft wurde mit allerlei reizenden Bildern von Emanzipation von der Pfaffenherrschaft, würdiger, freier Stellung, Anerkennung als der Bildner von achtzigtausend jungen Staatsbürgern, als des wichtigsten Standes im Staate, gewaltig entzündet. Unser ohnehin reizbares, mißtrauisch empfindliches Gemüth wurde durch die gehässigsten Verunglimpfungen des Erziehungs-Departements und seiner Freunde in förmliche Gährung gebracht.

Wer will es uns nun verargen, wenn wir Schulmeister, welche die Welt so wenig kannten, nicht wußten, was Komplimente waren, mit Kniffen und Intriguen nie gefochten hatten, gedrückt von unserer Lage, belastet mit tausend Sorgen, den Kopf verloren und den Boden unter unsern Füßen? Wenn wir Herrn Fellenberg nicht nur als unsern Vater, sondern auch als unsern Heiland betrachteten, ihm unbedingten Glauben schenkten, wer will uns das verargen?

Das hätte noch Alles nichts gemacht, aber nun setzte man uns auf die Schlachtrosse und jagte uns hinein in den wüsten Streit.

Der Heerd und Schauplatz dieser blutlosen, aber giftigen Kämpfe waren die Wiederholungskurse, welche zur Nachbildung älterer Lehrer angeordnet wurden und in der Idee ganz zweckmäßig waren.

Obgleich man uns die Köpfe aufblies, so lebte doch noch ein ander Gefühl in uns, ein Gefühl, daß uns unendlich viel fehle, um der Stand zu sein, auf dessen Achseln das Menschengeschlecht ruhe.

Eine Ahnung stieg in uns auf von der Größe unseres Berufes; ein brennender Durst des Wissens kam über uns; in Jung und Alt flammte ein unwiderstehlicher Trieb auf nach Befähigung.

Es war wirklich rührend und ergreifend, wie dieser Trieb manchen Mann mit kahlem Scheitel und alter Gestalt ergriff, wie er hineilte, den neuen Lehren mit einer Anstrengung zuhörte, einer Menge Schreibereien mit einer Hingabe sich unterzog, die an einem Jüngling Lob verdient hätte, an einem alternden, des Lernens ungewohnten Manne aber bewunderungswürdig war. Noch rührender aber war es, wie der Mann schwankte: „Soll ich gehen oder nicht, meinem Triebe folgen oder meinen Umständen mich unterziehen?“ Wie er mit bangem Herzen den Wunsch seinem Weibe vortrug, wie die manche halbe Nacht mit einander überlegten, ob es sich erleiden möge, ob das Weib die Haushaltung und das Pflanzen besorgen, die Kinder meistern und den ausbleibenden Verdienst des Mannes entbehren könne? Wie der Wunsch des Mannes immer dringender ward, und das Weib seine Thränen im Herzen behielt und dem Manne mit einem Kusse nachgab, dann seine Garderobe untersuchte, seine zwei Paar leinenen Strümpfe neu anstrickte mit freundlichem Gesicht und ihm sagte: „Mannli, du mußt ein Paar neue Hosen machen lassen, so darfst du mir wahrlich nicht gehen;“ und am Ende die vorräthigen sieben und einen halben Batzen so mit ihm theilte, daß sie ihm vier in den Sack gab und nur drei und einen halben Batzen behielt. Und wie der Mann weich wurde, aber doch nicht stark genug, seinen Wunsch aufzugeben. Wie er die Frau tröstete mit einer bessern Zeit, und wie er der Frau sagte, als er mit nassen Augen von den schlafenden Kindern Abschied genommen, die Frau ihm das Halstuch umgebunden und ein frischgewaschenes Nastuch in den Sack gesteckt hatte: daß er nur der Kinder wegen gehe, damit er bei größerer Geschicklichkeit eine bessere Stelle erhalten und somit die Kinder besser erziehen könne. Und wie er der Frau die Hand reichte und sie ihn fragte, wann er wohl einmal heim kommen werde? Und wie er unter der Dachrinne an seine Taschen greifend, die Tabakpfeife zu vermissen glaubte und wieder hineinging und sein Weibchen noch einmal sah und seine Tabakpfeife in der Tasche fand. Und wie nach hundert Schritten sein Weibchen ihm nachgelaufen kam mit dem Schuhlöffel in der Hand, den er ja immer brauchen müsse zu seinen halb neuen Schuhen. Und wie der Schulmeister ihn nach langem Besinnen wieder zurückgab,

weil er denke, es würden an andern Orten auch Schuhlöffel sein. Und wie sie dann wieder von einander Abschied nahmen, nachdem ihnen noch Manches in den Sinn gekommen war einander zu empfehlen. Und wie sie von einander gingen und zurücksahen, und das arme Weibchen mit fünf Kindern und drei und einem halben Batzen die Schürze erst vor die Augen nahm, als der Mann um die Ecke war. Und wie sie schluchzend heimging und sich dann an's Spinnrad setzte, um noch ein halbes Tausend oder einen halben Batzen aus der Kunkel zu ziehen, und wie sie die Finger in den Augen netzen konnte und doch wieder ein freundlich Gesicht hatte, als das erste Kind erwachte — das Alles hätte man sehen sollen, dann hätte man gewußt, wie heilig ein Wiederholungskursus sollte geachtet werden, wie er geweiht sei durch Weiberthränen und Kinderdarben. Ohne es zu sehen, hätten es vernünftige Menschen, Menschen, die nicht blos ihre Zwecke im Auge gehabt, wie Napoleon bei'm Stürmen einer Batterie, wohl denken können.

Aber man dachte an solche Kleinigkeiten nicht, man vergiftete alle Wiederholungskurse durch die in dieselben geworfenen Fackeln des Streites und des Zwiespaltes. Man raubte den Lehrern die Unbefangenheit, gab ihrem Gemüth eine feindselige Richtung, und die Kurse selbst basirte man nicht auf das Bedürfniß, sondern auf den Schein.

Das Departement war genöthigt, eigene Kurse zu errichten, und wie zwei feindliche Mächte standen die Fellenbergischen und die departementlichen Kurse einander gegenüber. Und eben diese Stellung hinderte die natürliche Entwicklung jedes Kurses, hinderte, daß man unbefangen bis dahin niederstieg, wo man seine Schüler finden konnte, daß man sich begränzte und unnöthigen Firlefanz bei Seite ließ. Man hatte das Examen vor Augen, hatte Verunglimpfungen vor Augen, und so schwebten einem diese oft mehr vor Augen als die Schulen selbst. Und weil in den Examen getäuscht werden konnte, so erschienen vor demselben Spione, Aufseher, mit mörderischem Gesicht, den Kopf hochgehalten in schwarzer Halsbinde, und setzten sich hin unter die armen Schulmeister und verleumdeten ihnen den Unterricht, den sie seit vielen Wochen empfangen, den sie als einen Schatz hoch gehalten, um deßwillen sie die Weiber weinen und die Kinder darben ließen. Und den armen Schulmeistern wurde die Freude geraubt, es entstanden in ihnen Meinungen gegen das Gelernte, es wuchs ihnen ein Stachel

im Herzen, daß sie ein Vierteljahr verloren. Gegen das Lernen wurden sie gleichgültig, der Durst nach Weiterbildung war vorüber.

Und wenn dann das harrende Weib den heimkehrenden Mann nach seiner Beute fragte, da erhielt gar manches vom muthlosen Mann muthlose Antworten. Und das arme Weib jammerte: „Wärest du daheim geblieben!“

Die Mitglieder des Erziehungs-Departements hätten entweder Klötze oder Engel sein müssen, wenn unser Aufbegehren sie nicht hätte erbittern, uns abgeneigt machen sollen.

Man stichelte und redete von unanständigen fleischlichen Gelüsten, was eine unanständige Rede war. Eine Rede, die davon zeugte, daß man nicht nachrechnete, wie mit fünfundzwanzig Thalern und einer Familie auszukommen sei; daß man nicht bedachte, daß ein Schulmeister und seine Kinder nicht ätherische Wesen, sondern nur Menschen sind, die hungrig werden und im Hunger nach Brot schreien. Werden doch, wie man sagt, auch Professoren hungrig und zwar brav, warum sollten es nicht auch Schulmeister werden? Da sie auch geistigen Hunger fühlten, so war der andere ihnen doch wahrlich nicht auf diese Weise vorzuwerfen. Man redete davon, daß der Staat besondere Zulagen nicht vermöge, daß man den Eifer der Gemeinden (o Gott erbarm!) zu Verbesserung der Schulen durch unbesonnene Staatszulagen nicht lähmen solle.

Von Allem das Merkwürdigste war, daß auch hier Vater Fellenberg mit dem Erziehungs-Departement fast gleicher Meinung, daß er ein ganz Anderer war jetzt, da es auf Geld, als sonst, wo es nur auf Worte ankam.

Aber, o Gott, die Leute nahmen es kaltblütig! Nahmen es kaltblütig, als mit dem nassen Finger eine Hoffnung nach der andern uns durchgestrichen und eine Bürde nach der andern auferlegt wurde. Das Departement war von dem Grundsatze ausgegangen, daß der Stand nicht sei, was er sein solle, daß daher nicht dem Stande, sondern nur Einzelnen zu helfen sei, die bereits wären, wie sie sein sollten. Das gute Departement hatte nie gerechnet, was eine Schulmeister-Haushaltung, gehalten gleich einer Tagelöhner-Haushaltung, koste; hatte nicht darauf gerechnet, daß wir auch fleischliche Gelüste hätten, nämlich uns satt zu essen, zu trinken, uns zu kleiden; hatte nicht daran gedacht, daß ein guter Fuhrmann sein Pferd nicht nüchtern aus dem Stalle nimmt und ihm sagt: „Wenn du brav läufst, dann will ich dich auch brav füttern;“

sondern, daß er es erst brav füttert und erst dann ein braves Laufen von ihm fordert.

Und, o Herr, wie ward uns, als vor Allem auch der Entwurf der großen Schulkommission beseitigt wurde; als unser Einkommen auf keine Weise verbessert wurde; als nur das Erziehungs-Departement Geld erhielt, freilich zu Gnadenspenden für uns; als erkannt wurde, theilweise Erhöhung des Einkommens gebe das Recht, eine Stelle ledig zu erklären; als uns das ganze Jahr durch Schule auferlegt wurde, aber den Gemeinden keine Verbindlichkeit, uns dafür zu entschädigen; als uns noch eine Menge Dinge auferlegt wurden und dagegen keine Vergütung, keine Erleichterung uns zukam; als der Primarschule gar noch nach dem Gesetz, von dem man bald sagte, es werde eine lange Reihe von Jahren dauern, bald wiederum es transitorisch nannte, eilf Fächer zugewiesen wurden, in zwei Paragraphen, und zwar im ersten christliche Religion, Sprache, Rechnen, Schreiben, Gesang, im zweiten Linearzeichnen, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Naturlehre, Verfassungslehre, Buchhaltung, Haus- und Landwirthschaft, und Niemand so recht eingreifend und aus dem Herzen dagegen und für uns eintrat; als alle Hoffnungen in Trümmer gingen und manche neue Last aufging: da zog der Jammer ein in manches Schulmeisterherz, da umzog Jammer, düster und schwarz wie eine Gewitterwolke, manche Haushaltung! Da durchschnitt Manchen von uns die Ahnung, daß wir eigentlich in der allgemeinen Werthung ganz anders stünden, als man uns vorgespiegelt hatte; daß die Einen nur den Stand so hoch gepriesen, den gegenwärtigen Personen aber abgeneigt geworden, allerdings zum Theil durch unsere Schuld.

Jetzt glaubten wir das Aergste erfahren zu haben — fürchterlich getäuschte Hoffnungen. Wir versanken wieder in die alte Apathie und fingen an um so emsiger zu weben, zu schustern, zu tischmachern, um das an so vielen Versammlungen unnütz verbrauchte Geld, um die verlorene Zeit wieder einzubringen. Da rüttelte uns eine noch fürchterlichere Nachricht auf einmal wieder auf, die Nachricht: alle Primarlehrer sollten examinirt werden.

Das Departement hatte dieses Examen wirklich erkannt und über uns verhängt. Es war ein sehr kluger Schritt von dem Erziehungs-Departement und ein sehr wohlthätiger für uns, ungefähr was ein Brechmittel einer Magenüberladung. Klug war der Schritt,

weil in diesem Schritt eine Rechtfertigung des Departements lag, daß dasselbe nicht mehr für uns gethan. Wir durften nach abgehaltenem Examen viel weniger aufbegehren, gar Mancher wurde ab hohem Roß zum beschämten Schweigen gebracht. Und endlich kam dadurch das Departement zu einer gründlichen Kenntniß sämmtlicher schulmeisterlichen Kapazitäten, wenn nämlich das Examen auf eine Weise abgehalten wurde, daß ein vernünftiges Resultat daraus entsprang, und wenn die darüber geführten Tabellen auf eine Weise abgefaßt wurden, daß dieses Resultat in die Augen sprang.

Das Examen lief recht ordentlich ab. Die Herren General-Examinatoren waren manierliche Leute, die Niemand zu hängen oder zu köpfen begehrten. Es waren auch besonders kluge Männer, die nicht lange zu fragen brauchten, was mit Einem sei, sie sahen es schon von weitem; man brauchte kaum den Mund zu öffnen, so machten sie schon Zeichen in ihre Kalender. Es waren auch verschwiegene Leute, auch nicht mit einer Silbe verriethen sie, was das Examen für Folgen haben werde.

Dreißigstes Kapitel.

Wie bei allem Doktern die Schule verdoktert wird.

Es war ein Gesetz, welches allen Schulmeistern, die durch die General-Examinatoren für hinlänglich befähigt erfunden würden in den Fächern des ersten Paragraphen, ein Minimum von sechzig Thalern zusprach, wo Holz, Haus, Land angerechnet werden konnten. Allen denen, die nicht hinlänglich befähigt gehalten wurden, wurde nichts zugesprochen; hingegen erhielten die, welche in dem zweiten Paragraphen sich hatten examiniren lassen und befähigt befunden wurden, per Fach zehn Thaler mehr, so daß das Maximum der Schullehrer-Besoldung auf hundertundzwanzig Thaler anstieg. Es war auch befohlen worden, daß kein bisheriges Einkommen solle vermindert werden, sondern daß die Gemeinden, welche bisher ihrem Schulmeister z. B. hundert Thaler gegeben, ihm es fernerhin auszubezahlen hätten, auch wenn er nur sechzig Thaler oder gar nichts gewerthet worden. Hingegen müßten auch die

Gemeinden, welche gar nichts von den Fächern des zweiten Paragraphen begehrten in ihren Schulen und dem Lehrer bis dahin nur sechzig Thaler gaben, ihm das Einkommen bis hundertundzwanzig Thaler erhöhen, sobald er fähig erachtet worden, diese Fächer zu lehren. Freilich war im Hintergrunde auch auf die Beihülfe des Staates gewiesen.

Dieses Gesetz traf eine Menge Lehrer furchtbar und zerstörte alle Hoffnungen; zwar sah man nicht sogleich in dessen Tiefen nieder, weil man sich die besondere Anwendung desselben auf den Einzelnen nicht bedachte, und Jeder mit der Hoffnung sich tröstete, daß er wenigstens sechzig Thaler hoch gewerthet sei; was doch für Viele in einzelnen Landestheilen eine bedeutende Verbesserung ausmachte.

Hingegen stellte es die Primarschule auf den Kopf, indem es dadurch, daß jedes Fach des zweiten Paragraphen mit zehn Thalern dotirt wurde, also alle Fächer zusammen mit sechzig Thalern über die andern sechzig Thaler aus, während der tüchtigste Lehrer in den Fächern des ersten Paragraphen nur auf sechzig Thaler Anspruch machen konnte, den Wahn erweckte, als wären die Fächer des zweiten Paragraphen die Hauptsache, als müßten die um jeden Preis eingeführt sein und daher natürlicherweise alle Kräfte der Lehrer auf die Befähigung in diesen Fächern richtete, während die meisten Lehrer alle ihre Anstrengungen nöthig gehabt hätten, sich recht tüchtig in den Hauptfächern auszubilden. So wäre es allerdings dahin gekommen, daß man in den Primarschulen Alles gelernt hätte und Nichts.

Ich muß es bekennen, daß mich dieses Gesetz nicht erschreckte. Ich hoffte auf jeden Fall viele Gulden mehr zu bekommen als bisher, denn ich hatte mich auch in einigen Fächern des zweiten Paragraphen examiniren lassen. Aber Eins machte mir ein wenig bange. Ich dachte, wenn mir die Gemeinde für Fächer zahlen solle, die ich nicht lehre, so werde sie gewaltig aufbegehren und sagen, das sei nirgends der Brauch, daß man Dinge bezahle, von denen man nichts habe. Ich glaubte daher am besten zu thun, alsbald, was ich von diesen Fächern wußte, einzuführen, und schwitzte einige Wochen tüchtig mit den Kindern in der Naturlehre, der Erdbeschreibung der Vaterlandsgeschichte.

Da kam eines Tages der Pfarrer in die Schule, als ich eben in solchen Fächern herumtappte. Er setzte sich hin, hörte dem Ding zu, ohne ein Wort zu reden. Als die Schule aus war, blieb er

noch und sagte mir nun ganz manierlich wüst auf folgende Art: „Schulmeister, was Tausend kömmt euch in Sinn, so auf einmal in allen Fächern herumzufahren?“

Ich erzählte nun dem Pfarrer kurz, daß ich die Sache so nöthig glaube wie das hohe Erziehungs-Departement. Wenn dieses nicht überzeugt gewesen wäre von der Nothwendigkeit der Sache, so hätte es kein solches Gesetz gegeben. Uebrigens sei es mir auch um meine Gulden, die ich viel nöthiger habe, als der Herr Pfarrer denke.

Da schaute mich der Pfarrer einen Augenblick sehr ernst an, aber bald sprühte ihm das Lachen wieder aus dem ganzen Gesicht. „Ach Gott! ja, mein Schulmeister, ich gönne euch Alles, sogar eure Frau, und um ihretwillen hundertmal mehr an Geld, als ihr erhalten werdet, aber eben deßwegen muß ich euch warnen vor Verrücktheiten.

„Das hohe Departement versteht Alles am besten, das versteht sich von selbst. Aber ich denke mir doch, es könne menschlicher Weise nimmer an Alles denken und habe z. B. bei Abfassung dieses Gesetzes nicht gedacht, wie unsere Schulen in diesem Augenblick beschaffen seien und welches die Wirkungen auf die Schulen sein werden. Ich weiß wohl, es kennt den innern Stand der Schulen durch und durch und weiß von jeder Schule akurat, wie weit sie ist und was in ihr vorgeht, aber eben vergißt denn doch der Mensch zuweilen, was er weiß. Aber ihr, Schulmeister, solltet denn doch nicht vergessen, wie eure Schule steht, und wie ihr mir bei den alten Fächern schon gesagt, ihr wüßtet nicht, wie Zeit finden für Alles; und wie ihr mich auf das Korn genommen, als ich euch zumuthete, eine bessere Ordnung in eure Schule einzuführen und jede Minute zu Ehren zu ziehen. Wie wollt ihr Ordnung erhalten, keine Klasse vernachlässigen, wenn ihr noch ein halb Dutzend Fächer auf einmal dazu nehmet?“

Während dem war meine Frau eingetreten, um zu sehen, wo ich bleibe, und hatte recht andächtig zugehört bis an's Ende. Ich hatte ein Leichengebet gehabt und war erst kurz vor Anfang der Schule heimgekommen, so daß ich nicht recht essen konnte. Deßwegen hatte mir mein Fraueli einen Kaffee gemacht und fürchtete, er möchte kalten. Der Pfarrer gab ihm gar freundlich die Hand und ließ die nicht gleich los, wie es sonst der Brauch ist, sondern behielt sie und betrachtete sie auf allen Seiten. Da wurde Mädeli ganz roth und wollte sie wegziehen. Aber er sagte, sie solle sich

nur nicht schämen, er habe allemal eine rechte Freude, wenn er ihr die Hand geben könne. Man sehe ihrer Hand die Arbeit gar gut an und daß sie dieselbe nicht schone, aber sie sei allemal so blank und sauber und appetitlich, daß er ein recht Ergötzen daran habe. Er wollte, es hätten alle Schulmeisters-Frauen solche, dann wären auch viele Schulmeisters-Kinder sauberer. Wasser sei im Kanton Bern überall wohlfeil, und in der Hoffahrt der Reinlichkeit sollte ein Schulmeister mit Allem, was ihm angehöre, vorangehen, in keiner sonst. Darauf fragte er, was es hergebracht, und Mädeli mußte es endlich sagen. Da sagte er, wenn er wüßte, daß sie auch eine Tasse für ihn habe, hielte er mit. Da wurde Mädeli wieder roth und es gab ein langes Markten zwischen dem Pfarrer und ihm, weil es für den Pfarrer apartigen machen wollte, da es allerlei Surrogate nicht gespart hatte. Allein der Pfarrer wurde Meister und trank mit uns von meinem Kaffee, während Mädeli noch immer Entschuldigungen machte, daß wir nur schwarzes Brot hätten und altes und dann noch gar keinen Zucker. Aber der Pfarrer ließ ihm aus diesem gar nichts gehen, sondern rühmte es, daß es mich dünkte, er könnte aufhören.

Vor dem Weggehen sagte der Pfarrer noch: „Wenn ihr den Kindern auf dem Standpunkt, wo jetzt eure Schule steht, Alles beibringen wollt, was gut wäre, so würdet ihr nicht fertig, bis z'Niemerlistag. Alles hat seine Grenze, also auch eine Primarschule, auch hier heißt's: Bis dahin und nicht weiter! Wollt ihr weiter, so wird die Schule bald aussehen wie jene Fahne, welche ein Schneider aus seinen gestohlenen Lappen zusammensetzte. Will man die Primarschulen weiter ausdehnen, so muß man eine ganz andere Ordnung in den Schulbesuch bringen, dessen Beaufsichtigung an vielen Orten grenzenlos nachlässig gehandhabt wird. Zuletzt werden die Kinder vor lauter Gelehrsamkeit gar nichts mehr können, z. B. vor lauter Sprachlehre keinen Brief mehr schreiben. Die fängt man an mit dergleichen Unvernunft zu treiben, wie sonst den Katechismus. Ja, noch viel unverständlicher sind den Kindern viele sogenannte Definitionen in der Sprachlehre, als die Katechismusantworten. Die Herren, die solche Sprachlehren schreiben, denken nur an sich und nicht an die Kinder, für die sie zu schreiben vorgeben."

„Aber, Herr Pfarrer, wenn ich die Fächer nicht lehre, so bezahlen mich meine Gytiwyler nicht dafür."

„Dafür," antwortete er mir, „laßt das Erziehungs-Departement sorgen, es hat das Gesetz gemacht, es mag zusehen, wie es dasselbe handhabt, entweder muß es ausharren oder muß in das Zeichen des Krebses."

Einunddreißigstes Kapitel.

Wie Alles ein Ende nimmt: jeder Jammer und sogar jedes Buch.

Nun stiegen mir die Bauern selbst auf den Hals und lästerten fürchterlich, daß ich sie vom rechten Glauben abbringen wolle und wahrscheinlich die Bibel nie gelesen habe. Wenn die Sonne stille stände, so hätte Josua sie nicht brauchen stille stehen zu heißen, und dann würden wir sie auch Tag und Nacht sehen, sagten sie. Wer lehre, die Erde gehe ringsum, dessen Kopf gehe ringsum. Wenn wir rundum führen und Nachts unten wären, so würde ja in keinem Brunnentrog mehr Wasser sein am Morgen, und da sei ja das Wasser das gleiche am Morgen und am Abend.

Solche Reden hörte ich verächtlich an und dachte: „ihr Tröpfe!" aber ich hielt doch inne. Nur fast verstohlen in der Sommerschule berichtete ich solche Dinge, um mir die Zeit zu vertreiben.

Ach Gott, wie war mir doch die Sommerschule zuwider! Früher hatte ich nur vier Wochen gehabt, jetzt hatte unser Schulkommissär noch acht Wochen zugesetzt. Das Erziehungs-Departement hatte freilich streng befohlen, daß im ganzen Jahr, ohne besondere Vergünstigungen, nur acht Wochen Feriense in sollten, und diese Vergünstigungen betrafen zwei, höchstens vier Wochen. Aber auf dem ganzen Lande gehorchte diesem Befehl nur, wer gern wollte. Man hielt dafür, die Sommerschule trüge in Gottesnamen nichts ab. Lehrer und Kinder würden nur faul, kommod sei sie nur hie und da, wenn man der Kinder gern los wäre für einige Stunden. Da kamen dann zwei, vier oder ein halb Dutzend, die einen ein Mal und viele kein Mal im ganzen Sommer, und ob sie ein Mal oder kein Mal kamen, darum bekümmerte sich selten eine Schulkommission. O, wie hatte ich da Langeweile auszustehen! Die Kinder kamen so verzettelt und mißmuthig hergeschlichen, daß es

einem den Muth nahm, mit ihnen in die Stube zu gehen. Man drehte um's Haus herum, so lange man konnte, scherzte mit den Kindern und ließ sie springen nach Belieben. Durfte man endlich nicht länger warten, so rief man in die Stube. Dort ging es wieder eine geraume Zeit, bis man sich gesetzt und seine Lehrmittel bei der Hand hatte. Dann sagte der Schulmeister: „Lernt schön, könnt ihr dann, so sagt es dann!“ Ein alter Schulmeister sagte: „Kinder, wecket mich, wenn ihr aufsagen wollt.“ Dann ging der Schulmeister seiner Wege, hinaus an die liebe Sonne, oder fing etwas für sich zu schreiben an, und wenn ein Kind rief: „Schulmeister, ich möchte aufsagen, ich kann's;“ so sagte der Schulmeister: „Du willst immer nur aufsagen, lern' es noch eine Weile, man kann es nie zu gut.“ Endlich konnten die Kinder aufsagen oder buchstabiren.

War dieses vorbeigegangen, so sah der Schulmeister endlich nach der Uhr und sagte entweder: „Es lohnt sich nicht mehr der Mühe, was anzufangen, geht in Gottes Namen heim;“ oder aber: „Zum Heimgehen ist es noch nicht Zeit, es kann jetzt Jedes machen, was es gerne will.“

Darum sagten die Eltern, die Sommerschulen seien nur ein verflucht Gezwäng und trügen nichts ab. Darum stimmten ihnen viele Lehrer bei und klagten: die Kinder hätten in Gottes Namen keinen Appetit zum Lernen, sie möchten lieber draußen sein. Und die Kinder schrien Zetermordio über die Schule, wo die Sonne nicht hineinschien, und klagten bitterlich, sie lernten doch nichts, der Schulmeister sei nie bei ihnen, sei ein ganz anderer im Sommer als im Winter. Dessen ungeachtet hatte doch unser Schulkommissär zwölf Wochen Sommerschule erzwängt, und für jede der Extra-Wochen war mir ein Thaler von der Gemeinde zugesprochen worden, freilich ungerne genug. Nun meinte er, ich solle gesetzmäßig Schule halten diesen Sommer durch, mit einer allfälligen Ferien-Verlängerung von höchstens vier Wochen, also jetzt noch wenigstens acht Wochen mehr als zwölf. Ich entgegnete, daß ich doch wissen möchte, wer mich dafür bezahle? Das werde sich schon machen, meinte er. Wer dem Gesetz nachfahre, der fahre nie übel.

Ja, dachte ich, mit dem Gesetz ist's eine wunderliche Sache, für die Einen lautet es so, für die Andern anders, und, „Herr Schulkommissär,“ sagte ich, „es trägt gewiß nichts ab, die Sommerschule zu verlängern, die Kinder besuchen sie nicht, höchstens kommen

zwei oder drei, lernen nichts, und für uns ist's ungeheuer langweilig. Was soll man denn mit einem halben Dutzend Kindern anfangen, oder gar nur mit zwei oder drei?"

„Ja, Schulmeister, ich weiß wohl, wie es geht (es war ein gesalzener Herr, wenn er abkam), und daß die Sommerschulen nur für so eine Plage angesehen werden. Aber bedenket wohl: das rechte Fundament sind gerade die kleinen Kinder, welche gewöhnlich einzig die Sommerschulen besuchen."

Das Erziehungs-Departement werde das gemeint haben, als es diese Verfügung getroffen, sagte ich.

„Allerdings," sagte der Schulkommissär, „liegt in der Verfügung des Departements eine tiefe Weisheit; nur hätte es sich nicht verdrießen lassen sollen, diese Weisheit etwas besser in Bezug auf den gegenwärtigen Zustand der Sommerschulen, ihren Zusammenhang mit den Winterschulen zu erklären. Man muß dem Nachdenken von Oben herab zu Hülfe kommen."

So hielt ich in Gottesnamen Sommerschule auf Leib und Leben allemal, wenn ein Kind kam. Ich muß bekennen, es kam mich schwer an, allein nach einiger Ueberwindung fühlte ich doch, daß Kinder in derselben den Knopf aufthaten, von denen ich es nie erwartet hätte. Ja, je mehr Schule ich hielt, desto mehr Kinder kamen, hatten einen ordentlichen Trieb dazu, und die Eltern sagten: es dünke sie, die Kinder hätten nie so viel gelernt.

Da kam mitten in das wieder recht munter werdende Schulleben die Taxation jedes einzelnen Schulmeisters hinein. Das wirkte fast auf das gesammte Schulleben wie ein Schlagfluß; es war wie ein Reif, der über tausend schöne Blüthen ging, es war wie ein Kübel kaltes Wasser in aufglimmendes Feuer.

Es zuckte in den Schulmeister-Seelen, wie feuriges Eisen in kranken Hüften (Moxa). Es riß die Decke von einem Abgrunde, den die Hoffnung mit Blumen verkleidet hatte. Eine Masse von Lehrern war nicht fähig erklärt, das Minimum, sage sechzig Thaler, zu beziehen, eine andere Masse war unbarmherzig für bildungsunfähig erklärt. Das ging tiefer als kalter Stahl in die Herzen, besonders in Vater- und Mutter-Herzen, die fünf hungrige Kinder kleiderlos und bildungsbedürftig um sich sahen, die Schulden auf den Schultern hatten und mit Abzahlen sich umsonst abgequält, im Gegentheil die Schuld täglich größer gemacht hatten. Das Resultat

des Examens war eine grenzenlose Demüthigung für unsern ganzen Stand, obgleich im Ganzen nicht ungerecht. Aber die Anwendung dieses Resultats auf unsere Besoldung, die war hart und mußte eine große Anzahl von uns in den Augen unserer Gemeinden furchtbar herabwürdigen. Uebrigens war auch die schlechte Besoldung schuld, daß Mancher nicht geschickter war, und so lange er nicht ungesorgter das tägliche Brot bekam, konnte er nicht geschickter werden. Aber eben so furchtbar, als die Sache selbst, war die Gleichgültigkeit, mit welcher das Volk dieses Gesetz aufnahm, Niemand schien sich für uns zu rühren.

Wehrdi hatte mir schon lange sein Mißfallen über unser Treiben zu erkennen gegeben. Er sagte, wenn wir die Behörden erbitterten, auf wen wir uns denn eigentlich verlassen wollten? Etwa auf das Volk, das jeder Großrathsheld im Munde führe? Wie wir mit dem Volk ständen, sollten wir doch wissen, das hätte uns ja lange schon mehr geben können, wenn es gewollt; reich genug sei es, und Niemand habe es gehindert. Aber gerade das Volk in seiner Mehrzahl (Verständige nehme er aus allenthalben) wolle nicht, daß wir uns erhüben. Die Behörden hätten also, wenn sie uns auch den Brotkorb hoch hielten, das Volk für sich, und gegen sich, wenn sie durch Geld den Stand zu heben suchten. Denn man solle nur sehen, wie Neid und Aerger das Volk durchzucken würden, wenn man jedem Schulmeister vierzig oder achtzig Thaler mehr als bis dahin geben würde. Ich wollte das Anfangs gar nicht glauben und verließ mich lange auf das Volk, bis ich verlassen genug war.

Am Morgen, nachdem ich die Hiobspost empfangen, daß ich so niedrig taxirt worden war und mir das Herz von der halb schlaflosen, halb schwer durchträumten Nacht so recht krank war, daß ich nicht frühstücken wollte, sagte mir Mädeli: „Laufe ein wenig herum, so vergissest du es, oder gehe zum Wehrdi, der weiß dir wohl einen Trost oder einen Rath." Mädeli traf meinen Wunsch auf das Haar, als ob es mir im Herzen hätte lesen können, ich hatte ihn nur nicht aussprechen mögen, um Mädeli nicht alleine zu lassen, denn ich war überzeugt, es hatte den Jammer so gut im Herzen, als ich. Da es mir aber so freundlich entgegenkam, mir versicherte, daß es heute recht gerne alleine sei, es habe auch Vieles in sich zu verwerchen, und Gott helfe ihm dazu am

besten, wenn es in der Stille für sich sein könne, so machte ich mich auf den Weg.

Es war ein heller, warmer Sommermorgen, und lustig jodelten die Schnitter auf den Feldern. Und eilenden Schrittes sah man schlanke Mädchengestalten durch den wallenden Roggen schlüpfen die Fußwege entlang. Auf ihren kecken Nacken trugen sie unbeschwerlich schwer gefüllte Körbe, aus geschälten Weiden zierlich geflochten. Wenn nun ein Mädchen und sein Korb einem Haufen Schnitter heraneilend erschien über's hohe Korn hinaus, dann erhob sich ein fröhlich Jauchzen, das auf hundert Aeckern widerklang. Da eilte das Mädchen noch eiliger, und röther wurden seine Backen, unter den hundert Stimmen hatte es die erkannt, die so oft leise flüsterte unter seinem Gadenfenster. Unter den großen Apfelbaum eilte es, der als lebendiges, grünes Zelt gepflanzt war am Ende des Ackers. Schon hatte ein vierschrötiger Bursche die Sense fallen lassen; das Steinfaß haltend mit dem lärmenden Wetzstein, sprang er über das gemähte Getreide weg und half mit kosendem Blick den Korb niedersetzen in's feuchte Gras. Und während diese das weiße Tuch abhoben und auspackten den nährenden Brei oder das duftende Obst, die Milch zurechtstellten, das mächtige Brot zur Hand, und Gabeln und Löffel darlegten, kam das Schnitterheer daher hungrig und schäkernd, lagerte rings um die Kübel und Kacheln. Und munter griffen sie in die derbe Kost, und munter würzten sie jeden Löffel mit einem derben Witz, daß das Gelächter weit hinschallte durch das Feld und es auf dem Felde klang, als wenn jeder Acker lebendig geworden wäre und lustig dazu und nun lachte aus mächtiger Kehle.

Ich aber schlich beschwerten Gemüthes und gesenkten Hauptes durch die Fröhlichen hin, und mir ward, als wäre heute die ganze Welt mir zu Spott und Hohn so lustig erwacht. Da gedachte ich, wie ich vor vielen Jahren auch so durch ein Feld voll Leute gegangen, aber wie ganz andern Sinnes, wie aufgeregt damals und übermüthig die Arbeitenden bedauernd, und wie ich damals ein frevelnd Lied gesungen und von lauter Braten geträumt und Pasteten. Daran dachte ich und wie es nun anders geworden im Laufe der Jahre, ich ein gebeugter Mann, muthlos wie ein Greis, meine Umstände nothvoll, meine Aussicht eine immer sich verdichtende Finsterniß bis zu des Grabes Nacht. Und nun noch das Spotten und Lachen rings um mich, das mir klang, als gelte

es mir, füllte mein Herz noch mehr mit Gram und Groll. Auslachen wollte ich mich wenigstens nicht mehr lassen, wollte fort aus dieser Gegend, wo die Leute kein Gefühl, kein Mitleid, keine Dankbarkeit hätten, wollte in eine andere Gegend ziehen, wo vielleicht bessere Menschen seien und besserer Lohn. Ach Gott! ich kann nicht sagen, wie bitter ich ward über die Leute. Und von diesen fröhlichen Leuten allen hatte Keiner mich beachtet, Benz hatte Trini gesehen und Bäbi Hans, und über Benz und Trini, Bäbi und Hans war gelacht worden, aber nicht über den armen Schulmeister. Aber der Mensch bezieht gewöhnlich Alles auf sich, und der Unglückliche Alles unglücklich. Könnte er es umgekehrt, so wäre auch sein Unglück umgekehrt.

Bitter und durstig kam ich endlich zu Wehrdi, der in weißen Hosen und weißem Hemde und seinem schwarzen Gesicht sich wunderlich ausnahm unter einem üppigen, grünen jungen Baume voll prächtig roth sich streifender Aepfel, den er sorgsam unterstützte und einzelne Aeste aufband mit Strohbändern. Mein Herz war so voll, daß ich dem über meine Ankunft Verwunderten, noch während er das letzte Strohband anzog, mein Schicksal erzählte und meinen Vorsatz, weiter zu gehen und eine bessere Schule und bessere Menschen zu suchen.

„Was meint ihr, Schulmeister," fragte Wehrdi, der nichts gesagt hatte, bis er fertig war mit seiner Arbeit, „wie alt ist dieser Baum?"

Ich errieth fünfzehn Jahre, da er wirklich prächtig gewachsen war.

„Nein, Schulmeister, der ist erst zwölf Jahre alt," sagte Wehrdi.

„Da muß es wohl für ihn sein auf diesem Platze," entgegnete ich.

„Es mag sein, aber im Herbst oder im Frühjahr werde ich ihn doch versetzen," antwortete er.

„Aber warum doch?" fuhr ich lebhaft drein, „er trägt so schön! Wollt ihr ihn versetzen, dann müßt ihr ihm Aeste und Wurzeln stutzen und wißt erst nicht, ob er nicht verdorrt auf seiner neuen Stelle, wißt nicht, wie lange er zappeln muß, bis er zweg kommt.. Im günstigsten Fall kriegt ihr drei Jahre lang keine oder wenig Frucht von ihm, und fünf oder sechs Jahre geht's, bis er so viel trägt wie jetzt. Und was auch noch zu bedenken ist, auf

dieser Stelle, wo der Baum steht, kommt vielleicht nicht sobald ein neuer Baum fort, oder sie behagt ihm wenigstens nicht recht oder er dem Boden nicht."

„So, Schulmeister," antwortete Wehrdi, „kennt ihr das auch? das hätte ich euch nicht zugetraut, ihr redet ja recht gescheut darüber."

„Glaubt ihr denn, ein Schulmeister sei nicht auch vernünftig und kenne nichts von dem, was ja jedes Kind weiß?" grollte ich ihn an. „Aber so hat man's mit uns. Man giebt uns nichts, man gönnt uns nichts, man glaubt uns nichts, und wenn wir am Ende etwas Gescheutes sagen, so thut man aus Bosheit, als ob man darob vor Verwunderung auf den Kopf stehen wolle."

Da lachte Wehrdi wie ein Kobold und rief endlich, als er den Athem dazu erhielt: „Schulmeisterli, Schulmeisterli, berste nicht vor Zorn. Warum wendet ihr denn das, was ihr von dem Baume gesagt, nicht auf euch an? Habt ihr auch nur Augen um zu sehen, was auf Andere geht, und das nicht zu sehen, was euch betrifft? Schulmeister, ihr seid Baum und Gärtner in einer Person. Ihr seid jetzt noch länger im Boden zu Gytiwyl eingewurzelt, als dieser Baum auf der Stelle. Ihr seid gut eingewurzelt, in die Eigenthümlichkeit dieser Leute habt ihr euch eingewöhnt, sie achten euch mehr oder weniger. Ihr plagt sie nicht, seid im Ganzen nicht so aufbegehrisch wie Andere. Euerer Frau thut Jedermann gerne etwas zu Gefallen. Die Kinder, die ihr erzogen habt, lieben euch. Es ist Manches in ihnen geweckt worden, sie wissen wohl, sie haben es euch zu verdanken und haben Respekt vor euch. Fast in jedem Hause habt ihr ein solches Kind als Fürsprech, habt also Wurzel gefaßt überall, habt mehr oder weniger Einfluß auf Alt und Jung; und wenn ihr und der Pfarrer zusammenspannet und unvermerkt und ohne Posaunenstöße an euern Gytiwylern arbeitet, so seid überzeugt, es kann aus Gytiwyl Etwas werden. Aber wie es dort schwerer Boden ist und die Arbeit schwer in demselben, sind auch die Gytiwyler zäh und bedürfen harter Arbeit, ehe sie urbar sind. Aber es ist kaum ein Boden, der nicht urbar zu machen wäre, und je härter die Arbeit war, desto schöner sind meist auch die Früchte. In eurer Schule kennt ihr alle Kinder, sie kennen euch, und manchen guten Faden habt ihr da angesponnen.

„Das ist's eben nun, was die, welche des Volkes Gärtner sein sollen, nicht fassen, sie sind nicht nachhaltig in der Arbeit

und fahren im Lande herum wie die Wespen in einem Birnbaum. Alle Augenblicke reißt sich ein Lehrer aus dem Boden, auf dem er steht, stutzt, entwurzelt sich, zerreißt alle Faden, alle Verhältnisse, zerstört damit die Hälfte seiner Arbeit wieder, läuft einer anderen Arbeit zu; wie lange geht's da, bis er wieder angewachsen ist, bis er nur weiß, wo und was er anfassen soll? Und warum laufen sie so im Lande herum? Einige Thaler Lohn, ein Webkeller, ein größerer Garten, eine Stube mehr oder nur Mißmuth, Leichtsinn oder eine böse Nachbarin treiben zu diesen heillosen, selbstgemachten Verpflanzungen. Hiervon sind auch die Pfarrer nicht frei, auch ihrer viele fassen die große Wahrheit nicht auf, daß das Versetzen für ältere Bäume sehr gefährlich ist, für wenige heilsam, und daß es allemal auf lange das Tragen der Früchte hemmt. Wie würde es wohl in dem Baumgarten aussehen, in welchem man alle Bäume alle zehn oder fünfzehn Jahre versetzen würde? Wäre wohl in einem solchen Garten ein gewaltiger Baum, mächtig in den Aesten, weithin verbreitend seine Wurzeln und kühn den Stürmen trotzend? In einem solchen Garten wären lauter Bäume, die kaum ihr Leben zu fristen vermöchten mit ihren verstümmelten Aesten und Wurzeln. Ihre Früchte würden sparsam sein, ihr Aussehen ein trauriges, und jeder Winter würde todddrohend sein dem armen Baume, der in dem ungewohnten Boden nicht zu frischen, frohen Säften kommen kann.

„Nein, Schulmeister," schloß er, „laufet mir nicht von Gytiwyl fort, sonst halte ich gar nichts mehr auf euch. Fasset mein Gleichniß zu Herzen, es trifft wohl, wie noch tausend Bilder, die Gott in der Natur aufgestellt hat, treffen würden, wenn der Mensch Augen dafür hätte."

Damit führte er mich an den Schatten hinter seinem Häuschen und nahm mich genauer in's Gebet, über meine Umstände und meinen Gemüthszustand. Er fand diesen muthlos, fand, daß besonders die Liebe zu den Meinen mich muthlos mache. Ich erzählte ihm, ich habe meine Frau so lieb und sie habe so bös, und ich vermöge ihr so selten eine Flasche Wein oder ein Paar Strümpfe zu kramen. Denn in Schulden stecke ich, die Orgel sei noch immer nicht bezahlt, und die Wiederholungskurse hätten mich auch zurückgebracht. Meine Kinder wüchsen auf, und mein Bube sei ein heller Kopf, wolle aber nicht mehr gehorchen, wir wüßten nicht, wie das komme. Mädeli sage immer, das komme daher, weil ich ihn zu

viel brauche und Meister lasse in der Schule, so meine er auch Meister sein zu können im Hause; Zeit wäre es, ihn etwas lernen zu lassen, doch Geld habe ich keines dazu.

Ich bekannte, daß ich das Gleichniß wegen dem Baumversetzen begreife, aber daß man doch zu sich selbst sehen müsse, es sehe sonst Niemand zu einem, und daß ich nicht glaube, daß mein Weggehen zu Gytiwyl so fühlbar wäre. Einmal mir habe Niemand Freundschaft gezeigt, noch ein Zeichen gegeben, als ob ihm gar viel an mir gelegen sei.

Da meinte Wehrdi: ob ich denn meine, daß die Gytiwyler gegen mich anders sein sollten, als gegen andere Leute? Die hätten ihr Lebtag noch gegen Niemand zärtlich gethan. Und wenn ich gehen wollte, so würde mir sicher auch kein Mensch anhalten, sondern sie würden sagen: „Meinetwegen, will er nicht bleiben, so packe er sich, zwingen wollen wir ihn nicht, Schulmeister giebt's doch genug.“ Es würde also auch hier, wie an manchem andern Ort, ein Schulmeister übel ankommen, wenn er den Bündel vor die Thüre werfen wollte unbesonnen. „Aber sie würden euch doch vermissen und sich untereinander sagen: Es ist doch schlimm, daß er fort ist, zufrieden war man mit ihm und geplagt hat er uns nicht sehr. Es ist mit dem Schulmeister wie mit den Kühen, es giebt deren wohl genug, aber es ist doch nicht eine wie die andere. Und manches Kind würde weinen, und manches würde in tiefem Instinkt es euch grollend nie vergessen, daß ihr Etwas in ihm angeregt und jetzt es verlasset muthwillig, wie ein thörichter Ackersmann ein Feld, durch das er Furchen gezogen, aber davon gelaufen ist, ohne zu säen und des Samens zu warten.“

„Aber um Gotteswillen, Wehrdi, was soll ich anfangen? so kann ich nicht bleiben. Ich und meine Frau und meine Kinder gehen zu Grunde, und kein Mensch nimmt sich unserer an; es ist gerade, als wenn noch alle Leute Freude hätten an unserm Elend. Wie soll ich mit bald fünf Kindern auskommen mit meinem Lohn? Rechnet man die Kleidung: Hemde, Strümpfe, Schuhe einer Person nur zu vier Gulden, so macht das zusammen schon achtundzwanzig Gulden oder sechszehn Thaler. Wer will um dieses Geld einen Menschen kleiden? und doch nimmt es mir schon die Hälfte des Einkommens weg. Dann haben wir noch nichts in die Haushaltung angeschafft, haben nicht gegessen; und rechne man doch, was sieben Personen im Jahr für Milch und Brot brauchen. Wenn

man nur zwei Pfund Brot und eine Maß Milch täglich für alle rechnet, so macht das wieder über vierzig Thaler, also mehr als mein Einkommen, und doch haben wir damit noch bei weitem nicht Alles, weder Fett noch Mehl noch Kaffee, und dieses käme leicht auch auf sechszehn Thaler per Jahr. Und nun noch immer mehr Schule, immer weniger Zeit, etwas nebenbei zu verdienen; ich habe weiß Gott wie lang an einem Stück Tuch zu weben; wenn man nur so dazu und davon kommt, so geht es gar nicht von der Hand. So gerne möchte ich allen Fleiß anwenden in der Schule, möchte darüber nachdenken, wie es am besten zu machen sei, möchte Geschichten und Beispiele ersinnen, um den kleinen Kindern die Liebe Gottes und sein weises Walten recht anschaulich und eindringlich zu machen. Ach Gott! und wenn ich sinnen will, so steht der leere Milchtopf vor meinen Augen, mich plagt die Angst, wer ihn mir füllen will. Ich sehe durch die dünnen Höschen die blauen Beine meiner Kinder und den Krämer, der für sie noch das Geld will. Wenn mein Weibchen das Mehl röstet für die gewohnte Wassersuppe, so höre ich durch sieben Thüren hindurch seine stillen Seufzer und sehe es mit dem Finger über die Augen fahren, als ob der Rauch es brenne. Wenn Solches einem beständig vor Augen schwebt, wer will da Schule halten von ganzer Seele, ganzem Gemüthe und mit allen Kräften? O Wehrdi, ihr könnt euch, weiß Gott! nicht vorstellen, wie es einem Vater ist, wenn er seine gesunden muntern Kinder mit gesundem Hunger am Tische essen sieht wie junge Wölfe, wenn er ihnen Alles so von ganzem Herzen gönnt und doch die Angst sein Herz zerreißt, daß sie mehr essen, als er ihnen zu geben vermag. Ihr könnt nicht glauben, wie es mir manchmal ist, wenn sie alle um die Mutter stehen und so lüstern aufsehen auf sie und das Brot, das sie in der Hand hat, um jedem ein klein Stücklein zuzuschneiden; wenn ich sehen muß, wie es in der Mutter ringt, das Messer ein klein wenig tiefer gehen zu lassen, und wie sie sich Gewalt anthun muß, den Schnitt zu verkürzen, wie sie mit immer wehmüthigerem Blick die kleinen Stücke herumreicht und mit lieben Worten die Kinder vergessen machen will die kleinen Stücke. Und wie die Kinder im Hui fertig sind damit und traurig die Mutter ansehen, und die Mutter dann mit freundlichem Gesichte ein lustig Liedlein zu singen versucht, während ihr Herz weint; weiß Gott, Wehrdi, das will mir manchmal das Herz zerreißen, und ich muß aus der Stube

fort und an verborgenem Orte weinen wie ein Kind. Kein Mensch will unsere Lage recht begreifen; wenn wir davon reden, so redet man mit fühllosem Sinn von fleischlichen Gelüsten, und wenn Andere zu unserm Besten reden, so dünkt es mich immer, sie hätten Harz im Munde und brächten es deßwegen gar nicht in Gang. O wenn ich doch nur einmal dazu käme, denen, die etwas zu befehlen haben, das Alles so recht sagen, unsere ganze Lage ihnen vor Augen führen zu können, ihnen zeigen zu können, wie tiefes Elend, wie tiefer Herzenskummer verborgen liegt hinter dem sogenannten Schulmeister-Müthchen, das man wohl in seiner jungen, dummen, ledigen Zeit hatte, von dem später aber nur der unglückliche Schein geblieben. Wenn ich ihnen handgreiflich zeigen könnte, daß wir in dieser Lage nie werden können, was wir sein sollen, daß in diesem Elend durch schlechte Speise die körperliche Kraft, durch den Kummer die Unbefangenheit der Seele verzehrt, zerstört wird, daß man dem Volk die Verbesserung unserer Lage nicht überlassen kann, denn an den meisten Orten hat es keinen Sinn für uns, daß man uns doch billigermaßen nicht einzig und allein in unserm Vaterlande zumuthen könne, Märtyrer der guten Sache zu sein, während so gar Niemand uns dazu das Beispiel giebt und dafür gesorgt worden, daß alle Andern, die dem Vaterland dienen wollen, so bezahlt werden, daß weder Hunger noch Durst ihrer Vaterlandsliebe zu Leibe kommen kann, daß es doch wahrhaftig nicht billig sei, daß Professoren, die nicht zwei oder drei Studenten zusammenbringen können, achthundert bis zwölfhundert Thaler Einkommen haben, während Schulmeister, die bei zweihundert und mehr Kindern schwitzen, mit vierzig und weniger Thalern abgespeist werden."

„Ja, Käser," sagte Wehrdi, „ihr könnet mich in der That dauern, und euer Fraueli ebensoviel, und wenn alle so wären wie ihr, so wäre es billig, euch zu helfen, aber so allen miteinander, das möchte ich wahrhaftig nicht."

„Ach, Wehrdi," sagte ich, „seid ihr auch so unvernünftig und haltet uns immer den Hochmuth vor? Der Schulmeister will doch auch etwas haben, hat aber kein Geld, etwas zu kaufen, er mußte also vorlieb nehmen mit dem, was nichts kostet, und was kostet weniger als Hochmuth? Gebt ihm Geld, so wird er sicher etwas Besseres, Solideres dafür anschaffen. Zudem sind die meisten Leute hochmüthig; je mehr aber Einer hat, desto weniger fällt es auf,

je weniger aber Einer hat, desto mehr stößt man sich an seinem Hochmuth. Helft ihr den Schulmeistern zu etwas, so wird euch ihr Hochmuth schon viel weniger ärgern. Hat man nicht immer gesagt, wenn man gute Regenten wolle, so müsse man sie gut bezahlen? Und wenn man dann sagte: deßwegen würden die, die wir jetzt haben könnten, doch nicht besser, wenn man ihnen schon zwölfhundert Thaler statt achthundert gebe, so antwortete man: eben deßwegen müsse man die Einkommen so hoch bestimmen, daß es jungen, begabten Männern Muth mache, dem Staatsdienst sich zu widmen und zu Staatsmännern sich zu bilden. Und wenn man dann sagte: das Volk könnte es dann doch mit diesen Staatsmännern haben wie jener Müller, der lieber einen alten lahmen Esel wollte, um seine Säcke zu schleppen, als ein munter tüchtig Roß, der Esel brauche keinen Hafer, Disteln wären für ihn gut genug, so antwortete man: das Volk werde so dumm nie sein wie jener Müller, es kenne zu gut den Unterschied zwischen einem alten lahmen Esel und einem tüchtigen Roß, und wenn man es in Stand setze zu wählen zwischen beiden, so werde es schon zu wählen wissen. So sprach man bei den Regenten und stiftete durch dieses Gerede noch die Hochschule. Warum sagt man das Umgekehrte bei den Schulmeistern? warum sagt man: man wolle die erst besser werden lassen, ehe man sie besser bezahle? Werden junge tüchtige Leute Schulmeister werden wollen, ferner bei dieser Hundemühe und dem Hundelohn, wird das Volk je tüchtige Schulmeister zur Auswahl erhalten? Werden die, welche bereits Schulmeister sind, aber nicht ganz eingerostet, noch Zeit und Muth haben, an ihrer Fortbildung zu arbeiten? Sollen denn Alle es entgelten, daß Einige aufgeblasen sind, Andere aufbegehrisch, Einige schläferiger Natur und noch Einige mit durstiger Leber behaftet? Soll der ganze Stand um dieser willen im Koth und verrufen bleiben in alle Ewigkeit? Der liebe Gott wollte um Zehn willen Sodom stehen lassen, und die Menschen wollen um Hundert willen Tausend zu Grunde gehen lassen?"

„Ei, Schulmeister, ihr werdet ja ganz beredt!" rief Wehrdi lachend.

„Aber, Wehrdi, das hätte ich nicht von euch gedacht, daß ihr mich noch auslachen würdet in meinem Jammer, sonst würde ich nicht um Trost zu euch gekommen sein. Und was wird meine Frau von euch denken, wenn ich es ihr sage?"

„Aber um Gotteswillen, Schulmeister, versteht mich doch und verdreht mir meine Worte nicht! Spaß apart, eure Sache ist mir zu Herzen gegangen, und wenn ich mir euer gutes, sinniges Weibchen denke in seiner Noth, so gramselt es mir um's Herz, und ich muß fast meinen Verstand gefangen nehmen unter den Glauben, daß euch geholfen werden müsse, um solcher Weibchen, einiger guten Schulmeister und der Hunderte oder Tausende von Schulmeisterskindern, die mit hungerigen Augen an den Tischladen hangen, mit wehmüthigen Augen an jedem vierschrötigen Bauernjungen, der eine Tasche voll frisches Brot hat und die andere voll Brosamen. Ich will wetten, das ginge auch noch Manchem so, wenn er euch erzählen hörte von eurer Noth, euch rechnen hörte, euer Ausgeben und Einnehmen und die Folgen, welche Kummer und Sorgen auf eure Thätigkeit haben; und er änderte vielleicht seine Meinung, wie halb und halb auch ich, und meinte, daß man euch erst stärken sollte, ehe man euch zur verstärkten Arbeit anhält; daß man erst den Stand erheben solle, ehe man fordert, daß jeder Einzelne sich erhebe. An eurem Platz würde ich nun dem Erziehungs-Departement, dem Regierungsrath nachlaufen Mann für Mann, und würde ihnen das alles in's Herz schreien so recht lebendig.

„Oder wißt ihr was? Schreibet es auf, wie es euch um's Herz ist, in welchem Zustande ihr seid, aber nicht aufbegehrisch und großhansend. Gebt euch demüthig dar und nicht für mehr als ihr seid; aber zeiget, daß ihr bei dem, was bis dahin für die Schulmeister gethan worden, nicht anders hättet werden können, und daß ihr auch in Zukunft nicht besser werden könnet, wenn man nicht ganz anders für euch sorge. Thut nebenbei etwas Buße und bekennet, daß ihr euch ungeziemend betragen, allein mißleitet. Schreibet das Alles recht rührend auf, daß es auch die Weiber lesen mögen und Erbarmen bekommen, dann müssen euch die Männer helfen, sie mögen wollen oder nicht."

Das Ding leuchtete mir gar nicht übel ein. Aber mir fehlte der Muth zur Ausführung und eine Menge von Bedenklichkeiten schwollen in mir auf. Ich war früh aufgestanden nach der unruhigen Nacht, hatte keinen Bissen herunterbringen können bei'm Frühstück, war in der heißen Morgenstunde gewandert, und Aerger und Kummer waren schwer auf der Seele gelegen. Was Wunder, daß Leib und Seele schwach und muthlos waren? Bedenklich war

ich daher im Anfang und muthlos zur Ausführung; aber wie bald ward das anders.

Endlich hatte Wehrdi sich erinnert, daß er einen Gast habe, daß er hungrig und durstig sein könnte, hatte eine Flasche Wein, ganz dunkelrothen, hervorgeholt, Brot und Käse aufgestellt und fleißig den Wirth gemacht. Da kam mir nach und nach die Welt auch nicht mehr so blaß und jämmerlich vor. Ein Schimmer von Morgenroth überstrahlte sie und mich dünkte, es könne alles noch gut kommen. Mich dünkte das Aufsetzen einer solchen Schrift immer leichter und es juckte mich ordentlich, alsbald an's Werk zu gehen.

Nun schenkte mir Wehrdi immer fleißiger ein und begeisterte mich für den Versuch immer mehr. Je leichter ich die Sache nahm, desto mehr hielt er nieder und deutete immer deutlicher darauf hin, daß ich mich und mein Leben gründlich und aufrichtig zu schildern hätte, Punkt für Punkt, daß ich bei meiner Kindheit anzufangen und zu zeigen hätte, wie ich bis hieher gekommen.

„Man kennt das Leben anderer Stände nicht,“ sagte er, „darum fühlt man kein Mitleid miteinander, höchstens Neid. So fühlt der Mensch seine eigene Bürde und macht sich gar keine Vorstellung, wie schwer die Bürden Anderer sind, wie drückend sie lasten. Wer weiß, wie manches vergessene Mädchen, das Alles hat, nur keinen Mann und keine Kinder, eine Frau Schulmeisterin beneidet mit stillen Seufzern, die gar Nichts hat als eben einen Mann und Kinder. Zudem herrscht ganz besonders in der Stadt das Vorurtheil, auf dem Lande könnten die Leute leben ohne Geld wie die Hasen von Kohl, der von selbst wachse, von Wasser, das umsonst fließe.“

Jetzt war mir erst recht angeholfen, und ich ließ mich auf wie ein welscher Hahn, bis ich zu fühlen anfing, daß mir die Zunge schwerer und schwerer wurde und manche Worte gar nicht mehr herausbringen wollte. Dieses Zeichen kannte ich zu gut, um nicht zu merken, daß es Zeit sei mit dem Trinken aufzuhören und den Weg nach Hause zu suchen.

Der starke Wein that seine Wirkung und ich fand, daß es Zeit sei aufzubrechen. Potz Tausend, wie ganz anders durchschritt ich heimwärts die Felder, heiter sah ich allen Leuten in's Gesicht und vor meinen Augen tanzten eine ganze Menge zu beschreibender Dinge; gar bunt und lustig wirbelte alles durch einander, und

zwar so Vielerlei, daß ich wohl einsah, bis über acht Tage nicht fertig zu werden. Gar holdselig kam ich heim und that gar geheimnißvoll dazu, ließ Worte fallen, wie es bald besser kommen werde, dem Elend sei leicht abzuhelfen u. s. w. Mädeli hatte mir ein freundlich Gesicht entgegengetragen und, meinen Zustand merkend, fragte es nicht, wie geholfen werden könne.

Da wurde ich böse, daß es mir mein Geheimniß nicht abfragen wollte, und fing an zu brummen und zu knurren über seine Theilnahmlosigkeit.

„Höre, Peterli, werde nicht bös," sagte Mädeli und setzte sich neben mich, „aber du machst es gerade wie eine Klapperfrau, die thut auch so heimlich mit Sachen, die sie gerne offenbar machen möchte. Ich dachte nicht daran, daß du es auch so mit mir machest. Zürne nicht, sage mir freundlich, wie uns geholfen werden solle?"

Da berichtete ich Wunderliches und Krauses von einer Schrift an die Frau Landammannin und Frau Schultheißin und noch andere Frauen, und daß in dieser Schrift handgreiflich unser ganzer Lebenslauf dargethan sein müsse Punkt für Punkt, damit man recht deutlich es sehen könne, daß man uns helfen müsse, wenn wir nicht verkommen sollten. Und das müsse an die Frauen gestellt sein, sie begriffen solche Dinge besser.

Mädeli hörte mir zu mit wunderlichem Gesicht und ließ mich reden so lange ich wollte. Und als ich endlich seine Meinung über die Sache haben wollte, sagte es: es verstehe sich auf solche Sachen nicht, aber es dünke es, ich sollte müde sein und schläfrig und zu Bett wollen, habe ich doch in letzter Nacht nicht geschlafen.

Sanft und wohl schlief ich und träumte gar nichts. Hell und sonnig war's in der Stube, als ich die Augen aufschlug, und doch noch so still, als wäre es erst Mitternacht, ganz gegen den Gebrauch, da die Kinder sonst mit dem Hahn zu krähen anfingen. Verwundert saß ich auf und sah die ganze Stube leer, alle Vögel ausgeflogen. Das gute Mutterli hatte mir den Schlaf, den ich so selig schlief, gegönnt, die Kinder aufmerksam gemacht auf den Spaß, den Vater sich einmal verschlafen zu lassen. Und leise wie Mäuschen hatten sich Alle weggestohlen und waren an ihre Arbeit gegangen, denn meine Frau hielt die Kinder von früh an zur Arbeit, obgleich es mich grausam dünkte und ich oft abwehren wollte. Sie sagte: je früher man arbeiten lerne, desto leichter gehe es einem später, und es graue vor ihr nichts mehr, als wenn man die Kinder im Müßiggang laufen lasse.

Die Kleinen konnten sich nicht enthalten, zum Fenster einzugucken, ob der Vater noch schlafe? Und als sie ihn endlich aus dem Bette springen sahen, stürmte die wilde Schar herein, schabte mir Rübchen und lachte mich gar weidlich aus. Dann kam die Mutter mit der Kaffeekanne und fragte lächelnd: ob ich wohl geschlafen? Sie erhielt den üblichen Vorwurf: warum sie mich nicht geweckt? Ringsum schenkte sie aus der schnablichten Kanne und dem bauchigen Milchtopf ein. Auf so langes Warten hin schmeckte es den Kindern doppelt, und zwischen dem Kauen und Schlucken durch konnten sie nicht satt werden mit freundlichem Necken über mein langes Schlafen.

Als wir abgegessen hatten, nur die Mutter noch nicht, durch vieles Einschenken gehindert, und die Erdäpfel alle waren, und Jedes sein Stückchen Brot extra bekommen hatte, jammerte unser jüngstes Kind: „Mutter, ich bin noch gar zu hungrig, möchte noch ein Stücklein Brot.“ Und die Mutter warf einen schweren Blick auf das so leicht gewordene Brot und reichte das kleine Stückchen, das sie für sich abgeschnitten hatte, dem Kleinen dar und sagte: „Nimm, du kleines Vielfräßchen!“

Das schnitt mir tief in's Herz, daß mein liebes Mutterli nicht einmal ein Stücklein Brot habe, nachdem wir alle gegessen. Ich erkannte auf's Neue, daß da müsse geholfen werden, wenn die Sorgen mir nicht das Herz abdrücken sollten und die Reue, daß ich in meiner ledigen Zeit so leichtsinnig mein Geld verschleudert und nur Schulden in die Ehe gebracht. Es mußte also an's Werk gegangen werden, um meinem lieben ergebenen Weibe ein Stücklein Brot zu verschaffen zum Frühstück. Es ist doch merkwürdig, wie stille, liebe Ergebung tausendmal mehr wirkt, als laute begehrliche Ungenügsamkeit. O, wenn doch das alle Weiber wüßten!

Entschlossen ging ich in die Schulstube, schnitt zwei neue Federn, legte Papier zurecht, stopfte eine Pfeife, tunkte die Feder ein und wollte nun schreiben. Aber, o je! wie ganz anders kam mir jetzt das Schreiben vor nach zwei Tassen Kaffee, als gestern nach einem halben Dutzend Gläsern Wein. Während ich bei dieser Arbeit saß, vermißte mich mein Weibchen bei einer andern Arbeit, bei'm Flachsziehen nämlich, das auf den heutigen Tag abgeredet und von meiner Frau begonnen war. Als ich immer und immer nicht kam, wurde ihr bange, daß ich krank sein möchte: sie kam, streckte den Kopf zur Stubenthür ein und fragte: „Mannli, bist du krank, daß du nicht kömmst?“ Als sie mich so da sitzen sah, gebeugt,

den Kopf in der Hand, ohne aufzusehen, glaubte sie, es sei so, trat näher und faßte mich an, um zu sehen, wo es mir fehle. Als sie mich schreiben sah und zwar etwas von Vater und Mutter (eine Hexe war sie nicht im Lesen von Geschriebenem), so zupfte sie mir die Feder aus der Hand und sagte: „Peterli, du wirst doch nicht was Närrisches machen wollen? Komm und hilf Flachs ziehen.“ Ich aber schüttelte den Kopf und sagte: etwas müsse gemacht sein, so könne es nicht mehr gehen, und etwas Besseres wüßte ich nicht. Da antwortete mein Weibchen, es wisse noch etwas Besseres: Geduld haben und Vertrauen auf Gott, daß es gerade so komme, wie er wolle, und unterdessen munter arbeiten und vergnügt sein mit dem Guten, was man habe, und wir hätten ja so viel, was Andere nicht hätten, Liebe und Friede, daß wir wohl zufrieden sein könnten. Da übermannte mich die Wehmuth über meines Weibes ergebenen Sinn und ich that ihm thränend dar, daß ich es eben seinetwegen nicht mehr so gehen lassen könne, es zerschneide mir das Herz, wenn ich sehe, wie es sich am Munde abbreche, um den Kindern zu geben, wie es dabei von Morgen früh bis Abends spät auf den Beinen sei und anfange auszusehen wie die theure Zeit, wie ich ihm während unserer Ehe fast keine Kleider habe anschaffen können, so daß es schon lange nicht mehr zur Kirche dürfte, wenn es sie nicht so gut in Ehren hielte. Man müsse allerdings auf Gott vertrauen, aber auch das Seine thun, arbeiten, und das sei gerade eine Arbeit, von der Wehrdi sage, daß sie nöthig sei. Wehrdi meine es gut mit uns, er habe mir schon manchen halben Gulden gesteckt unter irgend einem Vorwande. Er kenne auch mehr von der Welt als wir, er habe zwar manchmal gelacht über mich, aber das sei so seine Art und er mache es auf eine Art, daß man es nicht übel nehmen könne. Ich sei Willens, in Gottes Namen fortzufahren und Tag und Nacht daran zu arbeiten.

„Aber sag' mir doch, Peter,“ sagte meine Frau, „was soll denn das für eine Schrift werden? Du fängst da bei Vater und Mutter an und bei einem alten Häuschen, wer soll denn das lesen? Ich habe immer gehört, solche Schriften seien um so besser, je kürzer sie seien.“

Wehrdi habe es mir so angerathen, entgegnete ich, er könne es ihr am besten sagen, was das für eine Schrift geben solle, und warum sie so sein müsse und nicht anders. Er werde in acht Tagen kommen, dann könne sie ihn fragen, was er eigentlich meine,

und bis dahin Geduld mit mir haben, es geschehe ja doch ihr besonders zu Lieb und Huld.

Während den acht Tagen arbeitete ich fleißig fort und füllte allerdings schon so viel Papier, daß mich selbst Wunder zu nehmen anfing, was das für eine Schrift werden sollte. Es tauchte mir bei'm Nachdenken im Gedächtniß soviel aus meiner Kindheit auf, das ich niederschrieb, weil Wehrdi gesagt hatte, ich sollte gründlich sein, daß ich viel schrieb und doch nicht weit vorwärts kam.

Wehrdi kam, als eben meine Frau in den Bohnen war. Er durchsah meine Arbeit mit Wohlgefallen und meinte, das werde schon was Rechtes werden. Als aber meine Frau heimkam, so wartete die nicht lange, bis sie ihn zur Rede stellte. Sie fragte ihn: „Aber Wehrdi, meinet ihr es denn eigentlich gut mit uns oder haltet ihr uns zum Besten, und sind wir euch nur dazu gut, die Langeweile zu vertreiben?"

„Nein wahrhaftig, Wybli," sagte Wehrdi, „es müßt Einer ja ärger sein als ein Heide, wenn er es mit euch nicht von ganzem Herzen gut meinen sollte."

„Aber was macht ihr dann meinen Mann zu schreiben ein Langes und ein Breites von seinem Vater an, und am Ende wird er auch gar von mir schreiben sollen?"

„Das versteht sich, Frau Schulmeisterin, daß auch von euch geschrieben werden soll, und gerade das wird das Schönste von Allem werden und die meiste Wirkung thun."

„Nein, bei'm Tausend, in eine Schrift will ich nicht, am Ende könnte Jemand Narr genug sein, sie drucken zu lassen."

„Eben das könnte es geben, wenn die Sache darnach ausfällt, und ich kann mich schon freuen wie ein Kind, daß es die Welt erfahren kann, was ihr für eine Frau Schulmeisterin seid."

Da wurde meine Frau roth bis unten an's Ohrläppchen und sagte: „Wehrdi, es ist nicht schön, mit so armen Leuten nicht nur das Gespött zu treiben, sondern sie auch zum Gespött der ganzen Welt machen zu wollen. Wir sind zwar arme Leute, aber das haben wir nicht verdient und hätten es am wenigsten von euch erwartet. Es that mir oft wohl, zu denken, daß ihr meines Mannes Freund seid, und euer Rath ihm manchmal nützlich sein könne, und jetzt ist es so gemeint!"

Und es brannten zwei blanke Thränen in meines Weibes Auge, und rasch wollte es zur Stube hinaus.

Wehrdi schien mir da zu stehen, wie die Butter in der Sonne,

als ihn meine Frau so abkapitelte; aber der war nicht lange verblüfft. Als meine Frau abmarschiren wollte, ergriff er rasch ihren Arm, und als sie sich losreißen wollte, fragte er sie: ob sie denn nicht mehr wisse, daß man Niemand ungehört und leichtlich verdammen solle?

Da stand sie vor ihm still mit unwilligem Gesicht und niedergeschlagenen Augen. „Bitte, bitte, Traueli! machet mir zuerst ein freundlich Gesicht und thut eure Augen mir auf, dann kann ich euch am besten sagen, wie ich es meine, und ihr begreift mich am besten," bat der wilde Mann so sanft, daß es mir recht kurios vorkam.

Als meine Frau, die keine freundliche Bitte abschlagen konnte, wieder aufsah, sagte ihr Wehrdi, daß ihm nie Jemand so gröblich Unrecht gethan habe als gerade sie. Er möchte alles in der Welt lieber, sogar noch einmal nach Batavia, als sie zum Besten halten, und begehre mit allem Ernst uns zu helfen. Er sei allein in der Welt, stehe in keinen nähern Verhältnissen zu ihr, die Leute flöhen ihn und doch werde der liebe Gott ihn einst fragen: „Wehrdi, was hast du Gutes an deinen Brüdern gethan?" Sie könne daraus doch wohl abnehmen, ob er mit den einzigen Leuten, die Vertrauen zu ihm hätten, sein Gespött treiben werde? Er könnte uns freilich auch mit Geld helfen, aber das sei drückend für uns und solche Unterstützung wäre nie ein festes Fundament für eine Haushaltung. Wolle eine Familie fest stehen, so müsse sie selbst mit starken Wurzeln in den Boden greifen, angebrachte Stützen hülfen nur vorübergehend und seien zerbrechlich. Als ich da bei ihm so gewimmert und gejammert, wenn man doch nur unsere Noth kennen würde, so hülfe man gewiß, so sei ihm das aufgefallen und er habe es ziemlich wahr gefunden. Darum habe er mich zum Schreiben aufgemuntert. Seither habe er noch darüber nachgedacht und sei auch zum Pfarrer gegangen, und sie seien Beide darüber eins geworden, daß man im Kanton Bern anfange zu glauben, wenn man einander recht wüst sage, sei damit Alles gethan. Zum Unglück sei nun die ganze Schulmeistergeschichte mitten in diesen wüsten Strudel hineingerathen und die Schulmeister hätten sie selbst hineinstoßen helfen, machten selbst einen höllischen Lärm. Das Ende davon sei gewesen, daß man die Schulmeister, um sich nicht ferner von ihnen den Kopf waschen zu lassen, auf's Trockne gesetzt habe, und da säßen sie nun.

„Nun aber, meinen der Pfarrer und ich, könnte nichts mehr die Gemüther versöhnen und gegen euch gerecht machen, als eine

unbefangene Geschichte eines Schulmeisters und seiner Haushaltung. Und gerade eure Geschichte, meine ich, müsse das ganz besonders thun, wenn man aufrichtig sie erzählt. Aber euch alleine kann sie nicht helfen, sondern sie muß zugleich auch den Andern helfen. Und nun denkt, Mädeli, daß von fast tausend Schulmeisterinnen fünfhundert in ähnlicher und noch tieferer Noth sind als ihr; denkt, daß ihre Kinder noch mehr entbehren müssen. Und Allen diesen könnt ihr helfen, könnt die Sorge von ihren Stirnen, die Thränen aus ihren Augen, den Jammer aus ihren Herzen treiben; könnt ihnen Brot verschaffen, Kleider, muntern Sinn, freudige, dankbare Gefühle, könnt tausend Kindern eine fröhlichere Jugend verschaffen, eine bessere Erziehung, — das Alles könnt ihr, Mädeli; könnt machen, daß manche Sohnsfrau ihre Schwieger ohne eignes Entbehren pflegen, ihrem eigenen Vater ein weißes Brötchen verschaffen kann, das Alles, Mädeli, könnt ihr vollbringen, und womit? Mit etwas Selbstüberwindung, mit Hintansetzung eurer Schüchternheit und des Vorurtheils, nicht gedruckt zu werden und den Leuten so in die Mäuler zu kommen. Das ist doch lange nicht das Leben lassen. Es ist ein Dulden, aber sicher ein so schweres nicht; es ist fast nur das Dulden des ersten Kusses, den ein Mädchen von seinem Liebhaber erhält. Es sträubt sich so heftig und doch ist er ihm das erste Pfand des ersehnten Glückes, der Vorläufer von tausend nachkommenden. Es ist also eigentlich ein süßes Dulden, und glaubt es mir, Frauli, wenn ihr es duldet, so werdet ihr Liebhaber bekommen, wie Sand am Meer. Und wer weiß, ob man nicht ordentlich wallfahrtet zu euch, nicht nur Schulmeister, um euch zu danken, sondern ganz andere Leute, die absolut sehen wollen, wie eine schöne, gescheute, fromme Frau Schulmeisterin aussieht. Darum, Mädeli, sperrt euch nicht dagegen. Gegen euren Willen möchten wir natürlich nichts machen, aber, nicht wahr, ihr habt euch jetzt eines Bessern bedacht?"

Mädeli sagte ihm, er sei ein Schalk, der es wohl gut meinen möge, aber daß die Sache den gewünschten Austrag nehme, das wisse Niemand, und dann habe man, wenn es nicht gelinge, sich für die ganze Welt dargegeben und vor der ganzen Welt lächerlich gemacht für sein Leben lang.

„Weiß denn überhaupt der Mensch," sagte Wehrdi, „wenn er etwas unternimmt, wie es herauskömmt? Würde nicht Jeder Alles unterlassen müssen, wenn er vorher des Erfolges sicher sein wollte. Was würde wohl Gutes auf Erden geschehen sein, wenn

dieser Grundsatz gültig wäre? Wo der Mensch das Gute will, da soll er handeln, den Erfolg aber Gott überlassen, in dessen Hand er steht. Habt ihr diesen Grundsatz etwa auch aufgestellt, als euch euer Mann zur Frau wollte? Habt ihr ihm auch gesagt, wenn ihr wüßtet, daß es gut käme, so wolltet ihr ihn nehmen, da ihr es aber nicht wüßtet, so solle er in Gottes Namen seiner Wege gehen?"

Mädeli mußte wider Willen lächeln, dann aber warf sie dem Wehrdi vor, daß er Alles in's Lächerliche ziehe und den ernstesten Dingen einen sogenannten Spaß anhänge. Wüßte sie, daß sie fünf Schulmeister aus dem Elend erlösen könnte und fünf Kindlein, es brauchten nicht fünfhundert zu sein, so wollte sie für sich sich Alles gefallen lassen. Und wenn man eigentlich dieses wolle, so werde sie nichts mehr dagegen sagen, aber man solle ihr eben auch nicht davon reden. Hätte der Pfarrer die Sache nicht gebilligt, so würde sie jetzt noch Mühe haben, nicht zu glauben, man treibe das Gespött mit ihr.

Wehrdi sagte ihr, es sei doch nicht recht, daß der Pfarrer mehr gelte bei ihr als er, dieser könne zwar etwas feiner thun, aber Spaß mischen in ernste Dinge, das habe er eigentlich vom Pfarrer gelernt. Der sage, es sei am Himmel so und auf der Erde. Ungeheuer tief und ernst sei Alles, aber über die ernste Unergründlichkeit zucke der Sonnenstrahl, blicke der Mond, flimmerten die Sterne, wandle manch ander Lichtlein: so solle es im Leben sein, so solle es im Menschen sein. Was die Menschen bei ihm Spaß nennten, sei doch nur eigentlich ein Strahl, ein Lichtlein, in dessen Schein das Tiefe und Unergründliche erst bemerkbar werde. Wo keine solche Lichtlein sichtbar würden, da lebe man in grenzenloser Oede, die wundervolle Tiefe ergriffe einen nicht zur Ehrfurcht, sondern sie erscheine einem nur als wüste Leere. So rede der Pfarrer, und so gut als der Pfarrer meine er es auch mit uns, und er könne gar nicht leiden, wenn sie demselben mehr trauen wolle als ihm.

Wehrdi war gar possirlich, wenn er mit seinem sonst so gebietenden Wesen anhalten und bitten wollte. Daher konnte meine Frau am Ende nicht anders, als ihn zu versichern, sie wolle ihm so viel zutrauen als irgend einem Andern, wenn er darnach thue. So ward nun die Fortsetzung der Arbeit beschlossen. Wehrdi kam, fragte, jagte und nahm dann die Blätter mit sich nach Hause und brachte sie mir nicht wieder.

Während ich so arbeitete, verbreitete sich das Gerücht, es werde von einer mächtigen Seite her daran gearbeitet, daß uns eine Staatszulage zu dem bisher von den Gemeinden entrichteten Einkommen zugetheilt werde, und zwar jährlich sechzig Thaler.

Diese Nachricht war viel zu schön, als daß wir sie geglaubt hätten. Ach wer so oft getäuscht wird, wird mißtrauisch! Unsere Herzen zitterten in Wonne, wenn wir gedachten, daß es so werden könnte, aber eben darum glaubten wir es nicht. „Ach," dachte ich, „wäre deine Arbeit doch schon fertig, könnte die jetzt hervortreten, dann vielleicht würden die erweichten Herzen stimmen für unser Glück." Aber eben weil ich noch so weit zurück war, daß die Würfel lange gefallen sein mußten, ehe ich zu Ende kam, verlor ich den Muth zur Fortsetzung und sagte Wehrdi: es werde nun am besten sein, abzuwarten was komme, ohnehin könne ich jetzt so wenig zum Schreiben kommen, und ich vermöge es wahrlich nicht, so viel Zeit zu gebrauchen um nichts und wieder nichts.

„Potz Tausend nein," sagte Wehrdi, „das thut mir nicht. Es ist noch nicht gewiß, daß man macht, was die Kommission vorschlägt. Und wenn auch entsprochen wird, so ist das Buch doppelt nöthig. Es ist nöthig, um eine Menge Leute mit euch zu versöhnen, die böse über euch sind und noch böser werden, wenn es euch besser geht. Es soll machen, daß die Leute den Lehrern ohne Ausnahme die Staatszulage gönnen, weil sie zur Führung einer nicht bettelhaften Haushaltung nöthig ist. Es soll zeigen, daß man unter den stattgehabten Umständen euch in diesem Augenblick gar nicht anders verlangen kann, als ihr seid."

So sprach Wehrdi zu mir, und der Pfarrer, der bis dahin that, als wisse er nichts davon, sagte mir einst im Vorbeigehen: „Käser, seid nur fleißig und setzet nicht ab, es wäre mir leid."

So wendete ich denn alle mögliche Zeit dazu an, aber immer mühseliger. Wer einhundert und fünfzig Kinder fünf bis sechs Stunden hintereinander unterrichtet hat, der weiß, wie es einem im Kopf ist. Zudem mußte ich meiner Frau auch etwas beistehen in der Haushaltung, denn sie wurde ihr immer beschwerlicher, und mit dem Spinnen kam sie fast gar nicht mehr fort. Es war ein gar gewaltig kalter Winter, und am Morgen um fünfe das Heizen so schaurig, daß ich es ihr für kein Geld überlassen hätte, der Weg zum Brunnen so glatt, daß ich sie denselben nicht mehr gehen ließ, und das Wasser so kalt, daß ich gar zu gerne unsere Wäsche auswärts hätte waschen lassen, wenn nur Geld dazu vorhanden

gewesen wäre. Die Kinder halfen freilich schon, aber man mußte sie dabei immer im Auge haben. Der Knabe konnte sich leider das Regieren und das daraus entstehende Zanken nicht abgewöhnen. Mädeli ward auch so still und weichmüthig, wenn es alleine war, daß ich es nicht über's Herz bringen konnte, immer für mich zu sein und für mich zu arbeiten. Kam ich dann in die Stube, so erheiterte sich sein Gesicht, es war, als ob eine Wolke davon wegflöge. Freilich waren unsere Gespräche nicht immer die erheiterndsten, aber sie waren doch ein friedliches Besprechen der gemeinsamen Sorgen. Der neue Ankömmling machte den Ankauf einer neuen Bettstelle für die zwei jüngern Kinder nöthig. Da hatten wir tief und schwer zu sinnen, wie es sich am wohlfeilsten machen ließe, und wie wir Geld auch für das Wohlfeilste aufbringen wollten. Wir rechneten Kreuzer für Kreuzer zusammen, und wie oft, wenn die Kinder im Bette waren, nahm ich das Körbchen aus dem Schranke und zählte Stück um Stück und so langsam als möglich, aber immer waren eher weniger als mehr. An die Kindbette und ihre Kosten durfte ich nicht einmal denken. Ich sprach einmal davon, Wehrdi einstweilen um ein Anlehen anzusprechen, aber Mädeli wurde ganz roth im Gesichte und ruhte nicht, bis ich ihr versprochen, es doch ja nicht zu thun, wenigstens nicht bis in der größten Noth und nicht ohne ihr Vorwissen.

Einmal, den 1. März 1837 war es, hatte mich Jemand lange aufgehalten in der Schulstube und erst losgelassen, als meine Kinder mir zweimal zu sagen kamen: ich solle doch kommen, wir wollten essen.

Mädeli stellte nun eine Mehlsuppe oder, wie Andere sagen, eine Wassersuppe auf den Tisch und gewärmte Aepfelschnitze dazu, an die eine Portion Wasser gegossen war, um sie durch die Brühe ergiebiger zu machen. Ich schnitt ein etwas saures Gesicht und fragte: „Warum wir nicht Kaffee und Erdäpfelstücke hätten, wie gewohnt?“

Da traten meinem Weibchen die Thränen in die Augen und es berichtete: es sei heute wieder einmal mit dem Licht im Keller gewesen, um Erdäpfel zu holen, und da sei es fast in den Boden gesunken vor Schrecken, denn es habe gesehen, wie wenig rothe Erdäpfel wir noch hätten. Wollten wir deren noch zum Setzen behalten, so müßten wir bald aufhören, von ihnen zu essen. Da habe es vor Angst heute sparen wollen und nicht daran gedacht,

daß ich der Suppe nichts nachfrage. Ich solle doch recht nicht zürnen, es sei ihm noch in allen Gliedern.

Ich gab meinem Weibchen zur Abbitte die Hand, aber sagen konnte ich nichts. Die Aepfelschnitze, so angefeuchtet sie waren, stachen mir im Halse wie buchene Späne, und mich dünkte, als schlucke mein Weibchen auch etwas hinunter, aber nicht Suppe, nicht Schnitze. So saßen wir da, während die Kinder lustig aßen und an der süßlichten, bläulichen Brühe sich labten, schweigsam Hand in Hand. Keines seufzte um des Andern willen, aber Jedes dachte in schwerem Harm an das Kinderbettchen, an die Kindbette, die fehlenden Erdäpfel. Diese dreifache Noth sauste uns in den Ohren, flimmerte uns vor den Augen. Wir rangen nach Trost, aber wir fanden keinen. Wir sahen das Lämpchen nicht düsterer brennen, wir hörten die Hausthüre nicht knarren, aber wir merkten, daß aus der leise geöffneten Stubenthüre eine Gestalt auf uns zuschritt durch den düstern Hintergrund der Stube; ehe wir sie erkannten, sprach die wohlbekannte Stimme des Pfarrers: „Putzet das Licht und freuet euch. Gestern erkannte der große Rath euch jährlich sechszig Thaler als Staatsbeitrag zu, eure gegenwärtige Besoldung bleibt. Den Vernünftigen ist nun einstweilen geholfen.“

Wir saßen da, wie eingewurzelt. Wie die Sonne mit dem Nebel ringen muß, ehe sie die Erde erleuchten kann, so mußten diese Worte ringen mit unserm Gram, ehe ihr Sinn zum Bewußtsein kam und aufflammte in unsern Seelen.

Da faltete mein Weib die Hände und die nassen Augen hob es auf und mit bebender Stimme betete es: „Ach Gott, vergieb, daß wir dich vergessen und wieder so gekummert. Wir wollen es nie mehr thun, aber nie vergessen wollen wir, was du an uns thust unverdient. Ach, wir sind von Natur verderbt und böse durch eigene Schuld. Aber bessern wollen wir uns, dazu hilf du uns, und sollten wir je dich wieder vergessen, so vergiß du uns nicht und nimmer!“

Und: „Amen!“ sprach der Pfarrer.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Jeremias Gotthelf,

(Albert Bitzius)

geboren am 4. October 1797,
gestorben am 22. October 1854.

Es war ganz im Anfange dieses Jahrhunderts; dem Einzuge der Franzosen in das alte stolze, bisher unüberwundene Bern folgten endlose Durchmärsche und Einquartierungen von Feinden und sogenannten Freunden, von welchen viele Schweizerstädte hart betroffen wurden.

Auch das kleine Städtchen Murten wußte davon zu erzählen. Eine besonders zuchtlose Abtheilung östreichischer Truppen drang einmal zur Nachtzeit plündernd in die Häuser, auch in das Pfarrhaus, das in einem Winkel der alten Ringmauer steht. Alles wurde durchsucht und selbst das Schlafzimmer der Kinder nicht verschont. Aus dem Schlafe aufgeschreckt, erhoben die armen Kleinen ein lautes Geschrei beim Anblicke der bärtigen Krieger, die sich Kasten und Schränke öffnen ließen, mitnahmen was ihnen gefiel und das Uebrige auf den Fußboden warfen.

Nur ein Knabe von wenigen Jahren weinte nicht. Hochaufgerichtet, blitzenden Auges stund er in seinem Bettchen, ballte zornig die kleine Faust und antwortete mit Drohungen auf den Hohn der Soldaten, die seiner ohnmächtigen Wuth spotteten.

Dieser trotzige kleine Held war Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf), geb. den 4. Oct. 1797. Als sein Vater, Sigmund Bitzius 1804 zum Pfarrer von Utzenstorf gewählt wurde, besuchte er bereits die Schule des Städtchens Murten,

wo der Lehrer ihm das Zeugniß gab, der Kopf sei gut, aber die Beine wollten sich nicht stille halten.

Utzenstorf, ein großes Bauerndorf, mit den damals üblichen tief herabhängenden Strohdächern und dem Storchennest auf dem Giebel, liegt in fruchtbarer, aber durchaus nicht romantischer Gegend. Zu der Pfarre gehörte ein bedeutendes Stück Land, das Pfarrer Bitzius mit Hülfe seiner umsichtigen Gattin selbst bewirthschaftete.

Der lebhafte kleine Albert war da in seinem Element, legte überall selbst Hand an und erwarb sich zum Theil schon jetzt jene Kenntniß des Details, die ihm später von so großem Nutzen sein sollte. Es war ihm gestattet, sich eigene Hausthiere zu halten, u. a. einmal einen zahmen Storch, die er mit großer Liebe und Treue versorgte. Fröhlich tummelte er sich mit seinem jüngern Bruder in Wald und Feld und fieng Fische und Krebse in den zahlreichen Bächen, deren klares Wasser zwischen weidenbewachsenen Ufern durch fette Aecker und Wiesen der Emme zufließt. Mit innigem Behagen wies Bitzius nach Jahren noch seinen Kindern das Brücklein, unter welchem er stets den besten Fang gethan.

Trotz seiner offenen derben Natur waren ihm auch kleine Ränke und Schliche nicht fremd. So verlockte er einmal eine der Hennen, die seine Mutter hielt, zu einem geheimen Nest, sammelte sorgfältig die Eier und trat zur Osterzeit nicht eher mit seinem Schatze hervor, bis ihm und seinem Bruder die gewünschte Zahl von Eiern zugesichert wurde.

Der ernste, etwas strenge Vater unterrichtete seine Söhne selbst, besonders wurde das Lateinische mit ihnen eingeübt. Der Unterricht mag nicht immer sehr zusammenhängend

gewesen sein, denn Bitzius' ältere Schwester erzählte oft, wie die wilden Buben das Weite gesucht, wenn der Vater auf Augenblicke abgerufen worden sei und welche Mühe es gekostet, sie wieder aufzufinden und einzufangen. Albert las gern, besonders Bücher, die seiner lebhaften Phantasie Nahrung boten, und das Gelesene beschäftigte ihn Tag und Nacht.

Zwei Eigenschaften waren es, welche in dem reifenden Charakter des Knaben sich entwickelten: eine große Gutmüthigkeit, neidloses Wohlwollen gegen Andere und ein lebhaftes Rechtsgefühl, das sich nicht selten zu einem gewissen Oppositionsgeiste steigerte, wenn er Jemand vertheidigte, dem seiner Meinung nach Unrecht geschah, „Du nimmst für jeden Lump Partei," sagte ihm in einem solchen Falle einst sein Vater. Eben dieses Rechtsgefühl machte es ihm auch schwer, ungerechten bittern Tadel zu ertragen. Noch in spätern Jahren schrieb er an einen Freund: „Es sind sicher wenige Menschen, denen man in der Liebe so viel sagen kann wie mir, aber von oben herab, oder mit Gift, da richtet man nichts bei mir aus, entweder schweige ich, oder bögle mich bolzgerade auf."

Die Mutter Bitzius äußerte sich öfters, sie wolle lieber Albert's Widerspruchsgeist und nachheriges Gehorchen, als die schmiegsame Nachgiebigkeit ihres jüngern Sohnes, bei der nichts Ersprießliches herauskomme.

Bis in sein fünfzehntes Jahr genoß Albert Bitzius die ländliche Freiheit und die Vorzüge eines gemüthlichen Familienlebens, dann trat er in die Literarschule zu Bern und fand mit noch andern Studirenden Kost und Wohnung im Hause eines seiner Lehrer.

Wunderlich genug mag dem an strenge häusliche Ordnung gewöhnten Jüngling der Haushalt des Professors oft vorgekommen sein und er erzählte später ergötzliche Auftritte aus jener Zeit. So z. B. die Scene, als, während die Hausgenossen um den Frühstückstisch versammelt waren, ein von Schülerhand durch's Fenster geworfener Schneeball die Kaffeekanne herunterwarf. Zornentbrannt erhob sich der Hausherr, riß das Fenster auf und donnerte den unsichtbar gewordenen Missethätern nach: „Ihr könnt mir die Scheibe zahlen." „Und die Kaffeekanne auch," kreischte unter seinem Arme durch die kleine, aber entschiedene Frau Professorin.

Sie übte ein strenges Regiment über den gelehrten Herrn und dieser, um sich dafür zu rächen, nannte sein Ehegespons in Gegenwart der kichernden jungen Leute zuweilen Gimel, d. h. Kameel, welchen Titel sie sich durch die Studenten übersetzen ließ.

Ein Lehrer ganz anderer Art aber war Sam. Lutz, Professor der alten Sprachen an der Literarschule, eine imponirende Persönlichkeit von würdevollem Ernste, gründlichem Wissen und unbeflecktem Charakter. Er war für seine Schüler wie ein unerschöpflicher Born, der in übersprudelnder Fülle jedem Wissensdurstigen Befriedigung bot. Unter ihm machte Bitzius seine zwei Gymnasialjahre durch, trat dann 1814 in die Akademie ein und wurde Student.

Der damalige theologische Lehrcurs dauerte sechs Jahre und gewährte den jungen Leuten viel früher als es jetzt geschieht, den Genuß der akademischen Freiheit, was ihnen nicht selten gefährlich wurde. Bitzius hatte indessen das

Glück, bei ältern Freunden liebevollen Rath und einsichtsvolle Leitung zu finden. Seine von Leben und Feuer durchglühte Natur kam seinen Commilitonen mit offenster Herzlichkeit entgegen und begeisterte sich leicht für jedes Ideal, das sein edler reiner Sinn als würdiges Ziel seines Strebens erkannte. Er nahm Theil an Studentenverbindungen und begrüßte mit Freuden die Entstehung des schweizerischen Zofinger-Vereins, an dem er großes Interesse nahm. Zuweilen, doch mit Widerstreben, übernahm er eine Rolle in den Schauspielen, die von den akademischen Schülern hier und da aufgeführt wurden.

Nach abgelaufener Studienzeit und wohlbestandenem Examen wurde er 1820 Candidat des Predigtamtes und Vicar seines Vaters in Utzenstorf. In diese Zeit fiel auch sein Aufenthalt auf der Universität Göttingen, die damals von Schweizern mit Vorliebe besucht wurde. Mit einigen Freunden machte Bitzius vor seiner Heimkehr eine Reise durch Deutschland, wurde unterwegs von der Gelbsucht befallen und schleppte mühsam sich weiter, bis seine kräftige Natur das Uebel überwunden hatte.

Von seiner Heimkehr bis zu seines Vaters Tode 1824 blieb nun Utzenstorf seine Heimat. Hier sammelte er seine ersten Erfahrungen auf pastoralem Gebiet. Seinen Bemühungen gelang es in einem langjährigen Familienzwist Frieden zu stiften und die streitenden Parteien vor einem Eide zu bewahren. Ganz besonders wandte er der Schule seine Aufmerksamkeit zu und nahm dem Lehrer zuweilen einen Theil seiner Aufgabe ab. Eines Tages erzählte ihm dieser triumphirend, wie er nun auch den gegenseitigen

Unterricht in seiner Schule eingeführt habe und führte den Vicar sofort in's Schulzimmer um ihm die neue Einrichtung zu zeigen. Er hatte die Bänke der einen Abtheilung so gestellt, daß die einen Schüler den andern in's Gesicht sahen und nannte dieß nun „gegenseitigen Unterricht".

Utzenstorf und seine Umgebung ist der Schauplatz von Anne Bäbi Jowäger und Bitzius' Stellvertreter im Amte während seines Aufenthaltes in Göttingen hat mehrere Züge zu dem Bilde des pietistischen Vicars geliefert, der in jenem Buche eine Rolle spielt.

Die nächsten fünf Jahre brachte Bitzius in Herzogenbuchsee zu, einem reichen industriellen Dorfe im Oberaargau, oder „den Dörfern", wie der Emmenthaler jene Landesgegend zu bezeichnen pflegt. Mit den in sehr dürftigen Verhältnissen lebenden Familiengliedern seines Principals stand er in freundlichen Beziehungen und lud sie nicht selten zu dem von ihm selbst bereiteten Nachmittagskaffee ein, da sie sich solchen Luxus nicht gestatten durften.

Neben seinen Amtsgeschäften, die ihm sehr am Herzen lagen, pflegte er mit Vorliebe des edeln Waidwerks, nach der Sitte jener Zeit, die es auch den Geistlichen gestattete. Auf der Jagd war es, wo er seinem eigenen Ausspruche zufolge jenes Landschaftsbild „einsog", das er später im Sylvestertraum ausgeführt hat.

„Ich stund an eines waldigen Hügels Rand; vor mir „lag das prächtige Aarethal, durchströmt von der klaren „blauaugigen Aare, der schönen Berner Oberländerin, die, „eine bald sittige, bald muthwillige Braut, ihrem berühmten „Bräutigam, dem mächtigen Sohne der Graubündner Berge,

„dem edeln Rheine entgegenzog, reichen Brautschatz mit sich „führend. — Abschied nehmend, Segen empfangend, Segen „wünschend drängen freundliche Dörfer sich an die dahin„ziehende Braut, grüne Matten umschlingen die Dörfer, „muntere Bäche rauschen durch die Matten und viele „Kirchthürme, ernst und fest, erheben sich im Gelände, dem „Menschen zur Mahnung, daß nicht Alles fließen, rauschen „und verblühen solle auf Erden. Hinter mir lag der heimelige „blaue Berg, halb Berner, halb Solothurner, hinter dem die „dünnblütigen Franzosen wohnen. An dessen Fuße, mir „zur Rechten, lag das uralte Solothurn, aber nicht alters„grau, sondern heiter und jungblütig. Unter mir zur Linken „an des Berges Wange hieng der Pipine zerfallene Burg, „wo kein Karlshof mehr gehalten wird, Luft und Minne „nicht mehr emporsprudeln werden in kaiserlicher Herrlich„keit. Das freundliche üppige Gelände stieg allmählig empor „und ward zu der hehren Terrasse, die Gottes selbsteigene „Hand sich auferbaut hat im Schweizerlande, die von Stufe „zu Stufe zu den riesigen Palästen führt, welche über die „Wolken reichen, auf welchen der Herr thront in feurigen „Wettern, in freundlicher Abendröthe, deren wunderbare „Majestät die Seele mit Staunen füllt, die dem Gemüthe „werden zu Tempeln der Anbetung. Diese eigenthümlichen „Gotteshäuser sind des Schweizers Himmelsleitern, auf denen „auf- und niedersteigen die Engel des Friedens und des „Vertrauens, auf denen er selbst emporsteigen soll zu Dem, „der ihm nicht nur Engel sendet, sondern mit selbsteigener „Hand ihn schützt und wahret. — Diese Herrlichkeit lag „vor mir, verklärt von goldenem Sonnenschein.“

Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir annehmen, daß die Umgebung Herzogenbuchsee's der Schauplatz der „Käserei in der Vehfreude" ist; dort, in jenem fetten fruchtbaren Erdreich wachsen solche freiherrlichen Bauernsöhne, wie sie in Felix so trefflich gezeichnet sind und so lebensfrisch uns vorgeführt werden.

Für Bitzius verfloß indeß die Zeit seines dortigen Aufenthaltes nicht ungetrübt, obgleich eine innige Freundschaft ihn mit mehrern seiner Gemeindeglieder verband, die ihn bis zum Grabe begleitete. Ein Sturm erhob sich wider ihn, der endlich mit seiner Abberufung endigte. Ein Brief von ihm aus jener Zeit enthält eine ziemlich deutliche Andeutung über die Ursachen, die das Ungewitter heraufbeschworen: „Zum ruhigen Ertragen der despotischen Herrschsucht, die „kein Mittel, selbst Lügen nicht scheut, um den zu verderben, „der sich ihr gehässig macht, werde ich's nie bringen."

Indessen wurde die bittere Kränkung ihm einigermaßen dadurch versüßt, daß er bald nachher als Vicar an die heil. Geistkirche nach Bern gezogen wurde. Er hatte große, meist aus Bescheidenheit entspringende Bedenken, dem ehrenvollen Rufe zu folgen und meinte, er habe dem Empfang des Schreibens, das ihn nach Bern beorderte, die erste schlaflose Nacht seines Lebens zu verdanken. „Ich bin nie ein tüchtiger Prediger gewesen," schreibt er, „es fehlten mir besonders „die physischen Anlagen dazu; ich habe nicht höhere Ausbildung, sondern größere Popularität gesucht. Obgleich mir „das innere Leben fortwuchs, erstarrte doch immer mehr „die Fähigkeit es auszusprechen."

Die Bitten seiner Freunde, die Rücksicht auf Mutter

und Schwester, die sich in Bern angesiedelt hatten und die Aussicht auf ein reiches, bisher von ihm noch wenig bebautes Feld der Thätigkeit trugen indeß über jene Bedenken den Sieg davon. Anderthalb Jahre lang wirkte er in Bern, mit größtem Eifer sich des städtischen Armenwesens annehmend, ein liebenswürdiger, gesuchter Gesellschafter im Kreise seiner Freunde.

Es herrschte ein bewegtes politisches Leben in Bern, an dem auch Bitzius regen Antheil nahm. In seinen Jünglingsjahren hatte er mit angeschaut, wie nach Napoleons Niedergang die mehr demokratische Verfassung einer aristokratischen Regierung weichen mußte, und nun auch das Schwergewicht wieder in die Theile, die Kantone, statt in das Ganze, die Eidgenossenschaft verlegt worden war. Glücklicherweise konnte diese rückgängige Bewegung nie feste Wurzeln schlagen. Durch Vereine, wie die helvetische Gesellschaft, der Zofingerverein, wurde das Streben nach größerer Einheit, innerer Zusammengehörigkeit gepflegt, und es begann eine immer größere Unzufriedenheit mit den bestehenden Staatseinrichtungen um sich zu greifen, genährt und gesteigert durch den Uebermuth und Hochmuth untüchtiger patricischer Beamten. Die aristokratische Regierung sah in Jedem, der nicht blind gehorchte, einen Aufrührer, in den laut werdenden Wünschen nach größerer Freiheit Hochverrath und suchte mit allen möglichen Mitteln jede Bewegung zu ersticken.

Die Juli-Ereignisse in Frankreich warfen den Funken in den aufgehäuften Zündstoff und unter dem Frohlocken der Menge brach die Regierung, die „boutique pourrie“, wie eins ihrer Glieder sie nannte, zusammen.

Mit Freuden begrüßte Bitzius das Erwachen seines Volkes. Wenn auch kein Führer, war er doch ein begeisterter, unermüdlicher Kämpfer für Freiheit und Recht.

Gerade in der aufgeregtesten Zeit, Ende des Jahres 1830, wurde er als Vicar nach Lützelflüh beordert, und nachdem er, altbernischer Sitte getreu, den Neujahrstag im Kreise der Seinen festlich begangen, trat er zu Pferde die Reise nach seinem neuen Bestimmungsorte an.

„Eine Insel im Meere" nennt Bitzius in den ersten Tagen seinen neuen Aufenthalt. Für den lebhaften feurigen jungen Mann mag der Contrast zwischen dem gerade in jener Zeit so bewegten Stadtleben und der winterlichen Stille des einsamen Dorfes ein fast schmerzlicher gewesen sein und er ließ sich wohl nicht träumen, daß er hier endlich eine glückliche Heimat finden würde.

Sein Principal, der greise neunzigjährige Pfarrer Faßnacht, starb nach Jahresfrist und Bitzius hatte mittlerweile seine Gemeinde so lieb gewonnen, daß er sich herzlich darüber freute, als er zu seinem Nachfolger ernannt wurde. Es war dieß die erste Pfarrwahl, welche die aus dem Schoose des Volkes hervorgegangene neue Regierung vornahm.

Bald danach gründete der junge Pfarrer sich seinen eigenen Heerd, indem er die Enkelin seines Vorgängers, eine Tochter des frühverstorbenen Professors Zeender, als Gattin heimführte. Seine Hochzeit fand den 8. Jan. 1833 in Wyningen statt.

Lützelflüh, zwei Stunden oberhalb Burgdorf an sonnigem Abhang über der Emme gelegen, ist ein mäßig großes Dorf.

rings von grünen Hügeln umgeben, deren Gipfel mit Buch- oder Tannwäldern bedeckt sind. Der größte Theil der sehr zerstreuten, an dreizehn andre Kirchspiele grenzenden Gemeinde besteht aber nicht im Dorfe, sondern in vereinzelt liegenden Höfen oder Weilern, die oft von ihrer Kirchgemeinde ganz abgeschnitten sind, ein Umstand, der die dortige Seelsorge sehr schwierig und zeitraubend macht.

Ein benachbarter Hügel trug vordem das Schloß Brandis, das in Gotthelfs Schriften mehrfach vorkömmt. Im Mittelalter gab es seinen Namen einem stolzen wilden Edelgeschlechte, nach dessen Erlöschen die Herrschaft Brandis von dem immer mächtiger aufblühenden Bern angekauft wurde, 1798 wurden die Schloßgebäude von den Bauern in Brand gesteckt und zerstört und ein wüster Schuttkegel mit prachtvoller Aussicht ist allein zurückgeblieben von der einstigen Herrlichkeit.

Kirche und Pfarrhaus von Lützelflüh liegen etwas abseits vom Dorfe, anmuthig unter Obstbäumen halb versteckt. Erstere ist sehr schmucklos und einfach, umschlossen von dem kleinen, schön gelegenen Kirchhofe, „dem Acker, auf dem in Schwachheit gesäet wird, was auferstehen soll in Herrlichkeit“.

Das geräumige Pfarrhaus ist durch einen großen Garten von ihm getrennt. In weitem Kreise umgeben es Nebengebäude und von allen Seiten ist es „der Sonne z'weg“. Bitzius hatte seine Studirstube im ersten Stock und der frühe Morgenstrahl fiel auf seinen Schreibtisch. Das Fenster gieng auf eine mit Dahlien bepflanzte Terrasse, begrenzt von grünen Matten; weiter schweifte der Blick über blaue Vor-

berge hinaus zu den schneegekrönten Eisriesen des Schreck- und Wetterhorns.

Ein neues Feld schöpferischer Thätigkeit öffnete sich bald dem unternehmenden Geiste des jungen Pfarrers. Der politischen Umwälzung im Kanton Bern folgte eine Zeit der Bewegung und Neugestaltung auf fast allen Gebieten des socialen Lebens, besonders denjenigen des Armenwesens und der Schule.

Ersteres war nach und nach, besonders für die armen Gemeinden des Emmenthals, zu einer fast erdrückenden Last geworden. Leichtsinnige Ehen, zunehmende Trunksucht und abnehmende Arbeitslust waren zugleich Folge und Ursache des überhand nehmenden Uebels. Dazu kam noch die Gährung, welche die mißverstandenen neuen Begriffe von Freiheit und Gleichberechtigung aller Stände in den Armen hervorrief.

Bitzius sagt darüber in seiner „Armennoth": „Arbeite „nur recht fleißig, sagt man zu dem Armen, so kannst du „auch reich werden; sammle dir Kenntnisse, so kannst du „ja werden, was du willst, kein Weg ist dir verschlossen. „Aber der Arme faßt das nicht, nicht das Christenthum „hat ihn erfaßt, eine andre Flamme lodert in ihm, eine „Krankheit der Zeit hat auch ihn ergriffen: es ist die „grenzenlose Schwindelei, die Millionen herumwirbelt, wie „der Wind den Straßenstaub, die in Millionen hohler Köpfe „flackert, sie zu den feurigen Mannen unsrer Zeit, zu trost- „losen Irrwischen macht. Es ist nicht mehr da die stille „geduldige Beharrlichkeit, die nie ermattet, die zum Bau „des Daseins Sandkorn nur um Sandkorn fügt, es ist

„auch nicht mehr da die emsige Rührigkeit, die das Kleinste „treu verwaltet, die fröhliche Genügsamkeit, die bei Wenigem „übrig hat, die stille Geduld, die hunderte von Stunden „zu Fuße geht, froh, wenn sie jeden Tag nur einige vor„wärts gekommen."

Vor Allem aber gieng Bitzius einem Uebel zu Leibe, das er mit Recht als die Wurzel und den Keim der immer riesiger anwachsenden Armenlast betrachtete; das war die vernachlässigte Jugenderziehung, besonders die auf dem Lande an vielen Orten eingeführte Unterbringung armer Kinder, wie sie übrigens heutzutage, Gottlob, selten mehr vorkömmt.

Wir lassen ihn darüber selbst reden: „Wahrscheinlich „noch jetzt sind die ehedem allgemeinen Mindersteigerungen „gebräuchlich. Da wurden Kinder förmlich ausgerufen wie „unvernünftiges Vieh. — Wer will minder als zehn Kronen „für das Meitschi, es ist ein gewachsenes und ist brav ge„kleidet u. s. w. So mußte das Kind sich ausrufen hören, „mußte hören, wie es Batzen um Batzen heruntergesteigert „wurde, und mit jedem abgemarkteten Batzen wurde ein „ganzes Jahr lang seine Behandlung um so härter, das „wußte es. — Niemand frägt dem armen Kinde nach, „niemand sieht darauf, wie es seine Sache hat; wem es „klagen kann, weiß es nicht, den Weg zur Heimat kennt „es vielleicht nicht und was sollte es dort, wo man es an „der Mindersteigerung dem Mindestbietenden zugeschlagen „hat. Man sorgte dafür, daß solche arme Kinder am Leben „blieben, man gab ihnen Brod oder Geld, wenn sie an die „Thüren klopften, aber man sah in ihnen nicht die Kleinen, „die Jesus so lieb hatte; man bekümmerte sich durchaus

„nicht um ihre Seelen, ja man fragte nicht danach, ob sie „eine Seele hätten! So oft man wollte, hörte man den „gräßlichen Spruch: Der Bauer frage einst nicht: Kannst „beten? sondern: Kannst arbeiten?"

Diesem Zustande der Dinge konnte Bitzius nicht zusehen, ohne das Bedürfniß zu empfinden, mit Rath und That zu helfen. Durch den edeln Fellenberg angeregt, hatte ein Verein für christliche Volksbildung sich der verlassenen Kinder angenommen und es entstanden, als Früchte seiner Anstrengungen, mehrere Armenanstalten. Auch Bitzius säumte nicht mit einigen gemeinnützigen Männern seines Bezirks eine solche für Knaben in dem benachbarten Sumiswald zu gründen, die später nach Trachselwald übersiedelte.

Er nennt die Einweihung derselben, den 1. Juni 1835, seinen eigentlichen Hochzeitstag. Diese Anstalt wurde für ihn eine zweite Familie. Alle Zöglinge kannte er mit Namen, wußte um den Bildungszustand und das innere Leben jedes einzelnen, und nannte sie nie anders als „unsre Knaben". Sie dagegen liebten und ehrten ihn wie einen Vater; wenn sie die volle kräftige Gestalt über das Feld daherschreiten sahen, nahm sich auch der Unbändigste zusammen, um von ihm nicht gescholten zu werden. Bedurfte er der Zerstreuung und Aufheiterung, so stieg er den Hügel hinan, auf welchem, wie eine Warte, das große Haus stund, dessen Fenster, von der Abendsonne vergoldet, weithin in's Thal hinableuchteten.

Einen großen Theil seiner Zeit hat Bitzius diesem Werke gewidmet und blieb für dasselbe ununterbrochen thätig bis zu seinem Tode. Seinem Antriebe ist es wohl haupt-

sächlich zuzuschreiben, daß am Stiftungstage der Anstalt die ausgetretenen Zöglinge ihre alte Heimat wieder aufsuchten, wo unter einem weitastigen Birnbaum ein einfacher Tisch für sie gedeckt war. Die Mitglieder der Verwaltung, Lehrer, Jünglinge und Knaben, versammelten sich da in zwangloser, maßvoller Fröhlichkeit und Bitzius fühlte sich nie glücklicher, als in diesen Stunden. Ein einfacher Denkstein, den die ausgetretenen Zöglinge der Anstalt ihrem edeln Freunde setzten, schmückt nun diese Stätte.

Nicht besser als auf dem Gebiete des Armenwesens sah es zu Anfang der dreißiger Jahre auf demjenigen der Schule aus. Die Mehrzahl der Gemeinden that für dieselbe so wenig als möglich. Die Schulhäuser waren häufig im erbärmlichsten Zustande; zweihundert Franken betrachtete man als ein schönes Einkommen für einen Mann, der sein Brod „in Schatten und Schirm" verdienen könne. Die Aufsicht des Staates beschränkte sich nicht selten auf stets wiederholte Befehle, denen nie Folge geleistet wurde.

Auch hier legten Bitzius und seine Mitkämpfer rüstig die Hand an den Pflug. Die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" geben Zeugniß davon, welche Schwierigkeiten sich den muthigen Pioniren entgegenstellten, die diese Wildniß zu lichten versuchten. Bitzius hielt selbst im Anfange seiner pfarramtlichen Wirksamkeit einen Wiederholungscurs für Schulmeister in dem benachbarten Burgdorf und war längere Zeit Schulcommissär seines Bezirkes. Sein Bestreben war, die Schule dahin zu bringen, daß, statt des bisher üblichen Auswendiglernens und gedankenlosen Hersagens unverstandenen Stoffes, ein eigenes frisches Leben in den

Kindern geweckt und genährt würde. Die Schule sollte keine Zwangsanstalt, sie sollte eine Bildungsanstalt sein, in der die Söhne eines freien Volkes zu wirklich freien Männern erzogen und befähigt würden, als tüchtige Bürger ihrem Vaterlande zu dienen.

Seinen Erfahrungen auf den beiden Gebieten des Armenwesens und der Schule und der unmittelbaren Anschauung der darin waltenden Zustände entsprang 1836 sein erstes Geisteskind, „der Bauernspiegel" oder „Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf", von dem er seinen Autornamen empfieng.

Lange schwankte Bitzius, ob er das Werk veröffentlichen solle, oder nicht. Da gieng er an einem schönen Frühlingsmorgen über Feld und sah neben sich auf beiden Seiten der Hecke, die den Weg säumte, eine Lerche aufsteigen. Plötzlich kam ihm der Gedanke, die beiden kleinen Sänger zu Schiedsrichtern zu machen. Würden sie von ihm weg über das Feld hinstreichen, so wollte er sein Buch im Pulte behalten, würden sie aber aufsteigen und singen, so wollte er's in Gottes Namen vom Stapel laufen lassen. Kaum hatte er sich's ausgedacht, so schwangen die kleinen Propheten sich hoch in die blaue Luft, vereinigten sich und huben fröhlich zu singen an. — Nun war es aus mit Zagen und Bedenklichkeiten, frohen Muths betrat er die neue Bahn und hat es nie bereut, jenem Orakel gefolgt zu sein.

Seine greise Mutter, die den Sommer in Lützelflüh bei dem Sohne zubrachte, erlebte die Aufregung, das Lob und den Tadel nicht mehr, die das eigenthümliche Buch in hohem Maße hervorrief; ihr Tod hinterließ eine schmerzliche

Lücke in dem Leben der Ihrigen, eine Trauer, die ihr Sohn männlich zu bekämpfen suchte, indem er immer kühner, offener und fester für das Wohl seines Volkes in die Schranken trat.

Nicht äußere Beweggründe waren es, die Bitzius veranlaßten, eine schriftstellerische Laufbahn einzuschlagen. Die warme Liebe zu seinem Volke, sein lebhaftes Rechtsgefühl, verbunden mit seiner Einsicht in alte und neue Zustände, ließen ihn mit klarem Auge die Schäden erkennen, an denen sein Vaterland sich verbluten und zu Grunde gehen mußte, wenn nicht Abhülfe geschafft würde. So erhob er denn seine Stimme, ein Jeremias, auf den Trümmern alter abgebrochener Verhältnisse, unvollendeter, noch schwankender Neubauten, auf einem wirren Schutthaufen, in welchem Baumeister und Handlanger oft selbst rathlos herumirrten.

Ueber den Ursprung seiner schriftstellerischen Thätigkeit schreibt Bitzius selbst an einen Freund: „So kam ich zum „Schreiben ohne alle Vorbereitung und ohne daran zu „denken, Schriftsteller zu werden, Volksschriftsteller. Aber „das Armenwesen, die Schule standen in Frage. So sprang „erst der Bauernspiegel, dann der Schulmeister hervor, mit „der gewohnten Rücksichtslosigkeit, die nach nichts frägt, als „ob es so gut und recht sei."

Die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", von denen der erste Band 1838, der zweite ein Jahr später erschien, verfolgten im Allgemeinen die nämliche Tendenz wie der „Bauernspiegel". Hier wie dort war es die herzliche Liebe, das innigste Erbarmen mit den Armen und Hülflosen, die Bitzius die Feder führten, wenn auch im

ersten Buche mehr das Armenwesen, im zweiten die Schule in den Vordergrund trat.

Lange wanderte das Manuscript des Schulmeisters vergeblich von einem schweizerischen Verleger zum andern, da keiner es zu drucken wagte, der beißenden Bemerkungen wegen, die Bitzius sich darin gegen Autoritäten erlaubt hatte. Der Umschlag zerfiel in Fetzen und man mußte eine eigene Schachtel dafür machen lassen, um die einzelnen Bogen nicht zu verlieren.

Wie einem frisch geöffneten Borne entströmen von da an immer neue Schöpfungen Gotthelfs Feder, in ungemessener, oft überschwänglicher Fülle. Den ihm von außen dargebotenen Stoff auf's glücklichste benutzend und verarbeitend, schöpfte er zugleich aus sich selbst und seiner innigen Zusammengehörigkeit mit seinem Volke. Seine Freuden theilte er, seine Leiden litt er mit und bot so seinen Lesern sein eigenes Leben in fremdem Gewande dar.

Nach einigen kleinen Schriften, wie „Dursli der Branntweinsäufer" und die „Armennoth", folgte dem „Schulmeister", „Uli der Knecht", das am weitesten verbreitete unter Gotthelfs Werken. Sein Thema war das Verhältniß der Dienstboten zu den Meisterleuten. Ein liederlicher, leichtsinniger Bursche ringt sich an der Hand eines treuen Meisters durch Versuchungen und Fehltritte jeder Art zu gesicherter Stellung und geachtetem Namen empor.

Das Buch fand so großen Anklang, daß der Verfasser einige Jahre später dem ersten Theile einen zweiten folgen ließ unter dem Titel: „Uli der Pächter". War es im

„Knecht“ der einzelne Mensch, der allmählig zum Bessern aufsteigt, so ist es im „Pächter“ das Gebiet der Familie, auf welchem der gleiche Vorgang sich wiederholt. Während die eine der beiden Familien durch Gottesfurcht, Fleiß und Treue im Kleinen, obzwar unter großen Schwankungen, immer weiter zur Vollendung dringt, sinkt die andre durch den Mangel dieser Tugenden immer mehr sittlichem und ökonomischem Verfall entgegen.

In den „Bildern und Sagen“, deren sechs Bändchen bald nach „Uli dem Knecht“ erschienen, behandelt Gotthelf mit großer Freiheit und Selbstständigkeit historische und sagenhafte Stoffe seines Heimatlandes.

Eine Ausnahme davon bildet die Volkserzählung „Geld und Geist“, deren erster Theil ebenfalls in den „Bildern und Sagen“ in die Oeffentlichkeit trat, das aber später von Bitzius erweitert wurde und eines seiner vorzüglichsten Werke ausmacht.

Eine reiche, brave und christliche Familie verliert durch eine verhältnißmäßig geringe Einbuße an Hab und Gut das kostbarste aller Güter, den Frieden. Es ist bemerkenswerth, daß auch hier, wie im „Schulmeister“ und in „Uli“, die Lichtgestalt des Buches eine weibliche ist; die Hausmutter Aenneli, sich selbst besiegend, thut den ersten Schritt zur Versöhnung. Der edle Geist der Mutter lebt in dem Sohne fort, der lieber sein irdisches Glück opfern, als den neugewonnenen Frieden seines Hauses dran geben will. Auf den Schluß des Buches paßt das Wort des Propheten: „Um den Abend aber wird es licht sein“.

„Anne Bäbi Jowäger“, dessen zwei Bände 1843 und

1844 erschienen, wurde auf Veranlassung der Medicinalbehörde geschrieben, um der überhand nehmenden ärztlichen Pfuscherei zu steuern. Bitzius überschritt aber das ursprüngliche Programm, indem er auch der Pfuscherei auf dem Gebiete der Seelsorge den Krieg erklärte.

Immer mächtiger drängte nun von da an die Politik sich in den Vordergrund und ihr hochgehender Wellenschlag machte sich bald auch in Gotthelfs Schriften fühlbar. Werfen wir einen kurzen Blick auf die Ereignisse, die seinem Geiste diese Richtung gaben.

Auf die Zeiten friedlichen Ausbaues in dem politischen Leben der Schweiz waren Stürme und Kämpfe gefolgt. Zwistigkeiten, verursacht durch die Klösteraufhebung im Aargau und die Jesuitenberufung im Kanton Luzern, entzweiten die protestantischen und katholischen Kantone. Eigenen Vortheil suchend, schürten Fremde den Funken der Zwietracht, bis er zur Flamme wurde. 1844 und 1845 brachen hauptsächlich aus den Kantonen Aargau und Bern Züge von Freischaaren nach Luzern auf, um die Jesuiten von dort zu vertreiben, ein Unternehmen, das eben so schmählich endigte, als es unbesonnen und planlos in's Werk gesetzt worden war. Es war das Vorspiel zu dem im Jahre 1847 ausbrechenden Sonderbundskriege, der die eine Hälfte der Eidgenossen wider die andre zu den Waffen rief.

Bitzius' treues Herz litt unendlich unter diesen Ereignissen. Es waren nicht bloß persönliche Kränkungen, die ihn verletzten, sondern was ihn besonders schmerzte war, daß er sein Volk auf abschüssiger Bahn dahinstürmen sah, ohne

auf seinen Warnungsruf hören zu wollen, ja den ernsten Mahner mit Schmähungen und Drohungen zu übertäuben suchend.

Der vierte November, der Tag des Losbruchs der Bruderfehde, als die Gesandten der Urkantone tief gekränkt den Sitzungssaal der Tagsatzung verließen, war ihm bitter wie der Todestag eines Freundes.

Die nächste Zukunft schuf aus dem bisherigen Staatenbund den Bundesstaat; da diese Errungenschaft aber aus dem Siege des Bürgerkrieges hervorgegangen war, so konnte selbst die dadurch gewonnene Einheit und die Verschmelzung vielfacher Sonderinteressen zu einem fest zusammenhängenden Ganzen Bitzius nicht dafür begeistern.

Auch in der innern und äußern Lage seines Heimatkantons lag Manches, was seinen sonst so hoffnungsfreudigen Blick trübte und ihn mehr und mehr das Heil nur noch in der Wiederkehr früherer Zustände erkennen ließ.

Er hatte sich mit vielen Andern über den Umsturz der Geschlechterherrschaft gefreut und auf die neue Ordnung der Dinge, eine mehr oder weniger beschränkte Demokratie, große Hoffnungen gesetzt. Auf der soliden Grundlage neuer liberaler Gesetze unter dem Schutz und Schirm einer aus dem Volke selbst hervorgegangenen Regierung und geregelter Zustände hatten er und seine Mitarbeiter frohen Muthes Hand an den Auf- und Ausbau christlicher Volksbildung und Volkswohlfahrt gelegt. Da brachen die schon längere Zeit vernachlässigten materiellen Interessen sich Bahn, emporgehoben auf den starken Schultern noch unmittelbarerer Volksherr-

schaft und führten den Fall der Dreißiger-Regierung herbei.

Die liberale Partei, der Bitzius angehörte, wurde unsanft bei Seite geschoben und obgleich sie 1850 für den Augenblick wieder Oberwasser bekam, konnte es seiner Einsicht doch nicht verborgen bleiben, wie vielfach der Boden unter ihren Füßen wanke und daß, selbst im eigenen Lager, viel unlautere Beweggründe den Antrieb und Ausschlag gaben.

Er blickte in ein Chaos alter und neuer Gesetze, willkommenes Labyrinth für die Ränke und Schleichwege der wie Pilze emporwuchernden Winkeladvocaten, sah den Schwindelgeist aufsteigen aus dem Nebel der durch unkluge Maßregeln gefährdeten Finanzen, und den Verfall des häuslichen Lebens durch die zahllos sich mehrenden Wirthschaften.

Vor Allem waren es die oft schlecht gewählten, nach oben und unten abhängigen Beamten, die seinen Aerger auf sich zogen und seine Feder zuspitzten zu schneidenden Sarkasmen.

Bitzius war kein Politiker, noch weniger ein Diplomat; er stund nicht über den Parteien, sondern mitten im Kampfe. „Ich schreibe auch nicht, ich fechte", sagt er in einem seiner spätern Briefe. Da er unten im Volke lebte, so gewann er keinen freien Aus- und Ueberblick über das Ringen und Streben einer bewegten Zeit, die wir jetzt viel milder und gerechter zu beurtheilen vermögen, da wir das Gute genießen, das sie uns gebracht, während er und seine Zeitgenossen nur die Gährung, nicht aber den Klärungsproceß durchmachten.

Die meisten seiner spätern Werke tragen das Gepräge dieser verdüsterten Anschauungsweise; zuerst der Geltstag, ein Schattengemälde, wozu das zunehmende Wirthshausleben ihm den Anlaß bot.

Ihm folgte 1847 „Jacobs Wanderungen durch die Schweiz", außer dem kleinen Gelegenheitsschriftchen „Hans Jakob und Heiri" das einzige seiner Bücher, dessen Schauplatz nicht bloß das engere Vaterland ist.

Im gleichen Jahre erschien auch „Käthi, die Großmutter", das wir dem vorigen als Gegenstück an die Seite stellen möchten. Wagte sich Gotthelf dort auf die offene See kosmopolitischer Zeitströmungen, so blieb er hier im Hafen engster Häuslichkeit und friedlichen Genügens. Zeichnete er dort die Gefahren der überschäumenden Jugend, so malte er hier die Leiden und Entbehrungen des Alters. War es dort der Leichtsinn und die Beschränktheit, die Jakob zu Falle brachten, so finden wir hier die Einfalt und die Unbekanntschaft mit der Welt, die Käthi an ihren Gott sich festklammern ließen.

Bisher hatte Gotthelf stets eine Hauptperson an die Spitze oder in die Mitte seiner Erzählungen gestellt, um die sich alles übrige Leben und Treiben gleichsam krystallisirte. Nun aber trat er 1850 mit der „Käserei in der Vehfreude" auf, die nicht sowohl das Leben eines Einzelnen, als vielmehr dasjenige einer ganzen Dorfgenossenschaft zum Gegenstande hat.

„Zeitgeist und Bernergeist" 1852 stehen mitten in der Brandung politischer Aufregung und es ist, zumal für einen Nicht-Berner, schwer, sich hindurchzuarbeiten.

Der „Schuldenbauer" endlich, dessen Herausgabe er nicht mehr erlebte, hat uns immer den Eindruck gemacht, als habe der Verfasser, während er daran arbeitete, gefühlt, daß seine Kraft gebrochen sei, sein Tag sich zu Ende neige.

Die vielen kleinern Erzählungen, die Bitzius bald für diese, bald für jene Zeitschrift geschrieben, sind in fünf Bänden vereinigt worden und tragen den Titel: Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz.

Auf Anregung des Herrn Verlegers der Gotthelf'schen Schriften ist in den letzten Jahren von mehreren derselben eine neue wohlfeile Volksausgabe erschienen. Mit pietätvollster Schonung wurden die betreffenden Werke von einem warmen Verehrer des Dichters, Herrn Ferd. Schmidt in Berlin, durchgesehen und die nicht mehr zeitgemäßen politischen Auslassungen abgekürzt, oder ausgemerzt, da sie oft mit dem Vorhergegangenen und Nachfolgenden außer allem Zusammenhang stehen und uns den Eindruck des Ganzen trüben. Es war gleichsam ein Wetterleuchten seines Geistes, während sein dichterisches Gemüth die lieblichsten Bilder, die herrlichsten Charaktere schuf, die wie Sterne durch nächtliches Dunkel glänzen.

Bitzius selbst feilte nur höchst selten an seinen Schriften und änderte nie den Gang einer Erzählung, wenn sie einmal angefangen war. Seine Werke entstunden wie aus einem Gusse, beim Beginn wußte er oft nicht, wie sie enden würden, und zuweilen war der Schluß selbst für ihn überraschend. Wenn man ihn danach fragte, pflegte er zu antworten: „Ich gehe, wohin ich geführt werde, aber das Ziel weiß ich nicht."

Trotz seiner Derbheit und seiner oft maßlosen Ausfälle gegen politische Gegner betrachtete er dieselben doch nie als persönliche Feinde, sondern bot den achtungswerthen unter ihnen über die trennende Kluft hinüber freundlich die Hand und öffnete ihnen die gastlichen Pforten seines Hauses.

Doch nicht bloß als Schriftsteller, sondern auch als Pfarrer hat Bitzius im Segen gearbeitet. Seine Predigten waren gedankenreich, kurz und oft einschneidend; fand er nicht gleich den schriftdeutschen Ausdruck für einen in ihm aufleuchtenden Gedanken, so wählte er unbedenklich den ihm zur Hand liegenden berndeutschen, doch ohne je nach Originalität haschen zu wollen. Die meisten seiner Texte entnahm er dem alten Testamente, besonders den Psalmen, die er sehr liebte; höchst selten schrieb er eine seiner Predigten nieder; wir erinnern uns nur an eine Predigt vor dem geistlichen Capitel in Burgdorf, in welcher er mit weihevollem Ernste den Beruf eines Geistlichen zeichnete und an seine zwei gewaltigen Bußpredigten an die eidgenössischen Regenten und an das eidgenössische Volk, die er aber nur durch den Druck veröffentlichte, weil die, zu deren Gewissen er reden wollte, seinem Worte nicht zugänglich waren.

Mit Vorliebe und Sachkenntniß nahm er sich der Schulen seiner ausgedehnten Gemeinde an und besuchte sie häufig, die im Winter oft sehr schlimmen Wege nicht scheuend. Nicht selten setzte er bei diesen Anläßen Lehrer und Schüler in Verlegenheit, indem er den letztern Aufgaben im Kopfrechnen gab, auf die sie nicht eingeübt waren. Er

selbst besaß große Fertigkeit darin und half ihnen am Ende lächelnd aus der Klemme.

Eben so viel Liebe und Sorgfalt verwandte er auf den Unterricht seiner Confirmanden; er ließ es sich angelegen sein, alle Lebensverhältnisse mit dem Lichte göttlicher Wahrheit zu beleuchten und ihnen nicht bloß die Theorie der Religion, sondern die Ausführung und Bethätigung derselben an's Herz zu legen. Mit Begeisterung schilderte er den staunenden Kindern die hehren Gestalten und Bilder der heil. Schrift und konnte dann wieder mit größter Geduld und Ausdauer bei der Erklärung eines Wortes stehen bleiben, wenn dieses ihm zum Verständniß des Ganzen nöthig schien. Auf das Betragen der Confirmanden in Schule und Haus gab er genau Acht und ließ ihnen weder eine Unwahrheit, noch eine Bosheit oder Rohheit ungerügt hingehen. Einst ließen die Knaben sich beikommen bei seinem Eintritte die Mützen auf dem Kopfe zu behalten. Da zog Bitzius höflich die seinige ab, verneigte sich tief und sprach: „Gott grüß' Euch, Ihr Herren von Lützelflüh".

Geistliche Hausbesuche machte er nur sehr selten, nur da wo er eigentliches Bedürfniß sah und einen Wunsch erfüllte. Lieber ließ er sich von den Leuten aufsuchen und wurde nie müde, Rede zu stehen, wo und über was es auch sein mochte. Seinen alten Pfarrer in „Anne Bäbi Jowäger", dem er sein ganzes Denken und Fühlen in den Mund legte, läßt er sagen: „Niemand als Gott hat eine so „große Audienzstube, als so ein alter Pfarrer; wo er geht „und steht wird er angesprochen, muß Rede stehen und er „thut es gerne, so pressirt er auch ist, er weiß ja nie, ob

„das Wort, das er jetzt sagen könnte, ihm später zu sagen „vergönnt ist."

Diese Treue war ein Charakterzug von Bitzius. Mit unendlicher Geduld hörte er die langweiligsten Erzählungen an, wenn er einem gepreßten Herzen dadurch Erleichterung verschaffen konnte. Nie kürzte oder unterbrach er eine solche Mittheilung; seiner Aufmerksamkeit entgieng kein Goldkorn, kein Zug, der ihm Kunde gab von dem innern Leben des Volkes und vielen kostbaren dichterischen Stoff hat er sich auf diese Weise ameisenartig zusammengetragen.

Während der Mahlzeit wurde er oft zwei bis drei Mal durch Audienzen unterbrochen. „Ich kann nicht essen, „wenn Jemand auf mich wartet", sagte er zu seiner Frau, wenn sie ihn bat, doch an seine eigene Bequemlichkeit zu denken. Einmal ließ er sie, zu einem Ausfluge gerüstet, über eine Stunde warten, um die Herzensergießungen einer unglücklichen Ehefrau anzuhören. Als seine Gattin über den verlornen schönen Nachmittag klagte, sagte er sehr ernst: „Ich habe heute vielleicht eine Seele vor Schwermuth ge„rettet, das wiegt mir manchen schönen Tag auf."

Nachdem wir sein öffentliches Wirken und Auftreten geschildert, dürfen wir auch der Quelle nicht vergessen, wo er stets neue Lust zur Arbeit schöpfte, des hellen Lichtgrundes, dem sein ganzes Thun entfloß, es war dieß sein häusliches Glück. Seine Gattin hat an all' seinen geistigen Schöpfungen großen Antheil gehabt, nicht bloß mittelbar, indem ihre Liebe und Sorge ihm jeden Stein aus dem Wege räumte, sein Herz und seinen Geist stets elastisch und frisch erhielt, häusliche Mühen ihm abnahm, Bitt'res und

Frohes mit ihm theilte, sondern auch unmittelbar, indem sie stets die erste Kritik seiner Werke, die erste Correctur der Druckbogen übernahm und Abends ihrem Gatten die meisten der an ihn gerichteten Briefe vorlas, mit unermüdlicher Geduld die schwierigsten Handschriften entziffernd.

In stiller Verborgenheit suchte sie ihr Glück und ihre Freude darin, die Ihrigen froh zu machen und ihre zarte Natur war stets stark, da, wo es galt, in Liebe Andern zu dienen. Die Milde und Weichheit ihres Gemüthes ergänzte harmonisch das nicht selten rauhe und stürmische Wesen ihres Gatten und hielt der Strenge des Vaters in der Erziehung der Kinder das Gleichgewicht. Ihr Herz war spiegelklar, jeder Unwahrheit und Unlauterkeit fern; nie verbarg sie dem Vater die Fehler der Kinder, sondern ermunterte dieselben durch Wort und Beispiel zur offensten Freimüthigkeit. Wir dürfen wohl jenes Wort der Schrift auf sie anwenden: „Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen."

Wer hätte gedacht, daß die schwache, oft kränkelnde Frau ihren kräftigen Gatten um achtzehn Jahre überleben würde!

Bitzius war ein treuer sorgsamer Gatte, ein liebender, oft etwas strenger und ernster Vater, der seinen kurzen Befehlen ohne viel Reden Nachdruck zu verschaffen wußte. Mehr als mit Worten strafte er mit dem flammenden Blicke seiner Augen, die bei jeder Gemüthsbewegung Farbe wechselten. Der individuellen Entwicklung seiner Kinder ließ er großen Spielraum und gewährte ihnen früh schon eine ziemliche Selbstständigkeit, sofern diese in gehörigen Schranken blieb.

Vor Allem waren es Offenheit, freundliches und leutseliges Betragen, Ausdauer und Pünktlichkeit, die er forderte und worin er ihnen mit eigenem Beispiele vorangieng. Jede hochmüthige Aeußerung, jedes Sichbesserglauben als Andre wurde von ihm scharf getadelt; so duldete er z. B. nie, daß die Seinen in wegwerfendem Tone von „Bettlern und Bauern“ sprachen, diese Ausdrücke, die im Bernerdialekt an sich schon einen verächtlichen Beigeschmack haben, mußten in „Landleute“ und „Arme“ umgewandelt werden.

Wenn Bitzius viel von seinen Kindern verlangte, so gönnte er ihnen dagegen jede Freude von Herzen, obgleich er eine sentimentale Feier der häuslichen Feste nicht liebte. Ueberhaupt war er kein Freund allzugroßer Zärtlichkeit, scheute aber weder Kosten noch persönliche Mühe, den Seinigen jeden erlaubten Genuß zu verschaffen, der im Bereiche der Möglichkeit lag.

Besonders übertrug er auf sie seine innige Liebe zur Natur, die sich weniger in Worten, als in seinem ganzen Wesen äußerte, und erschloß ihnen dadurch eine der reinsten Quellen irdischen Glückes.

Fast alle Sommer machte er mit seinen Kindern und jungen Freunden eine kleine Fußreise nach irgend einer schönen Gegend des Emmenthals und kürzte ihnen den Weg durch Erzählungen, die er theils aus Gelesenem, u. A. seinem Lieblinge Walter Scott, für seine jugendlichen Zuhörer zurechtstutzte, theils selbst erfand und mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit im Gehen vortrug. Bei solchen Spaziergängen achtete er streng darauf, daß Aecker und Wiesen

auch dem Wegesrande nach geschont würden und examinirte scharf über die vorkommenden Nutzpflanzen, Bäume u. s. w. und wehe Dem, der nicht bestund.

Eine hervorragende Eigenschaft an Bitzius war seine Pünktlichkeit in Bezug auf die Zeit, eine Eigenschaft, die den Seinen oft fast den Angstschweiß auf die Stirne trieb, wenn er auf irgend etwas warten mußte. Ein Ausbleiben oder Zuspätkommen bei den Mahlzeiten war ein streng gerügtes, beinahe unerhörtes Vergehen in seinem Hause.

Diese Pünktlichkeit und Ordnungsliebe kehrte sich aber nicht bloß gegen Andre, sondern er war selbst ein Muster davon. Nie ließ er eine Arbeit liegen, weil sie ihm nicht zusagte; seine Kirchenbücher waren in tadelloser Ordnung und niemals wurde die amtliche Correspondenz durch seine literarische Thätigkeit beeinträchtigt. „Laßt nur nichts an die Pfanne backen," äußerte er oft gegen jüngere Collegen, die über allzugroße Arbeitslast klagten.

Sommer und Winter frühstückte er um sechs Uhr und bereitete sich seinen Kaffee selbst, den er fast schwarz, ohne weitere Zuthat genoß. Dann gieng er sofort an die Arbeit und benutzte diese ersten Morgenstunden zu geistigem Schaffen, woher wohl auch die Frische und Lebendigkeit seiner Schilderungen herrührt. Nur dieß gewissenhafte Auskaufen seiner Zeit ermöglichte ihm in der verhältnißmäßig kurzen Frist von achtzehn Jahren die Hervorbringung von eilf größern und vielen kleinern Werken.

Im Laufe des Morgens nahm er gewöhnlich eine leichte Mahlzeit zu sich und fütterte seine Fische, Hühner und all' die Schmarotzer, die sich um ihn drängten. Seine

Lieblingskatze folgte ihm dann wieder auf sein Studirzimmer und er sagte einst im Scherze, sie besorge die Censur seiner Werke, indem sie, auf dem Schreibtische hin- und hergehend und mit seiner Feder spielend, mit dem Schwanze durchstreiche, was er soeben geschrieben.

Zur Sommerszeit widmete Gotthelf die Nachmittage seinen Gästen, oder machte Schulbesuche und Ausflüge nach der Armenanstalt, im Winter schrieb oder las er. Die Sommerabende brachte er meist in einem kleinen bretternen Gartenhäuschen zu, von wo er dem Spiel der Fische zusah, auf das Thun und Treiben seiner Kinder achtete und mit seiner Gattin und Schwester, die im freundlichen Haushalte der hülfreiche Genius war, gemüthlich plauderte.

Ein großer Freund von Baumzucht, überwachte er die Pflege seines Obstgartens, das Einsetzen der jungen Stämmchen selbst; es gehörte zu seinen liebsten Erholungen, Heerschau zu halten über seine Garde, die unter seiner Aufsicht prächtig gedieh.

Nicht ganz so glänzende Resultate förderten seine verschiedenen landwirthschaftlichen Versuche zu Tage und er erpreßte seiner Schwester, der Oberherrin des Garten-Departements, manchen Seufzer, wenn er Zeit und Arbeitskräfte dafür in Anspruch nahm. Die früher etwas vernachläßigte Umgebung des Pfarrhauses wurde unter seiner Anordnung zu einem kleinen Paradiese umgewandelt, in dem seine Lieblingsblumen, die Dahlien oder Georginen, eine große Rolle spielten.

Zu all' diesen häuslichen Interessen gesellte sich im Pfarrhause zu Lützelflüh noch eine fast patriarchalische Gast-

freiheit. Wer Bitzius zu diesem oder jenem Zwecke besuchte, dem stund sein Haus, sein Herz und seine Hand allezeit offen.

Als namentlich durch das Erscheinen des „Uli“ sein Name bis über die Grenzen seines engern Vaterlands hinausgedrungen war, wurde sein Haus zur Sommerszeit selten leer von Gästen, die er stets in liebenswürdigster Weise aufnahm und ihnen seine Zeit und seine Bequemlichkeit zum Opfer brachte.

Die Hausfrau ging auch hier ganz auf die Wünsche ihres Gatten ein. Nie zeigte eine verlegene Miene, ein hastiges Hin- und Herrennen den Gästen, daß irgend ein häusliches Waschfest durch sie gestört worden sei; es schien immer, als habe man in aller Muße gerade auf ihren Besuch gewartet. Und da gab es keine Ausnahmen und keinen Unterschied: der Tourist in elegantem Reisecostüm, der feine stolze Berner Aristokrat mit mehr oder weniger sichtbarer Herablassung, der benachbarte Geistliche, der Landmann im Halbleinen, so gut wie das alte Mütterchen, das mit einem Glase Wein oder einer Tasse Kaffee gelabt wurde — Alle waren herzlich willkommen und wurden mit der nämlichen Freundlichkeit und Einfachheit aufgenommen.

Den Bettlern von Profession war Bitzius abhold und wies sie oft sehr streng und rauh ab; dagegen übte er im Stillen eine Wohlthätigkeit, von der oft nicht einmal die Seinigen Kenntniß hatten. Armen Kindern, die irgend etwas feil boten: Körbe, Kräuter, Beeren und dergl., kaufte er ihre Waaren immer sofort ab, trotz der Vorstellungen seiner Frau, die oft fast untergieng in der Fluth von Vor-

räthen aller Art. Einem armen Manne gab er allwöchentlich seinen Batzen für Schnupftabak, ihn verstohlen heranwinkend, wenn es Niemand sah, um ihn nicht Vorwürfen auszusetzen. Jahrelang bezahlte er einen kränklichen Taglöhner, der fast nichts verrichtete, nur weil er wußte, daß ihn sonst Niemand beschäftigen würde und er mit den Seinen Mangel leiden müßte.

Bei öffentlichen Unglücksfällen, Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten, half er mit Rath und That, er schonte sich durchaus nicht und stund einst bei einem Brande mehrere Stunden lang im Wasser, um die ihm dargereichten Eimer zu füllen. Seiner besonnenen Hülfe in solchen Fällen mag es zuzuschreiben sein, daß von ihm die Sage gieng, er könne das Feuer „bannen", d. h. sein Weitergreifen verhindern, wenn er dreimal die Runde um die Brandstätte mache, ein Gerücht, das ihn sehr belustigte, als er es einmal zufällig vernahm.

Im Frühling 1846, gleich nach dem ersten Auftreten der Kartoffelkrankheit, stieg die Noth in den Gebirgsgegenden unsres Ländchens, namentlich auch im Emmenthal, zu einer schrecklichen Höhe. Kleie und Staub aus den Mühlen waren damals eine gesuchte Speise, die die Allerärmsten nicht einmal erschwingen konnten; sie kochten junges Laub und Gras als Gemüse, grüne unreife Waldbeeren bildeten den Nachtisch.

Da fand Bitzius ein weites Feld für seine liebevolle Thätigkeit. Er beschränkte sich nicht darauf, Lebensmittel auszutheilen an die Schaaren von Hungernden, die sein Haus umlagerten, sondern er zeigte den Armen „den wahren

Weg durch jede Noth" in seinem Buche „Käthi die Großmutter", das in jener Zeit entstanden war. „Der alte Gott lebt noch," das war die Zauberformel der schlichten alten Frau, mit der sie den Geist der Sorge von sich abhielt, und der alte Gott hat durchgeholfen durch das Weh und das Elend jener Tage.

Eine Eigenthümlichkeit von Bitzius' Charakter war auch seine Vorliebe für Einfachheit. Die Einrichtung seines Hauses, seine Gewohnheiten und Lebensweise waren im höchsten Grade schlicht und anspruchslos, sowie auch seine Kleidung. Seine Frau mußte alle Ueberredungskunst aufbieten, um ihn zur Anschaffung eines neuen Rockes zu bewegen und sagte oft mit Thränen in den Augen: „Er spart immer nur an sich selbst, nie an Andern".

Bitzius war eine gedrungene Gestalt von Mittelgröße, braunes krauses Haar umgab die breite Denkerstirne, seine Augen waren leuchtend und durchdringend, die Gesichtsfarbe von Luft und Sonne gebräunt. Seine kleine zierliche Hand verrieth nicht, welch' große körperliche Stärke ihm innewohnte. Im Reiten, Fahren, Turnen, Schwimmen war er Meister und veranstaltete einmal scherzweise mit seinem heranwachsenden Sohne Albert einen Wettlauf, worin er Sieger blieb. Ein Feind aller Weichlichkeit schlief er stets in ungeheiztem Zimmer und bis zu seiner letzten, langsam sich vorbereitenden Krankheit war seine Gesundheit unerschüttert.

Es war sein Feuergeist, der den sonst so stahlharten Körper verzehrte und ihm weder Ruhe noch Abspannung gönnte. Eine beinahe riesige Arbeitslast lag auf ihm, seine

Amtsgeschäfte, eine weitausgedehnte Correspondenz und endlich die in der letzten Zeit fast fieberhaft gesteigerte schriftstellerische Thätigkeit; gewiß, es war kein Wunder, daß dieß äußerlich in so geregelten Bahnen sich bewegende, innerlich so unendlich reiche und vielgestaltige Leben darunter zusammenbrach.

Wachsende Athembeschwerden ließen in ihm die Ahnung aufdämmern, daß seine Bahn bald durchlaufen sein werde. Er äußerte dieß auch gegen seine Frau: „Die Bitzius werden „nicht alt, ich muß wirken, so lange es Tag ist". Als er einmal von seinem Lieblingsplätzchen aus dem Untergang der Sonne zusah und eines seiner Kinder ihn um Erlaubniß zu einem Ausflug bat, gab er dieselbe, in ungewohnter Wehmuth beifügend: „Und ich gehe langsam den Garten hinab", ein für die Seinen sehr verständlicher Ausdruck, da am Ende des Gartens der Kirchhof lag.

Langjährige Freundschaft verband ihn mit seinen beiden Aerzten, von denen der Jüngere ein Studiengenosse von ihm war, der Andere, der seit fünfzig Jahren Hausarzt im Pfarrhaus zu Lützelflüh gewesen, ein silberhaariger Greis, eine rauhe originelle Natur, ihm gewiß manchen Zug zu den Bildern seiner tüchtigen Landärzte geliefert hat.

Bitzius war aber weit liebenswürdiger als Freund, denn als Patient, er wollte die ärztlichen Vorschriften nur insoweit befolgen, als sie ihn ungestört arbeiten ließen und war daher keineswegs erbaut, als ihm im Sommer 1853 eine Cur im Gurnigelbade verordnet wurde. Dennoch ließ er sich dazu verstehen, traf aber unglücklicherweise schlechtes

Wetter und bei seiner Rückkehr war von Besserung wenig zu spüren. Die Anzeichen einer Wassersucht traten immer deutlicher hervor. Eine unendliche Schlafsucht, die ihn selbst mitten in der lebhaftesten Unterhaltung befiel, war kein gutes Zeichen und flößte seiner Familie mit Recht bange Besorgnisse ein.

Dessenungeachtet arbeitete er rastlos, vollendete sein letztes größeres Werk, den „Schuldenbauer", sowie eine kleinere Erzählung „die Frau Pfarrerin", die bei seinem Tode sich noch im Manuscript vorfand.

Der schöne Sommer des Jahres 1854, der ihm mehrere liebe Besuche von Freunden zuführte, belebte und stärkte seine Kräfte wieder so, daß er sogar mit einem seiner Gäste einen kleinen Ausflug in die Berge ohne Beschwerde machte und auch das Predigen ihm leichter wurde.

Allein eine Erkältung, die er sich bei einem Krankenbesuche zuzog, führte Blutspeien herbei und veranlaßte ihn, seinem ärztlichen Freunde zu schreiben, doch ganz im Geheimen, Niemand sollte wissen, wie sehr er leide. Als der Arzt aber den Patienten gesehen, war es mit dem Geheimniß vorbei. Er verordnete die größte Ruhe und Sorgfalt, aber es hielt schwer, den Kranken zu bewegen, sich zu Bette zu legen, er gab erst nach, als das mit Macht zunehmende Fieber ihn dazu zwang.

Seine Sprache wurde immer undeutlicher, der Geist aber blieb zwischen den Fieberanfällen munter und frei. Er verfaßte ein Schreiben für die Armenverwaltung und als er es dem Secretär derselben übergab, mit der Frage, ob es wohl so recht sei, wiegte der weise Mann bedächtig sein

Haupt und sprach: „Ja, so im Ganzen mag es angehen, den „Styl aber wollen wir noch ein wenig glätten", was den Kranken zu herzlichem Lachen brachte.

In seinen Fieberphantasien beschäftigte er sich viel mit Sebastopol, das eben belagert wurde und wollte Reisen und Ausflüge machen. Große Sehnsucht zeigte er nach seinem damals in Lausanne weilenden Sohne und sagte mit Bestimmtheit Tag und Stunde voraus, wenn dieser, dem an ihn ergangenen Rufe zufolge, da sein könne. Wirklich traf er auch gerade zu dieser Zeit ein, der Vater bewillkommte ihn mit herzlicher Freude und besprach sich eingehend mit ihm über seine Studien.

Am Abende des 21. Octobers schien eine kleine Wendung zum Bessern eingetreten zu sein, aber gegen Morgen nahmen die Beängstigungen zu, der Kranke verlor das Bewußtsein, ein Stickfluß trat ein und die aufgehende Sonne des Herbstmorgens verklärte eines Todten friedevolles Antlitz.

Unglaublich schnell verbreitete die Trauerkunde sich über Berg und Thal, durch Stadt und Land, das Volk fühlte, was für einen unersetzlichen Verlust es erlitten, und folgte in großer Menge dem Sarge nach, der am 25. October auf dem einfachen Kirchhofe eingesenkt wurde; der Sohn fand seine Stelle an der Seite seiner Mutter. Das Grab ist bezeichnet durch einen Denkstein, der den Spruch trägt: Wer wahrhaftig ist, der redet frei, was recht ist, aber ein falscher Zeuge betrügt. — Wahrhaftiger Mund bestehet ewiglich, aber eine falsche Zunge besteht nicht lange. — Der Tod ist verschlungen in den Sieg! Tod, wo ist nun dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?

Mehr denn zwanzig Jahre sind seitdem über diesem Grabe dahingegangen. Unser engeres und weiteres Vaterland hat in dieser Zeit einen gewaltigen Umschwung erfahren; neue Verkehrsmittel bedingten neue Lebensgewohnheiten, neue Anschauungen. Unmerklich, aber unablässig formte das Volksleben sich nach der neuen Zeit, die andre Begriffe, andre Sitten mit sich brachte.

Bitzius starb an der Markscheide dieser neuen Entwicklungsepoche seines Vaterlandes. Ihm und seinem Volke galt die volle Liebe und Hingebung seines edeln Herzens, ihre Wohlfahrt war die Begeisterung und das Ziel seines Lebens. Mochten auch erst kommende Geschlechter die Früchte seiner Saaten ernten, ihn kümmerte es nicht, sein Wahlspruch lautete:

Vor Gott kommt es auf die Treue an.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

itdem ih
d weiter
i Unite
te Lebens
aber
Zeit,

jer neue
d seinen
edeln ge
as Ziel
ter die
, sein S

n.



